NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08253514 1

Zeitgenossen.

Dritte Reihe.

Dritter Band.

Zur Nachricht.

Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr., und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Reihen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Zeitgenossen.

Ein

biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

von

Friedrich Christian August Hasse,
Professor der historischen Hülfswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

Drittes Band.

(Nr. XVII—XXIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
452680 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1929 L

Inhalt des dritten Bandes.

(Dritte Reihe.)

XVII.

Biographien und Charakteriſtiken.

Seite

Georg IV. 5

Bernhard Erasmus Graf von Deroy. 44

Biographiſche Andeutungen.

Johann Philipp Gabler. Von Henneberg. . . . 61

Johann Auguſt Apel. 71

Pierre Simon, Marquis de Laplace. 80

Miszellen.

Nekrologe aus Strasburg.

Friedrich Auguſt Engelbach. 89

Seite

Thomas Lauth. 91
Daniel Friedrich Engelhardt. 92
Franz Daniel Reißeissen. 95
Georg Daniel Arnold. 99
Zu Lautsch's Biographie Wilhelm Heinse's. . . 104

XVIII.

Biographien und Charakteristiken.

Leben der A. L. Karschin, geb. Dürbach. Von ihr selbst erzählt in Briefen an Sulzer. Mit Ergänzungen von Wilhelm Körte. 3
Robert Bloomfield. Von Adrian. 43
Christian Wilhelm Ahlwardt. Von Aug. Schröder. 55

Biographische Andeutungen.

Malte-Brun. 73
Jakob Glatz. 80
James Watt. 83

Miszellen.

Benjamin Constant. 95
Etienne Henri Méhul. 100

XIX.

Biographien und Charakteristiken.

Sir Humphry Davy. Versuch einer Lebensbeschreibung von O. B. Kühn. 3

Biographische Andeutungen.

Fürst Blücher v. Wahlstadt. Von Friedr. Cramer. 71
Michael Graf Wiczay. 79
Louis François Elisabeth Baron Ramond. . . . 85

Seite

XX. XXI.

Biographien und Charakteriſtiken.

Don Gaspar Melchor de Jove Llanos. Von B. A. Huber. 3
Joſeph Chlopicki. 67
Klamer Eberhard Karl Schmidt. 132

Biographiſche Andeutungen.

Johann Jakob Hottinger. Von Heinrich Eſcher. 161
Carlo Rosmini. 181
Ludwig Choris. 183
Graf de Puiſaye. 192

XXII.

Biographien und Charakteriſtiken.

Das Brüderpaar Ludwig und Ebenezer Reynier. Von Karl Falkenſtein.
Ludwig Reynier. 3
Johann Ludwig Ebenezer Reynier. 23
Joſeph Longhi. Von Heinrich Haſe. 56

Biographiſche Andeutungen.

Admiral Collingwood. 87
Ludwig Philipp Graf von Ségur. 98

XXIII. XXIV.

Biographien und Charakteriſtiken.

Johann Heinrich Peſtalozzi, nach ihm ſelbſt und Andern geſchildert von W. B. Mönnich. 3
Johann Ernſt Chriſtian Schmidt. Von Karl Buchner. 85
Johannes Schweighäuſer. 119

Seite

Biographische Andeutungen.

Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn. Von Wilhelm Waiblinger. 161

Adolf Gottlob Lange. Von Karl Georg Jacob. 190

Biographien und Charakteristiken.

Georg IV.

Unter den günstigsten Auspicien bestieg Georg III. den britischen Thron. Als dieser junge Monarch seinem Großvater folgte, fand er zwar sein Königreich in einen bedeutenden Krieg verwickelt; allein das innere Staatsleben war befestigt und erfreute sich einer populairen Verwaltung, an deren Spitze ein Mann stand, dessen ausgezeichnete Talente und vorzügliche Beredtsamkeit, verbunden mit dem gleichförmigen Erfolg seiner energischen Maßregeln, die Opposition im Parlamente zum Schweigen brachte und ihm ein unbezweifeltes Uebergewicht über seine Collegen gab, unter denen sich Männer von nicht geringen Fähigkeiten befanden. Im Innern erfreute sich also das Reich der vollkommensten Ruhe, welche gegenwärtig nicht einmal durch die Anhänger der exilirten Familie der Stuarts unterbrochen wurde, die, freilich in kleiner Anzahl, vereinzelt, entmuthigt, ohne Freunde und unbeliebt beim Volke waren. Handel und Manufacturen befanden sich in dem blühendsten Zustande und boten reichliche Mittel für die unverhältnißmäßigen Ausgaben des Kriegs dar, welcher, obgleich nicht von glänzenden Erfolgen begleitet, dennoch volksthümlich war. Der junge Monarch selbst war der erste in England geborne Souverain aus dem Hause Braunschweig. Er trat seine Regierung unter den günstigsten, über ihn vorgefaßten Meinungen an, welche in der That durch sein liebenswürdiges, würdevolles Benehmen, seine untadelhaften Sitten und seine persönlichen Annehmlichkeiten gerechtfertigt wurden.

Die ersten Maßregeln des neuen Souverains bestätigten die von ihm gehegten Hoffnungen. Seine erste Rede im Parlamente, seine Antworten auf die ihm verschiedentlich überreichten Adressen, seine Annahme der ihm durch die Civilliste jährlich bestimmten Summe, anstatt seiner erblichen und an-

dern Revenuen, sein Vorschlag, daß die Richter von jetzt an ihre Stellen auf Lebenszeit behalten sollten, und das ausgezeichnete Urtheil, welches er in Bezug auf die Wahl seiner Lebensgefährtin, einer Königin wie Charlotte (eine Prinzessin aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz), entwickelte: alles Dies fand ungetheilten Beifall, und darum begrüßten seine Unterthanen den glücklichen Tag mit ungeheuchelter Freude, an welchem ihr geliebter Herrscher einen Erben seiner Krone erhielt.

Am 12. August des Jahres 1762, zwischen 7 und 8 Uhr Morgens, wurde die Königin durch die Hand der Mrs. Draper im St.-James-Palaste von einem Prinzen entbunden. Bei dieser Entbindung waren der Erzbischof von Canterbury, die Herzöge von Devonshire und Rutland, die Lords Hardwicke, Hundington, Talbot, Halifax, Bute und Masham, sowie die sämmtlichen Kammerfrauen und Ehrendamen der Königin gegenwärtig. Auch der Dr. Hunter war für den Nothfall zur Ausübung seiner Kunst herbeigerufen worden. Der Bote, welcher die frohe Kunde Sr. Maj. überbrachte, empfing ein Geschenk von 500 Pf. Sterling.

Wichtige Begebenheiten, wie die der Geburt eines Thronfolgers, gewinnen in den Augen des Volkes eine um so größere Bedeutung, wenn sie mit andern glücklichen Ereignissen zusammentreffen, und dieses war hier der Fall. Während noch der Donner des im Parke aufgestellten Geschützes das freudige Ereigniß anzeigte, bewegte sich ein langer Zug von 20 durch einen Haufen Seesoldaten begleiteten Wagen durch die St.-James-Straße. Sie enthielten den großen, am Bord der spanischen Fregatte Hermione vorgefundenen Schatz, eine der reichsten Prisen *), welche die Annalen der britischen Marine aufzuweisen haben. Der König stand mit einem großen Theile des Adels an den Fenstern über dem Thore des Palastes, um den erfreulichen Zug zu betrachten, und ein lebhafter Jubelruf des sich unten drängenden Volkes begrüßte ihn. Viele betrachteten dieses Zusammentreffen als ein Zeichen des künftigen Glücks des neugeborenen Prinzen.

Ein anderer Umstand, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, war, daß die Geburt des Prinzen gerade 48 Jahr nach der Gelangung des braunschweigischen Hauses auf den britischen Thron stattfand. Georg I. hatte denselben

---

*) Auf jeden einzelnen Mann kamen 900 Pf. bei der Vertheilung.

am 1. Auguſt 1714 (alten Styls) beſtiegen. Eine Adreſſe, welche die londner City dem König überreichte, feierte ausdrücklich dieſes Begegniß.

Am 17. Auguſt wurde der junge Prinz durch ein, unter dem großen Siegel erlaſſenes königl. Patent zum Prinzen von Wales *) und Grafen von Cheſter ernannt. Die Taufe deſſelben wurde am 8. September im großen Rathsſaale des Palaſtes durch den Erzbiſchof von Canterbury, Dr. Thomas Secker, vollzogen, und der Herzog von Cumberland, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz (welchen der Herzog von Devonſhire vertrat), ſowie die verwittwete Prinzeſſin von Wales übernahmen die Pathenſtelle bei dem Prinzen, welcher die Namen Georg Auguſt Friedrich empfing.

Gerade 1 Jahr war der Prinz alt, als der zweite Sohn des Königs, der verſtorbene Herzog v. York, am 16. Auguſt 1763 geboren wurde.

Die ziemlich in einem Alter ſtehenden Brüder konnten alſo zu gleicher Zeit ihren Unterricht beginnen, als ihre Erziehung einem Gouverneur übergeben wurde. Dieſer Umſtand trug unbezweifelt viel dazu bei, eine rege Nacheiferung unter ihnen zu erzeugen, aber auch das Band der Freundſchaft zwiſchen ihnen deſto enger zu ziehen.

Fürs erſte wurde das Amt der frühſten Pflege einer der liebenswürdigſten Frauen ihrer Zeit, der Lady Charlotte Finch übertragen, welche das Glück hatte, die ſämmtlichen Sprößlinge des königl. Hauſes, mit Ausnahme zweier Kinder, großzuziehen.

Ehe noch der Prinz das Alter von 3 Jahren erreicht hatte, wurde ihm (am 1. März 1765) Gelegenheit, bereits eine Adreſſe zu beantworten. Die zum Schutze der walliſer Armenſchulen zu Clerkenwell-Green in Middleſex geſtiftete Geſellſchaft alter Briten überreichte dieſelbe durch ihren Schatzmeiſter und ihre Vorſteher. In dieſer Adreſſe wurde unter Anderm geſagt, daß des Prinzen königl. Aeltern keinen Zeitpunkt ihres Lebens für zu früh gehalten hätten, um Gutes zu thun, und daß die Geſellſchaft hoffe, der Prinz werde, wenn ſpäter ſeine Tugenden ſich thätig beweiſen könnten, ſich mit Vergnügen des heutigen Tages erinnern.

---

*) Ein Titel, der jederzeit dem älteſten, oder dem älteſten überlebenden Sohne eines regierenden Souverains gebührt, aber auf die obgedachte Weiſe ertheilt wird. Der Prinz war der Zwanzigſte der königl. Familie von England, der dieſen Titel führte, ſeit der Zeit des erſten Prinzen von Wales, nachmaligen Eduard II.

Mit großer Aufmerksamkeit hörte der junge Prinz zu und entgegnete, natürlich vorbereitet, Folgendes: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für dieses Zeichen der Ergebenheit für den König und wünsche der wohlthätigen Anstalt Glück".

Am 26. Dezember desselben Jahres wurde der Prinz zugleich mit dem Erbprinzen von Braunschweig und dem Grafen Albemarle zum Ritter des Hosenbandordens ernannt. In dem Alter von 9 Jahren erhielten er und sein Bruder eine besondere Wohnung zu Buckingham-House.

Die Erziehung des künftigen Thronerben, sowie auch der später geborenen königl. Kinder war ein Gegenstand der größten Sorgfalt seines königl. Vaters, welcher alle ihm von den Staatsgeschäften übrigbleibende Zeit dazu anwendete, seinen Erstgeborenen zu unterrichten, bis er zu dem Alter gelangte, wo er ordentliche Lehrer bekam. Der erste Gouverneur der Prinzen war der Graf von Holderneß, der letzte seines Namens und ein Edelmann von sehr würdigem Betragen, welchem der Herr von Salzas, ein schweizerischer Edelmann, zugesellt wurde.

Die ersten gelehrten Erzieher der 2 Prinzen waren Dr. Markham, Bischof von Chester, und Dr. Cyrillus Jackson, später Decan des Christchurchcollegs. Mag es schon nicht geleugnet werden, daß diese Männer in jeder Hinsicht zu ihrem hohen Amte geeignet waren, so wurde man doch keinesweges durch ein System befriedigt, welches den Prinzen von Wales zu sehr von der Gesellschaft ausschloß. So wurde derselbe zwar ein sehr unterrichteter und vollendeter Gentleman, allein keinesweges erlangte er die einem Monarchen so nöthige Weltkenntniß. Man darf sich daher auch nicht wundern, wenn er später, nach einer so strengen Ausschließung von den unschuldigen Ergötzlichkeiten der Jugend, sich mit einer Begierde den Vergnügungen der Gesellschaft überließ, welche jener Strenge entsprach.

Ohne großen Aufwand von Anstrengung machte der Prinz v. Wales wahrhaft erfreuliche Fortschritte. Frühzeitig wurden ihm Horaz und Virgil vertraut und auch Tacitus, ungeachtet der Kürze und Dunkelheit seines Styls, gewährte ihm großes Vergnügen. Nicht geringer waren seine Fortschritte im Griechischen, von denen er bald nach dem Abgange des Grafen von Holderneß eine Probe ablegte. Dieser wurde nämlich durch Lord Bruce ersetzt, welcher, obschon für seinen Rang ziemlich unterrichtet, dennoch nicht die ihm als Oberaufseher der prinzlichen Studien nöthige classische Bildung besaß. Allerdings war aber das ihm übertragene Amt nicht das

eines eigentlichen Lehrers, sondern sein beständiger Umgang und die öftere Unterhaltung mit dem Prinzen sollte dazu beitragen, denselben zu bilden. Lord Bruce trat dieses Amt an, als der Prinz gerade 14 Jahr alt war.

Zu eben dieser Zeit wurde die literarische Welt durch das Erscheinen des von Hrn. Wood hinterlassenen Werkes: „Essay on the original genius of Homer", erfreut. Der Herausgeber dieses trefflichen Werkes, der gelehrte Jakob Bryant, überreichte noch vor der Veröffentlichung einen der ersten Abdrücke dem Könige. Der Prinz von Wales hatte soeben die Odyssee und kurz zuvor die Iliade gelesen, der Besitz eines solchen Buches, wie das des Hrn. Wood, verschaffte ihm, dem für Homer enthusiastisch Eingenommenen, das größte Vergnügen. Er las den Dichter mit erneuter Lust und machte seinen Gouverneur auf die Genauigkeit der Homerischen Geographie aufmerksam. Lord Bruce hatte mehr aus Artigkeit als aus Kenntniß des Gegenstandes nichts dagegen einzuwenden. Nur bei einer Gelegenheit wagte der Lord eine Meinung zu geben und eine Stelle anzuführen. Der Prinz bezweifelte deren Genauigkeit und machte ihn auf grobe Fehler in der Aussprache aufmerksam. Die angerufene competente Autorität gab dem Prinzen Recht, und der Lord wurde so sehr ein Gegenstand des Spottes, daß er es für gerathener hielt, seine Stelle niederzulegen. Als Entschädigung dafür erhielt er den Titel eines Grafen von Aylesbury und später die Stellen eines Kammerherrn und Schatzmeisters der Königin.

Dem Lord Bruce folgte als Gouverneur der Prinzen der Herzog von Montagu, welcher, ohne gerade große Kenntnisse in der Literatur zu besitzen, dennoch mit allen übrigen Eigenschaften zu seinem Amte versehen war.

Da kurz nachher der Bischof von Chester, Dr. Markham, zum Erzbischof von York befördert wurde, so legte er seine Stelle als Lehrer der Prinzen ebenfalls nieder. Ein gleiches that um dieselbe Zeit Dr. Jackson als Unterlehrer. Damals war ein müßiges Gerücht im Umlauf, als ob beide ausgezeichnete Männer Anlaß zur Unzufriedenheit dadurch gegeben, daß sie erlaubt hätten, dem Prinzen unpassende, niedrige Grundsätze enthaltende Bücher in die Hände zu geben. Doch dieses Gerücht war völlig ungegründet; vielmehr hatte der König selbst schon früher einmal seinen großen Unwillen darüber zu erkennen gegeben, daß ein Schriftsteller es gewagt hatte, dem Prinzen von Wales ein frivoles Buch zu dediciren. Der Dr. Markham wurde bis an seinen Tod vom Könige

sehr hoch geschätzt, und auch der Prinz von Wales gab später dem würdigen Prälaten die unzweideutigsten Beweise seiner Achtung und wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. Eben dies war mit dem Dr. Jackson der Fall.

An die Stelle des Dr. Markham trat der Bischof von Lichfield, Dr. Hurd, während Dr. Jackson durch Hrn. Arnald ersetzt wurde. Der verdienstvolle Dr. Hurd war ganz der Mann, welcher das Werk Markham's fortsetzen konnte. Der König sowol als auch der Prinz schätzten ihn ungemein hoch, und nie fand zwischen ihm und dem Herzog von Montagu das geringste Misverständniß oder auch nur eine Meinungsverschiedenheit über die Art und Weise der Erziehung des Prinzen statt.

Am 30. Novbr. 1780 ereignete sich ein rührender Auftritt, als die Trennung der beiden königl. Prinzen, von denen der jüngere (der Herzog von York) nach dem Continente reiste, erfolgte. Der König und die Königin mit allen Gliedern der königl. Familie weinten, und der Prinz von Wales war so bewegt, daß er in einem Zustande gänzlicher Gefühllosigkeit sprachlos dastand.

Nun begab es sich unglücklicherweise, daß der Prinz eine merkwürdige Zuneigung zu seinem Oheim, dem Herzog von Cumberland, faßte. Der Herzog war ein gutmüthiger, aber schwacher Mann, dessen ganzes Leben diesen Charakter und den der Verschwendung ansichtrug. Er fand ein großes Vergnügen an seinem Neffen und verleitete ihn, jedoch ohne böse Absicht, zu sehr verdächtigen Vergnügungen. Ein Vorfall dieser Art trug sich wenige Wochen nachher zu, als der Prinz majorenn geworden war. Beide wurden von Lord Chesterfield zu der in seinem Hause zu Blackheath stattfindenden Unterhaltung eingeladen. Die Gesellschaft bestand aus lauter Lebenslustigen. Der Becher ging rasch im Kreise umher, und bald fanden tragi-komische Scenen statt. Unter andern Tollheiten, ließ Einer von der Gesellschaft, als man eben aufbrechen wollte, einen großen Bullenbeißer los, der, aus Furcht vor Unglück, gewöhnlich angebunden war. Dieser, da er seine Freiheit fühlte, fiel einen Bedienten an, dem er auf eine fürchterliche Art den rechten Arm zerfleischte. Dann sprang das Thier auf ein Pferd zu und erwürgte es beinahe, sodaß dadurch Alles in die größte Verwirrung gerieth. Der Herr vom Hause, vom Wein erhitzt, befahl, einen Kreis zu machen und griff den Hund an; aber der Bullenbeißer stellte sich zur Wehre, sodaß Viele ihre Verwegenheit bedauerten. Zu Ende des Kampfes glitt der edle Wirth mehre Stufen hinab

und zerschmetterte sich beinahe den Hirnschädel. Da der Streit zu Ende war, sprang der junge Prinz in seinen Wagen, und sogleich in Schlaf fallend, überließ er seinem Oheim die Zügel, der ihn gesund nach Hause brachte.

Als der König von diesem Gelage hörte, konnte er nach dem ihm eignen Gefühle für Ordnung nicht länger zugeben, daß Jemand aus der königl. Familie vom Anstande abwich. Der König tadelte den Herzog von Cumberland über seine Unvorsichtigkeit; allein diese Zurechtweisung ging für den Herzog verloren, da er seine Versprechungen vergaß, sobald er sie gemacht hatte. Wie ausnehmend die Erziehung des Herzogs vernachläßigt war, davon gibt die Veröffentlichung seiner Briefe an die Lady Grosvenor und sein Verhör vor dem Gerichtshofe der Kingsbench durch den Lord Mansfield wegen Ehebruchs den vollkommensten und traurigsten Beweis.

Im Jahre 1780 fing auch die Bekanntschaft zwischen dem Prinzen von Wales und der Mary Robinson an, welche damals großes Aufsehen erregte.

Diese Frau, eine geborene Darby, wurde in dem Alter von 15 Jahren an einen Advokatenschreiber verheirathet. Da beide kein Vermögen hatten, so folgte bald dem unbesonnenen Streiche großes Elend. Mary nahm, da Robinson im Gefängnisse saß, zur Feder ihre Zuflucht und fand auf diese Weise bei der Herzogin von Devonshire Eingang, durch deren Vermittelung sie ein Engagement bei dem, damals unter der Leitung von Sheridan stehenden Drurylanetheater erhielt. Eine solche Begünstigung und ihre eignen persönlichen Reize verschafften ihr bald die Gunst des Publicums. Ihr vorzüglichster Bühnencharakter war der der Perdita, und in diesem gewann sie die Bewunderung des Prinzen von Wales. Sehr wahrscheinlich lag hierbei ein Anschlag Derjenigen zu Grunde, welche, um sich ein Uebergewicht über den Prinzen zu verschaffen, kein Bedenken trugen, seine Neigung zum Vergnügen zu befriedigen. In der That scheint es ganz thöricht, sich einzubilden, daß ein junger Mann von 18 Jahren, welcher unter solchen Beschränkungen wie der Prinz erzogen worden war, es, wenngleich von weiblicher Schönheit angezogen, gewagt haben sollte, solche Schritte bei einer verheiratheten Dame, sei sie auch eine Schauspielerin, zu machen, wenn nicht irgend ein gutmüthiger Freund ihm Beistand geleistet hätte. Die Intrigue konnte auch nicht ohne eine strafbare Connivenz Derjenigen fortgesetzt werden, welche wol etwas Besseres hätten unternehmen können. Die Lady selbst sucht in ihren Memoiren bei der Schilderung des Verhält-

nisses ihr eignes Benehmen in ein günstiges Licht zu stellen; allein den Leser muß es schmerzen, so viele hochgestellte und talentvolle Männer als offenkundige Beschützer dieser groben Verletzung des öffentlichen Anstandes genannt zu finden.

Charles James Fox und der Lord Malden brachten Perdita und Florizel (so wurde der Prinz genannt) zusammen, worauf der Dame gleich ein herrliches Etablissement eingerichtet wurde, was zwar zu jeder Zeit unvorsichtig gewesen wäre, allein am Hofe Georg III., am Schlusse eines entehrenden Krieges, mehr als gewöhnlichen Tadel verdient. Der König fühlte es schmerzlich; doch gab er dem Prinzen keinen härtern Beinamen als den eines leichtsinnigen Knaben. Minder gnädig betrachtete er Diejenigen, welche daran Theil genommen hatten.

Des Prinzen Bekanntschaft mit der Mrs. Robinson dauerte über 2 Jahre. Nach ihrer Trennung, welche wahrscheinlich durch ihre Zuneigung zum General Tarleton entstand, gab ihr der Prinz ein jährliches Einkommen von 500 Pf. Sterl. und außerdem noch 200 Pf. für ihre mit Robinson erzeugte Tochter. Sie ging alsbald nach Paris und erhielt bis an ihr Ende vom Prinzen durch den Lord Moira manche bedeutende Geschenke. Sie starb in körperlichem Elend und in Verborgenheit im Jahre 1801.

Da dem Prinzen von Wales ein besonderer Haushalt eingerichtet worden war, so gab er am Neujahrstage 1781, in Begleitung seiner Kammerherren und übrigen Dienerschaft, zum ersten Male öffentliche Audienz, in welcher er die Glückwünsche der fremden Minister und des Adels annahm.

Bei Gelangung zu seiner Mündigkeit war der Prinz von Wales unstreitig einer der ausgezeichnetesten jungen Fürsten Europas. Sowie er sich in den alten Sprachen ausgebreitete Kenntnisse erworben, so verstand er auch, sich geläufig in der französischen, deutschen und italienischen Sprache zu unterhalten. Die besten englischen Schriftsteller, vorzüglich die Dichter, waren ihm genau bekannt, und nie hat man seinen feinen Geschmack und sein correctes Urtheil in Bezug auf die schönen Wissenschaften, besonders auch auf Vocal- und Instrumentalmusik, worin er ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht hatte, in Abrede gestellt.

Mit diesen Vollkommenheiten verband der Kronprinz den Vorzug einer überaus schönen Gestalt. Ein ausdruckvolles Antlitz, das gebildetste und feinste Benehmen stand im angenehmsten Vereine mit der sich selbst bewußten Würde, der unerkünstelten Herablassung und dem bezaubernden We-

sen, dem Niemand widerstehen konnte, vor dem des Tadels Stimme schwieg, und die Unzufriedenheit sich in das Gefühl der Bewunderung auflöste. Kein Erstaunen kann es daher erregen, daß ein Mann von so vielen geselligen Talenten sich Die zu seinen Genossen auserkor, in deren Umgebung wir ihn bei seinem Eintritte ins Leben finden. Es befanden sich darunter die größten Talente, welche die Annalen Englands jemals erwähnen. Denn welche Namen sind nicht die eines Fox, Burke und Sheridan? Ihre ununterbrochne und vorsichtige Opposition gegen den unglückseligen Krieg, welcher mit dem Verluste der amerikanischen Colonien und einem ruhmlosen Frieden endigte, hatte ihnen in ihrem eignen Lande die größte Popularität und in Europa die höchste Achtung erworben.

Außer diesen 3 ausgezeichneten Männern beehrte der Prinz von Wales den Lord Rawdon (später Graf Moira und Marquis von Hastings), den Lord Hugh Seymour und den, unter dem Namen Jack Payne, bekannten geistreichen Contreadmiral Payne mit seiner besondern Freundschaft.

Zu den genauern Bekanntschaften des Prinzen von Wales gehörten auch die vorzüglichsten Mitglieder beider Parlamentshäuser, welche der Opposition sich zugesellten. Wir nennen als solche, besonders unter den Mitgliedern des Oberhauses, die Herzöge von Norfolk, Bedford, Devonshire, Portland und Northumberland; die Grafen von Derby, Cholmondeley und Fitzwilliam; sowie die Lords St.-John, Ponsonby, Craven und Southampton. Von dem Hause der Gemeinen sah er vorzüglich die Herrn Erskine (später Lord, auch Generalanwalt des Prinzen), Burgoyne, Coke, Crewe, Fitzpatrick, Francis, Grey, Honeywood, Knight, Lambton, Newnham, Plumer, Pigot, Taylor und Windham bei sich.

Obwol sich nun auch diesen noch eine große Anzahl der gewichtigsten Männer des Landes anschloß, so stand doch auch eine Menge niedriger Schmeichler und dienstfertiger Sykophanten mit ihm in Verbindung, was theils von ihrer Zustimmung rücksichtlich der politischen Ansichten, theils von ihrer Bereitwilligkeit, die lasterhaften Neigungen ihrer ausgezeichneten Genossen zu befriedigen, herrührte. Spiel, Faustkämpfe, Pferderennen und alle die gewöhnlichen leichtsinnigen Vergnügungen der jungen vermögenden Adeligen, welche ein Mal in der größten Verschwendung, das andere Mal in der drängendsten Geldnoth leben, wirkten auf den Prinzen so mächtig ein, daß er den ihm dargereichten Becher leider bis auf die Hefen leerte.

Am 23. Juni wurde dem Oberhause durch den Herzog von Portland und dem Unterhause durch den Lord John Cavendish, als Kanzler der Schatzkammer, eine königl. Botschaft mitgetheilt, worin der König seinen Entschluß, dem Prinzen einen besondern Jahrgehalt auszusetzen, der Berücksichtigung beider Häuser empfahl. Cavendish schlug dem Unterhause vor, dem Prinzen von Wales eine jährliche Civilliste von 50,000 Pf. zu bewilligen, zumal da des Königs eigne Einkünfte nicht bedeutend genug wären, diese Summe zu übernehmen. Außer vielen Gliedern des Parlaments, wünschte auch das Ministerium, dessen meiste Mitglieder Freunde des Prinzen waren, demselben die, von den frühern Prinzen von Wales bezogene Summe von 100,000 Pf. zu verschaffen. Allein der König, welcher die öffentlichen Abgaben nicht noch zu vermehren gedachte, weigerte sich so entschieden, daß man eine Zeitlang sogar an den Sturz der Minister dachte. Bei dieser Gelegenheit gab der Prinz von Wales einen herrlichen Beweis von Kindesliebe und Gemeinsinn, indem er den Wunsch aussprach, daß man Alles seinem Vater anheimstellen möchte. Carltonhouse, in welchem Schlosse früher die verwitwete Prinzessin von Wales gewohnt hatte, wurde zu des Prinzen Residenz in Stand gesetzt.

Am 11. Novbr. 1783 wurde der Prinz v. Wales bei Eröffnung des Parlaments in das Oberhaus eingeführt und am 21. zum Mitgliede des Geheimenrathes ernannt.

In demselben Jahre besuchte der Herzog von Chartres (der später unter dem Namen Philipp Egalité so bekannt gewordene Herzog von Orleans) England, und war 2 Monate hindurch der beständige Gefährte des Prinzen. Schon früher hatte er englische Kleidung und Lebensart auf eine Weise nachgeahmt, welche ins Lächerliche fiel. Wie ein solcher Mann, ohne die mindesten Grundsätze, das Vertrauen des Prinzen gewinnen konnte, ist freilich unbegreiflich. Der Herzog war reich, verschwenderisch und auf das äußerste ausgelassen. Fast beständig befand er sich in Carltonhouse, und unzählige glänzende Festlichkeiten wurden ihm zum Ehren gegeben.

Auch der Herzog von Lauzun, nachmals Herzog von Biron, trat um ebendieselbe Zeit in England auf und erhielt die Freundschaft des Prinzen.

Kurz nachher, als der Prinz sich von der Mrs. Robinson getrennt hatte, wurde er mit der Lady Fitzherbert bekannt, und zu Anfange des Jahres 1786 war diese Verbindung allgemeines Tagesgespräch. Sie war einige Jahre

älter als der Prinz, verband aber, obgleich ein wenig stark, bedeutende persönliche Reize mit einem würdigen und geistreichen Benehmen. Ferner besaß sie ein ziemliches Einkommen und genoß eines guten Rufes. Ihre Familie *) war geachtet. Als sie nach dem Tode ihres zweiten Gatten und ihrer Rückkehr aus Italien die Aufmerksamkeit des Prinzen in Brighton auffichzog, schlossen sie eine so enge Verbindung, daß sie die allgemeine Verwunderung des Publicums erregten. Zuversichtlich wurde erst heimlich, dann öffentlich behauptet, daß er, um der Lady Gewissen zu beruhigen, die Trauung mit ihr nach katholischem Ritus, zu welchem sie sich bekannte, habe vollziehen lassen. Zwar erschien dieses Vorgeben höchst abgeschmackt; doch gewann es einen so großen Glauben, daß man später sogar im Unterhause davon sprach.

Im Jahre 1780 beliefen sich die Schulden des Prinzen auf 100,000 Pf., außer den auf Carltonhouse verwendeten 50,000 Pf. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit machte seinem Herzen und Geiste gleich viel Ehre; denn vor allen wendete er sich, mit dem Versprechen einer bessern Aufführung, an den König, seinen Vater. Dieser verlangte über die Lage des Prinzen genaue Rechenschaft; aber (man weiß nicht genau, ob aus Unzufriedenheit mit dieser Rechenschaft, oder mit andern Seiten des prinzlichen Betragens, oder aus irgend einer andern Ursache) am 4. Juli überbrachte Lord Southampton dem Prinzen eine durchaus abschlägliche Antwort. So sah er sich genöthigt, das einzige, ihm übrig gebliebene Mittel zu ergreifen. Er beschloß die Aufhebung seines Haushaltes, die Beschränkung jeder überflüssigen Ausgabe und die Hinterlegung einer jährlichen Summe von 40,000 Pf. zu Abtragung seiner Schulden.

Aber auch dieses genügte ihm nicht. Schon lange hatte er sich einer Leidenschaft hingegeben, welche bei Personen von hohem Range zu herrschen pflegte, indem er sich Pferde für öffentliche Wettrennen hielt. Doch in dieser Bedrängniß gab er gern sein Lieblingsvergnügen auf. Seine mit großen Kosten zusammengekauften Pferde, seine Jagdhunde, ja sogar

*) Sie war die Tochter von W. Smythe, Esq. von Tonge-Castle, und ihre Schwester war die Gattin von Sir Carnaby Hagerstone. Im Alter von 20 Jahren verheirathete sie sich mit John Weld, Esq. von Lulworth-Castle in Dorsetshire und nach seinem Tode mit Fitzherbert von Swinnerton in Staffordshire. Der Letztere starb im Jahre 1780, an den Folgen einer Erkältung, die er sich bei dem Aufstand in London zugezogen hatte. Seine Witwe begab sich darauf nach Italien.

seine Kutschpferde wurden öffentlich versteigert, und brachten ihm die Summe von 7000 Guineen ein. Zu gleicher Zeit wurden die Bauten an Carltonhouse eingestellt, und die Anzahl seiner Diener vermindert; doch sorgte er als ein guter Herr dafür, daß Diejenigen, welche sonst hätten darben müssen, Pension erhielten. Dennoch unterlagen diese lobenswerthen Handlungen dem Tadel; die Hofleute stellten sie als zu voreilig und unehrerbietig gegen den König dar, und wahrscheinlich wurde hierdurch die Spannung vergrößert, welche nur schon zu lange zwischen dem Prinzen und seinem Vater bestand. Am deutlichsten zeigte sich dieses, als im August 1786 Margarethe Nicholson einen Angriff auf das Leben des Monarchen gewagt hatte, wovon der Prinz nicht durch einen Boten vom Hofe, sondern durch eine Privatcorrespondenz aus Brighton Nachricht erhielt. Hierauf eilte er zwar sogleich nach Windsor, jedoch wurde er blos bei der Königin, nicht aber bei dem Könige vorgelassen.

In dieser Bedrängniß bot ihm der Herzog von Orleans, welcher zum zweiten Male England besuchte, eine bedeutende, in günstigern Zeiten zurückzuzahlende Summe Geldes an. Dieses Anerbieten scheint der Prinz angenommen zu haben; allein seine politischen Freunde zeigten ihm, wie unpassend und gefährlich es sei, wenn er von einem französischen Fürsten abhängig wäre. Hierauf gab er eine abschlägliche Antwort, was Orleans so beleidigte, daß er nie wieder mit dem Prinzen sprach.

Unter diesen Umständen hielt man es für passend, sich an die Gerechtigkeit und Großmuth des Parlaments zu wenden. Zwei Mal hatte schon Sheridan, welcher damals das größte Vertrauen des Prinzen besaß, im Jahre 1786 eine Anspielung auf die unangenehme Lage des Prinzen gewagt, die übrigens durch dessen Einschränkungen bekannt genug geworden war. Die Opposition suchte aus der Unzufriedenheit des Prinzen Vortheil zu ziehen. Am 20. April 1787 fragte der Alderman Newnham Herrn Pitt im Unterhause, ob er gesonnen sei, in Bezug auf die verwickelte Lage des Prinzen irgend eine Maßregel vorzuschlagen. Hr. Pitt antwortete, daß er nicht befugt sei, ohne Befehl des Königs einen solchen Gegenstand zu berühren, und es bedürfe keiner Antwort, als daß Se. Maj. ihn mit keinem solchen beehrt hätten. Hierauf machte Hr. Newnham bekannt, daß er am 4. Mai eine Motion hierüber vor das Haus bringen würde.

Unterdessen bemühten sich des Prinzen Freunde aufs

eifrigste, demselben Anhänger im Hause zu gewinnen, und es kamen diese in so großer Anzahl zusammen, daß Hr. Pitt, beunruhigt darüber, am 24. April Hrn. Newnham ersuchte, die Art der Motion zuvor genauer anzugeben; es wäre dies wegen mancher ihm bekannten Umstände ein sehr delicater Gegenstand, und nöthigenfalls müsse er diese offenkundig machen. Ein eifriger Anhänger des Ministers, Hr. Rolle, Mitglied für Devonshire, wünschte ebenfalls die Unterdrückung dieser Motion, indem er bemerkte, es handle sich dabei um Dinge, welche wesentlich die Constitution hinsichtlich der Kirche und des Staates beträfen. Diese Worte bezogen sich auf die vorgebliche Vermählung des Prinzen mit der Witwe Fitzherbert, und beängstigten dessen Freunde überaus. Denn wenn auch durch die königl. Eheacte eine solche Verbindung aufgehoben wurde, so war doch durch die Bill of Rights jeder mit einer Katholikin vermählte Prinz des Throns verlustig, und es fragte sich, ob ungeachtet der Ungesetzmäßigkeit der Verbindung der Verlust des Throns nicht stattfinden müsse. In manchen ähnlichen Rechtsfällen pflegt eine bejahende Entscheidung einzutreten.

Am 27. April brachte daher Hr. Newnham blos vor, eine Adresse an den König in Bezug auf die Geldverlegenheit des Prinzen vorschlagen zu wollen. Sheridan sagte, der Prinz brauche seine Handlungen durchaus nicht zu verbergen; Hr. Pitt erklärte hierauf, die früher von ihm erwähnten Umstände seien nur auf die Geldangelegenheiten bezüglich; Hr. Rolle aber wiederholte seine Bemerkungen, sodaß am 30. Fox mit ihm in einen heftigen Wortwechsel gerieth und erklärte: die Heirath des Prinzen sei eine elende Erdichtung und gänzlich unmöglich. Diese Debatten machten einen sehr günstigen Eindruck, sodaß Pitt befürchten mußte, er werde mit seiner Partei überstimmt werden. Man schlug daher dem Prinzen eine Privatunterhandlung war; auf den Wunsch des Königs kam Pitt am 3. Mai mit ihm in Carltonhouse zusammen, und versprach ihm Hülfe, falls die Motion zurückgenommen würde, was denn auch am 4. Alderman Newnham bei vollem Hause wirklich that.

Am 21. äußerte eine königl. Botschaft die Besorgniß des Königs hinsichtlich der allzu großen Schulden des Prinzen von Wales, welche nicht vom Jahrgehalte bezahlt werden könnten, wenn der Prinz seinem Range gemäß leben sollte. Der König habe die gerechte Hoffnung, daß sein Sohn in Zukunft alles Schuldenmachen vermeiden werde, und sei selbst 10,000 Pf. jährlich aus der Civilliste beizutragen ge-

sonnen. Das Parlament pflichtete dieser Vermehrung des prinzlichen Einkommens bei und schlug 161,000 Pf. zur Bezahlung der Schulden und 20,000 Pf. für die Bauten zu Carltonhouse vor; doch wurden weder Schulden bezahlt noch Bauten beendigt.

Um noch einmal auf jene angebliche Ehe zurückzukommen, so fühlte sich die Witwe Fitzherbert durch Fox's Aeußerungen so gekränkt, daß sie nie wieder mit ihm ein Wort sprach. Selbst des Prinzen Misfallen hatten jene Aeußerungen erregt; doch war es schwer, sie öffentlich zu widerlegen, obgleich die Lady ihr Recht verlangte. In dieser Verlegenheit wandte man sich an Hrn. (jetzt Lord) Grey, der aber mit vornehmem Stolze abschläglich antwortete, worauf Sheridan die Sache in ein besseres Gleis zu bringen suchte. Die Verwirrung der Freunde des Prinzen war keinesweges zu verkennen.

Ebenso unangenehm war dies den Verwandten der Dame; allein man hielt es für das Klügste, ein Stillschweigen zu beobachten, womit der unabhängigere Theil der Nation keinesweges zufrieden war, und später brachte Hr. (dann Lord) Rolle die Sache abermals vor, als die Regentschaft besprochen wurde.

Seitdem ist wenig über das wirkliche Verhältniß dieser Bekanntschaft kundgeworden; nur das ist bemerkenswerth, daß der Schwager der Mrs. Fitzherbert vor Kurzem noch Cardinal geworden ist, wenn nicht durch den Einfluß, doch aus Artigkeit gegen den König. Sie selbst lebt jetzt, 75 Jahre alt, von ihrem Jahrgehalte (10,000 Pf.) zu Brighton.

Von einer sehr vortheilhaften Seite zeigte sich der Prinz bei der beängstigenden Krankheit des Königs. Am 20. Novbr., an welchem Tage dieselbe den beiden Häusern angezeigt wurde, war das Parlament prorogirt worden. Dann wurden die Sitzungen bis zum 4. Dezbr. verschoben, wo das Parlament den ärztlichen Bericht erhielt, der ihm genügend erschien. Der Prinz v. Wales, als muthmaßlicher Regent des Landes, war als Gegner der damaligen Minister wohlbekannt, und es stand kaum zu bezweifeln, daß in dem Falle ein neues Ministerium unter dem Herzoge v. Portland und Fox zu Stande kommen würde. Eilig kehrte Fox von einer Vergnügungsreise auf dem Continente zurück und drang in Verein mit Burke und andern Oppositionsmitgliedern auf Untersuchung des ärztlichen Berichts, wozu endlich in jedem Hause ein Comité von 21 Personen niedergesetzt wurde. Diese berichteten am 10. Dezbr., und zugleich schlug Pitt vor, noch einen

andern Ausschuß zu ernennen, welcher das Benehmen des Hauses in ähnlichen Fällen untersuchen sollte. Fox trat dagegen entschieden auf, behauptete, Aehnliches habe sich bis jetzt noch nicht ereignet, und überdies habe doch der Thronerbe die gegründetesten Ansprüche auf die ausübende Gewalt im Namen des Königs. Augenblicklich wußte sich Pitt diese unvorsichtigen Aeußerungen zu Nutze zu machen. Er nannte diese Behauptung fast einen Verrath gegen die Staatsverfassung und erklärte, der Prinz habe durchaus kein besonderes Vorrecht. War nun gleich diese Ansicht ebenfalls irrig, so zeigte sich Pitt dennoch dadurch als einen Vertheidiger der Volkrechte und wußte dadurch seine Motion durchzusetzen. Eine ähnliche schlug Lord Camden am nächsten Tage (11. Dezbr.) im Oberhause vor, und nach langen Debatten bat endlich der Herzog v. York um Beseitigung dieser Streitfrage, indem der Prinz von Wales an keine Ansprüche gedacht habe.

Am 16. Dezember brachte Pitt 2 Beschlüsse in Antrag: 1) daß die königl. Autorität für unterbrochen, und 2) daß das Parlament zur Ersetzung dieses Mangels für fähig zu erklären sei. Nach heftigen Zwistigkeiten gingen beide Anträge mit 268 gegen 204 Stimmen durch, worauf Pitt am 30. dem Prinzen brieflich folgende Vorschläge machte: der Prinz solle die königl. Macht erhalten, ohne jedoch über persönliches Eigenthum des Königs, über Aemter, oder Pensionen, oder Pairswürden entscheiden zu dürfen. Der Prinz antwortete am 2. Jan. 1789 und nahm in seinem diesfallsigen Schreiben unter verschiedenen Einwürfen die Regentschaft an. Hierauf brachte Pitt am 4. Jan. diese Anträge im Unterhause zur Sprache, und unerachtet Burke, Sheridan, Fox und Lord North alles Mögliche versuchten, so gingen sie doch mit großer Majorität durch. Dasselbe geschah im Oberhause; doch protestirten am 23. Jan. die Herzöge v. York und Cumberland nebst 55 andern Pairs dagegen. Am 30. überreichte ein dazu bestimmtes Comité dem Prinzen diese Beschlüsse, die er mit vorsichtigen, jedoch von seinem Unwillen zeugenden Ausdrücken annahm. Am Tage darauf schlug Lord Camden vor, der Lordkanzler solle im Auftrage beider Häuser einen Ausschuß ernennen, der, aus den Prinzen von Geblüt und den höchsten Staatsbeamten bestehend, die Sitzung eröffne. Auch dies ging durch; doch weigerten sich die Prinzen von Geblüt ausdrücklich, ihre Namen dabei aufführen zu lassen. So wurde daher am 3. Februar die Sitzung förmlich eröffnet, und schon war auch im Unterhause die auf diese Beschlüsse gegründete Bill am 12. Febr. durchgegangen, als

auf einmal der Lordkanzler offizielle Kunde ertheilte, der König sei nach Erklärung der Aerzte auf dem Wege der Besserung. Nun unterblieben fast 3 Wochen lang alle Parlamentsgeschäfte, bis am 10. März der Befehl des Königs verkündet wurde, die Eröffnung der Sitzungen auf gewöhnliche Weise zu bewerkstelligen. Ein allgemeines Dankfest wurde wegen dieses freudigen Ereignisses angeordnet, und der König zog selbst am 23. April mit in die St.-Paulskirche.

Bemerkenswerth ist, daß das irländische Parlament ganz andere Grundsätze als das englische befolgte. Gleich nach der Nachricht von der Regierungsunfähigkeit des Königs schlug Hr. Conolly am 11. Febr. 1789 eine Adresse an den Prinzen v. Wales vor, worin dieser um die Uebernahme der Regentschaft ersucht werden sollte. Diese ging im Unterhause und am 16. auch im Oberhause mit einer Mehrheit von 19 Stimmen durch. Der Lordlieutenant, Marquis v. Buckingham, weigerte sich, diese Adresse nach England zu schicken, und somit ernannten die beiden Häuser einige ihrer Mitglieder zu persönlichen Ueberbringern derselben. Am 25. Febr. trafen diese zu London ein und überbrachten sie am nächstfolgenden Tage dem Prinzen zu Carltonhouse. Seine Antwort war zwar zufriedenstellend, allein wegen des Königs Besserung gab er noch keine entscheidende Antwort, bis er am 12. März unter Bezeigung des herzlichsten Dankes den Antrag ablehnte.

Zwei Tage zuvor hatte der Lordkanzler bereits im Namen des Königs den beiden Häusern für ihre lebhafte Theilnahme die Aeußerungen der Erkenntlichkeit mitgetheilt. Leugnen läßt sich nicht, daß sich der Prinz bei dieser Angelegenheit sehr vorsichtig benahm. Dies thaten seine Umgebungen nicht im gleichen Maße, und nur zu bald entstand dadurch unter ihnen selbst Streit.

Kurz darauf entfernte der König alle Staatsbeamte, welche hinsichtlich der Regentschaft mit der Opposition gestimmt hatten; darunter befanden sich der Herzog v. Queensbury, der Marquis v. Lothian, Lord Carteret und Lord Malmesbury. Doch auch dem Prinzen v. Wales und dem Herzoge v. York ließ er seine Unzufriedenheit empfinden, obgleich der Prinz sich in einem Briefe an ihn dazu erbot, Rechenschaft von seinem Benehmen abzulegen.

Indeß der König auf Anrathen seiner Aerzte eine Reise in das Seebad von Weymouth und von dort in Begleitung der Königin durch das westliche England machte, besuchte der Prinz nebst seinem Bruder, dem Herzoge v. York, Yorkshire,

wo am 29. Auguſt die ſtädtiſche Gemeinde von York dem Prinzen das Bürgerrecht der Stadt in einer goldnen Kapſel überreichte und ihm ihren Dank für ſein Benehmen in Bezug auf die Regentſchaft abſtattete. Der Prinz ertheilte eine huldreiche Antwort und bezeigte Freude, ſeine Geſinnungen anerkannt zu ſehen.

Einige Jahre nach dieſen Vorfällen zog ſich der Prinz von den öffentlichen Verhältniſſen gänzlich zurück, und es ſei uns hier vergönnt, einen Rückblick auf ſein Privatleben zu werfen.

Im Jahre 1782 hatte der Prinz zuerſt ſeinen Oheim, den Herzog v. Cumberland, in Brighton beſucht, und es gefiel ihm daſelbſt ſo ſehr, daß er dort ein Haus für ſich zu bauen beſchloß. Im Jahre 1784 entſtand der berühmte Marine-Pavillon, den er auch als König im Sommer zu bewohnen pflegte. Seitdem nahm Brighton immer mehr an Bevölkerung zu. Es hatte im Jahre 1801 nur 1282 Häuſer und 7400 Einwohner; im Jahre 1829 zählte es aber 3947 Häuſer und 35,000 Einwohner, wozu noch während der ſchönen Jahreszeit 12—15,000 Badegäſte kamen.

Hier ſowie in Carltonhouſe lebte der Prinz in der Umgebung der ihm befreundeten Staatsmänner: Fox, Burke, Sheridan, Marquis v. Haſtings, Lord Coleraine; dazu geſellten ſich aber auch viele andere, der Ausſchweifung und Verſchwendung ergebene Perſonen, welche ihn vorzüglich zu Pferderennen und Boxen verleiteten. Unmöglich können die Summen angegeben werden, welche der Prinz im Ankauf von Pferden oder durch Wetten ausgab, bis er gegen das Ende des Jahres 1791 wegen eines Unfalls in New-Market dieſer Leidenſchaft zu entſagen begann.

Am 8. Febr. 1790 gab der Prinz ſein erſtes Lever zu Carltonhouſe, welches jedoch wegen der Abweſenheit des weiblichen Adels nicht ſehr beſucht war. Im März deſſelben Jahres ließ er einen Theil ſeiner Pferde für beinahe 4000 Pf. verkaufen.

So lebte der Prinz mehre Jahre abwechſelnd in Brighton und Carltonhouſe, ohne ſich um die wichtigen politiſchen Streitfragen der Zeit zu bekümmern. Er war wol auf der Seite ſeiner alten, zum größten Theile noch immer zur Oppoſition gehörenden Freunde; aber da der Schutz des Thronerben von wenig Nutzen war, ſo ließen ſie ihn deshalb ungeſtört. Somit hätte er ſeine Privatverhältniſſe aufs beſte ordnen können, wenn er ſich nicht aufs Neue ſeinen koſtſpieligen Vergnügungen überlaſſen hätte. Außer ſeiner engen

Verbindung mit Mrs. Fitzherbert soll er noch mit der Lady Jersey gelebt haben. Seine Schulden waren bezahlt, sein jährliches Einkommen vergrößert, sein Palast ausgebaut, und doch machte er wiederum so ungeheure Schulden, daß die Gläubiger laut zu drohen anfingen, was den ordnungsliebenden König aufs tiefste kränken mußte. Deshalb hielt dieser es für das Passendste, daß der Prinz sich vermähle, und zwar um so mehr, als der Herzog v. York *) kinderlos, und die übrigen Söhne seines Hauses noch unvermählt waren. Pitt, gegen welchen der König seine Meinung mehrmals äußerte, war zwar diesem Schritte ziemlich abgeneigt; mußte aber endlich nachgeben, weil der König eine Einmischung in Familienangelegenheiten nicht liebte. Ebenso wenig sagte es aber auch dem Prinzen zu, eine so enge Verbindung einzugehen, da ihm so lange die schönsten Frauen des Landes zugethan gewesen waren, und überdies die Fitzherbert, an der er wirklich hing, alles Mögliche dagegen aufzubieten versuchte, weil sonst ihr Glück, ihre Verbindung, überhaupt ihre ganze Stellung nothwendig darunter leiden mußte. Doch muß man ihr zur Ehre anführen, daß sie nach der Vermählung des Prinzen durchaus nicht ihren ehemaligen Einfluß zu behaupten suchte, und daß von dem später erneuerten Verhältniß zu ihr der Prinz durchaus die Schuld trug. Gewiß hätte er sich daher nicht verehlicht, hätte ihn nicht seine ungeheuern Schulden gezwungen, sich abermals an den König und Pitt zu wenden, welche ihm Hülfe nur unter der Bedingung seiner Vermählung zusagten.

Die Königin hatte als Gemahlin des Prinzen ihre Nichte, die Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, vorgeschlagen, welche später als Königin von Preußen ihrem Volke unvergeßlich und ihres Unglücks wegen allgemein beklagt wurde. Allein der König wählte seine Nichte, die Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth, Tochter des Herzogs von Braunschweig und der Prinzessin Auguste, seiner Schwester. Der König hoffte, Familienbande würden seinen Sohn von verschwenderischer und ausschweifender Lebensart zurückhalten. Da des Prinzen Hülfsquellen gänzlich erschöpft, die Tilgung seiner Schulden und eine Vermehrung seines Einkommens zugesagt, und ihm die Prinzessin als liebenswürdig geschildert worden war, so gab er nach einer Berathung mit Freunden seine Einwilligung.

*) Er hatte sich im Jahre 1791 mit einer Prinzessin von Preußen vermählt.

Nun wurde von Seiten des Königs dem Herzoge von Braunschweig (Anfangs des Jahres 1794) ein förmlicher Antrag zu einem Ehebündnisse zwischen dem Prinzen v. Wales und der Prinzessin Karoline gemacht. Die Prinzessin, welche darum befragt wurde, nahm die Nachricht mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Ruhe auf; zwar gab sie zu, daß dieser Antrag ihrer Familie vortheilhaft sein würde, doch ihr Herz schien dabei nichts zu empfinden. Sie gab ihre Einwillung, weil sie von den Thorheiten, aber auch von der Großmuth des Prinzen gehört hatte; allein lieben konnte sie ihn nicht, besonders noch, weil sie einem jungen deutschen Fürsten zugethan war, dem sie ihre Hand nicht reichen konnte. In einem Briefe vom 28. November 1794 an eine deutsche Dame schreibt sie unter Anderm Folgendes:

„Sie kennen mein Geschick, liebe Freundin! Ich soll mich mit meinem Cousin, dem Prinzen v. Wales, verbinden, dessen edlen Sinn ich achte, und dessen Briefe von einem feingebildeten Geiste zeugen. Mein Oheim ist ein guter Mann, und ich liebe ihn recht innig; doch niemals werde ich so recht glücklich sein. Ein ewiges Bündniß soll ich schließen, fern von allen Freunden und Verwandten, von allen mir Werthen und Theuern. Ich fürchte die Folgen. Doch ehre und achte ich meinen zukünftigen Gatten und erwarte große Aufmerksamkeit von ihm. Wehe mir! mitunter sage ich mir, ich könne ihn nicht innig lieben. Meine Ehe ist mir gleichgültig, wenn auch nicht abschreckend; ich hoffe auf Glück, doch wird meine Freude wol nicht enthusiastisch sein. Den Mann meiner Wahl darf ich nicht besitzen und ergebe mich in mein Geschick. Jetzt studire ich genau die englische Sprache; ob ich dieselbe schon kenne, möchte ich sie doch fließend sprechen. Ich werde mich bemühen, meinen Gatten glücklich zu machen und ihn mir günstig zu stimmen, da ich nun einmal Prinzessin v. Wales werden soll".

Am 30. Dezbr. 1794 theilte der König in einer Rede dem Parlamente zuerst die Nachricht von dieser Verbindung mit. An demselben Tage reiste die Prinzessin von Braunschweig ab und schiffte sich am 28. März 1795 auf dem Jupiter, in Begleitung der Damen Aston und St.-Leger, ein. Lady Jersey, welche ebenfalls zu dieser Begleitung von dem Prinzen bestimmt worden war, hatte ihr nicht entgegenfahren wollen. Am 4. April landete die Prinzessin bei Greenwich-Hospital, wo kurz darauf Lady Jersey eintraf. Sie fuhr unter lautem Jubel des Volks nach dem St.-James-Palaste und wurde dort in ihre Gemächer eingeführt, wo sie

sich am Fenster dem Volke zeigte. Gegen 5 Uhr ließ sie sich mit dem Prinzen zur Tafel nieder und erhielten hierauf den Besuch des Königs und der königlichen Familie, wobei die Königin nicht ganz zufrieden zu sein schien. Am Abende äußerte sich wiederholt die Volksfreude, sodaß die Prinzessin ans Fenster trat und folgende Worte sprach: „Glauben Sie mir, ich fühle mich glücklich und erfreut, die gute und brave englische Nation, die beste auf Erden, zu sehen".

Unstreitig war es nicht passend, ja fast beleidigend, daß der Prinz die ihm so nahestehende Lady Jersey zur Hofdame bei der Prinzessin beförderte. Sie suchte ihren Einfluß zu behaupten und theilte dem Prinzen das unvorsichtige Geständniß der Prinzessin mit, daß sie früher einen deutschen Fürsten geliebt habe. Am Tage darauf war das Benehmen des Prinzen merklich kälter gegen die Prinzessin geworden.

Endlich wurde am Abende des 8. April 1795 in der königl. Capelle zu St.-James vom Erzbischofe von Canterbury die Ehe eingesegnet, worauf viele Festlichkeiten folgten, an denen das Volk herzlichen Antheil nahm. Die Prinzessin sah aber bald ein, daß Lady Jersey eigentlich die Gattin des Prinzen sei, was sie auch gegen diesen äußerte; wenige Worte vermochten damals den Zwist noch zu beseitigen.

Am 27. April bat der König in einer Botschaft das Parlament um Bestimmung über eine Haushaltung für den Prinzen und seine Gemahlin, auf die Weise, daß ein Theil davon die Schulden des erstern decken könnte. In damaliger bedrängter Zeit wurde diese Mittheilung übel aufgenommen, und vielfache Flugschriften erschienen gegen den Prinzen. Am 14. Mai stellte Pitt vor, der Prinz (welcher jährlich ein Einkommen von 60,000 Pf. und 13,000 Pf. von Cornwallis hatte) bedürfe jetzt ein jährliches Einkommen von 125,000 Pf. außer den Einkünften von Cornwallis, überdies 27,000 Pf. zu Anordnung der Haushaltung und 26,000 Pf. zum Ausbaue von Carltonhouse. Die Prinzessin solle jährlich 50,000 Pf. als Ausgesetztes haben. Die Schulden des Prinzen beliefen sich auf 630,000 Pf., wofür jährlich 25,000 Pf. ausgesetzt werden sollten; außerdem theilte er noch viel genauere Notizen mit. Ungeachtet mannichfacher Einwürfe gingen endlich Pitt's Vorschläge insgesammt durch.

Am 28. Mai machte der Kanzler der Schatzkammer bekannt, daß er eine Motion zur Deckung der Schulden vermöge eines Theils des Einkommens beabsichtige; worauf gleich am 1. Juni eine Botschaft vom Prinzen v. Wales an

das Haus gelangte, worin er zu verstehen gab, daß er sich gänzlich der Weisheit desselben überlasse und seine Ausgaben gern vermindere. Ein gleiches Anerbieten erfolgte von Seiten der Prinzessin, damit ihr Gemahl seine Schulden bezahlen könne, und sie dem guten Volke Englands Freude mache. Hierauf schlug der Kanzler der Schatzkammer vor, ein Comité zu ernennen, um vermöge einer Bill die Ausgaben des Prinzen v. Wales sowie die Verwendung eines Theils seines Einkommens zur Bezahlung seiner Schulden zu ordnen. Die Proposition ging nach langen Debatten mit einer großen Majorität durch. Am 5. Juni brachte der Kanzler eine Berechnung über die Einkünfte des Herzogthums Cornwallis während der Minderjährigkeit des Prinzen v. Wales sowie einen Bericht über die Schulden *) und über die Anwendung von 25,000 Pf. zur Ausbauung von Carltonhouse zur Sprache. Dann meinte er, daß es vor Besprechung der Frage, wie viel von dem Einkommen des Prinzen zur Tilgung der Schulden desselben zu verwenden sei, nothwendig wäre, zu bestimmen, ob das Haus, im Falle des Todes des Prinzen, die dann noch unbezahlten Schulden trage wolle. Sein Rath ging in dem Comité dahin, 65,000 Pf. nebst den Einkünften von Cornwallis (im Ganzen 78,000 Pf.) für die Liquidation auszusetzen, weil diese Last der Civilliste nicht aufgebürdet werden könne, die, im Falle daß der Prinz stürbe, noch für die Prinzessin zu sorgen habe. So kam am Ende eine Bill, um den Prinzen vor Contrahirung neuer Schulden zu sichern, eine zweite, um demselben eine Haushaltung zu geben, und eine dritte, der Prinzessin ein Ausgesetztes zu gewähren, vor das Parlament. Alle diese Verhandlungen waren der Letztern überaus peinlich, und sie pflegte oft zu sagen: sie wolle lieber in einer Hütte mit Wasser und Brot leben, als so die Lebensweise der königl. Familie und ihres Gemahls besprochen wissen.

Der Herzog v. Clarence äußerte zu derselben Zeit im Oberhause, daß offenkundig bei der Vermählung des Prinzen eine Stipulation stattgefunden habe, nach welcher die Schulden gedeckt werden sollten. Dann schilderte er die Prinzessin als eine liebenswürdige, ihrer Familie entrissene Frau; „denn", fuhr er fort, „obgleich ihre Mutter des Königs Schwester ist, so kann man sie doch ihren Verwandten entrissen nennen,

*) Hiernach belief sich die Totalsumme derselben auf 639,890 Pf. 4 Sch. 4 P.

da alle ihre frühern Verbindungen aufgelöst sind. Was muß sie nun unter solchen Umständen fühlen, die sie bei ihrem Eintritt in ein Land empfangen, wo sie Alles ihrem hohen Range und ihrer erhabenen Stellung angemessen vorzufinden erwarten durfte".

Endlich schränkte sich der Prinz v. Wales, auf Bitten seiner Gemahlin, seines Vaters und seiner Freunde, sowie aus dringender Nothwendigkeit ein und behielt nur die Marquise v. Townshend und die Gräfinnen v. Jersey, Carnarvon und Cholmondeley, von denen er keine entlassen wollte:

Die königl. Eheacte ist oft und, dem Anscheine nach, mit großem Rechte getadelt worden, indem sie in verschiedenen Zeiten viel zu den traurigen Zwistigkeiten in der königl. Familie beigetragen hat. Sie ist an den späten Heirathen den Söhne Georgs III. sowie an den besondern Verhältnissen der Thronfolge Schuld, und anstatt eines zahlreichen Familienkreises von Söhnen und Töchtern ist nur eine muthmaßliche 12jährige Thronerbin da, die Tochter des verstorbenen Herzogs von Kent. Allerdings haben der fünfte und siebente Sohn, die Herzöge v. Cumberland und Cambridge, Söhne, und der sechste, der Herzog v. Sussex, ist durch die obengenannte Acte geschieden worden. Er hatte 1793 in Rom die Bekanntschaft des damaligen Gouverneurs der Bahamainseln, Lord Dunmore, gemacht, dessen höchst liebenswürdige Tochter Auguste Murray er heirathete. Nach ihrer Schwangerschaft verband er sich noch ein Mal im Dezbr. 1793 in der Georgenkirche zu London nach dem Ritus der anglicanischen Kirche mit ihr. Der König ließ kurz darauf diese Ehe trennen, sodaß 1794 im August beide Trauungen, die in England wie die in Rom, für ungültig und ungesetzlich erklärt wurden. Allein das Ehrgefühl hat den Herzog zurückgehalten, eine neue Verbindung zu schließen.

Diese Thronfolge bewirkt auch, daß im Falle der Thronbesteigung der Prinzessin Victoria, der unmittelbaren Nachfolgerin des gegenwärtigen Königs Wilhelms IV., die Krone von Hanover an den Herzog v. Cumberland oder seine Nachfolger übergeht (denn in Deutschland sind die Weiber ausgeschlossen); ja, sollte die Nachkommenschaft von Cumberland aussterben, so hätte der Herzog v. Sussex die Ansprüche mit seinen Kindern, und dann könnte sein Sohn, August v. Este, König von Hanover werden, weil die Trauung zu Rom nicht gegen hanöversches Recht verstößt und dort also gültig ist (?).

Da der Prinz v. Wales wider seinen Willen die Prinzessin Karoline geheirathet hatte, so entstanden die durch Lady Jersey angeregten und nur scheindar beigelegten Zwistigkeiten bald von Neuem; die Lady verhehlte ihre Abneigung gegen die Prinzessin gar nicht mehr, und häusliches Unglück mußte darauf folgen. Die Prinzessin weigerte sich, in Abwesenheit ihres Gemahls mit der Lady zu speisen, oder überhaupt mit ihr zu reden; allein der Prinz verlangte, sie solle Lady Jersey als seine Freundin behandeln, immer mit ihr speisen und sie wie die übrigen Hofdamen zur Unterhaltung ziehen. Sie widersetzte sich, sprach bitter über die Lady und foderte ihre Entlassung. Er hingegen wollte ihre Wünsche nicht erfüllen und ließ erzürnt die Prinzessin in Carltonhouse allein. Nun wendete sie sich an den König, beschwerte sich und schilderte ihre verlassene, bedrängte Lage. Dieser trat ins Mittel, versöhnte sie und brachte es bei dem Prinzen dahin, daß er Lady Jersey aufgab und sie nicht mehr zum Hofdienst zuließ; doch erfüllte er dies nur insoweit, als es seiner Neigung zusagte, indem er sie doch nicht ganz verließ.

Die Prinzessin lebte eingezogen, weil sich der Prinz sehr einschränken mußte, nachdem er einen Theil seiner Einkünfte zur Tilgung seiner Schulden ausgesetzt hatte. Sie unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel, ließ sich selten öffentlich sehen und erschien nur dann und wann in der Oper.

Kurz darauf belebte sich die Liebe des Prinzen zur Mrs. Fitzherbert aufs Neue. Zwar war sie nicht so auffallend, doch gab er ihr reichliche Pensionen; in Parklane wurde ihr eine Wohnung eingerichtet, wohin sie oft Gesellschaften lud. Alles dies wußte die Prinzessin und beklagte es oft.

Ihre Lage wurde täglich drückender. Ihre Entbindung kam näher, und der Prinz lebte kaum bei ihr, während die Fitzherbert besucht und geliebkost wurde. Wenig von der erwarteten prachtvollen Lebensweise hatte sie vorgefunden, und nur der König nahm persönlich und brieflich herzlich an ihr Theil. Unterm 1. Dezbr. 1795 schrieb sie Folgendes an eine deutsche Freundin:

„Ich sehe meiner Entbindung sehr bald entgegen; zwar weiß ich nicht, wie ich die Stunde der Einsamkeit ertragen werde, allein ich vertraue dem Höchsten. Die Königin besucht mich selten, und meine Schwägerinnen bezeugen mir gleiche Theilnahme! Doch bewundere ich den englischen Charakter, und nichts kann mir schmeichelhafter sein als die Aufnahme, welche bei meinem öffentlichen Erscheinen meiner wartet. Vor kurzem hat mich der Besuch eines der Hauptthea-

ter sehr befriedigt; der Anblick war imposant, und als die Versammlung das Volkslied zu singen begann, schien es mir, als hätte ich etwas Erhabeneres vorher nie gesehen Doch warum rede ich von dergleichen Sachen! Elende und böse Gesinnungen umgeben mich, und jede meiner Unternehmungen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen, und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen. Man sagt, ich würde ein Mädchen bekommen! Der Prinz wünscht sich einen Sohn; allein mir gilt es gleich: denn nach englischen Gesetzen haben die Aeltern wenig in der Zukunft mit ihnen zu schaffen. Davor erschrecke ich. Sie haben wol die englischen Zeitungen gesehen. Denken Sie, meine Theure, was die Tochter des Herzogs von Braunschweig fühlen muß".

Allerdings behandelte sie der Prinz nicht zum besten; allein sie, als eine so liebenswürdige Frau, hätte vielleicht durch ausharrende Geduld seine Liebe erworben. Statt dessen aber klagte und beschwerte sie sich immer und schrieb ihm selbst darüber, weil er selten nach Carltonhouse kam. Doch der König blieb ihr fortwährend gewogen, was sie auch dankbar anerkannte. Immer ängstlicher wurde sie, je mehr ihre Entbindung herannahete.

Ende Dezbr. 1795 erhielten die Cabinetsminister und andere Personen, deren Gegenwart bei der Geburt eines königl. Kindes erfodert wird, Befehl, sich bereit zu halten, und am 7. Januar 1796 um 10 Uhr Morgens wurde die Prinzessin v. Wales glücklich von einer Tochter entbunden. Außer dem Prinzen v. Wales selbst waren bei der Entbindung gegenwärtig der Herzog v. Glouceſter, der Erzbischof von Canterbury, der Lordkanzler, der Lordpräsident des Conseils, die Herzöge v. Leeds und Devonshire, der Lordkammerherr, der Graf Cholmondeley, Lord Thurlow und die Kammerfrauen der Prinzessin. Am 11. Febr. 1796 taufte der Erzbischof von Canterbury die Neugeborene, welche die Namen Charlotte Auguste empfing; hierbei versahen der König und die Königin in Person und die Herzogin von Braunschweig, durch die Kronprinzessin vertreten, die Pathenstelle.

Allgemeine Freude erregte die Geburt der Prinzessin Charlotte. Zahlreiche und herzlichgemeinte Glückwünschungsadressen, auch von den beiden Parlamentshäusern, wurden überbracht; nur die Glieder der londner City geriethen bei dieser Gelegenheit mit dem Prinzen v. Wales in Differenzen.

Der Prinz besuchte jetzt oft seine Gemahlin und erkun-

digte ſich nach ihrem und ihrer Tochter Befinden; doch fielen ſelbſt in dieſer Zeit häusliche Zwiſte vor, ſodaß die Hoffnungen ihrer Freunde und der Nation getäuſcht wurden.

Beſonderes Aufſehen erregte der Streit über ein verlorengegangenes Briefpaquet, welches die Prinzeſſin dem Dr. Randolph auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland anvertraut hatte. Es ſollte von der Lady Jerſey aufgefangen worden ſein, weil in einem Briefe einige bittere Aeußerungen über die Königin enthalten waren; die Lady leugnete, der Dr. dagegen gab vor, er habe das Paquet der Prinzeſſin wieder zurückgeſandt. Darüber entſtand ein Briefwechſel zwiſchen der Lady Jerſey, ihrem Manne und dem Dr., welcher das Ereigniß kaum aufhellt, obgleich die Prinzeſſin immer behauptete, daß ein Einverſtändniß zwiſchen beiden Parteien ſtattgefunden, was damals auch geglaubt wurde, ſo ſehr es ſich in mancher Hinſicht als unwahrſcheinlich darſtellt.

Da nun alſo ſelbſt die Geburt einer Tochter keine Einigkeit herbeiführte, ſo war es nicht zu bezweifeln, daß niemals ein glückliches Ehepaar aus ihnen werden würde, und die Prinzeſſin ſah dies ſehr wohl ein, weil weder er noch ſie ihre Gefühle zu verhehlen pflegten.

Bald nach dem erſten öffentlichen Erſcheinen der Prinzeſſin nach ihrer Entbindung entſtand ein geringfügiger Zwiſt, welcher die beiderſeitige Entfremdung nur noch vergrößerte. Beide äußerten ihre Unzufriedenheit gegen die Gräfin v. Cholmondeley. Doch war noch nichts geſchehen, der Prinz ſuchte ſich zu beluſtigen; allein dem Könige misfiel deſſen beſtändige Entfernung von ſeiner Gemahlin, und er wünſchte ihre Wiedervereinigung. Dies ſchien unmöglich; doch bat die Prinzeſſin, es möge ihr auf irgend eine Weiſe die Geſellſchaft und der Schutz ihres Gatten gewährt werden, worüber ſie ihm auch ſchrieb. Der Prinz hingegen bekümmerte ſich nicht darum und trug vielmehr der Lady Cholmondeley auf, für eine Trennung zu ſorgen. Anfangs ſchien dieſer Gedanke der Prinzeſſin empörend; doch hatte er zu oft ſein Misfallen über ihre Perſon, ihren Charakter und ihre Geſellſchaft geäußert, ſodaß ſich bald der Widerwille gegen dieſe Maßregel verlor, und ſie deshalb dem Prinzen eine ſchriftliche Mittheilung machte, worauf ſie eine ungenügende Antwort erhielt. So wohnte nun der Prinz in Windſor und ſie in Carltonhouſe; ihre ſeltenen Zuſammenkünfte vermehrten nur das wechſelſeitige Unbehagen.

Im März 1796 ſtellte man abermals der Prinzeſſin die Nothwendigkeit einer Trennung vor, und ſie theilte der Lady Cholmondeley mit, daß, wenn ſie ſich jetzt trennte,

sie, im Falle des Ablebens der Prinzessin Charlotte, dem Prinzen den ehelichen Beischlaf nicht wieder gestatten würde. Im April fanden weitere Berathungen statt, und endlich bat die Prinzessin um eine entschiedene Antwort von Seiten ihres Gemahls, wobei sie hinzufügte, sie wolle wo möglich bei ihm bleiben, falls sich sein Benehmen wesentlich ändern sollte. Zugleich bat sie um Bescheid durch Lord Cholmondeley, welcher ihr die Antwort zurückbrachte: eine unmittelbare Trennung schiene dem Prinzen zweckmäßiger, und Jeder müsse von nun an allein wohnen. Eine mündliche Antwort auf eine so gewichtige Frage genügte aber der Prinzessin nicht, weil hinterlistige Personen dabei im Spiel sein konnten, und auf ihr Ansuchen schrieb ihr der Prinz am 30. April 1796 folgenden Brief:

„Madame, da mir Lord Cholmondeley mittheilt, Sie wünschten eine schriftliche Bestimmung der Bedingungen von mir, nach denen wir leben sollen, so werde ich es versuchen, so deutlich und genau diesen Gegenstand zu berühren, als es die Eigenthümlichkeit seiner Natur zuläßt. Unsere Neigungen stehen nicht in unserer Macht, und Keiner ist dem Andern dafür verantwortlich, weil uns die Natur nicht angemessen geschaffen hat. Wohl aber sind wir Herren über ein ruhiges, behagliches Zusammenleben; darauf wollen wir uns beschränken. Dann will ich auch ausdrücklich den von Ihnen durch Lady Cholmondeley gemachten Bedingungen beitreten, daß selbst, wenn meiner Tochter ein Unfall zustieße, den Gottes Gnade von ihr abwenden möge, ich nicht die Beschränkungen brechen werde, indem ich zu irgend einer Zeit eine genauere Verbindung vorschlüge. Ich schließe diesen unangenehmen Briefwechsel und hoffe, daß, da wir unsere Gesinnungen einander deutlich dargelegt haben, die übrige Zeit unsers Lebens in ununterbrochener Ruhe vergehen wird. Ich bin u. s. w."

Dieser Brief erregte die Prinzessin gewaltig, denn die Scheidung in ihrer nackten Wirklichkeit erschien ihr schrecklich. Unschlüssig, wollte sie sich zuerst an ihre Aeltern und dann an den König wenden; allein Lord Cholmondeley überzeugte sie, daß die Gesinnungen des Prinzen ganz entschieden wären, und so schrieb sie endlich eine Antwort (den 6. Mai 1796), worin sie in die Trennung einwilligte, so sehr auch der König bemüht war, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Die Bedingungen blieben besondere Wohnung und eingeschränkte Lebensart. Sie verweilte deshalb nur kurze Zeit in Carltonhouse und zog von da mit ihrem geliebten Kinde nach Charl-

ton, einem kleinen schönen Dorfe bei Blakheath, wo sie in der Gesellschaft von wenigen Damen lebte, und nur der König sie besuchte. Selten sah auch der Prinz v. Wales seine Tochter und lebte während dieser Zeit mit Mrs. Fitzherbert.

Unterdessen hatte auch der Prinz, da die Oppositionspartei unter sich uneins geworden war, die Seite seiner politischen Freunde verlassen und äußerte sich so im Parlamente am 31. Mai 1792, an welchem Tage er für die englische Constitution, als einer keiner Reform bedürftigen, beredt auftrat. Seitdem lebte er sehr zurückgezogen in Gesellschaft des Lord Thurlow, als dieser die Kanzlerstelle aufgegeben; und so finden wir seinen Namen in den Jahren 1796—98 kaum irgendwo erwähnt.

Im Jahre 1799 nahm der Prinz an mehren Revuen Theil, wo man mit Vergnügen sah, daß sein Vater ihn gut empfing. Auch wurde in diesem Jahre der Geburtstag des Prinzen prachtvoll zu Windsor gefeiert. In dem nächstfolgenden Jahre sandte der Prinz den John Hayter nach Pompeji, um dort die Papyrusrollen zu lesen; allein für den großen Aufwand ergab sich eine geringe Ausbeute.

Nach dem Friedensschlusse von Amiens (25. März 1802) äußerte sich der allgemeine Wunsch, der Prinz möchte durch die Liberalität des Parlaments in den Stand gesetzt werden, seiner Geburt gemäß leben zu können, und am 15. Februar 1803 ersuchte der König in einer Botschaft das Unterhaus, die Verhältnisse seines Sohnes berücksichtigen zu wollen. Der Kanzler der Schatzkammer schlug vor, dem Prinzen ein Jahrgehalt von 125,000 Pf., außer den Einkünften eines Herzogs von Cornwall, zu geben; von Schulden waren nur noch 235,754 Pf. zu bezahlen. Der Prinz selbst erklärte, sich ganz dem Entschlusse des Hauses fügen zu wollen.

In demselben Jahre, als ein allgemeiner Patriotismus das Volk beseelte, wünschte auch der Prinz, mehr am Kriegswesen Theil nehmen zu können, und schrieb deshalb verschiedene Male an den Minister Addington (später Lord Sidmouth), der ihm verächtlich erwiderte, der König sei entschieden dawider. Hierauf wandte er sich am 6. August in einem sehr schön geschriebenen Briefe an den König und erhielt am nächsten Tage folgende Antwort:

„Lieber Sohn!"

„Obgleich ich Ihren Eifer und Muth lobe, die gewiß Keinem meiner Familie fehlen, so schmeichelte ich mir doch mit dem Gedanken, daß man mich, in Rücksicht auf meine früheren desfallsigen Erklärungen, nichts mehr der Art hören lassen

würde. Sollte dem unerbittlichen Feinde eine Landung gelingen, so bietet sich Ihnen dann die Gelegenheit dar, Ihren Eifer an der Spitze Ihres Regiments zu zeigen. In solchem Falle wird es eines Jeden Pflicht sein, hervorzutreten, und ich werde es für meine Pflicht halten, ein Beispiel zu geben, um alles mir und meinem Volke Theure zu vertheidigen".

„Ich bleibe immer, lieber Sohn, Ihr wohlgeneigter Vater
George R."

Im Jahre 1804 entstand ein heftiger Zwist zwischen dem Könige und dem Prinzen v. Wales in Bezug auf die Erziehung der Prinzessin Charlotte, welche der Prinz seiner Obhut anvertraut verlangte, weil die Mutter keine passende Gesellschafterin für sie sei; das Entgegengesetzte behauptete der König und bestand so fest auf seinen Willen, daß er selbst das Kind unter seinen Schutz nahm. Diese unglücklicherweise aufgeregte Streitigkeit wurde doch endlich in Güte beigelegt, und am 12. November fand in Gegenwart der Königin und der Prinzessinnen eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und seinem Sohne statt, welche beiderseits um so herzlicher war, als sie sich lange nicht gesprochen hatten. Uebrigens sagte der König der Prinzessin v. Wales fest zu und hielt es auch, daß in Hinsicht auf ihre Tochter nichts ohne ihren Willen geschehn solle; sie lebte auf sein Ansuchen, welches sie schon seit 1800 bewohnte, in Montaguehouse, ungestört bis zum Jahre 1806, in welchem üble Gerüchte von ihr sich verbreiteten, sodaß der Prinz, welcher durch die Herzöge v. Sussex und Kent davon benachrichtigt worden war, dem Könige die Sache vorzulegen sich genöthigt sah. Am 29. Mai bestimmte dieser die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough zu Untersuchung dieser Beschuldigungen, deren hauptsächlichste die war, daß ein von der Prinzessin adoptirtes Kind nicht von der Frau Austin, sondern von ihr selbst wäre, weshalb Sir John Douglas und dessen Gattin sie als in verbrecherischem Umgange mit Sir Sidney Smith beschuldigten. Diese Vorfälle erhielten den unpassenden Namen der „delicate investigation". Am 14. Juli wurde dem Könige ein Bericht abgestattet, dem zu Folge die Prinzessin von aller Schuld befreit, aber des leichtsinnigen Betragens mit Capitain Manby und Sir Thomas Lawrence beschuldigt blieb. Erst am 28. Januar 1807 erhielt sie einen Brief von dem Könige, der sie darin wieder am Hofe zu empfangen versprach; doch am 10. Februar theilte er ihr wieder mit, das ginge fürs erste nicht an, bis endlich nach langem Briefwechsel am 22. April eine gänzliche Freisprechung stattfand, worauf sie öffentlich am

Hofe empfangen und ihr im Kenſington-Palaſte Zimmer eingerichtet wurden. Dort lebte ſie ganz zurückgezogen, und der Prinz that ein Gleiches in Brighton bis zu Ende des Jahrs 1810, wo er ſich mit der Ausſchmückung ſeines Palaſtes und ſeines Hauſes in der Stadt beſchäftigte.

Am 25. Oktober 1810 gelangte aber die Botſchaft an das Parlament, der König ſei von Neuem von ſeiner Geiſtesſchwäche befallen, und dieſe ſchritt ſo ſchnell fort, daß beide Häuſer mehre Male ſich vertagten, bis endlich, nach einer beſchränkten Regentſchaftsbill, der Prinz v. Wales abermals als Thronverweſer auftreten mußte, worauf am 5. Febr. 1811 die Ceremonie des Antritts der Regentſchaft in Carltonhouſe ſtattfand. Gegen Ende des Jahrs ſah man ein, daß nicht auf eine Wiederherſtellung des Königs zu hoffen ſei. Sehr lobenswerth war das Benehmen des Prinzen, daß er nicht dem politiſchen Syſteme ſeiner Jugendfreunde folgte, ſondern ſtreng ſo zu handeln beſchloß, wie es der König gethan haben würde. Deshalb fand auch in der Verwaltung keine Veränderung ſtatt. Am 19. Juni deſſelben Jahrs gab er in Carltonhouſe ein faſt alle Schilderung übertreffendes Gaſtmahl, und die herrlichen Anordnungen wurden ein ſolcher Gegenſtand der Neugierde, daß Billets für den 24. und die beiden folgenden Tage ausgetheilt wurden, damit man ſie bequemlich ſehen könne; doch am letzten Tage war der Zudrang des Volks ſo groß, daß Mehre dabei erſtickten oder beſchädigt nach Hauſe getragen wurden.

Am 20. April 1812 kam im Unterhauſe bei dem Vorſchlage, den 4 Prinzeſſinnen einen paſſenden Jahrgehalt auszuſetzen, auch auf die Lage der Prinzeſſin v. Wales die Rede; und da dieſe gar nicht in der Botſchaft des Regenten erwähnt worden war, tadelten die Hrn. Tierney, Brunet und Whitbread den Kanzler der Schatzkammer, Perceval, daß er ſie ganz verlaſſen habe, und ſpielten dabei auf das Buch an. Dieſer erwiderte, er könne nichts gegen die Prinzeſſin vorbringen und nichts dawider haben, wenn das Haus auch für ſie ſorgen wollte; doch ſei ihm deshalb keine Vorſchrift ertheilt. Allgemein wurde nun die Neugierde, welche Bewandniß es mit dem Buche habe; eine kurze Notiz darüber ſteht hier gewiß an ſeinem Orte.

Die Prinzeſſin v. Wales, die ſich über die Verzögerung ihrer Losſprechung von den Beſchuldigungen der Lady Douglas im Jahre 1807 beklagte, ließ die darauf bezüglichen Verhandlungen durch Hrn. Perceval bei Hrn. Edwards in Fleet-Street drucken, und zwar nur zu 500 Exemplaren,

welche, kurz nachdem Perceval Kanzler der Schatzkammer geworden war, unterdrückt wurden. Nur wenige Exemplare waren für ungeheure Preise (1500 Pf. für eines) zu kaufen. Uebrigens wäre das Buch nicht unterdrückt worden, hätte man Hrn. Perceval nicht dadurch dazu vermocht, daß man ihm die Würden eines Kanzlers der Schatzkammer und des Herzogthums Lancaster gab.

Am 17. April sprach Hr. Whitbread wieder über die Nichterwähnung der Prinzessin v. Wales; doch antwortete Perceval durchaus nicht darauf. Kurz darauf, am 11. Mai, wurde er von einem Kaufmanne ermordet, und am 8. Juni trat Lord Liverpool für ihn ein. Am 30. Novbr. hielt der Prinz-Regent seine erste Thronrede, in welcher er die glückliche Lage Englands mit Zufriedenheit darstellte.

Auch im nächstfolgenden Jahre, 1813, erhoben sich neue Zwistigkeiten in Bezug auf die Prinzessin v. Wales, welche am 14. Januar wegen der Erziehung ihrer Tochter einen Brief an den Prinzen schrieb. Die Veröffentlichung dieses Briefes im „Morning-Chronicle“ regte den Prinzen zuletzt so auf, daß er ihr jede Zusammenkunft mit der Prinzessin Charlotte untersagte. Am 22. Juli schloß er die Parlamentssitzung, die er am 4. Novbr. wieder eröffnete, worauf sich das Parlament bald bis zum März 1814 vertagte, nachdem eine Anleihe von 22 Millionen Pf. und fremde Subsidien im Betrag von 11 Millionen Pf. bewilligt worden waren.

Unterdessen war Napoleon gestürzt worden, und Ludwig XVIII. kehrte von Hartwell nach Paris zurück; am 20. April 1814 hielt er im Geleit des Prinz-Regenten einen prachtvollen Einzug in London und fuhr am 27. von Dover ab. So erhielt auch der Prinz vom 8. bis zum 27. Juni einen Besuch vom Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen. Doch dies brachte neue Uneinigkeit zwischen dem Prinzen und der Prinzessin zu Wege. Nachdem die Prinzessin Charlotte am 7. Jan. ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, lebte sie mitunter, wenn auch hierin sehr beschränkt, in Gesellschaft ihrer Mutter. Es schien jetzt nothwendig, daß sie bei der Ankunft der alliirten Monarchen nebst ihrer Mutter am Hofe erschiene, wurde aber den Augenblick durch den Prinzen verhindert. Die darüber stattgefundene Correspondenz ließ sie öffentlich drucken und sandte sie dem Sprecher im Hause der Gemeinen, wodurch lebhafte Debatten angeregt wurden. Endlich am 12. Juli besuchte der Prinz Warwickhouse und benachrichtigte seine Tochter, sie solle ihre ganze Dienerschaft entlassen, nach Carltonhouse und von

dort nach Cranbourn-Lodge gehen; im nächsten Zimmer wären 5 Damen, die er zu ihren Hofdamen ernannt hätte, darunter die verwitwete Gräfin v. Roßlyn und die Gräfin v. Ilcheſter. Nach einigen Widerreden von Seiten der Prinzeſſin Charlotte blieb der Prinz feſt und entſchloſſen; doch erlaubte er ihr, ſich eine Weile zu entfernen, um ruhiger geſtimmt zu ſein, wenn ihr dieſe Damen vorgeſtellt würden. Indeß er ſich mit Mrs. Knight, einem der Fräulein aus der Prinzeſſin Dienerſchaft, unterhielt, warf ſich dieſe verzweifelt in eine Miethkutſche und fuhr zu ihrer Mutter nach Connaughthouſe, wo ſie dieſe nicht im Hauſe fand. Deshalb ſchickte ſie gleich einen Diener zu ihr nach Blackheath, warf ſich auf ein Bette und rief aus: „Lieber verdiene ich mein Brot und lebe von 5 Schillingen die Woche, als ein ſolches Leben zu führen". Der Erzbiſchof von Canterbury kam ſie abzuholen, wurde aber nicht eingelaſſen. Unterdeſſen hatte der Prinz-Regent, ſowie er ihre Flucht erfahren, die Miniſter zuſammenberufen und einen Rath im Amte der auswärtigen Angelegenheiten ſowie in Carltonhouſe gehalten. Der Herzog v. York wurde zur Prinzeſſin geſchickt, deren Mutter gleich beim Parlamentshauſe vorfuhr, nach Hrn. Whitbread fragte, welcher nicht da war, dann nach Hrn. Grey, welcher ſich außerhalb der Stadt befand, und endlich nach Connaught-place zurückkehrte, wo ſie bis um 3 Uhr des andern Tags mit der Tochter zuſammenblieb. Kurz darauf begleitete der Herzog v. York die Prinzeſſin Charlotte nach Carltonhouſe, nachdem ihr Hr. Brougham zuvor mitgetheilt hatte, daß ſie, den Geſetzen des Landes zufolge, ihres Vaters Befehlen gehorchen müſſe. Dieſe Sache erregte ſo viele Beſorgniſſe, daß der Herzog v. Ruſſel am 19. Juli über die Behandlung der Prinzeſſin bei den Miniſtern anfragte und, als er darauf keine Antwort erhielt, am folgenden Tage eine Motion über dieſen Gegenſtand machte, die er jedoch am 25. wieder zurücknahm, da man die Prinzeſſin frei herumreiten geſehen hatte. Bald nach dieſem Ereigniſſe verbreitete ſich das Gerücht, die Prinzeſſin v. Wales ſei zu einer Reiſe auf das Feſtland geneigt, welchen Wunſch ſie am 25. Juli dem Lord Liverpool und ihrem beſtändigen Vertheidiger, Hrn. Whitbread, mitgetheilt hatte. Da der Prinz nichts dawider äußerte, ſo reiſte ſie am 9. Auguſt ab, unter dem Namen einer Gräfin v. Cornwall. Dieſes beruhigte zwar die königl. Familie, doch näherte ſich dadurch die Prinzeſſin Charlotte ihrem Vater nicht.

Am 30. Mai 1814 wurde der Friede von Paris unterzeichnet, worin England Malta behielt, doch den größten

Theil seiner Eroberungen an Frankreich zurückgab. Dieser Friedensschluß gab Anlaß zu mehren herrlichen Festlichkeiten; und so schloß dieses Jahr für England sehr befriedigend, als auf einmal Napoleons zweite Landung im Jahre 1815 allgemeine Besorgnisse verbreitete. Doch bei Waterloo schwand sein Kriegsglück, am 3. Juli capitulirte Paris, und im Anfange des August schiffte Napoleon nach St.-Helena. In demselben Monate vermählte sich am 29. der Herzog v. Cumberland nach englischem Ritus mit der Prinzessin v. Salm, die jedoch nicht am Hofe erschien. Im Lande herrschte wieder Zufriedenheit, da nach den Unruhen wegen der Korn-Bill ein Nachlaß der Preise und eine gute Ernte Alles beruhigt hatte.

Als 1815 die Kaiser von Oestreich und Rußland sowie der König von Preußen in Paris waren, entstand bei dem Kaiser Alexander der Gedanke, die christlichen Fürsten sollten unter sich einen Bund zur gerechten Beherrschung ihrer Unterthanen schließen, dem auch die meisten Souveraine Europas beitraten, und der dann den Namen der heiligen Allianz erhielt. Auch der Prinz-Regent wurde dazu eingeladen, der aber jedem der 3 Souveraine folgende Antwort zuschickte:

Carltonhouse, 6. Oktober 1815.

„Lieber Bruder und Vetter!"

„Ew. Maj. Brief ist mir zugekommen nebst einer Abschrift des zwischen Ew. Maj. und Deren hohen Verbündeten am 26. September in Paris abgeschlossenen Vertrages. Da mir die Formen der britischen Constitution, welche ich im Namen und an der Stelle des Königs, meines Vaters, zu beobachten verpflichtet bin, den Beitritt zu diesem Bündnisse in der mir vorgelegten Gestalt untersagen, so schlage ich diesen Weg ein, um den erhabenen Souverainen mitzutheilen, wie ich ganz mit den ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimme sowie mit der abgegebenen Erklärung, daß sie die göttlichen Vorschriften der christlichen Religion als unwandelbare Richtschnur ihres Benehmens in allen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen annehmen und die Einigkeit befestigen wollen, welche immer unter allen christlichen Nationen bestehen sollte. Stets wird es mein ernstes Bestreben sein, in der Lage, in welche die göttliche Vorsehung mich versetzt hat, nach diesen heiligen Grundsätzen zu verfahren und mit meinen hohen Verbündeten bei allen Maßregeln mitzuwirken, welche für den Frieden und das Wohl der Menschheit berechnet sind".

„Ich verbleibe mit den unveränderlichsten Gefühlen der Freundschaft und Achtung, lieber Bruder und Vetter,

Ew. Maj. Bruder und Vetter

George P. R."

Vielleicht kann man sich Glück wünschen, daß die Formen der englischen Constitution den Beitritt des Prinzen zur heiligen Allianz nicht gestatteten, da dies ihn in Verwickelungen in späterer Zeit gebracht hätte, wo die daran theilnehmenden Herrscher ganz andere Maßregeln in Anwendung brachten, als der König und die englische Regierung sie nehmen konnten.

Am 14. März 1815 war an das Unterhaus eine Botschaft des Prinzen gelangt, worin die Vermählung seiner Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Sachsen-Koburg mitgetheilt wurde, welche beide Häuser mit Wohlgefallen aufnahmen. Ebenso gern bewilligten sie 60,000 Pf. für die Ausstattung und andere 60,000 Pf. als Jahrgehalt, welchen die Prinzessin, falls sie ihren Gemahl überlebte, ganz behalten, im entgegengesetzten Falle aber er nur 50,000 Pf. genießen sollte; von diesen 60,000 Pf. sollte die Prinzessin, unter Verwaltung ihres Gatten, 10,000 Pf. als eignes Vermögen erhalten. Am 21. Febr. 1816 landete der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg in Dover, traf die Prinzessin am folgenden Tage in Brighton, und am 2. Mai wurde die Ehe von dem Erzbischof von Canterbury in Carltonhouse eingesegnet. Zwei Monate darauf verband sich der Herzog v. Glouceſter mit seiner Base, der Prinzessin Maria.

Dieses Jahr ist wol in vieler Hinsicht das glücklichste in dem Leben des Prinz-Regenten zu nennen. Die Prinzessin v. Wales war fern, das Land in der besten politischen Sicherheit; er war eigentlich wirklicher König von Großbritannien; seiner Liebe zur Pracht fröhnte das Ministerium, und seine Tochter war mit einem Fürsten vermählt, der ihr persönlich lieb und dem Staate politisch nützlich war; doch sehr bald schwanden diese glänzenden Aussichten. Der Prinz nahm allmälig sein zurückgezogenes Leben an, das ihn zuletzt ganz dem Auge des Volks entzog, und dieses sah mit Reue ein, wie wenig die Verschwendung ungeheurer Summen dem Lande helfen könne. Die Leidenszeit sollte beginnen.

Bei der Eröffnung der Parlamentssitzung im Jahre 1817 erwähnte der Prinz-Regent in seiner Thronrede die Ursache der Misbehagens und bedauerte, demselben nicht gleich abhelfen zu können. Er hoffte, daß der Muth und die angeborene Standhaftigkeit der Nation alle Schwierigkeiten überwinden würde. Gleich auf diese Rede folgte ein trauriges Ereigniß. Als der

Prinz durch den Park zurückfuhr, wurde aus dem Haufen auf ihn gefeuert, wobei jedoch nur die Wagenfenster zersprangen. Hierauf ergriffen beide Häuser Sicherungsmaßregeln. Die Sicherheitsacte für den König wurde auf den Prinz-Regenten ausgedehnt, die Habeas-Corpusacte suspendirt und verschiedene Gesetze in Bezug auf tumultuirende Zusammenkünfte und streitanregende Gesellschaften erneuert. In demselben Jahre wurde vom Prinzen die Feier seines Geburtstags auf den 23. April, den heiligen Georgstag, verlegt. Diese unruhigen Auftritte hatten die Gesundheit der Königin im April sehr erschüttert, und im Novbr. reiste sie nach Bath, um ihre Leiden wenigstens zu lindern.

In der Nacht des 5. Novbr. war Prinzessin Charlotte im Ganzen leicht entbunden worden; sehr bald darnach trat Athemlosigkeit, Unruhe und Ermattung ein, und am 6. um halb 3 Uhr war sie verschieden. Einen Theil dieser traurigen Botschaft erfuhr die Königin um 4 Uhr, doch setzte sie sich noch wie gewöhnlich um 6 Uhr zu Tische, bis es ihr auffiel, daß General Taylor und die Herzogin v. Ilchester plötzlich abgerufen wurden. Die Wahrheit traf sie sogleich, sie rief aus: „Ich weiß was es gibt", und fiel ohnmächtig nieder. Der Prinz-Regent war gleich nach dem Unwohlsein der Prinzessin hinzugeholt worden; auf dem Wege begegneten ihm 2 Boten, ein dritter verfehlte ihn, und als er nach halb 4 Uhr in Carltonhouse eintraf, mußte er von dem Herzoge v. York und dem Earl Bathurst die Trauernachricht vernehmen, worauf er so matt wurde, daß man ihm 2 Mal zur Ader lassen mußte. Gleich darauf lud er den Prinzen Leopold nach Carltonhouse ein, doch weigerte sich dieser, den Leichnam seiner geliebten Gemahlin zu verlassen. Auch schickte der Prinz-Regent einen Kurier nach Italien zu der Prinzessin v. Wales, die seitdem sich immer nach England zurücksehnte.

Am 7. April 1818 heirathete die Prinzessin Elisabeth den Erbprinzen von Hessen-Homburg. Ebenso vermählten sich bald nach Prinzessin Charlottens Tode mehre der jüngern Söhne Georgs III., da alle Hoffnung auf die Thronfolge in gerader Linie entschwunden war. Der Herzog v. Clarence (jetzt König Wilhelm IV.) verband sich mit der Prinzessin Adelheid Amalie von Sachsen-Meiningen, der Herzog v. Kent mit der Prinzessin Victoria Maria Luise, Schwester des Prinzen Leopold, und der Herzog v. Cambridge mit der hessischen Prinzessin Auguste Wilhelmine. Bei jeder dieser 3 Vermählungen erhielt jeder Herzog eine Vermehrung seines Einkommens in Betrag von 6000 Pf. jährlich. Am 17. No-

vember ſtarb die würdige Königin Charlotte allgemein betrauert.

Die auswärtige Politik des Prinz-Regenten hatte ſowol im In- als Auslande nur Beifall gefunden; denn, ohne Sucht nach Vergrößerung, hatte er das allgemeine Wohl ſeines Landes bedacht und nach den reinſten Grundſätzen der Gerechtigkeit gehandelt. In England ſelbſt ſah es jedoch anders aus. Das Jahr 1819 zeichnete ſich durch vielfache Unruhen in Lancaſhire und andern Theilen des Königreichs aus, ſodaß in Mancheſter traurige Auftritte vorfielen, wo Hr. Hunt, der Abgott der ſogenannten Radicalen, verhaftet und das Volk von der Reiterei auseinandergeſprengt werden mußte. Leider floß Blut dabei, und lauter Unwille erhob ſich über das Blutbad bei Petersfield, wie es bei dem Pöbel hieß. Aehnliche Verſammlungen fanden in andern Gegenden ſtatt; beſonders in Paisley entſtanden ſolche Vorfälle, daß man militairiſcher Hülfe bedurfte. Lange Debatten wurden im Parlamente gehalten, doch nahm das Uebel zu, und neue Unruhen zeigten ſich in dem nächſten Jahre.

Im Mai 1819 wurden der junge Prinz Georg v. Cumberland und die Prinzeſſin Victoria Alexandrina v. Kent geboren. Doch verlor der Prinz-Regent am 23. Jan. 1820 ſeinen Bruder, den Herzog v. Kent, und 6 Tage darauf ſtarb der alte König Georg III., der am 16. Februar beerdigt wurde, worauf der Wappenkönig Sir Iſaak Heard den neuen, Georg IV., öffentlich am 31. März proclamirte.

In den nördlichen Gegenden Englands begannen wiederum die Unruhen; in der Nähe von Glasgow wurde am 2. April eine aufrühreriſche Bekanntmachung erlaſſen, worin der Regierung von Seiten des Volks Krieg angekündigt wurde. Man lud die Soldaten zu ſich ein, und am Tage darauf hörte man allgemein auf, Geſchäfte zu treiben, und ſchlenderte müßig zu Tauſenden in den Straßen umher. Am Ende entſtand ein Scharmützel, worin 19 Unruhſtifter gefangen wurden, von denen man Einige hinrichtete. Kurz darauf ſuchte man bei einem Cabinetsdiner bei Lord Harrowby alle Miniſter zu ermorden; doch ein Verſchwörer verrieth ſeine Genoſſen, und Arthur Thiſtlewood nebſt 5 Andern wurde geköpft, noch 5 Andere wurden deportirt und Einer freigeſprochen.

Im neuen Parlamente erklärte der König, dem Beiſpiele ſeines Vaters in Bezug auf das Wohl der Nation folgen zu wollen; er ſei geſonnen, nicht mehr als jener dem Volke zur Laſt zu fallen und den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten. Kurz darauf ſtarb die Herzogin v. York am 6. Aug. 1820.

Jetzt trat die bedrängendste Zeitperiode im Leben des Königs ein; die Augen der Nation, ja fast ganz Europas wandten sich auf seine Gemahlin, nunmehrige Königin von England. Sie lebte in Italien, wo sie sich seit einer kurzen Reise in das Morgenland aufgehalten hatte; schon früher verbreiteten sich ungünstige Gerüchte über sie, und man dachte, sie würde nach Georgs III. Tode mit gehörigem Jahrgehalte auswärts zu bleiben einwilligen. Allein die ersten Maßregeln waren unbedachtsam, da man ihr nicht einmal die Nachricht vom Ableben des Königs zukommen ließ; dies erfuhr sie erst durch ihren treuen Diener Sicard, den Brougham dieserhalb zu ihr abschickte. Gleich darauf schrieb sie, daß sie nach England zurückzukehren gesonnen sei, und trug Herrn Brougham, als ihrem Generaladvokaten, auf, Buckinghamhouse als ihren Wohnsitz zu verlangen. Auf eine Anfrage desselben im Unterhause am 22. Febr. 1820 erwiderte Lord Castlereagh, die englischen im Auslande angestellten Beamten würden sie mit Ehrfurcht behandeln; doch soll sie eben von diesen mehre Male unwürdige Begegnung erfahren haben. Der König ließ ihren Namen aus der Liturgie streichen; im Unterhause entstanden nun beständige Debatten über die Vermehrung ihres Einkommens mit Rücksicht auf ihre höhere Stellung. Lord Liverpool schrieb an Hrn. Brougham und machte ihm den Vorschlag, die Prinzessin möge im Auslande die größere Pension von 50,000 Pf. jährlich verzehren. Doch diese hatte kaum den Tod Georgs III. erfahren, als sie schnell nach England aufbrach. In St.-Omer fand sie Hrn. Brougham und Huskisson, welche ihr von Seiten des Königs obigen Vorschlag machten, allein sie gab ihnen eine abschlägliche Antwort und landete am 5. Juni in Dover. Ein herrliches und begeistertes Willkommen wurde ihr zu Theil. Ihr ganzer Zug bis London glich einem Triumphe, und dort stieg dieser Jubel auf das höchste. Aber das ehrenvolle Gefühl, für die Unterdrückte und Muthvolle auftreten zu wollen, verwandelte sich bald in politische Leidenschaften, und man wandte alle Mittel an, die Menge für die Absichten Weniger zu misbrauchen. In Kirchen, Wirthshäusern und Zeitungen, durch Processionen und Anschläge suchte man Anhänger zu werben; unsichtbar jedoch war der Hauptanstifter.

Ebenso schnell entschlossen war der König. Am 6. Juni legten die Lords Liverpool und Castlereagh in beiden Häusern eine königliche Botschaft nieder, worin die Aufmerksamkeit der Häuser auf gewisse Documente über das Betragen der Königin gerichtet wurde. Seitdem wurden bei Lord

Castlereagh vielfache Zusammenkünfte zwischen diesem mit Lord Wellington von Seiten des Königs und den Herrn Brougham und Denman von Seiten der Königin gehalten; aber umsonst. Zuletzt schlug Hr. Wilberforce im Unterhause eine Adresse an die Königin vor: sie möge, unbeschadet ihres Charakters, nachgeben, was sie aber verweigerte.

Endlich legte Lord Liverpool am 5. Juli eine Strafbill (bill of pains and penalties) gegen die Königin war, wodurch sie ihrer Rechte als Königin von England für verlustig und ihre Ehe für aufgelöst erklärt wurde, weil sie mit einem gewissen Bergami in ungeziemenden Verhältnissen gelebt haben sollte. Damit wollte man sie nur einschüchtern; doch schlug dies fehl, sie erschien bei jeder Debatte über die Bill, welche endlich mit einer Mehrzahl von nur 9 Stimmen im Oberhause durchging, worauf der Earl v. Liverpool bekanntmachte, die Regierung des Königs habe das weitere Verfahren aufzugeben beschlossen. Kurz nach Georgs Tode sollte auch die Krönung des neuen Königs stattfinden, doch auch dabei wurde die Königin ein Hinderniß.

Am 23. Januar 1821 eröffnete der König persönlich die Parlamentssitzungen und erwähnte in seiner Thronrede die Königin, deren Einkommen er der Ueberlegung des Parlaments anempfahl. Dieses wurde auf 50,000 Pf. festgesetzt; ob die Minister auch oftmals scharf getadelt wurden, immer gewannen sie in beiden Häusern durch große Stimmenmehrzahl.

Am 19. Juli fand die Krönung statt. Die Königin wollte daran Theil nehmen, allein es wurde ihr verweigert. Sie suchte sich während der Ceremonie selbst Eintritt zu verschaffen, überall wurde sie abgewiesen. Das Volk kam in Haufen zusammen und warf Scheiben ein. Diese Zurückweisung war die letzte Kränkung für die unglückliche Prinzessin, denn am 7. Aug. verschied sie. Da ihr Leichnam mit einer Ehrenwache nach Braunschweig gebracht werden sollte, so setzte man den Zug auf den 14. fest, an welchem von Kensington an bis zur Seeküste gewaltige Unruhen entstanden, sodaß das Militair nachgeben und der Zug durch die Stadt gehen mußte, wobei 2 Leute erschossen wurden.

Diese traurigen Verhältnisse sind noch zu neu, und die meisten der daran Theilnehmenden schon im Grabe; darum ist es besser, sie der Vergessenheit zu übergeben und nicht von Neuem die Erinnerung daran zu erwecken, die noch jetzt Jedem unangenehm ist.

Am 11. August 1821 schiffte sich der König nach Ir-

land ein, am 17. kam er nach Dublin, und nachdem er alle geselligen Vergnügungen Irlands genossen hatte, reiste er am 7. Septbr. wieder ab. Ueberall wurde ihm der herzlichste Empfang zu Theil, denn man hoffte, daß dieser Besuch gute Erfolge nachsichziehen würde; allein sowie das Volk sich darin getäuscht fand, begannen Gräuelthaten aller Art, durch religiösen, politischen und persönlichen Haß angeregt, bis endlich die strengsten Strafmaßregeln ergriffen werden mußten. Unterdessen war der König am 20. September abermals abgereist. Er ging über Brüssel, Aachen, Düsseldorf nach Osnabrück, wo er am 5. Oktober eintraf, und am 11. betrat er Hanover, wo er sich als König und Mensch beliebt zu machen wußte. Nur die Verhältnisse mit Braunschweig, wo er die Vormundschaft über die beiden Herzoge seit 1815 führte, machten ihm Verdruß, sodaß es zuletzt zu einem Bruche kam, und erst kurz vor des Königs Tode schien eine freundschaftlichere Stimmung einzutreten.

In der Thronrede, die der König im Febr. 1822 hielt, machte er auf Irlands unglückliche Lage aufmerksam; ein Gleiches that er am 6. Aug. bei der Prorogation des Parlaments. Einige Tage darauf reiste der König nach Schottland und traf am 18. in Edinburg ein. Dort verweilte er in angenehmer Umgebung und herzlich aufgenommen bis zu Ende des Monats.

Das Jahr 1823 war für das Wohl des Staats ein sehr günstiges. Lord Liverpool war noch Premierminister, für Lord Londonderry, der sich selbst am 12. August umgebracht hatte, war Canning, für Vansittart Robinson eingetreten, und Huskisson war Präsident des Handelsdepartements (board of trade). Auch 1824 ging es so fort, doch führte die Fülle des Capitals zu wahnsinnigen Speculationen, sodaß endlich das Jahr 1825 vielfaches Elend und den Sturz einer überaus großen Anzahl von Handelshäusern herbeiführen mußte. 73 Banquiers stellten in wenigen Monaten ihre Zahlung ein. So begann 1826, und in der Thronrede deutete der König auf die Ursache davon hin, auf die unbedachte Speculation. Am 2. Juni ging das Parlament auseinander, und am 21. Novbr. eröffnete der König persönlich das neu zusammenberufene.

Da man ihn so lange nicht gesehen und so wenig von seinem Privatleben erfahren hatte, so war die allgemeine Neugierde rege geworden. Er sah sehr wohl aus, lauter Jubel brach aus, als er sich zeigte, und die Anhänglichkeit des Volks that sich wieder kund. Er eröffnete die erste Sitzung

mit einer Rede, welche als Ursache zu der frühzeitigen Berufung die Nothwendigkeit der Häfenöffnung angab. In dieser wie in vielen andern Rücksichten herrschte zwischen der Regierung und der Nation eine lange nicht bemerkte Eintracht, bis am 13. Dezember das Parlament sich vertagte.

Am 5. Jan. 1827 verlor der König seinen vielgeliebten Bruder, den Herzog v. York, im vierundsechszigsten Lebensjahre, an dessen Stelle als Generalissimus der Herzog v. Wellington trat; wahrscheinlicher Thronerbe wurde der Herzog v. Clarence, dem deshalb das Einkommen vergrößert wurde. Kurz darauf rührte den Lord Liverpool der Schlag, sodaß er sein Amt abgeben mußte. Als Minister hatte er das seltene Glück, von seinen Collegen und Opponenten wegen seiner unbefleckten Rechtschaffenheit gleich sehr geachtet zu werden. Nach langem Verhandeln trat endlich Hr. Canning für ihn ein, worauf der Herzog v. Wellington, die Lords Eldon, Bathurst, Westmoreland, Berley und Hr. Peel ihre Entlassung einreichten. So vermochte Canning ein neues, dem Volke beliebtes Ministerium zu bilden; besonders bemerkenswerth war es, daß der Herzog v. Clarence Lord-High-admiral (Großadmiral) von Großbritannien wurde. Leider bekleidete Canning sein Amt nur 4 Monate, dann verschied er am 8. August in Chiswick. Sein Tod wurde als ein Unglück für die Nation betrachtet und allgemein tief betrauert. Ihm folgte Lord Goderich (früher Hr. Robinson), in dessen Stelle Hr. Herries einrückte; doch war dieses Ministerium allzu schwach, und der König beschloß deshalb, einen kräftigen Premierminister zu wählen. Er ernannte dazu den Herzog v. Wellington, welcher gleich seine Kräfte zusammen anstrengte, sodaß die ganze bei Canning's Anstellung ausgetretene Partei wieder hineinkam; nur für Lord Eldon trat als Lordkanzler Lord Lyndhurst ein. Doch bald entsagten ebendeshalb der Herzog v. Clarence und Huskisson.

Die Sitzung im Jahre 1828 wurde durch eine Commission eröffnet und geschlossen. In ihr ging eine neue Kornbill durch; die Corporations- und die Testacte mußten durchfallen. Unterdessen entstand die katholische Association, und O'Connel, bald Parlamentsmitglied für die Grafschaft Clare, kämpfte für Gleichstellung seiner Glaubensgenossen. Diese Frage wurde in der Thronrede vom 5. Febr. 1829 der ruhigen Besprechung anheimgestellt. Nothwendigkeit, allgemeiner Wunsch und daher entstandene Schwäche bewirkten die Emancipation der Katholiken. So blieb England im In- und

Auslande geehrt, reich und friedlich, was die am 4. Februar 1830 gehaltene Thronrede mit Freuden erwähnte.

Da der König am öffentlichen Staatsleben seit der Sitzung von 1829 keinen Antheil mehr nahm, so ist nur kurz seine Privatlebensweise zu schildern, die in jeder Hinsicht einförmig war. 1826 besuchte er zuletzt die beiden königlichen Schauspielhäuser. Jedes Jahr war er bei den Wettrennen auf der Ascotheide, und so hörte man mitunter, der König sei von Windsor nach Brighton, oder von Royal-Lodge nach Windsor-Castle gezogen. Dort brachte er die Zeit in ausgesuchter Gesellschaft zu, wobei weder auf hohen Rang noch politische Gesinnung geachtet wurde. Besondere Lieblingsvergnügungen waren ihm die Bauten seiner Paläste sowie das Ausreiten und Fischen, obgleich er dabei immer erst durch Vorreiter untersuchen ließ, ob auch Menschen in der Nähe wären.

So trat er in sein siebenundsechzigstes Jahr, und seine Gesundheit nahm immer mehr ab. Beängstigende Gerüchte verbreiteten sich deshalb, bis endlich am 15. April ein Bulletin anzeigte, der König leide an Engbrüstigkeit und innerer Schwäche. Am 19., 22., 24. und 26. erschienen wieder Bulletins, seitdem aber jeden Tag; doch waren sie so kurz, dunkel und einander widersprechend, daß wenig daraus zu erfahren war. Deutlicher sprach die königliche Botschaft vom 24. Mai an das Parlament, worin es hieß, daß es ihm wegen allzu großer Schwäche unmöglich sei, eigenhändig zu unterzeichnen, sodaß dies in seiner Gegenwart von dazu ernannten Bevollmächtigten geschehen mußte, indem seine Geisteskräfte bis zum letzten Tage nicht angegriffen waren. So sagte er noch am 31. Mai zu einem seiner ältesten Freunde, der über einen Ministerwechsel sprach: „Komm, laß uns nicht mehr von Politik reden, ich habe nichts mehr damit zu schaffen und bin überzeugt, daß Alles gut gehen wird". In der zweiten Juniwoche meldeten die Aerzte, der König habe gut geruht, könne freier athmen, und die Hoffnungen des Volks nahmen zu. Doch am 20. Juni meldete das Bulletin, ein abmattender Husten sei dazugetreten, wodurch der König allmälig schwächer wurde, bis Symptome hervortraten, daß eine Ader gesprungen sei. Am 26., als er sich in einen Stuhl setzen ließ, fiel sein Haupt auf des Pagen Schulter, er rief matt: „O Gott, ich sterbe"; und wenige Augenblicke darauf: „Das ist der Tod". Dann verschied er, ohne daß auf dem Gesichte eine krampfhafte Todespein zu merken war.

So schloß die itdische Laufbahn Georgs IV., dessen 19jährige Herrschaft eine Hauptepoche in der englischen Geschichte bildet. Unter ihm zeigte sich England im Kriege tapfer und siegreich, in der Stunde des Siegs gerecht und mäßig. Er selbst aber ist ebenso ein gnädiger Fürst und guter Freund als ein freigebiger Beschützer der Künste und Wissenschaften zu nennen. So stiftete er 1821 die Königliche Societät für Literatur und schenkte 1823 die mehr als 65,000 Bände zählende Bibliothek seines verstorbenen Vaters dem Britischen Museum. Viele Beispiele seiner Wohlthätigkeit gegen Gelehrte, Künstler, besonders auch gegen seine Dienerschaft ließen sich anführen; ebenso verschönerte er London durch prachtvolle Gebäude. Auch die Liebe seiner Unterthanen hatte er sich zu gewinnen gewußt; nur in den letzten Jahren büßte er davon ein, weil er sich zu sehr ihren Augen zu entziehen suchte. *)

*) Die vorstehende Skizze des Lebens Georgs IV. entlehnten wir einem Werke unter dem Titel: „George IV. Memoirs of his life and reig etc. By *H. E. Lloyd*“ (London, 1830).

D. Red.

Bernhard Erasmus Graf v. Deroy,

königl. bairischer General der Infanterie, Großkreuz des militair. Max-Josephsordens und Großadler der französischen Ehrenlegion am breiten Bande. *)

In unsern Tagen, wo eine glänzende Reihe hochberühmter Feldherren uns entgegentritt, dürfte es nur einzelnen minderberühmten vergönnt sein, die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen, wenn sie sich, an Tapferkeit und Einsicht keinem Andern weichend, auch noch durch besondere Verdienste auszeichnen.

*) Der Verf. dieses biographischen Aufsatzes hat dabei folgende Schriften benutzt: Völderndorff, Kriegsgeschichte von Baiern. 4 Bde. München, 1826. — Eisenmann, Kriegsgeschichte von Baiern. 2 Thle. München, 1814. — Die wichtigsten Lebensmomente der bairischen Civil- und Militairbediensteten. Augsburg, 1820. — Staatshandbuch für das Königreich Baiern, vom Jahre 1804, 1808 und 1812. München. — Gutachten über die Uebergabe von Manheim. Frankfurt und Leipzig, 1795. — C. v. Strengschwerdt, Prüfung des Gutachtens. Baireuth, 1796. — Die Uebergabe von Manheim, oder Prüfung der Prüfung ꝛc. Frankf. a. M., 1796. — Klio, oder Gemälde der Belagerung von Manheim. Manheim, 1796. — Die Belagerung von Breslau im Jahre 1806. Leipzig, 1808. — Die Belagerungsgeschichte von Kosel. Ratibor, 1808. — Neue Feuerbrände, oder vertraute Briefe über Preußen; verschiedene Hefte. — v. Valentini, Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809. 2. Aufl. Berlin, 1818. — J. v. Baur, Geschichte des Feldzuges in Tirol von 1809. München, 1811. — Bartholdy, Krieg der tiroler Landleute von 1809. Berlin, 1813. — Hormayr, Geschichte Andreas Hofer's. Lpz., 1817. — Hormayr, Das Heer von Inneröstreich im Kriege von 1809. Lpz., 1817. — Fr. Förster, Kriegsgeschichte von Tirol 1809. Berl. — Staller, Fragmente aus dem Feldzuge von 1809. — Reithofer, Kriegerische Ereignisse im April 1809. Landshut. — Ph. v. Ségur, Geschichte der großen Armee im Jahre 1812. 4 Thle. — Berlin. — Völderndorff, Kritik von Ségur's Werk. München. — Liebenstein, Der Krieg gegen Rußland. 3 Thle. — Frankfurt. — B. Winter, Trauerrede und Todtenfeier der Heldenasche des Grafen Deroy. Landshut, 1813.

Der Graf v. Deroy, einst als Oberbefehlshaber der bairischen Armee hochberühmt, ist durch die vieljährigen treugeleisteten Dienste wie durch die Biederherzigkeit seines Herzens und zuletzt durch seinen Heldentod würdig, einen Platz in der Reihe der Tapfern einzunehmen; und somit sei es erlaubt, sein Leben und seine Thaten als Bruchstücke der neuern Geschichte in diesen Blättern niederzulegen.

Bernhard Erasmus v. Deroy, der Sohn eines kurfürstl. pfälzischen Generals, wurde geboren zu Manheim im Jahre 1743. Schon in zarter Jugend, fast noch Knabe, sehen wir ihn mit dem Range eines niedern Offiziers bekleidet, von dem er stufenweise bis zur höchsten militairischer Würde emporstieg. In den Zeiten des siebenjährigen Krieges gedachte, trotz der Unbedeutenheit seines militairischen Grades, die Kriegsgeschichte seiner schon ehrenvoll, und als nach dem 1777 erfolgten Tode des letzten Kurfürsten von Baiern die Einmischungen Oestreichs in das Erbe des Kurfürsten von der Pfalz einen blutigen Zwist herbeizuführen drohten, sah Deroy muthvoll den Waffenthaten entgegen, die die Ansprüche des östreichischen Hauses den pfälzischen Truppen zu bereiten schienen. Doch bei der Unthätigkeit, die Karl Theodor den Angriffen auf sein Eigenthum entgegensetzte, ward es dem jungen Offizier unmöglich gemacht, Beweise seines Muthes abzulegen. Herr v. Deroy verlebte eine Reihe friedlicher Jahre und war bis zu dem Grade eines Obersten aufgerückt, als endlich der Krieg gegen die französische Republik begann, und die deutschen Fürsten im Sommer 1793 ihre Contingente zur Reichsarmee stoßen ließen Damals befand sich der Generalmajor v. Deroy als Stadt- und Festungscommandant unter dem Gouverneur Grafen Belderbusch zu Manheim. Bald führten glückliche Kämpfe die Heere der jungen Republik vor Manheim. Am 23. Dezember 1794 ward die Stadt zur Uebergabe aufgefodert und nach abschlägiger Antwort den folgenden Tag 16 Stunden lang beschossen, wodurch mehre Gebäude und selbst ein Theil des kurfürstl. Schlosses in Asche gelegt wurden. Da die vorzügliche Absicht der französischen Befehlshaber auf den Brückenkopf, Rheinschanze genannt, gerichtet war, und ein längerer Widerstand die ganze Stadt der Vernichtung preisgeben konnte, so entschloß sich der Gouverneur Graf Belderbusch mit Zustimmung der kurfürstl. Regierung, den Brückenkopf vermöge einer Capitulation zu übergeben, was auch am 24. Dezember noch geschah.

Der Generalmajor v. Deroy blieb also jetzt nur auf

die Vertheidigung der Stadt selbst angewiesen. Allein am 14. September 1795 zog eine französische Armee unter Pichegru heran, und Manheim selbst ward jetzt zur Uebergabe aufgefodert. Die nach wenigen Tagen schon und ohne allen Widerstand erfolgte Capitulation der Stadt ist der Gegenstand eines heftigen Schriftenwechsels geworden, worauf wir, unsere Ansicht hier zurückhaltend, verweisen. *)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Generalmajor v. Deroy für eine ehrenvolle Vertheidigung gestimmt hat; da aber die Entscheidung nicht von ihm abhing, so gab der vom Hofe zurückgelassene Minister Graf Oberndorf schon am ersten Tage dem französischen General Gehör und unterzeichnete in Gemeinschaft mit dem Gouverneur Grafen Belderbusch bereits am 20. September eine Uebereinkunft, wornach Manheim den französischen Truppen mit den darin befindlichen Kriegsvorräthen überlassen, dem Generalmajor v. Deroy jedoch ein ehrenvoller Abzug mit der Feldartillerie und fliegenden Fahnen unter der Bedingung gestattet sein sollte, in diesem Kriege nicht weiter gegen Frankreich zu dienen. Der mit der Republik zu Pfaffenhofen am 7. September 1796 von Seiten Baierns geschlossene Frieden entzog Deroy und die übrigen pfalz-bairischen Truppen ohnedem der weitern Theilnahme an dem Kriege.

Max Joseph gelangte jetzt auf den bairischen Thron, und ein neuer Ausbruch des Krieges, Anfangs des Jahres 1800, rief den General Deroy wieder unter die Waffen.

In diesem Feldzuge befehligte Deroy eine Brigade der bairischen Hülfstruppen unter dem Generallieutenant Baron v. Zweibrücken. Die Tapferkeit der Baiern in den Schlachten von Neuburg an der Donau und in der entscheidenden bei Hohenlinden blieb für die allgemeine Sache ohne Erfolg. Deroy selbst ward bei Hohenlinden verwundet und fiel in feindliche Gefangenschaft, aus der ihm erst der zwischen Baiern und Frankreich geschlossene Friede befreite.

Dem luneviller Frieden folgte eine neue Organisation der bairischen Armee, bei welcher Gelegenheit Deroy das Commando der niederbairischen Brigade erhielt und zum Generallieutenant ernannt wurde. In dem verhängnißvollen Jahre 1805 sah sich der Kurfürst Max Joseph zur Theilnahme an einem neuen Kriege gezwungen. Generallieutenant v. Deroy führte in Gemeinschaft mit dem Generallieutenant Freiherrn v. Wrede das in Eile gesammelte Heer nach Würz-

*) S. die in der Anmerkung S. 44 angeführten Schriften.

burg, woselbst es sich mit dem französischen Heerestheile unter Bernadotte am 2. Oktober 1805 vereinigte. Ein Aufruf Deroy's an die bairische Armee über die Begebenheiten des Tages war recht geeignet, die Truppen für die Sache ihres Monarchen zu begeistern. Unter der ruhmvollsten Theilnahme an den Waffenthaten der französischen Armee wohnte nun Deroy jenem siegreichen Feldzuge Napoleons bei, den die Schlacht von Austerlitz so würdig schloß; Deroy konnte jedoch an dieser Schlacht wegen einer schweren Verwundung nicht Theil nehmen.

Die bairischen Truppen waren nämlich gleich an dem Tage nach der geschehenen Vereinigung mit dem französischen Corps unter Bernadotte von Würzburg aufgebrochen, um sich der Donau zu nähern. Dadurch, daß sie ihren Weg durch das neutrale Ansbach nahmen, gelang eine Umgehung, die Mack's Capitulation zu Ulm zur Folge hatte, und womit eigentlich der Feldzug in Baiern schon in der Hauptsache entschieden war. Nachdem zuletzt noch der östreichische General Kienmayr aus dem Lande vertrieben worden, wandten sich die französischen Heere gegen Oestreichs Grenzen selbst. Ein Theil der bairischen Armee ging südwärts über Salzburg nach Kärnthen und Steiermark, während die Division Deroy sich gegen Tirol wandte, woselbst noch ein östreichisches Corps sich aufgestellt hatte, dessen Vertreibung den Marschällen Ney und Augereau übertragen war. Am 28. Oktober überschritten die Baiern bei Rosenheim den Inn, ihre Absicht auf die Eroberung seiner Pässe richtend, die den Eingang nach Tirol vertheidigen. Am 2. November Vormittags griff die Division bei Loser an, wo es ihr gelang, sich einige Vortheile zu erkämpfen und sich des ersten Strubpasses zu bemächtigen. Der Kampf war blutig, da die Pässe von östreichischen Truppen und tiroler Scharfschützen hartnäckig vertheidigt und die Angriffe der Baiern mehrmals zurückgeschlagen wurden. Am Abende dieses heißen Tages, als der General gegen den zweiten Strubpaß zur Recognoscirung vorritt, traf ihn eine feindliche Kugel an dem obern Schenkel, was ihn auf längere Zeit zu dienen unfähig machte. Der Friede zu Preßburg endigte diesen Kampf, aus welchem Baiern so glorreich hervorging. Damals erließ der französische Kaiser bei seiner Anwesenheit zu Manheim in den ersten Tagen des Jahres 1806 das bekannte Schreiben an den König Maximilian, worin er dem Betragen Deroy's so große Lobsprüche ertheilt und den König um dessen Zustimmung ersucht, dem Generallieutenant Deroy für französische Rech-

nung einen anständigen Jahrgehalt aussetzen zu dürfen, da man ihn seiner gefährlichen Wunden wegen für den fernern Dienst untauglich aus den Händen der Aerzte zurückzuerhalten befürchten mußte. Nach seiner Wiederherstellung erhielt General v. Deroy im Frühjahre 1806 das Obercommando in der neuerworbenen Provinz Tirol und Vorarlberg und zu gleicher Zeit das Großkreuz des neuerrichteten militairischen Max-Josephsordens, nachdem er vorher schon im Jahre 1804 das militairische Ehrenzeichen erhalten hatte. Solche Anerkennungen seines Verdienstes hätten den alternden Feldherrn über die Bestrebungen eines Nebenbuhlers beruhigen sollen, der neben ihm anfing, ein Liebling der Armee zu werden und in der That ihn später auch an Würden wie an Verdiensten übertraf. In den vorhergegangenen Feldzügen hatte sich nämlich der Generalmajor Baron Wrede bei mehren Gelegenheiten rühmlich ausgezeichnet; obgleich Deroy im Range obenanstand, ließ sich doch erwarten, daß der jüngere General, angespornt von großem Ehrgeize, sich bestreben würde, die frühern Dienste Deroy's vergessen zu machen, was eine gewisse Eifersucht zwischen beiden hervorbrachte, die sich später noch mehr kundthat.

Es war noch kein Jahr verflossen, so begann ein neuer Krieg. Preußen und Frankreich rüsteten sich. Zum ersten Mal sollten die Truppen des Rheinbundes ihren Waffendienst verrichten. Anfangs Oktober 1806 brach der Generallieutenant v. Deroy mit der Armee nach Sachsen auf; der Generallieutenant Wrede, durch Krankheiten zurückgehalten, konnte derselben erst später folgen. Am 25. Oktober besetzten die bairischen Truppen Dresden und brachen von hieraus gegen Schiesien auf, dessen Eroberung ihnen in Gemeinschaft mit den würtembergischen Truppen übertragen war. Den Oberbefehl führte der Prinz Jerome, Bruder des französischen Kaisers, dem die Generale Vandamme und Lefebvre-Desnouettes zur Seite standen. Unter den festen Plätzen des Landes wurden zuerst Glogau und Breslau von den verbündeten bairisch-würtembergischen Truppen belagert und genommen. Nach der Uebergabe von Breslau hatte sich die Belagerungsarmee getheilt; Deroy zog vor Brieg, welches nach wenigen Tagen fiel. Kosel, Glaz und Silberberg wurden nun der Reihe nach belagert, deren Einnahme nur der baldige Friede verhindern konnte. Mit neuem Schmucke in seinem Feldherrnkranze kehrte Deroy ins Vaterland zurück. Damals wurden ihm die großen Insignien der Ehrenlegion von dem französischen Kaiser verliehen. Auch ernannte der König

Maximilian den General v. Deroy, bei Gelegenheit der Stiftung des Staatsrathes im Jahre 1808, zum Mitgliede desselben, und im nämlichen Jahre übertrug er ihm das Generalcommando von München.

In dem Kriege gegen Oestreich im Jahre 1809 stellte Baiern 3 Divisionen auf, wovon der Generallieutenant v. Deroy das Commando der dritten erhielt, nachdem er das der ersten an den Kronprinzen (den jetzigen König) hatte abgeben müssen. Am 14. und 16. April lieferte er dem Feinde die ersten Gefechte, als demselben der Uebergang über die Isar streitig gemacht werden sollte. Von der Uebermacht gedrängt, zog sich Deroy auf die übrigen bairischen Truppen zurück, die an der Abens aufgestellt waren. Nach den Treffen bei Tann, Rohr, Abach und Offenstetten wurden die bairischen Corps mit der französischen Armee vereinigt, welche Davoust in Eile von der Donau herbeigeführt hatte. Am 20. April schlug sich die Division Deroy bei Abensberg ebenso tapfer als am 21. bei Schirling und am 22. bei Eckmühl, wo die östreichische Armee gänzlich geschlagen und auf das linke Donauufer geworfen wurde. Nachdem der Generallieutenant v. Deroy noch die Verfolgung des gegen Salzburg flüchtenden Generals Jellachich hatte mit ausführen helfen, wandte er sich in den ersten Tagen des Mais gegen Tirol, wo die Empörung alle Bande der Ordnung gelöst hatte. Während hier der Marschall Lefebvre mit der Division Wrede das Unterinnthal hinaufzog, richtete die Division Deroy ihren Marsch gegen die von den Insurgenten eingeschlossene Festung Kufstein. Nicht ohne Anstrengung trieb man die Banden vor sich her, die sich ihrem Vordringen widersetzten. Innsbruck war am 19. Mai schon wieder im Besitz der bairischen Truppen, aber in den Bergen hielten sich noch bedeutende Haufen von Insurgenten auf, die auf die erste günstige Gelegenheit lauerten, um wieder hervorzubrechen.

Die Schlacht von Aspern hatte indessen die Reihen der französischen Truppen beträchtlich gelichtet; den Abgang zu ersetzen zog jetzt Napoleon alle disponiblen Corps an sich und rief zu diesem Ende auch die bairischen Truppen aus Tirol ab. Blos der Generallieutenant v. Deroy sollte mit einer Truppenmacht von 6000 Mann dort zurückbleiben, um die noch immer gährende Bevölkerung im Zaum zu halten. Kaum hatte Lefebvre das Land verlassen, so brach die Insurrection überall aufs Neue auf, und die Insurgenten strengten alle ihre Kräfte an, den General zu vertreiben. Seine Truppen wurden am 25. Mai von allen Seiten angegriffen.

Unterstützt von östreichischen Truppen (die sich nach des Marschalls Lefebvre Abzug wieder aus dem Pusterthale gegen Innsbruck bewegt hatten), griffen die Tiroler die bairischen Vorposten gegen den Berg Isel hin an, wurden jedoch kräftig abgewiesen und in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben. Umsonst versuchte Deroy die irregeführten Einwohner durch einen herzlichen Aufruf vom 27. Mai zur Ruhe und zum Gehorsam zurückzuführen. Am 29. und 30. Mai wiederholten die Tiroler ihre Angriffe; der Kampf war diesmal hartnäckiger als am 25., brachte den Insurgenten aber keinen wesentlichern Vortheil, als daß eine bedeutende Anzahl bairischer Truppen dienstuntauglich gemacht und Deroy veranlaßt wurde, sich mehr der Stadt Innsbruk zu nähern. Nach dem Urtheile des Generals v. Valentini in seinem Werke: „Ueber den Feldzug von 1809", wären diese Angriffe sogar ganz ohne Erfolg geblieben, was wir hier beiläufig bemerken; denn andere Schriftsteller berichten von den Ereignissen des 25., 29. und 30. Mais Vieles, was unwahr oder übertrieben ist. Deroy übersah indessen bei allen den geringen Vortheilen, die bis jetzt die Insurgenten über ihn davongetragen hatten, dennoch das Schwierige seiner Lage nicht. Bereits fingen Munition und Lebensmittel an ihm zu mangeln, wie dies den Tirolern eine in ihre Hände gefallene Depesche an Graf Arco bewies, der mit einem Freicorps Tirols nördliche Grenzen besetzt hielt und den General Deroy unterstützen sollte.

In solchen Augenblicken, wo die Befehle von oben mangelten, wo Alles der Klugheit und der Einsicht des Generals überlassen blieb, wählte er das Bessere und beschloß Tirol freiwillig aufzugeben. Nicht Gewalt konnte ihn dazu bestimmen; denn hätte es in der Macht der Insurgentenanführer und der östreichischen Offiziere gestanden, seinen Abmarsch von Innsbruk zu erzwingen, so würden sie ihm nicht noch am 30. den Vorschlag einer ziemlich vortheilhaften Capitulation gemacht haben. Deroy, der den beleidigenden Antrag ernst zurückgewiesen hatte, beschloß, sich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch das empörte Land nach Baiern hinaus zu bahnen. Am 30. Mai Nachts setzte er sich von Innsbruck aus gegen Kufstein in Marsch, denselben auf dem linken Innufer und in aller Stille vornehmend, um den Nachsetzungen der Insurgenten zu entgehen. Zu Hall, Volders und Schwaz, woselbst er auf das rechte Ufer überzugehen beabsichtigte, fand man die Brücken abgetragen, es mußte daher auch noch der weitere Marsch auf dem unwegbaren linken

Innufer mit Mühe fortgesetzt werden, bis man am zweiten Tage Kuffstein erreichte.

Wie groß der Verlust der bairischen Truppen bei diesem Rückzug und bei den Gefechten und Treffen des 25., 29. und 30. Mais gewesen, vermögen wir nicht zu enträthseln, da selbst das sonst schätzbare Werk des Baron Völderndorf keine genügenden Angaben liefert, Bartholdy aber und Hormayr hier ganz unzuverlässig sind.

Deroy ging bis Rosenheim zurück, wo er eine feste Stellung nahm, die es ihm möglich machte, während des Juni Kuffstein öfters von seinen Umzinglern zu befreien und die Hauptstadt München gegen drohende Ueberfälle der Insurgenten zu decken. Am 3. Juli aber erhielt er plötzlich Befehl, mit der Hälfte seiner ohnedies schon so geschmolzenen Division sich in Eile nach Linz zu begeben und Tirols Grenzen zu verlassen, unbekümmert, was aus den von steten Ueberfällen bedrohten Gegenden Baierns werden möchte. Glücklicherweise folgten sich die Schlacht von Wagram und der Waffenstillstand so schnell, daß Deroy schon am 17. Juli wieder seinen Rückmarsch gegen Salzburg antreten konnte.

Einem Artikel des znaimer Waffenstillstandes gemäß sollte Oestreich Tirol nunmehr seinem Schicksal überlassen, wodurch man des Landes Beruhigung herbeizuführen wähnte. Da es aber in Oestreichs Interesse lag, Tirol fortwährend im Insurrectionszustande zu erhalten, so blieb kein Mittel unversucht, das Feuer des Aufruhrs zu unterhalten, und Tirol mußte zum zweiten Male mit Gewalt unterworfen werden. Der Marschall Lefebvre erhielt von seinem Kaiser hierzu erneuerten Auftrag. Ende Juli drang Deroy in Gemeinschaft mit der Division Kronprinz, einer französischen (Rouyer) und einer sächsischen (bestehend aus den Contingenten der Herzoge) wieder gegen das Unterinnthal vor. Schon am 30. Juli ward Innsbruck wieder besetzt, woselbst 2 Tage darauf die Division Deroy ebenfalls einrückte, nachdem sie die Gefechte am Passe Lueg, bei Tarenbach und Wald mit Insurgentenhaufen muthvoll bestanden hatte.

Es lag in des Marschalls Lefebvre Plan, auch in das Innere des Landes einzudringen und den Feuerherd der Insurrection, der sich dort befand, vollends zu zerstören. Während nun der Herzog v. Danzig in den ersten Tagen des August mit den Sachsen, den Divisionen Rouyer und Kronprinz über den Brenner gegen Brixen zog, blieb Deroy mit der seinigen zu Innsbruck zurück, um das Eroberte zu behaupten und den vorgehenden Truppen den Rückzug mög-

lich zu machen. Jedermann kennt den unglücklichen Ausgang der Expedition gegen Brixen; Lefebvre bewerkstelligte am 10. August seinen Rückzug und kam am 11. unverrichteter Sache wieder nach Innsbruck zurück, woselbst Deroy an diesem Tage auch einen Angriff hatte aushalten müssen. Am 13. August lieferten die Insurgenten den verbündeten bairisch-französisch-sächsischen Truppen ein förmliches Treffen, in dem mit einer Erbitterung und Hartnäckigkeit gestritten wurde, die nur der Verzweiflung und dem Fanatismus eigen ist. Die Ehre des Tages gebührte dem Generallieutenant v. Deroy, der mit seiner Division vom Morgen bis zum Abend das rechte Innufer, freilich mit Verlust manches Tapfern, unerschütterlich behauptete. Die Angaben über den beiderseitigen Verlust sind auch hier so schwankend, daß kein sicherer Schluß daraus gezogen werden kann; doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Deroy als Sieger aus dem Kampf ging. „Es war ein ehrenreicher, aber blutiger Tag gewesen", sagt Völderndorf. Dennoch verließen die Truppen nach wenigen Tagen Tirol zum zweiten Mal, ohne daß man sagen konnte, sie seien von den Tirolern dazu gezwungen worden.

Ein sehr unterrichteter bairischer Offizier sagt hierüber Folgendes: „Die Tiroler konnten den Rückzug des Marschalls nicht gefährden, und er fürchtete sie auch nicht, wie uns östreichische und norddeutsche Scribenten gerne hätten weismachen mögen. Es war in der strengsten Bedeutung ein mouvement retrograde, kein Fliehen, keine einzige unruhige übereilte Bewegung, Tagmärsche von 3—4 Stunden".

Die Division Deroy bezog nun wieder ihre frühern Standquartiere bei Rosenheim, wo sie den ganzen August und September hindurch ohne Angriffe blieb, während die Division Kronprinz die ganze Zeit über die heftigsten Kämpfe zu bestehen hatte.

Der zu Schönbrunn am 14. Oktober geschlossene Friede enthielt für den König von Baiern eine neue Auffoderung die tiroler Unruhen nun mit Ernst zu beendigen. Die 3 bairischen Divisionen, die im Laufe des Feldzugs aufgetreten waren, erhielten Befehle nach Tirol zu gehen. Diesmal befehligte sie der französische Divisionsgeneral Graf Erlon-Drouet. Deroy rückte wieder über Kufstein vor und blieb dann zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe im Unterinnthale stehen, während der Kronprinz und Wrede gegen Innsbruck unaufhaltsam vordrangen. Am 25. Oktbr. hielten die Baiern neuerdings ihren Einzug in die Hauptstadt Innsbruck; doch dauerte es noch geraume Zeit, bis die Ruhe im Lande all-

mälig zurückkehrte. So sah sich Deroy noch am 9. Dezbr. genöthigt, aus seinem Hauptquartier Hall einen Preis auf den Kopf des berüchtigten Speckbacher und zweier Priester zu setzen, die zusammen die letzte Zeit das zeither ruhige Unterinnthal wieder zum Aufstande zu verleiten gesucht hatten Deroy, der überhaupt in diesem blutigen Kriege eine edle Milde und ritterliche Gesinnung gezeigt hatte, was selbst feindliche Schriftsteller anerkannten, hatte schon zur Zeit des Friedensschlusses der Frau Speckbacher's einen Brief, für ihren Mann bestimmt, übergeben lassen, worin er ihm Nachricht gab, daß sein Sohn, der in dem Gefechte bei Melek gefangengenommen worden, lebe und durch die Gnade des Königs eine gute Aufnahme gefunden habe. Von Speckbacher erwartete er nunmehr Unterwerfung und Folgsamkeit. Wie sehr sich Deroy in der Folge in diesem Mann täuschte, bewies jener Steckbrief, der den unruhigen Mann der öffentlichen Rache preisgab. Erst mit der Gefangennehmung und Hinrichtung Hofer's erreichte ein Aufstand sein Ende, dem in der neuern Geschichte, wegen der Grausamkeiten, die dabei verübt wurden, nur der von Spanien an die Seite gestellt werden darf. Deroy schickte sich nunmehr an, die Jahre des Friedens im Schooße seiner Familie zu genießen. Sein ältester Sohn diente bereits als Oberster im vaterländischen Heere. Im Jahre 1811 wurde er gleichzeitig mit dem Grafen Wrede zum General der Infanterie ernannt und damit zur höchsten Würde in der bairischen Armee erhoben, da der Charakter eines Generals der Infanterie, Cavalerie oder Artillerie dem französischen Marschall gleichkam.

Der Ehrgeiz eines Mannes, dem Europa zu begrenzt für sein Streben schien, erregte bald wieder einen neuen Krieg. 40,000 Baiern zogen nach Rußland; nur Wenige davon sahen ihr Vaterland wieder. Den alternden Feldherrn wollte der König schonen und ihm erlauben, der Theilnahme an diesem Kriege zu entsagen; aber Deroy erbat sich ausdrücklich die Zustimmung, auch diesmal der Armee folgen zu dürfen. Es schien ihm mit seiner Ansicht unverträglich, daß körperliche Schwäche ihn davon zurückhalten solle, wo der Geist doch noch so kräftig war. Vielleicht trug auch die Eifersucht, die zwischen ihm und seinem Mitfeldherrn, dem seitdem zum Grafen erhobenen Wrede, stattfand, dazu bei, ihm diese Gelegenheit wünschenswerth zu machen, um zeigen zu können, daß auch ein General der ältern Schule noch recht gut neben einem glücklichern Nebenbuhler und einem Zögling der neuern napoleonischen Taktik mit Ehren bestehen könne.

Deroy hatte in der That auch Ursache genug, eine fortdauernde Dienstthätigkeit trotz seines hohen Alters zu wünschen, da ein zu dieser Zeit erlassenes Gesetz eine neue Rangordnung im Militairetat einführte, wodurch dem schimmernden Verdienste schnell eine Bahn gebrochen wurde, die dem Anspruchslosen erst eine lange Reihe von Dienstjahren öffnete. Deroy erhielt also, seinem Wunsche gemäß, im Frühjahre 1812 das Commando über die erste bairische Infanteriedivision, die an 12,000 Mann stark war und im Laufe des Feldzuges dem sechsten Armeecorps mit der Nummer 19 als Division der großen Armee zugetheilt wurde.

So sehr die bairischen Feldherren über Zersplitterung ihrer Truppen zu klagen Ursache hatten, so blieb doch ihre gesammte Infanterie auf einem Punkte versammelt *), da auch Wrede mit der zweiten Infanteriedivision das sechste Corps bilden half, welches somit, dem französischen Interesse gemäß, unter den Oberbefehl des französischen Divisionsgenerals Grafen Gouvion St.-Cyr gestellt wurde.

Während nun die große französische Armee ihren Marsch gegen Moskau verfolgte, war es Aufgabe des sechsten und zweiten Corps, gegen Petersburg Demonstrationen zu machen oder wenigstens den Operationen des Generals Grafen Wittgenstein Hindernisse in den Weg zu legen, die es ihm unmöglich machen sollten, bis Polock herabzurücken, wo er sonst die Straße erreicht haben würde, auf der die große Armee vorgegangen war.

Anfangs August fanden sich nach einigen vorhergegangenen Gefechten das sechste und zweite Corps an der Drissa vereinigt und im Besitz der Stadt Polock, woselbst Deroy sein Hauptquartier aufschlug. Es war am 16. August, als die Baiern zum ersten Mal mit dem Feinde zusammentrafen, nachdem die Russen schon seit einigen Tagen angriffsweise zu Werke gegangen waren und seit dem 11. August fast tägliche Angriffe auf das zweite Corps gemacht hatten. Am 16. bildete die Division Wrede mit der ihr beigegebenen Cavaleriebrigade Corbineau eine Vorpostenkette auf den Straßen von Nevel und Sebetz, während die Division Deroy noch um Polock stand. Gegen Mittag griffen die Russen an, wurden aber zurückgeschlagen, ohne daß andere Truppen als die Division Wrede an dem Kampfe Theil genommen hatten. Am folgenden Tage (den 17.) Morgens wiederholten die

*) Mit Ausnahme des dreizehnten Infanterieregiments, welches unter Macdonald den Feldzug in Kurland machte.

Russen ihre Angriffe, die diesmal vorzüglich auf das Dorf Spas vor Polock gerichtet waren. Der Kampf war sehr blutig; nach mehrmals wiederholten Stürmen gelang es den Russen, in das Dorf einzudringen, woraus sie jedoch nach ebenso großer Anstrengung wieder vertrieben wurden. Erst gegen Abend stellten die Feinde das Feuern ein; es war ein heißer Tag gewesen und die Truppen durch die lange Blutarbeit erschöpft. Neben der Division Wrede waren auch noch die französischen Divisionen Verdier und Legrand mit in das Treffen verwickelt worden, als die Russen sich auch gegen den linken Flügel der Franzosen wandten. Die Division Deroy hatte wenig oder nichts gelitten, da sie nur dem unwirksamen Feuer ausgesetzt gewesen war. Während der Nacht vom 17. auf den 18. August erhielt aber der General Deroy den Befehl, mit seiner Division Wrede's Division in der Stellung abzulösen, die sie den Tag über so standhaft vertheidigt hatte. Der feindliche Oberbefehlshaber Wittgenstein mochte sich überzeugt haben, daß bei dem Verhältniß der gegenseitigen Streitkräfte es ihm kaum möglich sein würde, Polock selbst wegzunehmen und die Feinde über die Düna zu werfen; er erneuerte am 18. den Angriff nicht mehr. Dagegen beschloß nun aber Graf Gouvion St.-Cyr, entweder um einem ihm noch immer wahrscheinlichen zweiten Anfall zuvorzukommen, oder um den Feind aus der unbequemen Nähe zu vertreiben, von seiner Seite selbst angriffsweise zu verfahren. Er hielt für dienlich, die Sache so einzuleiten, daß der Feind unversehens überrascht werde. Daher ließ er das Gepäck des Heeres mit vielem Aufsehen über die Brücke der Düna zurückgehen und die Truppen am linken Ufer Bewegungen machen, als ob sie den gänzlichen Rückzug des Heeres decken sollten. Nachmittags um 3 Uhr aber kehrten diese Truppen nach Polock zurück, um den Angriff zu unterstützen, der auf den Glockenschlag 4 Uhr festgesetzt war. Diese klugen Anstalten verfehlten ihren Zweck nicht. Wittgenstein glaubte den Feind im Rückzug, und seine Krieger, Offiziere und Gemeine rasteten in ihren Zelten, meist halb entkleidet und schlafend, von der sauern Arbeit des vorigen Tages. Unterdessen hatten die französischen und bairischen Generale, Unebenheiten und Vertiefungen des Bodens klug benutzend, ihre Truppen nahe an die sorglosen Russen herangeführt, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Bis alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde es 5 Uhr, und mit dem Glockenschlage begann der Angriff rasch und kräftig.

Den äußersten rechten Flügel, rechts vom Dorfe Spas

bildete die Division Wrede; an sie schloß sich bei Spas die Division Deroy. Zwischen dieser und der Division Legrand stand die Cavaleriebrigade Corbineau; die Division Verdier hielt, der Stadt am nächsten, die linke Seite und wurde von der Cavalerie der Generale Caster und Doumerc unterstützt; die Division Merle stand dicht vor Polock als Reserve. Der Hauptstoß des Angriffs sollte vom rechten Flügel her auf die linke Flanke und die Mitte des Feindes geführt, und die russische Schlachtlinie von der Linken nach der Rechten hin aufgerollt werden. Als um 5 Uhr das verabredete Zeichen, ein Schuß aus einem Zwölfpfünder, erschollen war, eröffnete eine Batterie von 31 bairischen Kanonen, die auf einer Anhöhe an der Polota rechts vom Dorfe Spas aufgeführt war, das Feuer gegen die feindlichen Reihen und das Schloß, worin Wittgenstein's Hauptquartier war, und unter einem Hagel von Kartätschen und Haubitzgranaten brachen die Baiern zum Angriffe hervor.

Obgleich überfallen, rafften sich die Russen zu einem entschlossenen kräftigen Widerstand auf. 100 Stücke erwiderten den Angriff längs der ganzen Linie, und in wenigen Augenblicken war der furchtbare Kampf allgemein. Die Division Wrede stürzte sich auf die linke Flanke der Russen und überflügelte ihre Schlachtlinie. Die Division Deroy sollte in 3 Brigaden aus dem Dorfe Spas vorbrechen und jenseits unter dem feindlichen Feuer ihre Linie entwickeln. Kaum waren die ersten Bataillone der Brigade Raglowich aus dem Dorfe herausgekommen, als sie mit einem Hagel von Flintenkugeln, Kartätschen und Granaten überschüttet wurden, und russisches Fußvolk heranrückte, um ihren Aufmarsch zu hindern; da wurde der General Raglowich schwer verwundet, und der Befehl über seine Brigade kam an den Obersten v. Zoller. Deroy eilte herbei und ließ die Bataillone hinter eine kleine Vertiefung zurückgehen, damit ihr Aufmarsch mehr gegen das feindliche Feuer gedeckt sei. Hitziger stürmten nun die Russen heran, aber die bairischen Bataillone brachen schnell wieder hervor.

Geführt vom General Deroy, ihrem achtungswerthen ergrauten Chef, stürzten sie sich mit dem Bayonnette auf die Russen und trieben sie auf ihre Hauptlinie zurück. In diesem Augenblick wurde Deroy tödtlich verwundet. Von einer Flintenkugel in den Unterleib getroffen, mußte er vom Schlachtfelde hinweggebracht werden. Die Nachricht von Deroy's gefährlicher Verwundung brachte bei den bairischen Truppen eine ungemeine Bestürzung hervor; ihr weiteres Vordringen

ward sogar dadurch gehemmt. Nur der Besonnenheit des Grafen Wrede, der sogleich herbeieilte, hatte man den glücklichen Fortgang des Treffens zu verdanken. Um 8 Uhr Abends war der linke Flügel und der Mittelpunkt der Russen überwältigt, und die Feinde im vollen Rückzuge auf der Straße von Newel. Der heiße Kampf dieses Tages hatte von beiden Seiten mehr als 8000 Mann hinweggerafft; der größte Verlust hatte die Baiern getroffen. Außer Deroy zählte man unter den Verwundeten den Generalmajor Baron Raglowich, die Obersten v. Wrede, Graf Preysing, Baron de la Motte, v. Comeau, Chef des Generalstabs, Baron Colonge, Chef der Artillerie, die Oberstlieutenants v. Treuberg, Baron Bärnclau. Unter den gemeinen Soldaten hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten. Deroy, in der Stadt Polock auf dem Krankenlager, ahnete nicht die Gefahr, die seinem Leben drohte, und beschäftigte sich blos mit den Mitteln zu seiner Genesung, um sich bald wieder an die Spitze der ihm anvertrauten Truppen stellen zu können. Doch die Aerzte sahen, daß der Tod unvermeidlich war, und machten ihn auf seinen gefahrvollen Zustand aufmerksam, um seine letzten Anordnungen in Betreff seiner Familie machen zu können. Ihm selbst ward es nun klar, daß der letzte Augenblick seiner langen Lebensbahn herannahe, und er bebte nicht vor dem Tode zurück, dem er so oft und unerschrocken entgegengegangen war. Sein Sohn erster Ehe, der Oberste und Commandeur des sechsten Infanterieregiments, Franz v. Deroy, der im Heere den Feldzug mitmachte, empfing seine letzten Umarmungen und Wünsche. Am 23. August Morgens verließ sein Geist die irdische Hülle, die mit aller seinem Range gebührenden Pracht von den Truppen im Angesichte des Feindes zur Erde bestattet wurde. Sein Tod setzte die Armee in tiefe Trauer, die auch der Tagesbefehl des Generals Wrede ausdrückte, indem er sagte, daß die bairischen Truppen in dem Verstorbenen ihren Vater und Anführer verloren hätten, den zu ersetzen ihm schwer werden müsse. Bald darauf, aber für den Heimgegangenen zu spät, traf aus dem Hauptquartier des französischen Kaisers folgendes Handschreiben ein:

„L'empereur Napoléon au général comte de Deroy."

„Monsieur le général de division comte de Deroy!"

„Je vous fais cette lettre pour vous témoigner toute ma satisfaction de la conduite, que vous avez tenue au combat de Polotzck, et le regret, que j'ai, de vous savoir blessé. Je veux moi-même vous apprendre *que je*

vous ai nommé comte de l'empire et vous ai accordé une dotation de 30,000 francs, transmissible à vos enfans. Et voulant vous rassurer sur le sort de votre famille, je vous fais passer un brevet de 6000 francs de pension pour la comtesse Deroy. Cette lettre, n'étant à autre fin, je prie Dieu qu'il vous ait, monsieur le général comte Deroy, en sa sainte garde".

„A Slavkowo le 27 Août 1812".

„Napoléon".

Nur der hinterlassenen Familie konnte sonach die dem Verblichenen zugedachte Ehre und Standeserhebung zu Theil werden, in Folge dessen der Oberste Franz v. Deroy auch später von seinem Könige die Zustimmung einholte, den Grafentitel annehmen und führen zu dürfen. Der Verstorbene hinterließ aus zweiter Ehe mit Franziska Freiin v. Hertling 4 Kinder, deren anständige Erziehung und einstige Versorgung dem Staate eine heilige Pflicht ward, nachdem der Vater in so langen treuen Diensten (über ein halbes Jahrhundert diente Deroy der bairischen Armee) sich dasselbe zu steter Dankbarkeit und Anerkennung seiner Verdienste verbunden hatte. Und diesen schuldigen Dank hat das Vaterland ihm auch nicht versagt. Seine sterblichen Ueberreste ruhen zwar ferne vom Heimathlande in unwirthbaren Steppen, aber auf Baierns Boden erhebt sich nun ein Denkmal seines und seiner Mitgefallenen Ruhms, das ein hochherziger Fürst ihnen errichtet hat.

Sch.

Biographiſche Andeutungen.

Johann Philipp Gabler,

Doctor der Theologie und Philosophie, herzogl. sachsen-goth. und altenburgischer Geh. Consistorialrath, großh. sachs.-weimar. und eisenach. Kirchenrath, ordentl. Prof. der Theol. zu Jena und Primarius, Sen. der theol. Facultät, Direct. der Almosencommission zu Jena, Direct. des theol. Seminars, Assessor der mineralog. Gesellschaft, Ritter des großh. weimar. Weißen Falkenordens.

Geboren den 4. Juni 1753, gest. den 17. Februar 1826.

Wahres Verdienst, äußere Auszeichnung und Erhebung durch Geburt, besondere Verbindungen und Zufall sind, wie das große Buch der Geschichte mit vielen und sehr namhaften Beispielen darthut, nur selten genau unterschieden worden. So wenig dieses geleugnet werden kann, so unleugbar ist es auch, daß der Mann, von dessen Leben und Wirken wir hier eine kurze Darstellung liefern wollen, unzweifelhaft in die herrliche Reihe Derjenigen gehört, die durch wahres Verdienst sich ausgezeichnet haben, und dessen Leben theilnehmende Zeitgenossen gewiß nicht ohne Frucht und Nutzen Augenblicke der Aufmerksamkeit weihen werden.

Johann Philipp Gabler ward geboren zu Frankfurt am Main; sein Vater war daselbst Actuarius beim Consistorium. Dieser, ein sehr gebildeter Mann und auf die Entwickelung der Geistesfähigkeiten des Sohnes freudig aufmerksamer Vater, beachtete Alles, um den sich entwickelnden Knaben bald genug mit Geist und Herz eine sichere und gedeihliche Richtung zu geben. So viel als möglich wollte er, daß dieses zuerst unter seinen Augen geschehe. Er gab daher dem vielversprechenden Knaben Privatlehrer, unter deren geschickter und sorgfältiger Leitung er im zehnten Jahre schon dahin gebracht worden war, daß er das Gymnasium zu Frankfurt besuchen konnte. Hier war er in sehr gute Hände gekommen. Regsamer Fleiß und Wißbegierde, von Seiten des

Knaben, und Geschicklichkeit sowol als Gemüthlichkeit genug, von Seiten der Lehrer, machten dem erstern die noch jetzt so sehr achtungswerthe Anstalt gewissermaßen zu seinem Lieblingsaufenthalte. Mit ganzer Seele hing er, wie an mehren andern seiner Lehrer, so vornehmlich an dem Rector Purmann, dessen Andenken Gabler immer in der dankbarsten Erinnerung bewahrt hat.

Ausgestattet mit sehr schönen sprachwissenschaftlichen und andern dem wahren Gelehrten immer sehr werthen Kenntnissen, bezog der junge feurige Freund der Wissenschaften im Jahr 1772 die Hochschule zu Jena. Wie auf dem Gymnasium, traf er auch hier vortreffliche Männer, von denen er selbst mit der ihm so besonders eignen freudigen Anerkennung fremden Verdienstes rühmte, daß sie auf die Richtung seiner wissenschaftlichen Ausbildung einen entschieden wohlthätigen Einfluß gehabt haben.

Gabler wollte Theologie studiren. In Jena traf er 2 Männer als Lehrer an, deren Verdienste sowol die dankbaren Zeitgenossen als die gerechten Nachkommen immer in hohen Ehren halten werden. Griesbach und Eichhorn waren die Männer, von welchen wir hier reden; die Männer, deren Manen der Verfasser dieser kurzen Darstellung immerfort seine aufrichtigste Verehrung bezeigen wird, ohne sich, was zunächst Griesbach angeht, durch unbärtige Buben, die Griesbach alles kritische Talent und Verdienst abzusprechen sich erfrechen, darin stören zu lassen.

Seiner nicht nur theologischen, sondern auch philologischen und überhaupt wissenschaftlichen Bildung durfte unser Gabler in Jena 6 volle Jahre widmen, und fast konnte man darum bei seiner Heimkehr von ihm mit Schiller sagen: „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus". Viel aber brachte er mit aus der Ferne in die freundliche Heimath und in die liebevollen Armen der Aeltern. Vor seinem Abgange von Jena hatte er als Doctor der Philosophie promovirt. Ehre und gutes Bewußtsein waren daher seine freundlichen Begleiter von der Hochschule in die Heimath. Was er in Jena an wissenschaftlicher Ausbildung gewonnen, zum Theil aber noch nicht so ganz in Saft und Blut verwandelt hatte, das verarbeitete er zu Frankfurt ungestört im Vaterhause.

Lange konnte es jedoch nicht dauern, daß der junge, kräftige, lebendige Mann es fühlte, reif sei er genug, um mit seinen Kenntnissen nun die Laufbahn des öffentlichen Lebens zu betreten. Nur 1½ Jahr blieb er daher im älterlichen Hause. Seine Beschäftigungen hatten hier vornehmlich ihre

Richtung auf das akademische Lehramt genommen. Im Jahr 1780 begab er sich darum nach Göttingen. Die theologische Facultät nahm ihn als Repetenten der Theologie auf, die philosophische ertheilte ihm die Erlaubniß zu Vorlesungen über Gegenstände aus ihrem Gebiete. Und so waren es denn zunächst Vorlesungen über griechische und römische Autoren, die er hielt; doch war sein vorzügliches Augenmerk auf das Neue Testament gerichtet. Lange sollte er auf diesem Standpunkte nicht stehen bleiben. Schon im Jahre 1783 bekam er den sehr ehrenvollen Ruf als Prorector am Archigymnasium zu Dortmund. Auch hier sollte er nicht lange verweilen. Der gute Ruf seiner ausgezeichneten Kenntnisse hatte sich von Göttingen, Jena und Frankfurt aus ziemlich weit verbreitet. Zwei Jahre hatte er seinem Amte in Dortmund mit Ehre und Auszeichnung vorgestanden, als er 1785 einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie und Diakonus der Stadtkirche zu Altdorf erhielt. Im Jahre 1787 wurde er von der dasigen theologischen Facultät mit der Würde eines Doctors der Theologie ausgezeichnet. Bemerkenswerth ist hierbei, daß Gabler der Letzte war, welcher von der theologischen Facultät zu Altdorf zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Mit verdienter Auszeichnung stand Gabler seinen verschiedenen Aemtern in Altdorf vor; man achtete und liebte ihn sehr. Dies beurkundet sich deutlich dadurch, daß, als im Jahr 1793 der Professor Jung nach Nürnberg abging, Gabler an dessen Stelle als zweiter Professor der Theologie und Archidiakonus an der Stadtkirche einrückte. Neben seiner amtlichen Thätigkeit hatte auch schon seit dem Jahre 1788 seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen. Er ließ nicht nur mehre gelehrte Abhandlungen nacheinander drucken, sondern auch mehre geistliche Amtsreden. Im Jahr 1788 gab er einen „Entwurf der Hermeneutik des Neuen Testaments" heraus; im Jahr 1789 einen „Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament", und im Jahr 1790 — 93 den ersten Theil seines trefflichen Werkes: „J. G. Eichhorn's Urgeschichte mit Einleitung und Anmerkungen". In Beziehung auf dieses Werk gab er noch „Bemerkungen über eine Gegenschrift Eschenbach's" heraus, und einen „Neuen Versuch über die mosaische Schöpfungsgeschichte aus der höhern Kritik", einen Nachtrag zum ersten Theil seiner Ausgabe der Eichhorn'schen „Urgeschichte". Neben diesem besorgte er die Herausgabe des „Neuesten theologischen Journals", in dessen 12 von ihm herausgebene Bände er die meisten Beiträge geliefert hat. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem ausgezeich-

neten Rufe, welchen sich Gabler auf diesem sehr ehrenvollen Wege erworben hatte, von Außen her die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet wurde. Und so geschah es, daß er im Jahre 1804 einen Ruf an die Hochschule zu Jena als zweiter ordentlicher Professor der Theologie erhielt. Zweifelhaft war unser Gabler keinen Augenblick, ob er diesem Rufe folgen solle oder nicht. Jena war früherhin seinem Herzen so lieb geworden, daß es ihn nur freuen konnte, dahin, und zwar mit einer Auszeichnung zurückzukehren, die er als ein hellsehender, jedes Gute dankbar anerkennender Freund der Wahrheit nur ehren konnte. Immer hatten ja, dies wußte er nur zu gut, die fürstlichen Unterhalter der Hochschule zu Jena sehr aufmerksam dafür gesorgt, daß wo möglich in jedem Fache Männer daselbst wirken sollten, die sich durch wahre Verdienste um die Wissenschaften auszeichneten; wie hätte er darum den Ruf, der an ihn erging, für etwas Anderes als eine sehr erfreuliche Auszeichnung halten können? Freilich trennte er sich von Altdorf nur mit schwerem Herzen; es war ihm durch einen Aufenthalt von 19 Jahren so sehr lieb und angenehm geworden. Freundschaft, Liebe und Wohlwollen waren ihm dort immer im freundlichsten Verein entgegengekommen; der dankbaren Schüler zählte er von daher so manche; an Zunahme der Ausbildung seines Geistes und Herzens hatte er dort so viel gewonnen. Dies Alles belegt die sehr schöne Abschiedspredigt, welche er über den Hauptsatz hielt: „Wie ein rechtschaffener christlicher Lehrer nach dem Muster Jesu seine Religionsvorträge einzurichten habe".

In Jena angekommen, vertheidigte Gabler beim Eintritt in seine neue Laufbahn seine treffliche Abhandlung: „Ueber die ersten Bischöfe der christlichen Kirche und ihren Ursprung".

Griesbach, der verehrte Lehrer und Freund Gabler's, vollendete seine verdienstvolle Laufbahn im Jahr 1812. Gabler erhielt den Ruf an seine Stelle. Ihm bangte nicht vor den schweren Beschäftigungen, die seiner von Neuem warteten. Hatte er doch schon früherhin in Altdorf fast über alle Zweige der theologischen Gelehrsamkeit Vorlesungen gehalten. Wie man das von Seiten der gerechten Unterhalter der Hochschule zu Jena nicht verkannte, so erkannte man es auch, wie sehr er äußerer Auszeichnungen gerechterweise würdig sei. Von Weimar aus beehrte man ihn mit der Würde eines Kirchenraths, von Gotha aus mit der Ernennung zu einem Geheimenconsistorialrathe. 1817 ward er zum Director des theologischen Seminariums erwählt. Von mehren andern

Auszeichnungen, welche ihm verdientermaßen zu Theil wurden, reden wir noch weiter unten; doch Das dürfen wir schon jetzt behaupten, daß er das Vertrauen, dessen er gewürdigt ward, immer auf die unzweideutigste Weise gerechtfertigt und daß seine Pflichttreue ohne Rücksicht auf feindliche Störungen und Hindernisse ihn bis zu seinem Tode begleitet hat, welchen er fast auf dieselbe Art gefunden hätte, wie ihn sein großer Lehrer Griesbach sich wünschte. Dieser nämlich wünschte sich, auf dem Katheder zu sterben.

Betrachten wir nun den geliebten Todten etwas näher; vergegenwärtigen wir ihn uns zunächst als Menschen und als Christen.

Gabler's sittlicher und religiöser Charakter, dies darf man geradezu behaupten, hatte das reine, von allen Schlacken des Vorurtheils, der Unwissenheit, des Trugs und Eigennutzes geläuterte Christenthum zum Grunde. Von den wahren Lehren und Grundsätzen desselben ging sein ganzes Denken und Handeln aus. Mystisches Dahinbrüten und verkappte Frömmelei waren ihm bei dem langen und unbefangenen Forschen, welches er über den Geist und das wahre Wesen des Christenthums angestellt und unterhalten hatte, nichts Anderes als Gebrechlichkeiten des menschlichen Geistes und Herzens und zogen seine Blicke nie anders als voll Mitleid und Bedauern auf sich. Dabei war er höchst duldsam und schonend. Gewiß Niemand ist durch ihn in seinen von ihm abweichenden religiösen Ansichten und Meinungen gestört worden, sofern diesen nur Redlichkeit der Ueberzeugung zum Grunde lag. Seine eigne religiöse und moralische Theorie zeigte sich, was allerdings die Hauptsache ist, jederzeit in seinem Handeln. Mit Liebe war sein Gemüth dem einzelnen Menschen wie dem ganzen Geschlechte zugewendet. Wo auch nur immer etwas Gutes im Großen oder im Kleinen geschah, daran nahm sein Herz den innigsten, freudigsten Antheil; das Fortschreiten der Menschheit zum Bessern war ihm so wenig als einem Garve, Schiller und andern hochherzigen Männern „ein leerer eitler Wahn, erzeugt im Gehirne des Thoren". Gabler's Rechtschaffenheit war probehaltig; seine Gerechtigkeitsliebe rücksichtslos bis zu den empfindlichsten Opfern und Ertragungen, unwandelbar streng; seine Wahrheitsliebe so empfindlich und reizbar, daß er auch nicht einmal im Scherz eine Unwahrheit entschuldigen und nachsehen mochte; seine Leutseligkeit sah man ihm sozusagen aus seinem offenen Gesichte an. Doch wozu diese Lobrede! Leben doch noch in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes Tausende

von Menschen, welche gerecht und wahrheitsliebend genug sein werden, um es Jedem, der es zu wissen begehrt, zu bezeugen: so war, so dachte und handelte Gabler! Und unter diesen wird gewiß auch kein Mangel an Solchen sein, die von seiner Wohlthätigkeit, seiner Behülflichkeit, seiner Freundesliebe, seiner Dankbarkeit und Uneigennützigkeit in die Augen fallende Beweise zu erzählen haben.

Wie Gabler sich im öffentlichen Leben verhielt, so war es auch der Fall im Familienleben. Heiter und freundlich, wie man ihn überhaupt fast immer sah, bewies er sich auch hier; aber auch ebenso ernst und streng wie gegen sich selbst und in andern öffentlichen Verhältnissen.

Treten wir nun unserm Gabler als Gelehrten näher.

Welchen Reichthum von mannichfaltigen wissenschaftlichen Kenntnissen Gabler unter sehr günstigen Verhältnissen empfangen und sich angeeignet hatte, davon ist bereits schon oben die Rede gewesen. Aber dasselbe Interesse, was er in jüngern Jahren für Gelehrsamkeit genährt hatte, bewahrte er eifrig fort. Nichts verlautete, nichts von einiger Erheblichkeit trug sich auf dem großen Gebiete der Wissenschaften zu, woran er nicht den lebhaftesten Antheil genommen hätte. Kann man ihm daher die Ehre eines vielseitigen Gelehrten nicht streitig machen, so gebührt ihm diese Auszeichnung vorzugsweise als Theologen. Auf dem Felde dieser Wissenschaft war er so einheimisch, wie es nur bei Wenigen der Fall ist. Er hatte ja, wie ebenfalls oben schon bemerkt worden ist, diese Wissenschaft nach allen ihren verschiedenen Richtungen hin erforscht und sich darüber in Vorlesungen mitgetheilt. Am liebsten beschäftigte sich jedoch Gabler mit der Erklärung des Neuen Testaments, der Dogmatik und Literatur. Viel hatte er hinsichtlich des sicheren Taktes, welcher ihm in diesen Fächern eigen war, seinen Lehrern Griesbach und Eichhorn in Jena, vornehmlich aber, wie er oft selbst äußerte, Heyne und Koppe in Göttingen zu danken. Heyne war ihm stets ein geistvolles Muster in der Alterthumsforschung, und Eichhorn nannte er gewöhnlich den Lichtschaffer in der Theologie. In der Behandlung der Exegese und Dogmatik war er äußerst freimüthig und liberal. Das Christenthum war ihm eine zu hochwichtige Angelegenheit der Menschheit, als daß er seinerseits nicht Alles angewendet hätte, um es von allem Fremdartigen und Unwürdigen entkleiden und diejenige Aufklärung des menschlichen Geistes befördern zu helfen, welche in dem Geiste und Wesen des Christenthums gegründet ist. In dieser Rücksicht war er ganz der Meinung eines Con-

dorcet: „Toute religion, qu' on se permet de défendre comme une *croyance*, qu'il est utile de laisser au peuple, ne peut plus espérer qu'une agonie plus ou moins prolongée“ (Jede Religion, welche man ſich erlaubt als einen Glauben zu vertheidigen, bei welchem das Volk zu laſſen Nutzen bringt, kann weiter nichts erwarten als einen Todeskampf, welcher früher oder ſpäter eintritt.)

In der Dogmatik, dieſem ſo ungemein wichtigen, bisher aber, bis auf ſehr wenige Ausnahmen, ſo ganz grundfalſch behandelten Theile der Theologie, ging Gabler den ſogenannten rationaliſtiſchen Weg, ja er war es, der zuerſt die Benennung Rationalismus als Scheidenamen gegen den Supranaturalismus brauchte. Ueber die Divergenzpunkte beider hier ausführlich zu ſein, iſt keinesweges an ſeinem Orte. Das aber darf bemerkt werden, daß Gabler hierbei, wie ſonſt, ganz den Leitungen ſeines religiöſen und moraliſchen Charakters folgte und das „*ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*“ (Befliſſenheit der Wahrheit mit Liebe vereinigt) nicht aus den Augen verlor. Seine häuslichen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen waren bis einige Jahre vor ſeinem Tode ſehr gleichmäßig. Gern und gewöhnlich wartete er, bis einige Jahre vor ſeinem Tode, die ſtille Mitternachtsſtunde auf ſeinem Arbeitszimmer ab. Und als er dieſes eben in der letzten Zeit ſeines Lebens nicht mehr vermochte, zeigte er ſich deshalb zuweilen verdrüßlich. Die Tageszeit war bei ihm ſehr regelmäßig vertheilt. Den Vormittag widmete er regelmäßig ſeinen Vorleſungen und übrigen Amtsbeſchäftigungen. Nach Tiſche ſah er beſonders die Beſuche junger Studirenden ſehr gern; doch empfing er dieſe auch zu jeder andern Tageszeit mit der ihm eignen Freundlichkeit und theilte ſich, ohne den Aufwand an Zeit auch nur im mindeſten zu berechnen, auf ſeinem Zimmer ſehr gern und, wenn es die Umſtände erfoderten, ausführlich mit. Gegen Abend ging er eine halbe oder auch ganze Stunde ſpaziren und kam gewöhnlich ſehr heiter und geſtärkt zurück. Der Genuß der freien Natur hatte auf ihn immer einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Geſellſchaften beſuchte er nur ſelten; begab er ſich aber dahin, ſo ſuchte er alle gelehrte Unterhaltung zu vermeiden. Er ſuchte hier Unterhaltung über politiſche und andere Gegenſtände des öffentlichen Lebens. Daß er bei ſeiner Munterkeit und ſeiner vielſeitigen Bildung gewöhnlich die Seele der Unterhaltung war, läßt ſich leicht glauben.

Als öffentlicher akademiſcher Lehrer war Gabler ſehr ſorgfältig und gewiſſenhaft. Auf ſeine Vorleſungen verwen-

dete er den größten Fleiß und die umsehendste Aufmerksamkeit. Denn es war ihm auch in diesem Theile seines Berufskreises nichts von größerer Wichtigkeit, als durch pünktliches und wohlvorbereitetes Lehren unter den jungen Studirenden so viel nur immer möglich Gutes und Nützliches zu wirken. Dies sahen denn die verständigen und gleich ihrem Lehrer nach möglichster Ausbildung strebenden jungen Akademiker gar wohl ein. Daher entstand denn zum Theil der große Beifall, dessen sich Gabler bis zur letzten Stunde seiner öffentlichen Vorlesungen zu erfreuen gehabt hat; zum Theil aber entsprang er auch aus seiner Geradheit und Herzlichkeit, mit welcher er mit den sich ihm nähernden Zöglingen der Akademie umzugehen pflegte. Er war es, der mit dem Lichte der Kritik und namentlich der historischen, welches er in seinen Vorträgen anzuzünden strebte, zugleich auch immer eine wohlthuende und erweckende religiöse Wärme verband.

Durch eine vieljährige eigne Erfahrung im Predigerberufe zu Altdorf hinlänglich belehrt und überzeugt, unterließ er es nie, wo sich die Gelegenheit hierzu darbot, seinen Zuhörern es dringend an das Herz zu legen, vor allen Dingen mit ihrem eignen religiösen Sinne einst wieder religiösen Sinn zu wecken.

An Gabler's Vorlesungen hat man Weitschweifigkeit getadelt. Wir wollen es nicht in Abrede stellen, daß er sich bei seinen Vorträgen in eine gewisse Breite verlor. Dies rührte aber vornehmlich daher, daß er, wo sich die Gelegenheit darbot, gern Dieses und Jenes zu verwandten Gegenständen herbeizog; lediglich aber aus der redlichen Absicht, um seinen Zuhörern nach Möglichkeit nützlich zu werden. Er opferte dabei sehr viel von seiner Muße auf, und es kann nicht geleugnet werden, daß er, ein Mann von so ausgezeichneten Kentnissen, gar manchen Gewinn durch schriftstellerische Arbeiten hätte erlangen können, die ihm als Vater einer zahlreichen Familie diese und jene Unterstützung dargeboten hätten; allein er ließ sich davon nicht abhalten, für die ersten und wichtigsten seiner öffentlichen Berufspflichten auch jene Zeit freudig aufzuopfern. Seitdem er in Jena war, hat er, wie das Verzeichniß seiner Schriften in den „Actis academiae Jenensis“ beweist, außer Griesbach's „Opusculis academicis“ nur kleine Gelegenheitsschriften und Abhandlungen drucken lassen. Er selbst gesteht in den angeführten „Actis“, S. 4, ganz offen, daß es für ihn an seiner Stelle die Hauptaufgabe sei, studirende Jünglinge in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen nach allen Kräften zu unterstützen und

nicht durch vieles Schreiben dem akademischen Unterrichte die Zeit zu rauben.

Gabler's reger Sinn für das gemeinsame Beste zeigte sich auch in seinen Bestrebungen als Mitglied der Facultät und des akademischen Senats. Seine Denkart war in ihm so fest und unverrückbar, daß auch die Liebe zu seiner Familie ihn zu keinen eigennützigen Unternehmen, oder zu einem sogenannten weltklugen Stillschweigen und Stillverhalten hätte bewegen können, wenn es gemeines Wohl und Recht galt.

Seit seiner Anstellung in Jena, war Gabler 5 Mal Prorector. Das erste Mal zur Zeit der unglücklichen Katastrophe im Jahre 1806. Zufolge seines Amtes war er damals unter den Abgeordneten der Universität, welche Napoleon sich vorstellen ließen, um ihre Bitten wegen des Schutzes der Universität und deren Privilegien und zugleich des der schon schrecklich mitgenommenen Stadt vorzutragen. Schwer mag es auch ihm, so beherzt und unerschrocken er sonst gewöhnlich war, bei dieser Gesandtschaft aufs Herz gefallen sein, als der Redner derselben, Dr. Henri, den allgemein gefürchteten Usurpator wegen der Greuel, die seine Soldaten verübten, so gewaltig anschnautzte; doch er freute sich gewiß auch gleich den Andern recht herzlich, als jener kühne Redner zum Erstaunen Aller, selbst der anwesenden angesehenen Franzosen, auf der Stelle seinen Zweck erreichte.

Zum letzten Male verwaltete Gabler das Prorectorat im Jahre 1822. Es brachte ihm Siechheit und Tod. Die bittern Erfahrungen, welche der würdige Mann hier wegen seiner wahren Klugheit und Menschenfreundlichkeit machen mußte, die vornehmen Frevel und Unbedachtsamkeiten, die an einem so geprüften akademischen Lehrer begangen wurden, würden wir hier ohne weiteres Bedenken noch zur Schau stellen und rügen, fühlten wir nicht zu sehr die Pflicht, die in den Herzen der Seinigen noch nicht vernarbte Wunde mit der Schonung zu behandeln, welche aufrichtige Hochachtung und Menschenliebe von uns fodert. Es konnte unserm Gabler weiter nichts nützen, daß er von dem verstorbenen Großherzoge Carl August große Belobung wegen seines mit der rühmlichsten Treue geführten Prorectorats und dazu noch den Falkenorden erhielt: das Mark seines Lebens war zu sehr bis in das Innerste erschüttert, als daß er sich wieder hätte erholen können. Aber ungeachtet des Gefühls seines Dahinsinkens wankte der vortreffliche Greis nicht in der möglichst treuen Erfüllung seiner Pflichten. Er hielt mit der sichtbarsten Aufopferung und Anstrengung seine Vorlesungen bis

wenige Minuten vor seinem Tode. Wie sehr er, der schon kranke Mann, auf seine Vorlesungen bedacht, wie sicher aber auch in seinem Gewissen verwahrt war, dies möge aufmerksamen Zeitgenossen ein Traum charakterisiren, welchen Gabler kurze Zeit vor seinem Tode hatte. Kurz vor Weihnachten 1825 verweilte unser Gabler Abends nach Tische noch im Familienkreise. Im Gespräche kam der jüngste Sohn auch darauf, eines sonderbaren Traumes zu erwähnen, welchen er gehabt habe. Der Vater bemerkte hierauf: „Ich habe auch einen sonderbaren Traum gehabt". Sohn und Tochter baten ihn, den Taum zu erzählen. Doch aus Rücksicht auf die anwesende Mutter erwiderte er: „Ich habe den Traum wol gehabt, aber ich erzähle ihn nicht". Als aber die Mutter sich zu ihren häuslichen Geschäften hinwegbegeben hatte, erzählte er den Kindern seinen Traum. „Es sind mir", erzählte er, „zwei große schöne Engel erschienen; sie sagten zu mir: wir sind gekommen, dir anzukündigen, daß du bald sterben mußt. Darauf antwortete ich: Aber doch wol nicht eher, bis ich meine Dogmatik durchgelesen habe, damit meine Zuhörer nicht zu kurz kommen! die Engel antworteten: dies wissen wir nicht, und verschwanden". Es war ein Traum; allein ein solcher, der für den Psychologen und Moralisten gewiß nicht ohne Interesse ist. Denn es spiegelt sich in ihm, sehr leicht erkennbar, der Grundcharakter des vortrefflichen Mannes und seine ganze Denkweise.

Am 17. Febr. 1826 las er Vormittags von 9—10 Uhr seine Dogmatik, begab sich aus dem Lehrsale auf sein Arbeitszimmer, setzte sich, um auszuruhen, versank in Schlummer, und hier sagte er sich vielleicht auch bei dem Gefühle des Ueberganges vom Schlummer zum Tode wie jener Gorgias von Leontium: „*Ἤδη με ὕπνος ἄρχεται προκατατίθεσθαι τῷ ἀδελφῷ*". (Jetzt beginnt der Schlaf, um mich freundlich dem Bruder entgegegenzuführen".)

Molliter ossa cubent!

Sonneborn. Henneberg.

Johann August Apel. *)

Johann August Apel, geboren zu Leipzig 1771, starb 1816 ebendaselbst. Er stammte aus alter, angesehener, begüterter Familie. Sein Vater war Bürgermeister; er selbst wurde, nach zu Leipzig und Wittenberg vollendeten akademischen Studien, und nachdem er eine Zeitlang theils die juristische Praxis getrieben, theils sich dem akademischen Unterricht gewidmet, Rathsherr und lebte abwechselnd in der Stadt seinen Geschäften und den Studien und auf dem Lande, auf einem schönen Besitzthum, den Studien und seinen Freunden. Die mannichfaltigen Erzeugnisse seiner Muse, obschon sie der literarischen Welt nur zum Theil vor Augen liegen, machen dennoch die nähere Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten Manne wünschenswerth, ja zu ihrem richtigen Verständniß und ihrer rechten Würdigung erfoderlich.

Er war in aller Hinsicht eine merkwürdige, doch, wie in der Ferne unbekannte, so in der Nähe unbegriffene Erscheinung. Die oberflächliche Beobachtung durfte ihren Maßstab nicht an sein Wesen legen. In ihm waltete eine innerlich stets rege, doch erst spät in mannichfaltigen, reichen, abgeschlossenen Gestalten offenbar werdende Schöpferkraft. Was er schuf, trug das Gepräg innerer Bestimmtheit und Gesetzlichkeit in sich, es mochte sich als poetisches Kunstwerk oder als wissenschaftliches System entfalten. Durch die Schöpfungen seiner kräftigen Phantasie zog die Klarheit des Begriffs und machte sie gleichsam durchsichtig; und der strenge, reine

*) Vergl. einen Aufsatz über Apel in Nr. XII. der „Zeitgenossen", erste Reihe (1818). D. Red.

Gedankenguß der genialen Ausgeburten seiner Speculation war von dem Mark reeller Lebensgewißheit durchdrungen. Die Klarheit seiner Poesien ließ den im Gefühl Befangenen zweifeln, ob sie ursprünglich auf poetischem Grunde entsprossen oder nicht vielmehr das Werk der Reflexion seien; und die sinnliche Wahrheit seiner wissenschaftlichen Ideen konnte den blos abstracten Denker an ihrer tiefern, innern Begründung irremachen. In Beidem aber, in dem Wirken seiner Phantasie wie seines Verstandes, waren die Elemente des Geistes vereinigt; die Verschiedenheit der Erzeugnisse war nur von dem Ausgangspunkte seiner geistigen Thätigkeit bedingt, die sich mit gleicher Freiheit und Leichtigkeit vom Verstande oder von der Phantasie aus bewegte. Ob eine poetische, ob eine wissenschaftliche Schöpfung aus geistiger Urbewegung hervorgehen sollte, hing nur von der Stimmung der erwachten, schöpfungslustigen Kraft ab. Hatte sich, um uns so auszudrücken, die Lichtkraft gesammelt und drängte sich zu äußerlicher Erscheinung, so erschien ein festes und einiges Begriffsganzes; und war die brütende geistige Lebenswärme vorwaltend, so gestaltete sich ein Gebild der Poesie. So reich, so umfassend, so frei war dieser Geist in seinen Productionen. Er war aber auch frei in Bezug auf das Leben. Die Welt mit allen ihren Erscheinungen sprach ihn an, er hatte für Alles, was sich den Sinnen bietet, offenen Sinn; aber nichts fesselte ihn. Er vermochte und liebte Alles, was seinem Forscherblick entweder, oder auch seinem Dichtergeiste nahetrat zu erfassen, nach seinem Wesen und Zweck zu behandeln und dann wieder loszulassen. Er betrachtete mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit den Sternenhimmel und das Insekt, die Producte der Kunst wie der Natur, die Erscheinungen der Zeit wie des Raumes. Er war überall, wo er war, mit ganzer Intelligenz zugegen, und das Element, in dem er lebte, war der helle Gedanke. Der Gedanke schloß aber die Empfindung nicht aus, die er für Alles, was Natur und Kunst Schönes hat, in hohem Maße besaß; er durchdrang sie nur, wie das Licht die Atmosphäre. Und so war er sich überall seiner bewußt, und weil er dies war, blieb er frei. Diese Freiheit begriff man nicht und legte sie für Kälte aus, weil er sich von keinem Gegenstande fesseln ließ, eingedenk des Horazischen

„Sibi res, non se submittere rebus“.

Er aber begriff die Welt, die Dinge, die Menschen, so weit der Mensch in seiner Beschränkung dies Alles begreifen kann; er schritt als ein freier Mann durchs Leben. Gleich-

wol war er nicht glücklich. Die Sphäre des Gefühls erfüllte sein klares Dasein mit Wolken. Er durchblickte diese, vermochte aber nicht sie zu verscheuchen. Ein wunderbares Band aus der Tiefe hielt sein Gemüth gefesselt, daß es sich nicht zur Liebe des Höchsten aufschwingen konnte. Nicht war dieses Gemüth dem Niedrigen, Gemeinen, Verächtlichen, Schlechten zugewendet. Er haßte, er verabscheute dies Alles, und „das Rechte mit Neigung zu thun" war der Wahlspruch seines Lebens. Aber sein Gemüth war nicht erfüllt von Dem, wonach es bewußtlos in steter Trauer und Sehnsucht rang; und diese Trauer und Sehnsucht tönte durch sein ganzes Leben, durch alle seine Schöpfungen wieder, außer in den Erzeugnissen solcher Stimmungen, in denen der Geist das Gemüth beschwichtigte. So war er; in diesem Stücke sich selbst und vielleicht jedem irdischen Prüferauge unbegriffen. Er war eine kräftige, geistigklare, gemüthlichdunkle Natur.

Von diesem Standpunkt aus sind, wie uns däucht, alle seine schriftlichen Werke, die kleinern wie die größern, die wissenschaftlichen wie die poetischen, zu betrachten. Ihm war jeder Gegenstand seiner Thätigkeit, so lange er ihn beschäftigte, gleich lieb, wurde mit gleicher Sorgfalt, Genauigkeit und Gründlichkeit, aber auch mit gleicher Leichtigkeit und Freiheit gehandhabt. Trockene juristische Dissertationen und schauerliche Gespenstergeschichten; ernste philologische und philosophische Recensionen und heitere anmuthige Märchen; tiefsinnige Untersuchungen über das Wesen und die Gesetze der Kunst und zarte Lieder, witzige Epigramme und gefühlvolle Elegien; endlich sein noch nicht genug bekanntes und anerkanntes theoretisches Werk selbst, die „Metrik", und seine an die Plastik der Alten streifenden, die Musik ihres Rhythums wiedertönenden, in ihrem Geist und Sinn gedichteten oder vielmehr wahrhaft geschauten antiken Dramen; und wieder, rein im Gegensatze mit diesen, die ganze Mannichfaltigkeit seiner romantischen Dichtungen epischer und dramatischer Art, in denen bald Schiller's bald Göthe's Geist, nicht nachgeäfft ist, sondern frisch und lebendig wiedererscheint: alles Dies, überall anders und überall dasselbe, d. h. überall andere Form und anderer Gehalt bei anderm Stoff, und doch überall dieselbe Sicherheit und Festigkeit, Klarheit und Freiheit, Bestimmtheit und Abgeschlossenheit — alles Dies beurkundet den der Natur verwandten Geist, den schöpferischen Proteus, der mit allen Gegenständen spielt, nachdem er sie gefesselt hat, aber selbst frei bleibt und in seinem Spiel und seiner Freiheit sein Ergötzen findet.

Wie dieser Mann zu solcher Virtuosität — denn Freiheit der Bewegung in Kunst und Wissenschaft ist doch wol Virtuosität — gelangte? dies aus seinem Leben zu sagen, würde ein Werk erfodern und einen Geist wie Göthe's. Hier nur wenige kurze, fragmentarische Andeutungen, um in die Reihe seiner Productionen, die wir nur flüchtig nennen dürfen, einigen Zusammenhang zu bringen.

Als Knaben sehen wir ihn gutgeartet, weichmüthig, kindlich, höchst empfänglich, aber ebenso selbstthätig, leicht begreifend, forschend, aufmerksam auf die Gegenstände der Natur und sich gern mit ihnen beschäftigend. Phantasie und Gefühl für Musik zeigen sich vorwaltend schon früh; aber ebenso früh tönt schon ein düsterer Klang von Trauer und Wehmuth in sein Leben, und bald auch zeigt sich, durch äußere Verhältnisse aufgeregt, ein Hang zu Starrsinn und Verschlossenheit. Die Furcht vor Tod und Gespenstern wird ihm frühzeitig eingeimpft. Schon im sechsten Jahre zeigt er Neigung zur Mechanik, bewundert das Maschinenwesen und scheut sich etwas Zusammengesetztes zu zerstören. Der Unterricht ist sorgfältig und vielseitig. Zeitig steht der Knabe als kleiner Polyhistor da. Schon zu Ende seines achten Lebensjahres zieht ihn das Horazische „Integer vitae" und „Beatus ille" an. Im dreizehnten Jahre seines Lebens bildete sich bei dem sonst gesunden, kräftigen, an Herz und Sinnen frischen Knaben in Folge der eben erlittenen Masern ein Uebel, das ihn durchs Leben begleitet und seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt hat: eine Anschwellung des Halses, mit schwerem und pfeifendem Athem. Im vierzehnten Jahre lernt er die dramatischen Werke von Schiller kennen und lieben, will Theologie studiren, besucht die Kirche viel und gern, nur wird sie ihm durch strenges Cerimoniel verleidet. Besser behagt ihm das Schachspiel, das er nach bloßer Beschreibung der Regeln sogleich tüchtig übt, und die neue Bekanntschaft von Klopstock, Milton und Herder und jugendliche theatralische Uebung. Mit dem siebzehnten Jahre, äußerte er selbst, sei ihm die Morgendämmerung des Lebens verschwunden, und die Gestalten seien ihm bestimmter geworden. Das Bedürfniß der Freundschaft und Mittheilung erwacht. Er findet Freunde auf der Universität, die er im nächsten Jahre bezieht, namentlich den Dichter Kind. Er treibt die Jurisprudenz mit Fleiß, aber ohne Neigung. In Leipzig scheint Platner, in Wittenberg Reinhard einige Einwirkung auf seinen Geist gehabt zu haben; sehr vielen Einfluß aber hat Chladni's geniale Bekanntschaft auf ihn gehabt. Nach Leizig zurückgekehrt, äußert

er selbst, daß er „keinen rechten Hang zu etwas Bestimmtem habe"; doch schreitet er in der juristischen Bahn fort, sein Leben aber ist der Musik, der Mechanik, der Physik, der Chemie, declamatorischen und theatralischen Uebungen und der lebhaften Wechselerregung mit Freunden gewidmet, die nicht ohne Einfluß auf sein Leben waren, und umgekehrt. Am nächsten standen ihm Rochlitz und Heinroth, zu denen sich später Adolf Wagner und in noch späterer Zeit v. Fouqué und v. Miltitz gesellten. Noch schlummert sein Genius, denn seine Inauguraldissertation: „**Quaedam de origine rusticorum dotalium eorumque in Saxonia conditione**" (1795), die er mit großer Leichtigkeit schreibt, scheint ihm gar nichts gegen seiner Freunde leichte Gedichte, die er bewundert, weil er nichts Aehnliches weder versucht hat noch zu versuchen wagt. Im Gegentheil versucht er sich nach seiner Promotion als junger Practicus und Docent, und seine höchsten Aufschwingungen sind Dissertationen, die er für Andere schreibt. Nebenher treibt er neuere Sprachen und studirt ihre classischen Werke. So ereilt ihn sein siebenundzwanzigstes Jahr, und noch ist sein eignes Leben nicht erwacht, und der Geist seines Lebens nicht entzündet; denn langer organischer Vorbildung und Pflege — die er, wie das Kind in Mutterleibe, ihm selbst unbewußt, warum, sich selbst gab — bedurfte es, um ein so festes, schönorganisirtes, vielempfängliches, vielthätiges geistiges Leben zur Erscheinung zu bringen. Jetzt aber ist Alles bereitet, die edelsten Organe: der Sinn für Natur, für Kunst, für Wissenschaft in strengster Form, sind ausgebildet und schon in spielender Thätigkeit geübt. Es fehlt nur noch der Zusammenklang, die Einheit und zunächst der Blitzschlag, der das Ganze durchzuckt und es sich als solches, als eine Einheit fühlen, schauen, bewegen läßt. Und er erscheint, er trifft, er zündet, dieser Blitz. Schelling's „Weltseele" — das Buch fällt dem Neugierigen in die Hand — wirft ihm den ersten Tagesstral über die Nacht der Naturwissenschaft. Er selbst sagt: „Ich war wie in einer neuen Welt, ich wurde wie verjüngt in diesem Element von Wissenschaft und Poesie". Jetzt erwacht der Enthusiasmus. Schelling's „Ideen zur Naturphilosophie" und sein „System der Naturphilosophie", und dann Kant, und dann Fichte, zuerst das „Naturrecht", dann alles Uebrige wird gelesen, und wieder gelesen, und — durchschaut, wahrhaft durchschaut. Welche Bewegung! welche Umwandlung! welche neue Gestaltung in diesem Geiste! Sie wurde in Beziehung auf den geistigen Standpunkt vollendet

durch Schelling's „Transcendentalen Idealismus" (1800). Der würde sich aber sehr in ihm täuschen, der Schelling's Schüler und Fichte's und Kant's für einen Nachbeter seiner Lehrer halten wollte. Apel gehörte keinem an, er bedurfte nur der Nahrung für den erwachenden Geist; er erhielt sie, und gesättigt ging er davon, um nun selbst zu denken, selbst zu schauen, selbst geistig zu leben. Er wurde geweckt und erwachte, um nicht wieder einzuschlummern als bis auf dem Ruhekissen des Todes. Seine erste reine Selbstthätigkeit äußerte sich in Recensionen und kleinen eignen Aufsätzen, z. B. in einer Recension über Schiller's „Kleine prosaische Schriften" für die „Leipziger Literaturzeitung", in einem Aufsatze über Ton und Farbe für die „Musikalische Zeitung", über musikalische Behandlung der Geister, im „Deutschen Merkur" (Nov. 1800) abgedruckt. Aber noch war es ihm nicht in den Sinn gekommen, etwas zu schreiben, was man ein Gedicht nennt. Allein auch die Zeit zur zweiten Begeistung war da. Die Welt des Gedankens war aufgeschlossen durch einen Blitz aus heiterer Luft, die Welt der Phantasie sollte sich aufthun durch einen Donnerschlag aus finsterer Wolke. Ein sehr naher Verwandter knüpft das schöne Band einer glücklichen Ehe. An dem Tage dieser Verbindung, hart an der Grenze des letzten Jahres vor dem dreißigsten, kommt der alte, wohlbekannte Geist der Sehnsucht und Trauer über den Einsamen; aber mit solcher Schwere, mit solchem Druck, daß er das Herz befreien muß durch Klage. Sein erstes Gedicht, ein Sonett, entschlüpft ihm, aber mit ihm auch die Ahnung, als würde dieses Gedicht nicht das letzte sein. So übt sich die Nachtigall erst in schwachen, leisen Tönen, ehe sie die Sänger des Waldes durch ihren Zauberschlag lähmt. Er selbst, der kindliche Mensch, kann sich nicht recht genaue Rechenschaft geben, ob die Poesie bei ihm natürliche Anlage sei; denn er wundert sich, daß sie so spät erscheint. Fremd war sie ihm freilich nie. „Früher", sagt er, „ward ich immer zur Poesie gezogen, aber ich hatte eine fast heilige Scheu dafür, ich glaubte mich unfähig, etwas darin zu leisten". Auch gesteht er selbst ein, daß er durch Reflexion zur Poesie übergangen sei. Wir rufen ihm aber hier die Worte Göthe's entgegen: „In wem viel zu entwickeln ist, der wird spät über sich und die Welt aufgeklärt". Er wußte nicht, daß er eine poetische Natur gewesen war, ehe er Verse machte, und daß ihm seine Poesie nur jetzt erst in das Licht des Bewußtseins trat, was er Reflexion nannte. Nicht wurde er durch Reflexion Dichter, sondern sich durch sie nur seines dichterischen Schaffens

bewußt. Daß ihn aber bei seinem poetischen Schaffen ein klares Bewußtsein gleich vom Anfange herein begleitete, nutzte ihm über alle Maßen viel, denn es bewahrte ihn vor den vielen Abwegen, in welche angehende Dichter gerathen, und führte ihn auf gerader Straße, auf der Straße des Lichts, in kurzer Zeit dem Ziele seiner Vollendung zu. Auch können wir uns nur auf diese Weise die ungemein schnelle und reiche Aufeinanderfolge der schönsten und verschiedenartigsten Productionen erklären. Er durfte nicht auf äußere zufällige Anregung zur Empfindung warten. Ihn reizte das Licht innerer Anschauung und weckte die schlummernde Empfindung auf; und je klarer und umfassender, je lebendiger und reger sein Schauen wurde, in desto größerer Wärme und Thätigkeit loderte seine Phantasie auf, aber nicht wild und ungebunden, sondern sogleich gefaßt und gehalten in der Klarheit schöner Form. Daher auch die organische Gliederung und Schönheit seiner Formen über Alles geht, obschon sie nicht, wie man gewähnt hat, das Wesen seiner Poesie ausmacht. Dieses ist und bleibt seine schöpferische Phantasie, durchdrungen und durchklungen von der zartesten zugleich und tiefsten Empfindung, die nur die Glut ihres Lebens nicht zur Schau trägt, sondern streng und verschlossen wir die Natur in ihrem Innern bewahrt. Das Zeichen und Zeugniß ihres Daseins und Wirkens aber sind ihre lebendigen Gestalten, welche sich, wie auf den Schlag der Zauberruthe im Zauberkreise die Geister, in schnell wachsender, ja unübersehlicher Menge herbeidrängten. Der Glückliche glich dem Wandler im Traume, der vor seinen Füßen ein Stück Geld erblickt, und indem er sich bückt es aufzuheben, daneben wieder eines, und noch eines, und immer mehr, sodaß er mit Aufheben und Sammeln nicht fertig werden kann; nur mit dem Unterschiede, daß der Fund des Dichters kein erträumter, sondern wahrer Reichthum war, und nicht der einzige. Sein Wirken war kein bloßes Dichten, wie wir dies gleich vom Anfange herein bemerkten, sondern auch ein wissenschaftliches Schauen. Bei jeder Lecture, bei jedem Studium — und er studirte jetzt fast förmlich Medizin mit ihren Hülfswissenschaften — drängten sich ihm die hellesten Ansichten und Aufschlüsse auf, und in seinen hinterlassenen Papieren findet sich ein Reichthum origineller naturwissenschaftlicher Notizen, die als fruchtbare Samenkörner sich entwickelt hätten, wenn die, auch diesem Forscher zugemessene Zeit sie alle hätte in ihren Schoos aufnehmen und aufgehen lassen können. Von jetzt an (1801) datiren sich seine zahlreichen Aufsätze in die leipziger und jenai-

Pierre Simon Marquis de Laplace.

Der Name Laplace's knüpft sich fast an jeden Schritt, welchen die mathematische Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange seit 50 Jahren in Europa gethan hat. Seine Entdeckungen in allen Zweigen der reinen Mathematik, der Mechanik, der Astronomie und der Physik haben ihn, seitdem er in den Sechzigern des vorigen Jahrhunderts seine Laufbahn begann, schnell zu dem ersten Rang in diesen Wissenschaften emporgehoben, und wir haben ihn hier fast 30 Jahre hindurch unbestritten die erste Stelle einnehmen sehen. Seit seinem ersten Jugendwerk stellte der allgemeine Ruf ihn für die transcendentalen Theile der Geometrie an die Seite seines großen Nebenbuhlers Lagrange, und seitdem ist eine so erstaunende Anzahl von großen Arbeiten von ihm ausgegangen, daß, wenn wir Euler ausnehmen, vielleicht kein anderer Mathematiker Europas mit ihm an Mannichfaltigkeit und Umfassenheit streng wissenschaftlicher Arbeit wetteifern kann. Wir können hier nicht unternehmen, die unzählbaren Verbesserungen, Entdeckungen und neuen Theorien, welche er in jedem Zweige der mathematischen Wissenschaft feststellte, auch nur anzudeuten, und müssen uns begnügen, auf die Analyse des Unendlichen und die Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung als auf 2 Doctrinen zu verweisen, deren Schöpfer Laplace zu nennen ist, mit der Anmerkung jedoch, daß in seinen Händen diese Doctrinen immer nur als Mittel für höhere Zwecke, für die Erforschung der Geheimnisse der Natur, selten als absolute Wissenschenschaft erscheinen. Die hohe Einsicht und die unvergleichliche Geschicklichkeit, mit der er sich dieser Hülfsmittel bedient, und mit der er gleichsam bei der Anwendung selbst und als Nebensache seine Werkzeuge schafft oder vervollkommnet, hat ihm einen unvergäng-

lichen Ruhm gegründet. Die Entwickelung und Berichtigung der mechanischen Gesetze des Universums, die Entdeckung der Umlaufsregeln für die Trabanten des Jupiter, die Bestimmung und die Messung der Mondsbeschleunigung und der 100jährigen Ungleichheiten in den Bewegungen des Saturn und Jupiter berechtigen ihn zu einer der ersten Stellen unter den Astronomen und Physikern aller Jahrhunderte und zu einem gleichen Rang mit Kepler, Galilei und Newton.

Seine Schule hat ihn besonders mit dem Zuletztgenannten unter diesen großen Geistern verglichen; zugleich mit Recht und mit Unrecht. Laplace hat den Ruhm, das große Gebäude Newton's vollendet zu haben; er glich ihm an ausdauerndem Scharfblick, an Tiefe und Gründlichkeit der Forschung, an geistvoller Ahnung, möchten wir sagen, von der Wahrheit, an Gelehrsamkeit und Herrschaft über seine Hülfsmittel und an philosophischem Raisonnement: allein erwägt man, daß Newton Alles zu schaffen, selbst die einfachsten Rechnungsmethoden erst zu erfinden hatte, während Laplace alle Wege geebnet und die meisten seiner Hülfsmittel schon zur Hand fand, daß Jener schuf, wo Dieser nur berichtigte und prüfte; daß Jener über Schwierigkeiten siegen mußte, die Dieser sich dienstbar erblickte, so wird man nicht zweifeln, welcher von beiden für den höhern Geist zu achten ist. Doch, während wir mit Halley ausrufen, daß es keinem Sterblichen vergönnt ist, den Unsterblichen näher zu kommen, als Newton kam, werden wir zugleich einräumen müssen, daß Niemand Newton näher kam als Laplace. Der Einfluß seiner Arbeiten ist unendlich und nicht zu übersehen. Seine „Mécanique céleste" ist bestimmt, für lange Zeiten hin das Grundgesetz der physischen Astronomie zu bilden, ein Buch, das die Wissenschaft in solcher inneren Vollendung zurückläßt, daß es in seinen Elementen nie veralten oder verändert werden kann. Künftige Forschungen mögen einzelne Theile seiner Rechnung berichtigen, Methoden verkürzen und vereinfachen, Formeln genauer ausdrücken; doch die Lösung der Probleme selbst, wie sie dies Werk gibt, ist unveränderlich, und die Gesetze, welche es aufstellt, sind es ebenso ewig wie die Gegenstände, auf welche Laplace diese Gesetze anwendet; und für lange hin bleibt seinen Nachfolgern nun nichts übrig, als die leichtesten und bequemsten Wege anzudeuten, um zu den Resultaten zu gelangen, welche seine tiefe Wissenschaft ihm mühevoll aufschloß.

Das Leben eines Mannes wie Laplace, der tiefsten Forschung unablässig gewidmet, pflegt an äußerlichen Umschwin-

gen und an anziehenden Ereignissen gewöhnlich leer zu sein. Allein Laplace lebte in einer Zeit und in einem Lande und wirkte unter Umständen, welche kein Verhältniß verschonten. Eben daher sind denn auch die äußern Lebensschicksale Laplace's nicht ohne Interesse zu überblicken und gewähren uns wenigstens die Befriedigung, uns das Talent und die Wissenschaft mit Ehren und Ansehen gekrönt zu zeigen, der Ungunst der Geburt und der Umstände zum Trotz.

Pierre Simon Laplace wurde den 28. März 1749 zu Beaumont-en-Auge im französischen Departement von Calvados von armen und ganz unbemittelten Aeltern geboren. Die edelmüthige Einsicht einiger wohlhabenden Personen der Nachbarschaft verschaffte ihnen die Mittel, dem Sohn eine erste Erziehung geben zu lassen, welche früh die ungewöhnlichen Naturgaben des Knaben und sein seltenes Talent für die mathematischen Wissenschaften kundthat. Die Erwartungen, zu denen diese Gaben berechtigten, verwirklichten sich mit reißender Schnelligkeit. Noch nicht 20 Jahre alt, ward er zum Professor der Mathematik bei dem Collegium seiner Geburtsstadt berufen. Dies neueröffnete Feld seiner Thätigkeit zeigte sich jedoch bald als zu beschränkt für einen Geist wie der des jungen Laplace war. Er entsagte seiner Stelle, um nach Paris zu eilen und dort die Vollendung seiner Studien zu suchen, in denen er sein Glück fand, und für welche eine so entlegene Provinzialstadt, wie Beaumont, ihm die Hülfsmittel versagte. Den glänzenden Talenten des jungen Geometers fehlte es in der Hauptstadt bald nicht an Beschützern. D'Alembert stellte sich unter diesen voran, er würdigte den jungen Laplace seiner besondern Freundschaft und ward der Führer seiner ersten zaghaften Schritte in der Laufbahn der Wissenschaft. Der junge Mann schloß sich diesem Beschützer eng an und nutzte seine Rathschläge und Andeutungen so trefflich, daß er ihn und die Welt in kurzer Zeit mit der langgesuchten Entdeckung überraschte, welche die Unveränderlichkeit der mittlern Planetenabstände von der Sonne nachwies. Die Feststellung einiger wichtigen Punkte in der Analyse folgte diesen ersten Früchten seiner neuen Studien. Diese ersten Versuche erwarben ihn des Präsidenten Saron Zuneigung, der ihre Bekanntmachung auf seine Kosten bewirkte, und dem sie gewidmet erschienen. Die Gunst dieses neuen Beschützers, welche Laplace trefflich zu benutzen verstand, erwarb ihm die Nachfolge in Bezout's Stelle als Examinator des Artilleriecorps, ein Amt, das zugleich seinen Lebensunterhalt sicherte und ihm doch hinreichende Muße übrigließ, sei-

nen höhern und Lieblingsstudien zu folgen. In dem frühen Alter von 24 Jahren ward Laplace zum Mitglied der Académie des sciences erwählt, und von nun an folgten sich in erstaunender Schnelligkeit eine Reihe von Abhandlungen über die wichtigsten Fragen der physischen Astronomie, und die Aufstellung einer Reihe von neuen Theorien für die Mechanik des Universums und ihre Entwickelung im Detail der Anwendung. Gleichsam als Nebenbeschäftigung, als eine Erholung von seinen anstrengenden Forschungen nahm Laplace die Principe der Experimentalchemie zum Gegenstand seiner Untersuchungen und war im Verein mit seinem berühmten Freund Lavoisier in Frankreich der Erste, der Cavendish's Versuche zur Analyse des Wassers wiederholte. Die Revolution brach aus, Laplace theilte das Schicksal aller über das Gewöhnliche hervorragenden Geister und war mehr als ein Mal nahe daran, das Opfer des Hasses zu werden, mit dem eine entfesselte Demokratie jedes ausgezeichnete Talent verfolgte. Seine Geschicklichkeit, sich in die Umstände zu fügen, eine Geschicklichkeit, die ihm sein ganzes Leben hindurch treublieb, rettete ihn jedoch immer glücklich aus jeder Gefahr. Laplace gehörte keinesweges zu den furchtsamen Gemüthern, welche in dieser Zeit allgemeiner Aufregung ihr Heil in der Verborgenheit suchten und sich zu ihrer Wissenschaft flüchteten, um vor den Stürmen der Parteien bei ihnen einen Schutz zu suchen, den sie nicht mehr gewähren konnten; im Gegentheil warf er sich vielmehr mit kühnem Muth mitten in die Wirbel des politischen Parteikampfes und nahm Theil an allen Verirrungen, mit welchen diese Zeit auch die besten Köpfe ansteckte. Dieselbe Begeisterung, welche bisher nur seiner Wissenschaft angehört hatte, übertrug er jetzt auf die Politik; ja, er blieb selbst nicht frei von den Excessen und von den lächerlichen Uebertreibungen, zu welcher die misverstandenen Worte „Freiheit und Gleichheit" ihre verblendeten Anhänger hinrissen. Unähnlich seinem edlen Nebenbuhler Monge, ging er in dieser unheilvollen Epoche in seiner Begeisterung für die Sache der wildesten Demokratie ebenso weit, wie er späterhin in unedler Huldigung gegen die angemaßte Gewalt eines glücklichen Kriegers ging. Mit einem Wort, Laplace's politische Aufführung ist wenig geeignet, der Bewunderung zu Hülfe zu kommen, welche seine unsterblichen Verdienste um die Wissenschaft uns abnöthigen. Er gehörte vielmehr ganz zu den Verirrten, welche, der Macht des Augenblicks hingegeben, zu politischen Wetterfahnen wurden und den Adel einer standhaften und consequenten politischen

Gesinnung völlig verleugneten. Bei der definitiven Einrichtung des polytechnischen Instituts ward er zum Lohn für seine demokratische Begeisterung und seine Hingebung an die herrschende Partei zu einem der ersten Lehrstühle in dieser trefflich erdachten Anstalt berufen. Im Jahre 1796 bezeigte er dem Rath der Fünfhundert durch die Zueignung seines Werkes: „Exposition du système du monde", seine Huldigung, ein Werk das die ungemessene Bewunderung der Gelehrtenwelt seinem Verfasser eintrug. Später schloß er sich Bonaparte an, dessen eigennützige Freundschaft ihm bald zu Theil ward. Im Jahre 1799 ernannte dieser ihn zum Minister des Innern. Der Held hat wenig größere Misgriffe begangen als diese Erhebung Laplace's zu einer Stelle, der Jeder eher gewachsen war als eben er. Seine völlige Untauglichkeit für diese Stellung, besonders im Sinne des damaligen Gewalthabers, wies sich nur zu bald aus. Bonaparte pflegte von ihm zu sagen, es sei ihm unmöglich, irgend einen Gegenstand praktischer Art in seinem wahren Lichte und aus dem rechten Gesichtspunkte anzusehn; er suche überall nach Subtilitäten und Distinctionen und wolle das Ministerium des Innern zu einem Gegenstand der Rechnung des Unendlichen machen. Und in der That ist es ein Glück, daß Stellen dieser Art von unendlich geringern Geistern gut ausgefüllt werden können, als Laplace war, welcher nur zu bald erkannte, daß die Wirkungen der menschlichen Leidenschaften andern Regeln und andern Berechnungen unterliegen als denen, welche auf die mechanischen Naturkräfte anwendbar sind. Er gab daher sein Ministerium auf und nahm seinen Platz im Senat, dessen Vicekanzler und Präsident er späterhin ward. Im Jahre 1806 ernannte ihn Napoleon zum Grafen (comte de l'empire). Doch war Laplace für alle diese Gunstbezeugungen des Gewalthabers so wenig erkenntlich, daß er beim Umsturz seiner Macht im Jahre 1814 als einer der Ersten sich von ihm lossagte und seinen Collegen, den Senatoren, gleichsam das Signal zu einem allgemeinen Abfall gab. Er sprach und stimmte im Senat für die Auflösung der alten Regierung, für die Abschaffung des Kaiserthrons und die Einrichtung einer provisorischen Verwaltung. Diese Verdienste um die Bourbonische Dynastie und die Entschiedenheit, mit der er seinen alten Gebieter verließ, wurden von der neuen Regierung mit dem Marquisat und einem Sitz in der Pairskammer des Reichs belohnt, während sein standhafterer College, der edle Monge, nicht allein seiner Stellen und Würden beraubt, sondern auch von der Liste des Instituts

gestrichen wurde. Wie viel indeß Laplace dadurch auch in der öffentlichen Achtung als Mensch einbüßte, sein Ruf als einer der größten Denker seiner Zeit litt darunter nicht. Im Jahre 1816 trat vielmehr zu allen seinen Auszeichnungen auch noch die Ernennung zum Mitgliede der Akademie hinzu, eine Ehre, zu der ihn die Reinheit seiner Diction und die Klarheit und Eleganz seines Styles vollkommen berechtigten. So starb Laplace am 5. März 1827, fast 78 Jahr alt, mit Ehren und Auszeichnungen beladen und mit dem allgemeinen Anerkenntniß, in seiner Wissenschaft eine nicht leicht auszufüllende Lücke zurückzulassen. Sein Name aber, obgleich vom Parteigeist der Mitwelt nicht selten gelästert, wird im unvergänglichen Glanz der Wissenschaft so lange fortleben als die Wahrheit selbst, die er durch unsterbliche Schriften, von ihrem Geist geleitet, förderte.

Miszellen.

Nekrologe aus Strasburg.

In dem kurzen Zeitraum von dritthalb Jahren verlor Strasburg eine Reihe verdienter Männer, die meisten noch im Alter voller Thätigkeit, deren Andenken der gebildeten Welt überhaupt angehört und in einer, Erinnerungen dieser Art gewidmeten Zeitschrift mit Fug eine Stelle ansprechen darf.

Friedrich August Engelbach.

Advokat.

Im Frühjahr 1826 starb der, besonders im Fach der Politik durch ein eigenthümliches Talent ausgezeichnete Schriftsteller F. A. Engelbach. Die schätzbaren Beiträge, womit derselbe mehre der bekanntesten politischen Zeitschriften eine Reihe von Jahren hindurch in Menge bereicherte, hätten ihm einen ehrenvollen Rang in der publicistischen Literatur gesichert, wenn er nicht streng seine Anonymität, auf die er nie verzichtete, so sehr die Billigkeit und Mäßigung seiner Grundsätze es gestatten mochten, bewahrt hätte.

Die erste Bildung fand Engelbach auf dem Gymnasium zu Buchsweiler, seiner Vaterstadt, das damals durch mehre ausgezeichnete Gelehrte glänzte. Volle Gewandtheit in der französischen Sprache gab ihm ein Aufenthalt in der französischen Schweiz. Zu Jena und Göttingen vollendete er seine akademische Studien, die sich vorzüglich auf Rechtsgelehrsamkeit, als eigentlicher Fachwissenschaft, auf historische und sämmtliche politische Wissenschaften erstreckten. Lebendige Neigung, noch mehr aber die damalige Lage Europas, wo die französische Revolution, als ein Extrem, mit dem alten Herkommen, als dem andern, in vollem Ringen war,

trieb ihn zu diesen Studien an. Welch seltenes Geschick, auf noch stätem Boden ruhiger Zuschauer dieses ungeheuern Kampfspiels zu sein, die Beobachtung der Wirklichkeit mit den Lehren der Theorie nach Muße zu verbinden. Trefflich nützte Engelbach diese Lage; immer jedoch wie es dem Alter und Charakter des Jünglings ziemte, indem er dem Gedeihen gesetzlicher, von Excessen geläuterter Freiheit im französischen Vaterland huldigte. Eine Anstellung bei Bacher, damals französischem Residenten zu Basel, in der wichtigen Epoche der preußischen und spanischen Friedensschlüsse, fügte bald praktische Erfahrung den erworbenen Kenntnissen bei und gestattete tiefe Blicke in die verworrenen Verhältnisse und Staatszwecke der europäischen Mächte. So gewann Engelbach jenen richtigen Blick in der Politik, der ihn fortan auszeichnete.

Bei einigermaßen hergestellter Ruhe in Frankreich wandte er sich nach Strasburg, woselbst er bald den Advokatenstand ergriff, zu dem ihn gründliches Rechtsstudium eignete, und dem er seitdem mit ebenso viel Einsicht als Eifer und Redlichkeit oblag. Jeder Augenblick der Muße verblieb jedoch der Lieblingsneigung, der Beobachtung der Weltbegebenheiten, gewidmet. Mit unersättlicher Gierde verschlang Engelbach täglich, was Fama Neues brachte: Zeitungen, Broschüren, größere den Zeitläuften gewidmete Werke, nichts durfte seinen Blicken entgehen. Die hieraus gewonnene Ausbeute an Nachrichten und Ansichten wurde noch durch Verbindungen mit einer Menge Personen, die ihre Lage in den Stand setzte, schnell sich von den Zeitereignissen zu unterrichten, und durch die Benutzung aller dahin abzweckenden Anstalten ergänzt. Leicht anschmiegend im Umgang, durch zuvorkommendes Darbieten erwidernde Mittheilung erregend, verstand Niemand besser als er, alle Quellen fließen zu machen. Keine Mühe, kein Opfer ward gescheut, jede Neuigkeit gewissermaßen auf der That zu haschen, mit den Begebenheiten gleichen Schritt zu halten. Solchergestalt alle Thatsachen, Ueberlieferungen oder Sagen erfassend, Alles in einem trefflichen Gedächtniß ohne Verwirrung verwahrend, mit richtigem Blick möglichst das Wahre vom Falschen sichtend, entwarf er die lehrreichen Berichte über die Ereignisse des Tages, womit Engelbach sowol die Zeitblätter als die größern periodischen Archive für Zeitgeschichte, deren Mitarbeiter er war, so fleißig ausstattete. Nicht weniger gelangen ihm analytische Bearbeitungen aus Broschüren und größern Werken. Sein Styl war fließend, klar und faßlich, ohne Anmaßung und Uebertreibung, ganz der histori-

schen Darstellung und den Bedürfnissen eines ausgedehnten Publicums angemessen. Billigkeit, ernstliches Streben nach Wahrheit, Entfernung von jeder blinden Parteisucht gaben Engelbach's Darstellungen einen unverkennbaren Werth und machten sie zu einem wahren Gewinn für den Leser, dem sie die Thatsachen möglichst richtig vor Augen brachten und ihn selbst zu urtheilen befähigten. Zuverlässig besaßen die Institute, die sich seiner Theilnahme erfreuten, nie einen thätigern, einsichtsvollern und zuverlässigern Mitarbeiter. Zu großer Eifer, so viele Jahre hindurch oft bis tief in die Nacht fortgesetzte Arbeiten erzeugten ein chronisches Uebel, das, allen zur Wiederherstellung angewandten Mitteln trotzend, immer wiederkehrte und Engelbach im dreiundfunfzigsten Lebensjahre zu frühe seiner Familie, seinen Freunden und einer schönen Wirksamkeit entriß.

Thomas Lauth.

Professor der Anatomie.

Auf der Rückkehr von einer Rheinreise, die neben wissenschaftlichen Zwecken zur Wiederherstellung einer freilich schon zerrütteten Gesundheit dienen sollte, starb zu Bergzabern (Rheinbaiern) im Septbr. 1826 Thomas Lauth (geboren 1758), Prof. der Anatomie, als Lehrer und Schriftsteller seines Fachs rühmlichst bekannt. Seine „Histoire de l'anatomie", wovon der erste Band 1815 erschien (4., Strasburg, Levrault), ist die Frucht der umfassendsten Nachforschungen und ungemeiner Belesenheit, wozu er seine reichhaltige Bibliothek mit großem Aufwand unablässig erweiterte. Die Ausarbeitung der folgenden Bände ist weit vorgerückt. Ihre Vollendung ließe sich auf eine ausgezeichnete Weise von einem Sohn des Verstorbenen, Hrn. Dr. Alexander Lauth, hoffen, dessen Inauguraldissertation über die lymphatischen Gefäße die neuesten, durch eigne Wahrnehmungen bestätigten Entdeckungen deutscher Anatomen zuerst in Frankreich bekanntmachte und zu vorzüglichen Erwartungen berechtigt. *)

*) Kürzlich ist von demselben erschienen: „Manuel de l'anatomiste"

Die anatomiſchen Vorträge ſowie alle gelehrten Arbeiten des Verſtorbenen zeichneten ſich durch logiſche Klarheit und Beſtimmtheit aus; eine in der Jugend gehegte Vorliebe zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften behielt dieſen Einfluß, der ſich, mit vielleicht zu großer Abneigung gegen alle Hypotheſen und Syſteme, in denen irgend myſtiſche Ingredienzen und Tendenzen zu erblicken waren, auch auf die Foderung an Andere erſtreckte, nur ſtrenge Demoſtration und unleugbare Thatſachen zuzulaſſen. Unter den vielen andern gelehrten Schriften des Verſtorbenen gedenken wir noch der lateiniſch verfaßten Lebensgeſchichte ſeines trefflichen Amtsgenoſſen, des berühmten Naturforſchers Hermann, deſſen naturhiſtoriſches Muſeum, jetzt der Stadt gehörig, unter die intereſſanteſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten Strasburgs gehört. *)

Profeſſer Lauth trat, nach ſehr frühe auf der vormaligen proteſtantiſchen Univerſität zu Strasburg geendeten Studien und längern wiſſenſchaftlichen Reiſen nach Paris, England und Holland, wo er alle damalige, ausgezeichnete Gelehrte ſeines Fachs kennen lernte und mit mehren derſelben dauernde Verbindungen knüpfte, bereits in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahr als Profeſſor der Anatomie bei gedachter Univerſität ein und kam in gleicher Eigenſchaft an die Ecole spéciale de médecine, die ſich ſeitdem zur mediziniſchen Facultät der, jetzt königlichen Akademie bildete. Nebſt dieſer Lehrſtelle begleitete er das Amt eines der Oberärzte des Civilhospitals, war thätiges Mitglied des Municipalraths, verſah eine ausgedehnte Praxis und fand dennoch Zeit zu ſo manchen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten.

Daniel Friedrich Engelhardt.

Geweſener Offizier des franzöſiſchen Generalſtabs und Unterpräfect.

Noch vor Ablauf des Jahrs 1828 verlor Strasburg an Engelhardt einen mit den vielſeitigſten Talenten ausge-

---

(Strasburg, Levrault), hauptſächlich zur Anleitung für junge Anatomen bei Verfertigung anatomiſcher Präparate.

*) Dermalen unter der Leitung des Profeſſors Duvernois, eines beſondern Freundes Cuvier's.

ſtatteten Mann, der es ſich durch raſtloſe Benutzung der Zeit möglich gemacht, neben ſeinen Amtsgeſchäften, zuerſt als Militair, ſpäter in der Civilverwaltung, ein ſeltenes Talent zur Malerei, das er ſchon längſt ausſchließlich der Landſchaft zuwandte, auf einen hohen Grad auszubilden. Früher hatte er ſich eine kurze Zeit nicht mit Unglück in der Miniatur verſucht, in deren vollkommneren Behandlung er einſt zufällig vom däniſchen Hofmaler Hoyer Anweiſung erhalten hatte. Für die Landſchaft benutzte er bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Köln den Rath des ſchätzbaren Malers Hofmann; die tiefern Weihen der Kunſt verdankte er zum Theil dem berühmten Mannskirch, mit dem er eine dauernde Freundſchaft ſtiftete. Anfangs hielt er ſich an die Tuſchmanier, in ſeinen letzten 20 Jahren aber ergriff er die Oelmalerei, die allein ſeinem feurigen Genius genügen konnte. Fleißig benutzte er zu ſeiner Ausbildung die herrlichen Kunſtſammlungen zu Köln, ſpäter was Aachen und Düſſeldorf bieten; mehre Reiſen nach Paris erlaubten ihm, das Muſeum und die koſtbaren Privatgalerien mit lernbegierigem Blick zu durchforſchen; zuletzt geſtattete ihm ein Aufenthalt in den Niederlanden, durch Anſchauung der Gemäldeſammlungen zu Brüſſel und andern Städten Belgiens, die beſonders für die Landſchaft ſo reichhaltig ſind, ſich weiterzubilden. Doch galt ihm immerfort die Natur als erſte, unwandelbare Führerin; die untern Rheinlande, von Holland bis Mainz, und hinwieder die heimathlichen Vogeſen durchzog er bei jedem der Erholung geſtatteten Augenblick, das Skizzenbuch in der Hand.

Die Schweiz und die italieniſchen Alpen waren das Ziel ſeiner Wünſche, ſie allein vermochten ſeinem Streben, ſeinem Gefühl für das Erhabene zu genügen. In 5 Reiſen durchſpähte er dieſe Gegenden in ihren ſeltſamſten prachtvollſten Revieren: ſo den Monte Roſa, den großen St.-Bernhard, das Veltelin, Engadin, Wallis, die italieniſche Schweiz, Piemont bis Genua. Jeder Streifzug lieferte neue Schätze, brachte neue Begeiſterung. Seine Skizzen und Studien entwarf er mit ebenſo ſchnellem, ſicherm Blick als leichter Hand. Kunſtliebe gab ihm Beharrlichkeit und lehrte ihn die durch ſeinen feurigen Geiſt und ungemeine Fertigkeit im Arbeiten früher vorherrſchende Flüchtigkeit zügeln; wenn daher ſeine anfänglichen Erzeugungen oft mehr das Anſehen geiſtreicher Skizzen hatten, gewannen ſeine ſpätern Arbeiten eine Vollendung, die ihrem Urheber eine bleibende Stelle in der Kunſtwelt zu ſichern nicht ermangeln konnte. Immer beſſer ge-

lang es ihm, die technischen Schwierigkeiten zu beherrschen, seine Farbengebung der Himmelsgegend und der Eigenthümlichkeit der dargestellten Gegenstände anzupassen. So hinter ließ er eine Reihe Bilder, zum Theil von großem Umfang, die hohes Genie und Kunstmeisterschaft bezeugen. Dergleichen sind eine Ansicht des Livinerthals, eine andere bei Col d'Ollon in Wallis, Capo di Lago am Luganersee, eine Ansicht am Brienzersee, Gesteig im Sanenthal. Eine Ansicht aus dem Veltelin, trefflich entworfen, blieb bei seinem Tod unvollendet auf der Staffelei. Auch mehre vogesische Gegenden gehören unter seine gelungensten Arbeiten. Seine Bilder zeichnen sich durch Kühnheit, breiten Pinsel, poetisches Leben und feurige Einbildungskraft aus, sowie überall in der Behandlung innige Vertrautheit mit der Natur hervorleuchtet. Ein eigenthümlicher Zug ist, daß er während einer trüglichen Genesung von der Herzkrankheit, die ihn vor erreichtem vierundfunfzigsten Lebensjahr wegraffte, Zuchelli's Hexenscene aus „Macbeth" nach Woollett's bekanntem Kupferstich in Oel ausführte, mit den dreierlei ominösen Beleuchtungen des Brandes, des Blitzes, der Hexenfackeln in schauerlichem Farbenspiel; dabei, à la Füßli, am Geklüft des Vordergrundes und an Baumstämmen angebrachte Fratzen: ein abenteuerliches Künstlerdenkmal!

So viel von Engelhardt's Kunstleben. In der militairischen Laufbahn wohnte er den Feldzügen theils der Rhein-, theils der Mosel-, Sambre- und Maasarmee als Offizier bei; Anfangs in der Linie, nachher im Generalstab, wohin ihn eine für seinen Obersten auf ein Spiel Karten gezeichnete Situationskarte beförderte. Hier zeichnete er sich sowol durch ruhigen Muth und Entschlossenheit als Einsicht, Redlichkeit und Wohlwollen gegen die Einwohner der besetzten Länder aus, worüber ihm die rühmlichsten Zeugnisse geworden. Seit 1796 trat er in die Civilverwaltung, zuerst in der Vaterstadt, nachher als Obersecretair der Municipalitäten von Köln und Aachen, dann als Divisionschef des Ministeriums des Innern im Großherzogthum Berg, später als Unterpräfect zu Siegen bis zur Umwälzung von 1814. Nun ward er einige Zeit beim östreichischen Finanzcomité zu Brüssel angestellt, bis zur Errichtung des Königreichs der Niederlande. Ein Ruf zu einer angemessenen Stelle bei der strasburger Stadtverwaltung gewährte ihm seit 1815 ruhigere Tage und manche Muße für die geliebte Kunst. In den deutschen Rheinprovinzen hatten ihn Sprache und Neigung für deutsche Sitte heimisch gemacht und ihm überall Liebe und Freund-

schaft der Eingeborenen erworben. Als Anekdote erwähnen wir die sonderbare Thatsache, daß beim Besuch Napoleons als ersten Consuls zu Köln eine malerische Idee Engelhardt veranlaßte, die Fahne der bürgerlichen Ehrengarde als römisches Feldzeichen oben mit dem Adler gestalten zu lassen, und nicht gar lange darauf sah man Napoleon dieses Symbol des ehemaligen Herrschervolks allen seinen Heeren ertheilen.

Engelhardt versuchte sich auch nicht mit Unglück als politischer und Kunstschriftsteller. Eine Reihe Aufsätze letzterer Art im „Westphälischen Archiv" von 1812 sind noch jetzt beachtungswerth; so die „Ideen eines Künstlers", ferner wo er, einer der Ersten, die Aufmerksamkeit auf das hervorragende Talent Cornelius' des Jüngern von Düsseldorf richtete, der sich seitdem einen so hohen Ruf erworben, und dessen Federzeichnungen aus „Faust" und den „Nibelungen" damals Engelhardt's Enthusiasmus aufs höchste erregten. Der Verstorbene ist Bruder des Herrn Moritz Engelhardt, von dem einige Arbeiten zur Geschichte und Archäologie des Mittelalters *) nicht unbekannt geblieben sind. Er hinterläßt einen Sohn (Friedrich August), der sich als Chemiker auszeichnet, und dem namentlich vor 2 Jahren die Akademie von Berlin für die Wiederauffindung der rothen Glasfarbe in ihrer ganzen Vollkommenheit den Preis ertheilt hat; seine desfallsigen Arbeiten geschahen in Gemeinschaft mit Dr. Schweighäuser, der eigentlich zuerst die wahre Spur dieser und anderer dem Luftoxyd hinlänglich widerstehenden Glasfarben gefunden. In der Malerei war er seines Vaters Genosse und Gehülfe.

Franz Daniel Reißeissen.

Praktischer Arzt.

Tiefgefühlte, allgemeine Theilnahme erregte der im Junius 1828 erfolgte Tod des Dr. Reißeissen, eines Lieblings des ganzen Publicums als trefflicher Arzt und Philanthrop

*) Unter Anderm über den „Hortus deliciarum" des Herrn v. Landsberg, den Ritter von Staufenberg und mehre Arbeiten für die frankfurter Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde.

im vollen Begriffe dieses Wortes. Mit den umfassendsten Kenntnissen, die er unermüdlich immer auf gleicher Höhe mit den Fortschritten der Wissenschaft erhielt, verband er die feinste Beobachtungsgabe, das treffendste Urtheil; bei jedem seiner Patienten suchte er Neigung und Verhältnisse zu studiren. Nie stumpfte sich sein Mitgefühl ab, ungeachtet der ausgedehntesten, ja erdrückenden Praxis, der er sich im eigentlichsten Sinn aufopferte, ungeachtet sein angestammtes Vermögen ihm vollkommene Unabhängigkeit vergönnt hätte. Seine Hingebung für die freiwillig übernommenen Pflichten kannte keine Schranken, sodaß er sich die Ruhe und Erholung versagte, die im Beginnen der langwierigen, peinlichen Krankheit, die ihn in seinem vierundfunfzigsten Jahre hinwegraffte, allein Besserung möglich gemacht hätten. Seine unbedingte Uneigennützigkeit zwang oft sogar Vermögende, einen Vorwand zu suchen, ihre Dankbarkeit für ihre oder der Ihrigen Rettung bezeigen zu können. Den Armen stand bei ihm nicht nur unentgeltlicher Rath, sondern auch Unterstützung in Labsalen und Geld jederzeit offen. Wie ein liebender Freund, ein tröstender Vater versah er die ihm theure Stelle als Arzt des Waisenhauses.

Seinen Ruf in der gelehrten Welt begründete aufs glänzendste die Abhandlung über den Bau der Lunge, mit trefflichen selbstverfertigten Zeichnungen, der die königliche Akademie zu Berlin 1805 den ersten Preis zuerkannte. Seine Inauguraldissertation: „De pulmonis structura“ (1803), hatte ihn bereits mit dem Gegenstand innig vertraut gemacht. Die erhaltene Auszeichnung war um so rühmlicher, indem er den großen Anatomen Sömmerring zum gefährlichen Mitbewerber hatte, dessen Abhandlung, die übrigens Reißeissen's frühere Dissertation zum öftern als Autorität anführte, den zweiten Preis erhielt. Von Reißeissen's Abhandlung (zuerst in den „Abhandlungen der Berliner Akademie“ f. 1808 abgedruckt) erschien im Jahr 1822, als neue Anerkennung ihres Werthes, eine Prachtausgabe in Atlasformat, mit 6 illuminirten Kupfertafeln, in einer von Dr. Hecker besorgten und vom Verfasser durchgesehenen lateinischen Uebersetzung („De fabrica pulmonum, commentatio a regia academia scientiarum Berolinensi praemio ornata“).

Wir wissen, daß Reißeissen später, in Folge einer von der Académie de médecine zu Paris ausgesetzten Preisfrage, eine Abhandlung über die Herzkrankheiten bearbeitete, der gewiß der Preis nicht entgangen wäre; leider verspätete ein sich nie genügendes Streben nach Vollkommenheit die Ab-

sendung derselben innerhalb der ausgesetzten Frist, obschon diese durch Vermittelung eines einflußreichen Gelehrten, der Reißeissen's Verdienste würdigte, 2 Mal verlängert ward.

Manche interessante Beiträge verdankten ihm seines Freundes, Hofrath Kopp's zu Hanau, „Jahrbücher der Staatsarzneikunde", vermuthlich auch Prof. Eschenmayer's zu Tübingen, einst seines Studiengenossen daselbst, „Archiv des thierischen Magnetismus", eines Stoffes, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um so mehr, da bedeutende Wahrnehmungen von unwillkürlichem Somnambulismus und selbst von Hellsehen ihm mehrmals unversehens in seiner Praxis entgegentraten.

Lieblingsbeschäftigung, ja eigentliche Erholung war ihm die Naturgeschichte. Zu einem der Conservatoren des mehr erwähnten trefflichen naturhistorischen Museums der Stadt ernannt, übernahm er die Revision der 4 ersten Classen der Zoologie, die er mit der Sorgfalt und dem erschöpfenden Untersuchungsgeist, die ihm eigen waren, vollbrachte, sodaß er jeden Gegenstand neu und mit kritischer Schärfe bestimmte. Er verfertigte selbst die so lehrreichen als niedlichen Etiquetten, mit dem lateinischen systematischen Namen nach den neuesten und besten Werken, dann dem französischen und deutschen, dem Vaterland und, wo es der Fall war, dem Namen des Schenkers, als einer bei solchen vaterländischen Anstalten höchst zweckmäßigen Aufmunterung zur Nachahmung. Noch in seinen letzten Zeiten ward er durch die Anzeige einer Sendung von zubereiteten Häuten großer vierfüßiger Thiere, besonders Antilopen, vom Vorgebirge der guten Hoffnung erfreut, die ein dort angesessener Elsasser der Sammlung zum Geschenk machte; doch ward ihm der Anblick nicht mehr vergönnt, da erst nach Reißeissen's Tode der erste Transport in Strasburg eingetroffen ist.

Zeichnungen und Beschreibungen seltener Arten, besonders von Fischen, verfertigte er für den berühmten Cuvier; noch in seinen letzten Wochen beschäftigte er sich damit. Aus frühern Zeiten enthalten die „Annales du musée d'histoire naturelle" die von ihm herrührende Zeichnung des seltenen amerikanischen Straußes nach einem lebendigen Exemplar, das einst in der Meßzeit in Strasburg gezeigt ward.

Schon vor längerer Zeit (1807—8) hatte Reißeissen in Auftrag der Niederrheinischen Gesellschaft der Wissenschaften und des Ackerbaus gemeinschaftlich mit den Naturforschern Villars und Hammer zur Beantwortung der vom Ministerium über die physische Beschaffenheit des Landes gestellten

Fragen das Unterelsaß durchkreuzt. Als Frucht davon entwarf er unter Anderm eine sorgfältige geologische Karte des Departements; auch brachte er eine genaue Profilzeichnung der durch dasselbe streichenden Vogesen zurück. Von mehren Abhandlungen, die er bei dieser Gelegenheit verfaßte, ist nur eine, über die Einwohner des Elsasses, deren Abstammung und Eigenthümlichkeit, in einem damaligen „Annuaire statistique du Bas-Rhin“ des Herrn Farges-Méricourt im Druck erschienen. Die Karte führte er später in größerm Maßstab aus und vervollkommnete sie beständig. Ihre Bekanntmachung wäre sehr wünschenswerth, wenn nicht dermalen von unserm tüchtigen Bergwerksingenieur Boltz eine noch vollständigere Leistung zu hoffen wäre.

Ursprünglich widmete sich Reißeissen dem Rechtsstudium, als die Revolution besonders dieses Fach und zugleich die strasburger wissenschaftlichen Anstalten zerrüttete. Ja, als 19jähriger Jüngling durch das Requisitionsgesetz zu den Waffen gerufen, gerieth er in Fortlouis in Kriegsgefangenschaft. Zum Glück durfte er sich gegen Caution auf die Universität Tübingen begeben, wo er die Arzneiwissenschaft ergriff, die einzige, die im Vaterlande noch in Ansehen stand, und worin er sich nach seiner Auswechselung auf der indessen in Strasburg errichteten Medizinalschule und nachher in Paris vollends ausbildete.

Die früher erworbene Rechtskunde blieb ihm aber so gegenwärtig, daß er sich dadurch mehrmals als Mitglied wohlthätiger Anstalten für ihre Verwaltung und die Erhaltung ihres Eigenthums höchst verdient machen konnte.

Sein, mit derselben Umsicht, wie er alle seine Berufs- und persönlichen Geschäfte handhabte, mitten unter den Leiden der Krankheit in der religiösesten Fassung und Ruhe verfaßter letzter Wille dehnte sich auf Arme, Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten ebenso überlegt als edelmüthig aus. Der Tag seiner Bestattung war ein Trauertag für die ganze Bevölkerung Strasburgs: Thränen der Dankbarkeit, der Liebe und Rührung begleiteten ihn von allen Seiten zur Ruhestätte.

Ein einfaches Denkmal in der Thomaskirche, mit seinem Brustbild von Ohmacht, dessen Kunst sich hier noch durch Freundschaft steigerte, wird Reißeissen's Erinnerung auch für die Nachwelt lebendig erhalten, zur Nachahmung seiner vom sanften Glanz der Bescheidenheit umstralten Vrozüge.

Georg Daniel Arnold.

Professor der Rechtsgelehrsamkeit.

Bei anscheinend vollkommenem Wohlsein raffte ein Schlagfluß den Professor Arnold, Decan der Rechtsfacultät, den 18. Februar 1829, gerade an seinem Geburtstag, 49 Jahre alt aus unserer Mitte. Reich hatte die Natur den Verewigten ausgestattet; wie nur Wenigen war ihm verliehen, gründliche Gelehrsamkeit, in encyklopädischem Umfang, mit der Gabe der Dichtung zu verbinden. So zog er hier die akademische Jugend durch die gediegensten Vorlesungen an; stand mit Würde und Thätigkeit seiner Facultät vor, den studirenden Jünglingen überall mit Rath und That zur Hand; versah noch mehre öffentliche Aemter; und fand dennoch die Muße, seiner Vaterstadt in ihrer nun bald vollends entschwindenden Eigenthümlichkeit und sich selbst ein bleibendes poetisches Denkmal in seinem „Pfingstmontag" zu setzen, für das ihm in der Heimath der freundlichen Blüten viele entsprossen, während ihm aus Deutschland von Göthe's Hand ein Lorberkranz gewunden ward, wie keine Akademie ihn verleiht. Früh beurkundeten sich seine hervorleuchtenden Talente. Die altehrwürdige protestantische Universität Strasburgs lag in Trümmern, als er in das Alter eintrat, wo er seine akademischen Studien beginnen sollte; kaum kehrten einige Professoren aus der Gefangenschaft und aus der Verbannung zurück, da sammelten sie die Jünglinge um die heilige Flamme der Wissenschaft. Unter der Leitung dieser Wenigen — freilich waren es ein Koch, Schweighäuser, Oberlin, Haffner, Blessig, Braun, Herrenschneider u. s. w., denen sich einige praktische Juristen anschlossen — wußte Arnold bald eine ungemeine Ausbildung zu gewinnen. Nun eilte er nach Göttingen, wo er unter Heyne, Heeren, Hugo, Martens u. s. w. Alterthumskunde, Geschichte und Rechtswissenschaften in ihren Tiefen erfassen, mit Geist zu beleben und zu beleuchten lernte.

Die Naturwissenschaften füllten die Erholungsstunden; besonders durch ein seltenes Gedächtniß begünstigt, trieb er die Botanik, wo ihn Hofmann's lehreiche Ausflüge anzogen. In den Ferien durchkreuzte er ganz Norddeutschland, wobei persönliche Besuche bei Göthe und, wie wir glauben, auch noch bei Schiller und Wieland für seinen Dichtergenius eine heilige Wallfahrt bildeten.

Paris war nun der nächste Ort seiner Bestimmung, die gesammelten theoretischen Schätze mit Welt- und Menschenkenntniß zu verbinden, sich das französische Rechtssystem bei den Sitzungen der ersten Gerichtshöfe und noch mehr bei den beim Tribunat und dem gesetzgebenden Körper damals obschwebenden Verhandlungen über den einzuführenden Civilcoder aus den ersten und lautersten Quellen anzueignen.

Koch, gerade in Paris als Mitglied des Tribunats, kam seinem Lieblingszögling mit freundlicher Hand entgegen und brachte ihn in Verbindung mit manchen der ersten Gelehrten und Staatsmänner Frankreichs, wie mit einem Cuvier, Fontanes, Chabot u. s. w. Manche literarische Arbeiten füllten seine Muße: so nahm er thätigen Antheil an den „Französischen Miszellen", denen er unter Anderm mehre gediegene Aufsätze über den Zustand des französischen Rechts und die neue Schöpfung des Civilcoder zuwandte. Neuen Stoff für Belehrung und Phantasie bot eine in Gesellschaft eines geistreichen Franzosen (de Chaffenon) jetzt unternommene Reise nach Italien über Rom bis Neapel. Eine im Druck erschienene fragmentarische Schilderung derselben ist nur an Freunde vertheilt worden. Den mitten im bittersten Krieg gelungenen Besuch der Blokadeflotte Nelson's vor Neapel, gerade im Augenblick der betäubenden Festfeier durch allgemeine Kanonensalven, erzählte er öfter als belustigende Anekdote.

Im Jahr 1806 erhielt er den Lehrstuhl des Civilrechts an der neuerrichteten Rechtsschule zu Koblenz, deren verdienter Vorsteher, de Lassaux, seinen Werth zu schätzen wußte und an ihm einen thätigen Gehülfen seiner Werke zur Beleuchtung und Verbreitung des französischen Rechtsstudiums fand.

Arnold's immer rege Anhänglichkeit an Strasburg ließ ihn jedoch mit Begierde in der Anstellung als Professor der Geschichte bei der daselbst in Folge der Universitätseinrichtungen 1810 gebildeten Facultät der Literatur die Gelegenheit zur Rückkehr in die Vaterstadt ergreifen. Sein Vortrag über Geschichte voll der umfassendsten Ansichten und Zusammenstellungen, zeugte von dem Geist, mit dem er dieses erste Studium zur Menschenbildung ergriffen, und bewieß wie würdig er sich den Lehrern anschloß, die ihm die Weihe ertheilt. Auch strömte seinem Hörsaal nicht nur die gesammte akademische Jugend zu, sondern auch reife Männer aus allen Ständen, Offiziere, Beamte und Kaufleute.

Ungeachtet eines so ausgezeichneten Beifalls ließ Arnold's Vorliebe für die Rechtswissenschaften ihn bereits das folgende Jahr zur Rechtsfacultät als Lehrer des römischen Rechts

übertreten. Sogleich bereitete er das den Bedürfnissen der Studirenden nach Maßgabe der Localitäten angepaßte, übrigens hauptsächlich nach Heineccius' Methode eingerichtete Handbuch: „Elementa juris civilis Justinianei cum codice Nopoleoneo et reliquis codicibus collata" Strasburg, Levrault, 1812), das seitdem seinen Vorträgen zur Grundlage diente und in Frankreich überall gebührende Anerkennung gefunden hat. Neben dem hielt er fortwährend öffentliche Vorlesungen über Rechtsgeschichte und Handelsrecht und Privatvorlesungen, über Staats- und Völkerrecht. Endlich, so wenig auch letztere Wissenschaften der Regierung damals zusagten, erwarb ihm sein Einfluß bei Fontanes die im „Moniteur" verkündete Ermächtigung, auch über letztere Wissenschaften öffentliche Vorträge halten zu dürfen und so gewissermaßen die diplomatische Schule, die unter Koch in Strasburg blühte, wiederherzustellen. Indeß hinderten die Zeitläufte die Verwirklichung, und es blieb beim Privatunterricht. (Gegenwärtig erst ist ein Lehrstuhl für diese Wissenschaften errichtet und in der Person des Hrn. Prof. Hepp würdig besetzt worden.)

Der geschätzte Präfect Lezai-Marnesia, der die Präfectur des Rhein-Moseldepartements mit derjenigen des Niederrheins kurz vor Arnold's Rückkehr nach Strasburg vertauschte, hatte diesen schon zu Koblenz liebgewonnen und holte sich nun zum öftern Rath bei dessen Localkenntnissen: ein neues Feld für Arnold's Patriotismus und öfterer Anlaß zu nützlichem Einfluß; auch mancher Entwurf nützlicher Anordnungen war sein Werk.

Neben aller dieser wissenschaftlichen und Geschäftsthätigkeit blieb Poesie Arnold's holde Gefährtin in frohen und trüben Augenblicken. Werthvolle Gedichte von ihm verschließen die „Alsatischen Taschenbücher" von 1806—8: Romanzen, Lieder, Elegien, Fabeln. Bilderreiche Phantasie, tiefes Gefühl, Kraft und Reichthum der Sprache zeichnen sie aus, wie nicht weniger ein durch das Studium der Alten gebildeter Geschmack, obgleich der Geist des Romantischen sie in Gefühlen und Erfindung durchweht. Wir zeichnen unter mehren aus: „Die Aussicht" (auf der Hohenkönigsburg in den Vogesen); „Die Bitte"; vorzüglich „Die Rosen", eine Elegie voll tiefen Gefühls und herrlicher uns in die Apenninen versetzender Scenerei.

Nach dem für Strasburgs Nachbarschaft so verheerenden Kriegsjahr 1815 entstand zur Erholung und zu einem Zweck edler Wohlthätigkeit der „Pfingstmontag"; der Ertrag war für die Armen der abgebrannten Dörfer und die hiesige

Armenschule bestimmt. Dieses, Strasburgs Sprache und so lange bewahrte eigenthümliche Sitte auf immer verwirklichende Kunstwerk war ein Erzeugniß von wenigen Monaten. Der Druck begann im April 1816 und schloß im November; die ersten Bogen waren abgedruckt, während Arnold noch an den letzten Akten arbeitete. Dieser Umstand ist erstaunlich und Arnold's außerordentlichen Genius höchst bezeichnend. Göthe, den das Werk als der treue Spiegel von Strasburg, wie er es als Jüngling 1770 — 71 gesehen, so unbeschreiblich ergriff, sagt darüber: „Aus Dem, was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner leicht ermessen, daß das Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse". Auch hält Göthe dafür, es müsse 1789 seinen Haupttheilen nach schon fertig gewesen sein, so treu erblickte er darin die Sitte von damals *); und damals war doch Arnold eben erst 9 Jahre alt. Mit welchem Beobachtungsblicke faßte also der Knabe seine Umgebungen auf, mit welcher Treue bewahrte sein Busen die Eindrücke. Auch oberelsassischer Sprache und Eigenthümlichkeit gab der Dichter ihren Repräsentanten in dem ebenso derben als treuherzigen kaisersberger Kaufmann Gläßler; der unterelsassischen Bauernsprache im gutmüthigen kochersperger Klaus, dessen Bauernlied im Elsaß volksthümlich geworden ist. Mußten übrigens nach dem Zwecke des Gedichts auch die komischen und selbst manche triviale Eigenthümlichkeiten der Vaterstadt ans Licht treten, so dürfte dagegen keines unserer nervenzartesten und gebildetsten Frauenzimmer Lieschens und Klärchens Charakter verschmähen; und wie rührend schildert nicht Reinhold im schönsten Hochdeutsch das Bild der alten strasburger Biederherzigkeit. Mit feiner Ueberlegung versäumte übrigens Arnold nicht, den Anlaß des Meistersängerkampfs zu benutzen, um auch im „Pfingstmontag" seinen Beruf zu höherer Dichtung zu bewähren durch Einschaltung mehrer gelungener lyrischer Gedichte, so des höchst poetischen: „Wo die hohen Wasser rauschen ꝛc." Als einen Zug der Laune, die Arnolds Charakter zur Folie diente, möchten wir die Eigenthümlichkeit bemerken, diesem Schauspiel die Fesseln der strengen Einheitsregeln anzulegen, während romantische Form ebenso viel freiere Bewegung, ja vielleicht Anbringung noch mancher Geistesblüte gestattet hätte, da überdies die romantische Poesie Arnold's Gemüthe vorzüglich zusagte, und er lange ihr erklärter Vertheidiger gewesen.

*) Siehe „Kunst und Alterthum", 1820, Bd. 2, Heft 2, S. 152; und den von Arnold's Freunden zu Strasburg veranstalteten Abdruck S. 18.

Einen glänzenden Beweis der Meisterschaft auch in höherer Dichtung gab er noch dasselbe Jahr in seiner Elegie: „Blessig's Todtenfeier", die unstreitig in die Reihe der classischen Erzeugnisse der deutschen Sprache gehört. Wir glauben durch Hersetzung des Schlusses, wo er das Andenken des väterlichen Freundes, eines seiner theuersten Lehrer, in einer so seelenvollen Phantasie, in einem, wir möchten sagen anschaulichen Basrelief, das den Sarkophag zieren möchte, feiert, auch dem Andenken des Dichters aufs würdigste zu huldigen:

Aber seht wie zur Gruft ein neues Geleite sich andrängt.
Sind es Geister? Sie sehen Alle so feierlich aus!
Wie? erkennt ihr sie nicht? Die Frömmigkeit naht sich, die Andacht,
Von dem Glauben geführt, geht ihr als Schwester zur Seit';
Dieser folget die Liebe, geschmückt mit himmlischer Schönheit,
Nebst den Töchtern, die froh üben der Mutter Gebot:
Sanftmuth, Milde, Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Duldung;
Ihnen schließt sich verhüllt edle Bescheidenheit an,
Treu' und Redlichkeit folgen hernach, und der Bürgersinn schreitet
Vor der Gelehrsamkeit her und der Talente Gefolg.
Auch erblickt ihr Gestalten, auf deren Scheitel die Flamm' glüht
Ewiger Wiedergeburt, leuchtend mit blendendem Glanz.
Die ihm Vorangegangenen sind's, Alsatiens Zierden:
Schaut, es schließen die Reihen Oberlin, Pfeffel und Koch!
Staunend seht ihr dies Alles. War dies ein Leichenzug? fragt ihr;
Nein! ein Triumphzug war's hin zu der Ewigkeit Thor".

Arnold trug sich viele Jahre mit der Idee, die Vogesen mit ihrer Vorzeit und hohen Naturreizen in einem Cyclus von Balladen und Romanzen zu feiern. Sollten nicht manche zur Wirklichkeit gediehen sein und sich in seinem Nachlaß befinden? — eine wünschenswerthe Bereicherung der Sammlung seiner Poesien, die uns seine Angehörigen hoffen lassen!

Eine andere Geisteserholung für Arnold blieben gewöhnlich ausgedehnte Ferienreisen, unter denen die nach England, wo er auch die Universität Oxford besuchte, ihm eine vorzüglich reiche Ernte merkwürdiger Geistesbereicherungen und anziehender Erinnerungen gewährte.

Im Jahr 1820 ward er Nachfolger des würdigen Hermann als Decan der Rechtsfacultät sowie auch als Mitglied des Directoriums des protestantischen Generalconsistoriums. In beide Stellen brachte er die ihm eigne Thätigkeit und Umsicht. Seit wenigen Jahren fügte eine glückliche Ehe, mit einem lieblichen Kinde gesegnet, die angenehmsten Familienverhältnisse zu der ehrenvollsten Laufbahn, die noch eine lange Wirksamkeit hoffen ließ; — da ward er Allem so plötzlich entrissen! C. M. E.

Zu F. Lautsch's Biographie Wilhelm Heinse's.

(S. Zeitgenossen, XVI, S. 52—93.)

Heinse's Vornamen sind: Johann Jakob Wilhelm. Er wurde in dem fürstl. schwarzb.-sondershaus. Stadtflecken Langewiesen (nicht Langenwiesen) am 16. Febr. 1746 (nicht am 15. Febr. 1749) geboren. Sein Vater, Nikol. Heinse, war daselbst Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter. Wilhelm Heinse wurde von dem Kurfürsten Friedrich Karl Joseph unter dem 14. Oktbr. 1787 zu Mainz als Privatbibliothekar und, als dessen Bibliothek mit seinem Tode durch Schenkung Staatseigenthum geworden war, bei derselben von dem Kurfürsten Karl mittelst zu Aschaffenburg am 31. August 1802 ausgefertigten Decrets, mit einem jährlichen Gehalte von 500 Gulden, als kurfürstlicher Bibliothekar angestellt. *)

*) Vergl. „Allgem. Anzeiger der Deutschen", 1825, Nr. 171, als Berichtigung eines Aufsatzes in der „Thüring. Vaterlandskunde", 1824, St. 8, S. 18, 19.

Biographien und Charakteriſtiken.

Leben der A. L. Karschin, geb. Dürbach.

Von ihr selbst,

in Briefen an Sulzer.

Mit Ergänzungen von Wilhelm Körte.

Erster Brief.

(Von 1722–45.)

Den 1. September 1762.

Man hat bei meiner Wiege weder von Ahnen noch von Reichthümern gesungen. Mein Großvater war in einer ländlichen Hütte mit dem Titel eines ehrlichen Mannes vergnügt. Sein gnädiger Herr und mehr als 15 umliegende Dörfer gaben ihm noch überdem den Lobspruch des besten Bierbrauers in Schlesien. Er unterrichtete seinen Sohn, der hernach mein Vater ward, in eben dieser Wissenschaft, und der Sohn verdoppelte seinen Fleiß in Zubereitung des Malzes, um gleich berühmt wie sein Vater zu werden. Seine Jünglingsjahre waren vorüber, als ihm meine Mutter bekannt ward. Sie war die Enkeltochter eines ehemaligen Amtmanns und von einer großmüthigen Landedelfrau erzogen. Dieser hatte sie aus Dankbarkeit vom zehnten bis zum siebenundzwanzigsten Jahr als Mädchen aufgewartet und zum Ueberfluß die Stelle einer Ausgeberin und eines Kochs bekleidet; 3 Aemter zugleich! Mein Vater erlöste sie von diesen vielen Aemtern, und die Dame gab ihr eine Aussteuer, die meine Großmutter ihr nicht geben konnte, weil sie arm und eine Witwe mit 7 Kindern war. Indessen hatte sie Ursach zu glauben, daß diese Tochter glücklich sein würde, und sie betrog sich nicht. Mein Vater bezog auf einer Meierei das Wirthshaus. Die Herrschaft ließ in Ansehung meiner Mutter ihm einige Vortheile; er verfertigte die Getränke selbst, die der Reisende foderte, bestellte die Küche, um dem hungrigen Wanderer Essen zu schaffen, und meine Mutter beschäftigte sich an seiner Seite. Er unterstützte sie in jedem Geschäft, und sie hat mir oft gesagt, ich hätte mein Leben dem besten und zärtlichsten Vater zu danken.

Unschuldigerweise verdrängte ich meinen Bruder, als den Erstgebornen, von der mütterlichen Brust. Er erlebte meine Ankunft am 1. Dezember 1722 nicht, und meine Mutter versagte mir ihren Kuß wegen der finstern Stirn, unter der ich hervorsah, als sie das erste Mal

mich anblickte. Ich war niemals der Liebling ihres Herzens, und ich glaube, diese wenige Achtsamkeit auf mich ist Schuld, daß ich meine ersten Jahre durchlebte, ohne mir meines Daseins bewußt zu sein. Sechs Frühlinge ungefähr mochte ich überlebt haben, als der Bruder meiner Großmutter unser Haus besuchte, um sich wegen des Verlustes seiner Gattin zu trösten. Er verlangte seine Schwester auf ein Jahr in seine Wirthschaft, und meine Mutter konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen, so nöthig sie auch selbst die Gegenwart einer alten haushälterischen Frau hatte. Die Reise ward beschlossen. Mein Oheim fragte eines Tages nach den Maßregeln meiner Erziehung. „O!" sagte meine Mutter, „das unartige Kind soll lernen, und es ist nichts in sie zu bringen!" Mein Oheim bewies ihr die Unmöglichkeit in dem Geräusch des Wirthshauses. Er nahm mich mit; seine Wohnung war in Polen; er genoß in einem kleinen Hause der Ruhe des Alters und lebte von Dem, was er in jugendlichen Jahren als Amtmann erspart hatte. Die liebreichste Seele sprach in jedem Wort seines Unterrichts, und in weniger als einem Monat las ich ihm mit aller möglichen Fertigkeit die Sprüchwörter Salomonis vor. Ich fing an zu denken, was ich las, und von unbeschreiblicher Begierde angeflammt, lag ich unaufhörlich über dem Buche, aus welchem wir die Grundsätze unserer Religion erlernen. Mein ehrlicher Oheim freute sich heimlich, aber er riß mich oft vom Buche und wandelte mit mir durch ein kleines Gehölz oder durch eine blumige Wiese. Beides war sein Eigenthum, und beides gab ihm Gelegenheit, mit mir von den Schönheiten der Natur zu reden. Ich wiederholte ihm alles Gelesene und verlangte die Erklärung derjenigen Stellen, die über meine Begriffe waren. Er vergnügte sich, mein Ausleger zu sein, und ich belohnte ihm seine fromme Mühe mit tausend kleinen Schmeicheleien. Er hatte selbst keine Kinder, und sein Herz war mir um so mehr offen, je mehr es leer war, als er die Pflichten eines Unterweisers übernahm. Ich lag ihm an, mich schreiben zu lehren; meine Großmutter widersetzte sich und wandte alle ihre Beredtsamkeit an, um diesen Vorsatz zu zernichten. Es mislang ihr; ich suchte aus irgend einem Winkel ein Bret hervor und brachte es meinem gütigen Oheim. Er zeichnete mir Buchstaben darauf, ich malte sie nach, sehr bald ergriff ich die Feder, und als einstmals meine Aeltern uns besuchten, hüpfte ich ihnen mit einem Papier in der Hand entgegen und rief voller Empfindung: „Vater, ich kann schreiben!" Dieser gute Vater küßte mich, und ich sah ihn nicht mehr. Er starb wenige Monate nach diesem Besuche. Meine Mutter blieb nicht lange Witwe. Sie gab ihr Herz einem andern Manne und kam in seiner Gesellschaft, uns zu besuchen. „Herr Vetter", sagte sie, „ich komme, meine Tochter abzuholen! Ich brauche sie künftig zur Wiege, und ich fürchte, sie wird verrückt im Kopfe werden, wenn sie fortfährt, Tag und Nacht über den Büchern zu liegen. Sie kann lesen und schreiben, dies ist Alles, was ein Mädchen wissen muß!" — „Ja", sagte mein Oheim, „es ist wahr; aber wollte sie nicht, daß ich sie so viel Latein lehrte, als ich selbst weiß? Sie bezeigt große Lust und weiß schon eine Menge Vocabeln auswendig!" „Das kann sein", sagte meine Mutter, „aber sie wird nicht studiren, und ich danke Ihnen für den guten Willen". Alle Vorstellungen waren umsonst. Mein Oheim segnete mich, und ich reiste mit seiner Thräne auf meiner Wange fort. Meine Mutter gab ihrem zweiten Manne einen Sohn, und ich bekam das Amt einer Kindwärterin. Zehn Jahr war ich alt, mein Stiefbruder ward meine einzige

Beschäftigung. Traurig saß ich an seiner Wiege, weil mir Bücher fehlten, denn an meinem Geburtsort auf der Meierei fand ich keine. Endlich machte die stürmische Gemüthsart meines Pflegevaters, daß wir den Ort verlassen mußten. Wir zogen nach Kirschtiegel, einem Städtchen im glogauischen Fürstenthume, nicht fern von meinem Geburtsort. Meine Aeltern pachteten ein Vorwerk, und ich ward eine Hirtin. Früh, ehe noch die Sonne den Thau trank, nahm meine alte wirthschaftliche Großmutter dreien Kühen die Milch, und dann trieb ich sie vor mir her, stolz auf die Zufriedenheit, die ich fühlte, wenn über meinem Haupte die Lerche ihren langtönigen Gesang fortsetzte. Ich genoß alle die Annehmlichkeiten des Sommers, und oft dachte ich mir kleine Geschichten aus, die den biblischen Historien ähnlich waren. Ich bauete Thürme von Sand, mauerte sie mit Steinen und stürmte sie mit hölzernem Geschoß darnieder. Ich führte in meiner rechten Hand einen Stab, und indem ich mit mir selbst redete, war ich das Haupt einer Armee! Alle Diesteln waren meine Feinde, und mit kriegerischem Muth hieb ich allen die Köpfe ab. Die Thaten Davids und der Makkabäer waren meine Muster, und es ergötzte mich, wie sie zu siegen. Nach vielen wichtigen Schlachten saß ich an einem Herbsttage am Rande eines kleinen Flusses und ward jenseits des Wassers einen Knaben gewahr, welchen einige Hirtenkinder umgeben hatten. Er war ihr Vorleser, und ich flog hin, um die Zahl seiner Zuhörer zu vermehren. Welch ein Glück für mich! Ich nahm in den folgenden Tagen einen Umweg, trieb meine Rinder durch den Fluß, wo er am seichtesten war und fand meine so lange entbehrte Wollust, die Bücher, wieder. Da waren Robinsons, irrende Ritter, Gespräche im Reiche der Todten; o da waren neue Welten für mich! Der Herbst verging mir zu bald; ich weinte, doch wir setzten unsere Versammelung fort. Ich schlüpfte, so oft meine Mutter mich verschickte, in das Haus des Hirtenknaben. Er war ein Aesop von Gestalt, aber seine Bücher waren desto schöner. Unsere Zusammenkünfte blieben nicht lange verborgen. Mein Stiefvater donnerte wegen meiner Lesesucht auf mich los! Ich versteckte meine Bücher unter verschwiegene Schatten eines Hollunderstrauchs und suchte von Zeit zu Zeit mich in den Garten zu schleichen, um meiner Seele Nahrung zu geben. Diese verstohlenen Vergnügungen dauerten beinahe ein Jahr. Meine Mutter übergab mich einem Bürgermädchen, um bei derselben mit der Nadel meine Uebungen zu machen. Ich war gelehrig, denn in einem Sommer begriff ich verschiedene Wissenschaften der Näherin. Aber meine Lehrerin ward mir ungetreu; es fand sich ein bemittelter Witwer aus Polen bei ihr ein, der sie heirathete. Ich war unwillig über mein Schicksal! Meine einzige Zuflucht war das geliebte Buch, und schon hatte ich wieder vergessen, daß ich ein Mädchen war, als eines Tages ein prächtiger Jagdschlitten vor unserm Hause hielt. Ich erkannte meine Lehrmeisterin, trotz des karmoisintaftenen Pelzes, den sie trug. Sie sprang vom Schlitten herab, kam mit der Munterkeit einer Amazone, umarmte meine Mutter und verlangte mich zu ihrer Gesellschafterin. Ich lasse ihre Beredtsamkeit unwiederholt; genug sie überredete, und ich mußte noch denselben Abend mich reisefertig machen. Ich, die gleich einer jungen Spanierin den Kopf voller Abenteuer hatte, willigte in Alles.

Ich küßte meine Mutter und war stolz, auf einem so schönen Schlitten zu fahren; 2 Stunden vor Abends befanden wir uns an Ort und Stelle. In den ersten Wochen befand ich mich bis zum Ue-

derfluß versorgt; aber hernach litt ich Mangel an Allem. Es ward eine Theuerung im Lande durch Ueberschwemmung der Aecker; man besorgte zu verarmen, und man theilte mir mein Brot in kleine Bissen ab. Meine Frau, durch übele Begegnung ihres Mannes aufgebracht, übte an mir ihre Rache aus. Ich sollte ihre Magd vorstellen, und ein Alter von 12 Jahren gab mir nicht Kräfte genug. Wasser schöpfen und mit einem Schiebkarren Getraide zur Mühle hinauffahren war meine tägliche Arbeit. Es gefiel meinem gütigen Schöpfer, mich früh in der Schule der Geduld zu üben, um künftig härtern Versuchen ohne Murren mich zu unterwerfen. Meine Mutter war nicht bekümmert um mich; sie hatte den Ort ihres Aufenthalts verändert. Mein alter ehrlicher Oheim war nicht mehr; seine Schwester, meine Großmutter, erbte, und meine Aeltern nahmen diese ganze Erbschaft käuflich an. Ein unglücklicher Schwesternmann meiner Mutter kam von ungefähr zu uns und gab mir diese Nachricht. Ich ergriff eine so gute Gelegenheit und entschloß mich zur Reise, um in dem Hause meiner Mutter gesättigt zu werden. Meine bisherige Frau weinte Thränen der Verstellung bei meinem Abschied; sie argwöhnte den Zorn meines Stiefvaters, und sie hatte Ursach ihn zu fürchten. Ich ließ meine übrigen Habseligkeiten bei ihr und ging mit großen Schritten hinter meinem Führer her. So gingen ehemals israelitische Mädchen und trugen auf ihren Schultern das unvollendete Brot; ich aber trug in meinem erwartenden Herzen die Hoffnung besserer Zukunft und vergaß alle meine Drangsale! Wir legten die erste Tagereise zurück; ein aufsteigendes Gewitter brachte die Nacht herauf, ehe noch die Sonne zu andern Erdbewohnern sich wandte; wir herbergten unter dem Dach einer Tenne, und der kommende Morgen fand mich zum Wandern munter genug. Es war um die Hälfte des Mittags, als wir uns in einem kleinen Walde befanden; mein Begleiter ging einige Schritte voran und brachte meine Muhme an der Hand, eine magere, unansehnliche Frau, die von Kummer halb todt und vom Rauch ihrer Hütte den wahrsagenden Aegyptierinnen ähnlich war. Sie bewillkommte ihn mit Anstand und brachte in einer hölzernen Schale warme Ziegenmilch zum Frühstück; wir saßen am Eingang ihrer Hütte. Mein Vetter lebte hier wie ein anderer Robinson, von allen Menschen abgesondert; sein Haus war halb in der Erde und über derselben mit Brettern und Rasenstücken bedeckt; sein ganzer Reichthum bestand in 2 Ziegen und in einem Paar Acker Landes, welches er mühsam umarbeitete und den einen Theil mit Gerste, den andern Theil mit allerlei Küchengewächsen besäete. Ehedem war er ein Stutzer gewesen, seiner Handthierung nach ein Papiermacher und in seiner Einbildung ein Prinz; Stolz und Undankbarkeit hatten ihn arm, aber nicht geschmeidig, nicht demüthig gemacht. Meine gute Muhme mußte die Strafe seiner Unbesonnenheiten mit empfinden, und sie schien ihre Seufzer zu unterdrücken, um ihrem Manne nicht mißfällig zu werden. Er mischte beständig in seine Gespräche Karl XII. Ich weiß nicht, ob er ein geborener Schwede war, genug er überredete sich, dieser unnachahmliche Krieger lebe noch in irgend einem Welttheil und werde zu rechter Zeit wiederkommen, alle seine Feinde zu demüthigen. Wir gingen vollends nach dem Orte, wo meine Aeltern wohnten, es war keine volle Viertelmeile. Mein Stiefvater begegnete mir im Hofe, und sie müssen mir erlauben, daß ich sein Bewillkommnungscompliment wiederhole: „Wo Donner, kommst Du her, Mädchen?“ schrie er aus und machte eine wildlächelnde Miene

dazu. Ich sagte ihm in der Kürze meine Geschichte, und er führte mich an der Hand zu meiner Mutter. So viele Worte meiner Geschichte, so viel Vorwürfe waren es, wegen der allzu leichten Uebergebung an die Schlittenfahrerin. Sie beklagte mich mit bewunderndem Kopfschütteln und brachte die Mittagsmahlzeit. Ich aß mit der Begier des verlorenen Sohns und dankte dem Himmel, daß ich nun wieder unabgetheiltes Brot bekam. Wenige Wochen nach diesem Tage gab meine Mutter ihrem Mann das dritte Kind, und ich hatte wieder meinen Posten bei der Wiege! Mein Trieb zum Bücherlesen schien hier völlig unterdrückt zu werden; es fehlte mir an Gelegenheit, und alle Klagen waren unnütz. Mein Stiefvater glaubte meine Bekehrung und überhäufte mich deshalb mit Lobsprüchen. Er ging so weit, daß er anfing, mich meiner Mutter vorzuziehen; denn die demüthige schmeichelnde Art, mit der ich ihm begegnete, besänftigte seinen Trotz. Es fielen täglich Zänkereien vor, und ich befand mich oft in Todesangst. Ach Gott! ich wußte nicht, daß in der Zukunft noch ganz andere Ungewitter auf mich warteten. Zitternd erflehte ich oft von meiner Mutter ihr Stillschweigen, um nur nicht den Jammer zu haben, daß dieser Mann zum ersten Mal Hand an sie gelegt hätte. Er war jähzornig, und ich fürchtete nichts Geringeres als Mord; doch bei aller seiner Bosheit hörte er die Vernunft, die ihm abrieth, seine beste Freundin zu mishandeln! Die Ursache der meisten Zänkereien war die eiserne und nahrungslose Zeit. Der Gram und die sumpfige Gegend gaben meinem Stiefvater ein bösartiges Fieber, er empfand ein unausstehliches Brennen, foderte Tag und Nacht frische Quellen und schwoll auf von allzu vielem Wassertrinken. Unter den bittersten Klagen, daß er sein Grab in einem so unberühmten Sande finden müsse, starb er. Indeß befand meine Mutter sich nicht in den besten Umständen; eine Frau mit 5 Kindern, ohne Versorger und nicht fähig, ihr Brot zu verdienen, ist beklagenswerth! Sie war überdies unaufhörlich krank. Funfzehn Sommer war ich alt und man hatte mich in Allem, was doch ein Frauenzimmer wissen muß, nicht unterrichtet. Die Wiege gab mir mein Tagewerk, ich war ein vernachlässigtes Mädchen; ein Unglück, von dem man die Spuren durch alle Tage seines Lebens gewahr wird. Meine Mutter trug sich mit einem ebenso verdrüßlichen Gemüthe als krankem Körper; das Fieber verließ sie keinen Tag; von 3 Kindern sollte ich die Erziehung übernehmen und bedurfte deren selbst. Der Ort, in welchem wir wohnten, war schlecht und ernährte keine Menschen, deren Umgang mir ersetzen konnte, was meiner Erziehung fehlte; unbesorgt wegen meines künftigen Schicksals wuchs ich gleich einer wilden unbeschnittenen Weinrebe herauf. Niemals konnte man mich zu den Schönheiten zählen, und dennoch fand sich unter den Jünglingen meines Vaterlandes einer, der mich suchte. Meine Mutter kam eines Tages mit ungewöhnlicher Munterkeit mir entgegen und sagte von einem jungen Menschen, der eben gekommen wäre, und in welchem sie mir meinen Bräutigam vorstellen würde. „Er ist schön, wohlgewachsen, angenehm", rief sie mir zu, „und meine Freunde haben mir schon vor einiger Zeit gesagt, daß er Absichten hätte, mein Schwiegersohn zu werden, und ich fühle keinen Widerwillen". Ich erstaunte über diese unerwartete Nachricht, und sie befahl mir, den Fremden wohl zu empfangen; ich gehorsamte und fand in der That so viel Einschmeichelndes an ihm, daß ich anfing, ihren Ausrufungen Recht zu geben. Ich werde Sie mit keiner langen Beschreibung aufhalten; ich wurde gewonnen, und bei der zweiten Reise,

die er meinetwegen unternahm, behorchte ich meine Mutter und ihn. Er warb um mich; die Mutter machte Schwierigkeiten wegen meiner Jugend; er bestritt ihre Gründe Der Mutter Herz war gewonnen, sie wollte mich versorgt wissen. Er machte mir mit guter Art ein Geschenk von 2 Ringen, ich nahm sie mit einer treuherzigen Miene; wir wurden verlobt und in einem Monat war ich die Seinige. Ich ward Frau und wußte mir noch kein anderes Ansehen als das eines Kindermädchens zu geben. Mein Mann erkundigte sich vor unserer Verheirathung nicht nach meinem väterlichen Erbtheil; er unterließ dies aus einer angenommenen Großmuth, aber ich empfand in der Folge, daß mein Vermögen für ihn zu klein gewesen. Unsere Gemüther harmonirten schlecht; mein reiches schmelzendes Herz, meine Zärtlichkeit und seine Begierde nach Reichthümern waren viel zu sehr verschieden, als daß eine Glückseligkeit in unserer Vereinigung möglich war. Meine einzige Erquickung fand ich in Büchern, mit welchen der Hirtenknabe mich noch immer versorgte; denn ich lebte wieder in derjenigen Stadt, auf deren Wiesen Rinder vor mir hergingen. Nun hingegen waren meine Tage arbeitsam; ich zerzauste entweder mit einem Holzblatt voll krumgebogener Stacheln Wolle und bereitete sie der Spinnerin zu, oder ich drehte mit meiner Hand unaufhörlich ein kleines Rad, Garn aufzuwinden für den schnellaufenden Weberspul. Hundert geistliche Lieder waren in meinem Gedächtniß; meine Geschäfte hinderten mich nicht, die schönsten davon zu singen. Vorzüglich waren Loblieder meine Wahl; ich fühlte Zufriedenheit, wenn ich sie sang und that mir selbst die Frage: sollte es wol möglich sein, ein Lied zu machen? Ich kannte noch keinen Poeten außer einigen zerstreuten Blättern von Johann Frank, der durch verschiedene Kirchengesänge sein Gedächtniß verewigt hat. Seine Lieder waren meine Lieblinge, und die Ueberbleibsel seiner weltlichen Gedichte schwebten mir noch vor; ich fand sie in meinen Mädchenjahren auf dem Söller des Hauses meines Oheims bestäubt und voneinandergerissen. Es waren Hochzeitgedichte, mit viel Mythologie gemischt; ich verstand ihren Inhalt nicht, aber sie kamen mir schön vor. Ich besinne mich auf den Anfang des einen Gedichts, das die Aufschrift führte: „Cupido, ein Korbmacher", denn der Bräutigam hieß Korb; der Dichter sang also:

Frau Venus lud einmal auf ihren Kahn von Schnecken,
Den sie mit Teppichen von Purpur ließ bedecken,
Ein Haufen Nymphenvolk mit ihr zu fahren ein ꝛc.

Ich vergaß das Uebrige, und ich wundere mich, daß die Werke dieses Sängers so ganz verloren gingen. Ich fand unter Anderm auch die Auferstehung und Himmelfahrt des Messias, 2 prächtige Gedichte. Tausend Mal hieß ich den ehrlichen Frank einen göttlichen Mann und war nun bei der Zunahme meiner Kenntniß unwillig auf mich, daß ich jene Reime nicht in Verwahrung genommen hatte. Aber ich beschloß nun, selbst Versuche zu machen; ich wählte die Melodie irgend eines geistlichen Liedes, saß bei dem murrenden Rade und wiederholte den jetztgedichteten Vers so lange, bis er in meinem Gedächtniß haften blieb:

Mein Herz verschloß das Lied, bis nach den Werkeltagen
Der stille Sabbath kam, dann erst entwarf mein Kiel
Die heimliche Geburt, die mir allein gefiel!

Immer lag ein Buch unter dem Kopfkissen meines Kindes; ich

holte es hervor, so oft ich die Pflichten einer mütterlichen Amme erfüllte oder die Stelle der Wärterin vertrat. Ich las die „Asiatische Banise", die arabische Geschichte: „Tausend und eine Nacht", und einen syrischen Roman: „Aramena". Es waren hin und wieder Verse mit eingestreut, aber ihr Zwang misfiel mir; ich faßte den stolzen Entschluß, etwas Besseres als der Romanendichter zu denken und fand einen Band voll schwärmerischer Lieder; es waren leichte fließende Reime, welche mir dazu dienten, mich kühn zu machen. Dieser Poet, sagt man, habe in der Hitze eines Fiebers den Enthusiasmus bekommen; er war sonst für die Kanzel bestimmt, als ihn aber diese Begeisterung des Reimens überfiel, waren seine Predigten und seine Gespräche nichts als Verse. Ich weiß nicht durch welchen Zufall er seines Amts entsetzt ward; er kam in mein Vaterland, ein freiherrliches Haus nahm ihn auf, und in demselben schrieb er die Gedichte, in denen ich studirte; mehr aber ward mein Geist belebt durch geschriebene Gedichte eines mir gegenüber wohnenden jungen Gelehrten. Ich wünschte mehr Bücher und weniger besetzte Stunden; ich hörte von den Thaten Friedrichs und brannte, sie zu singen. Der Name des Königs allein, wenn er genannt ward; schien mich anzuflammen; aber meinen Gedanken fehlte der Schwung, und mein Genie lag unter dem Steinhaufen der Mühseligkeiten meiner Tage. Dennoch konnte nichts diesen himmlischen Funken in mir ganz ersticken. Der damalige Gefährte meines Lebens würde mich aufgemuntert haben, wenn dem Sterblichen vergönnt wäre, in die Zukunft zu sehen; ein Blick in sie würde ihm mehr Billigkeit und Nachsicht wegen meines Lesetriebs eingeflößt haben, und er hätte mich vielleicht geliebt, weil diese Aussicht seinen Lieblingsleidenschaften geschmeichelt und mir in seinen Augen einigen Werth beigelegt hätte. Es ist schwer, sich unangenehmer Begebenheiten zu erinnern; ich verschweige sie alle. Dem Charakter meines Mannes fehlte es nicht an sehr guten Seiten: er war ein guter Wirth, ein Feind aller Völlerei und hatte die Gabe, sich bei Jedermann beliebt zu machen; aber ihm fehlte das Vermögen, sich selbst zu beherrschen, es war ihm nicht möglich, mit meinem Herzen bekannt zu werden. Unsere Gesellschaft war nicht die sanft übereinstimmende Vertraulichkeit zweier für einander geschaffener Menschen.

Endlich gefiel es der entscheidenden Hand eines höhern Wesens, uns von einander zu trennen. *)

Von nun an, glauben Sie, hörten meine Drangsale auf? O nein! das Schicksal verändert nur zuweilen unsern Schauplatz! Wir arme kurzsichtige Menschen irren, gleich einem Wanderer, der bei nächtlichem Dunkel in einem Walde ein leichtes Gaukeln sieht und, von einem täuschenden Dunste in morastige Gegend verführt, hinabsinkt und lange vergeblich um Hülfe rufen muß. Bereiten Sie Ihr Herz zum Mitleid, aber sehen Sie zugleich sich von mir aufgefodert zur Bewunderung jener leitenden Hand, der es gefallen hat, mich durch hohle steinichte Wege bis zu der Ehre Ihrer Freundschaft hinaufzuführen.

---

*) Sie ward von ihrem Manne geschieden, da sie eben ihre Niederkunft mit dem vierten Kinde erwartete, und nachdem sie vergeblich Alles aufgeboten hatte, ihn zu bewegen, sie nicht zu verlassen.

Zweiter Brief.

(Von 1745—53.)

Den 3. September 1762.

Aus dem Lande meiner Geburt ging ich wieder zurück in das angrenzende Polen, wo meine Mutter lebte. Ich will meine Beschreibungen abkürzen, mein erster Brief war zu ermüdend; man wird lächerlich durch Erzählungen nichtsbedeutender Kleinigkeiten. Ich wiederhole nur noch den wichtigen Ausruf, daß ich frei war! Aber nicht lange: meine gute Mutter wollte mich zum zweiten Mal verheirathet sehen; ich war noch jung, und von dem Segen meiner liebreichen Schwiegermutter war mir noch ein großes Glück geweissagt worden. Die rechtschaffene Frau wußte nicht, welche steile Anhöhen meine Geduld übersteigen mußte, ehe sie den Ausgang ihrer wünschenden Prophezeihung erleben und sich darüber freuen könnte. Die Vorsehung ergriff das härteste Mittel, mein Herz zu prüfen und meinen Verstand zu schärfen; sie ließ geschehen, daß es einem Manne, der längst an seinem Glück verzweifeln mußte, einfiel, mich zu wählen. Er war nicht viel über meine Jahre und seiner Handthierung nach ein Kleidermacher *); sein äußerliches Ansehen war nichts für meine Wahl. Aber genug, er gefiel meiner Mutter; sie wiederholte ihre Beschwörungen beim Verlust ihrer mütterlichen Gunst und ihres Segens. Es ward mir unbeschreiblich sauer, meinem Herzen diese Gewalt anzuthun; ich fand in den Gesichtszügen meines Liebhabers etwas so Widersprechendes und Wildes, daß mir schauderte. Doch das ehrwürdige Anrathen und der halb göttliche Befehl einer Mutter vermochten mich, meinen Neigungen entgegenzuhandeln; ich überredete mein Herz, sagte ja und ward auf lange niederdrückende Jahre gefesselt. Mein neuer Mann führte mich in eine mehr gesittete polnische Gegend; aber ich wußte nicht, daß die Armuth dicht hinter meinen Schritten herging. Frauenstadt war der Ort, der mich aufnahm. Die ganze Welt lebte damals im Taumel einer goldenen Zeit, nur für mich war Mangel bestimmt. Mein Mann, eins der sorglosesten Geschöpfe des Erdbodens, misbrauchte meine natürliche Gutherzigkeit, verzehrte mir Alles und war nicht bemüht, sich Arbeit zu verschaffen oder fleißig zu sein; ich, eine Feindin des Zanks, ertrug die Lasten der äußersten Dürftigkeit ohne Murren. Mein voriger Zustand, wenn ich auf ihn zurückblickte, war, bei aller Unterdrückung, dennoch Glückseligkeit gewesen; aber jetzt gab mir ein Mann Kinder, die meiner Versorgung überlassen blieben, wenn eine unselige Trinklust ihn fortriß. Der Winter des Jahrs 1751 und sein Nachfolger sahen mich alle Ungemächlichkeiten der Armuth leiden; schlecht bedeckt gegen den grimmigen Frost, ging ich und kaufte einzelne Bündel Holz, meine Kinder zu erwärmen. Nimmer soll es meine Seele vergessen, wie tief herunter ich gesunken, und wie hoffnungslos mein Zustand war. Die Verzweiflung gab meinem Manne ein, mich in den Mittelpunkt von Polen zu führen; ich flehte zum Himmel um Abwendung dieses Schritts, und er hörte mich. Ein Reisender kehrte in einem außerordentlichen Gasthause ein; die gütigen Bewohner wiesen ihn mit Arbeit zu meinem Gatten, und er ließ seinen Vorsatz

*) Er hieß Karsch.

fahren. Ich half treulich an der Verfertigung zweier neuen Kleider, vertrauete dem Alles versorgenden Gott und dankte dem Hause, dessen alter 74jähriger Wirth bald darauf starb. Mein erkenntliches Herz befahl mir, den Töchtern und der Witwe eine Art von Trauerlied zu singen; dies war ihnen ein angenehmes Geschenk. Sie begegneten mir nach etlichen Wochen, von einem sehr ansehnlichen Manne begleitet; ich machte der Gesellschaft meine Verbeugung, mit Scham auf der Stirn wegen des armseligen Aufzugs, in welchem sie mich sahen; des andern Tages rief eine von den Schwestern mir nach, und sagte, ich möchte ihr zu dem Leichencarmen verhelfen, sie habe es verliehen, ohne es wiederzubekommen, und jetzt stritt ihr Bruder wegen der Unmöglichkeit, daß ein Weib von so schlechtem Ansehen Verse machen könnte. Ich ging zurück in meine schwarzbalkige Wohnung und schrieb aus meinem Kopf das Gedicht, nebst einigen Versen an den Sohn des Verstorbenen. Dieser war Obereinnehmer in einer Stadt zwischen Berlin und Magdeburg und war nur gekommen, seine Familie zu trösten. Ich brachte ihm mein Geschriebenes; er war staunend, gab mir ein kleines Geschenk, hieß mich den Sonntag wiederkommen und ermahnte mich, mein Talent nicht vergraben zu lassen. Ich erschien mit ebenso niedergeschlagenen Augen als beim ersten Begegnen. Er hatte seinen alten Freund, den Rector Ribow, bei sich, beide vereinigten ihre Ermahnungen; ich schützte Dürftigkeit vor, empfahl mich, ging in ein Nachbarhaus und brachte nach Verlauf einer Stunde ein bogenlanges Gedicht, über die Mühseligkeiten eines Schulmannes. Bald hätten mich diese Männer eine Zauberin genannt, so bestürzt saßen sie da; der Rector hieß mich in sein Haus kommen und gab mir schöne Bücher. Ich las den Günther, den v. Besser, den v. Haller, Gellert und die 5 ersten Gesänge der „Messiade". Sein College beschenkte mich mit den „Nachtgedanken" des tiefsinnigen Engländers und mit seinen Gesängen vom jüngsten Tage. Diese Bücher machten meine Bibliothek aus; der Rector empfahl mich zween ansehnlichen Häusern: Greifenhagen und Neugebauer; schätzbare Namen für mich! möchten sie meinen öffentlichen Dank hören! Sie verachteten nicht, meine Lieder anzunehmen, obgleich eins von diesen Erstlingen mich jüngst über mich selbst lachen gemacht hat. Meine Umstände wurden jetzt weniger erbärmlich, als ich die Nachricht von dem Tode meiner Mutter erhielt; sie bat auf ihrem Sterbebette den Himmel, daß er mich aus dem Labyrinth führen möchte, in welches ich auf ihr Rathgeben gegangen war. Warum ließ er sie nicht leben nach diesem Gebete, um alle Wunder zu sehen, die seine Hand an mir gethan hat? Ich ergriff jede Gelegenheit, Verse zu machen. Das Lob und noch etwas mehr als Lob machten mein Genie hervordrängend; doch immer noch etwas schwach. Noch hatte ich keine von meinen Geburten aus der Presse kommen sehen; nun aber, o stellen Sie sich meinen aufschwellenden Autorstolz vor! Ein junger Postmeister in Lissa verheirathete sich, er ward mein Bewunderer; ich sang seinem Bunde ein Lied, und er sandte mir dieses Lied gedruckt zurück unter Begleitung eines sehr lobsprechenden Briefchens. Ich bin nicht genug rednerisch, um Ihnen von meinem damaligen Vergnügen eine Beschreibung zu machen; mich dünkt, mein Genie war jetzt gleich einem Vogel, der zum ersten Mal sich seiner Gabe zu fliegen bewußt ist. Ich sang hurtig noch zween Verbindungen und wählte die ersten Menschen dazu: einmal in dem glückseligen Garten mit seiner Neugeschaffenen, und in dem andern sang ich, wie er mit ihr das verriegelte Eden

verließ und, von Niemand als der Liebe begleitet, fortirrte. Man ward ganz Verwunderung, man fragte, ob ich den Milton gelesen hätte; ich sagte, daß ich kaum wüßte, daß Jemand in der Welt diesen Namen geführt hätte; ich hätte ihn irgendwo in einem Buche gelesen aber niemals seine Gesänge gesehen; man sagte mir, ich hätte ein kleines verlorenes Paradies geschrieben. Ein Prediger in dem benachbarten Lissa wollte mich näher kennen, er gab mir einen Wink, und ich eilte, mir mehr Freunde zu schaffen. Ich fand an ihm Alles, was man nur suchen kann; er hieß Bibig; sein Eifer, mein Freund zu sein, seine Rechtschaffenheit, sein redliches, offenes Herz lehrten mich in ihm einen Vater kennen, den mir die Vorsehung wiedergab für den meinigen, der schon lange Staub war. Er suchte mich auf alle Art zu ermuntern; durch seine Empfehlung wurden die reformirten Seniors Sitzkov und Cassius meine Freunde, und die beiden hoffnungsvollen jungen Männer Kloß und Zimmermann. Ich kann hier nicht alle die Häuser nennen, die mir mein ehrlicher Bibig zuwandte; genug, er war ganz stilles Vergnügen, wenn mir durch seine Veranstaltungen Hülfsmittel zuflossen wider die Dürftigkeit. Sein Haus war mein Zufluchtsort, wenn ich von den äußersten Sorgen gedrängt ward. O, warum mußte er schon aufhören dazusein, ehe ich meinen lebhaftesten Dank ihm sagen konnte! Engel müssen seiner Seele es vorsagen, daß ich sie liebe, und sie muß unter den Seelen glänzender Lehrer eine vorleuchtende Stelle besitzen. In den Händen seiner traurenden Witwe wird ein ganzer Ballen von Gesängen und Briefen sein, auch wird ihre Tochter eine beträchtliche Sammlung haben. Diese zärtliche Frau ward um einen Theil ihrer Glückseligkeit durch den Krieg gebracht; sie wohnte in der schlesischen Gegend, wo vor Alters das erschreckliche Treffen mit den Tatarn vorfiel. Die Krieger nahmen ihr Vermögen; nichts blieb ihr übrig als das Herz eines liebenden Mannes und dreier Kinder. Glücklich ist diese gefühlvolle Predigerfrau! Sie wird ihren Mann umarmen und ausrufen: Gott sei gelobt, die Feinde ließen mir Alles! Der unselige Krieg beraubte noch einen meiner Freunde, auch einen Prediger und Abkömmling des berühmten Herberger zu Frauenstadt. Er ist Derjenige, dem ich damals meine Büchersammlung danken mußte! Gern würde er Alles vergessen, was in Schlesien ihm der Feind nahm, wenn ihm eine geliebte Gattin wieder würde, die er nun länger als 10 Jahr ebenso betrauert als Young seine Lucia. Aber ich verirre mich zu weit von dem Pfade meiner Geschichte; ich kehre wieder um, Ihnen von mir selbst zu sagen, daß ich unermüdet war in den Uebungen des Geistes. Ich mußte zugleich Hauswirthin und Magd sein; die Sorge des Brotes für den andern Morgen verfolgte mich auf meine Schlafstätte. Ich suchte zuerst mein unwilliges Kind zu stillen, und alsdann stillte ich mein Herz durch Ueberdenkung Dessen, was ich am Tage gelesen oder selbst geschrieben hatte. In Wahrheit, der vortreffliche Brite gefällt mir, wenn er die Composition, wenn er die schönen Wissenschaften Trostquellen im Elend des menschlichen Lebens nennt; meine Erfahrung ruft laut ihm Beifall zu. Mich überraschte der Schlaf bei einer Menge von Gedanken und verließ mich nicht eher, bis die Nacht dem gebietenden Auge des Tages gewichen war. Meine Zufriedenheit war sich immer gleich; bei schlechter Kost und einem wenig ansehnlichen Kleide wünschte ich nichts als meinem Mann Vernunft und ein bestimmteres Brot! Ich erwarb mir durch das tägliche Versemachen immer mehr Fertigkeit; es kam so weit, daß ich mich einstmals unter-

stand, in Gesellschaft mit einem Prediger Herold Verse zu reden. Das Händeklatschen der Gegenwärtigen ward mir Ermunterung, und von der Zeit an gewöhnte ich mich, über Tisch bei meinen Freunden kleine Verse zu sagen. Mein Leben schien von Jahr zu Jahr erträglicher zu werden; aber noch war ich in Polen; ich empfand in mir eine gewaltige Sehnsucht nach meinem Vaterlande. Hören Sie, durch welchen Weg ich herübergebracht wurde. Mein Mann bekannte sich zur reformirten Kirche; er lief 6 volle Jahre in seinem rohen Leben fort, ohne daran zu denken, einmal öffentlich vor der Gemeinde sich unter die Sünder zu rechnen. Ich weckte ihn aus einem tiefen Schlaf und bewog ihn, den heiligen Tisch der Christen zu suchen; in Begleitung einer poetischen Bittschrift ging er endlich nahe bei Lissa zu dem reformirten Prediger Tütschke, ward angenommen und brachte mir den Freundesgruß des Predigers zurück. Dieser ehrliche Mann betrachtete mich als ein Wunderwerk, er säumte nicht, seinem besten Freunde Nachricht von mir zu geben. Dieses wird Derjenige sein, mit welchem sich die dritte Periode meiner Geschichte anfängt. So reichen bei Ersteigung eines wolkentragenden Berges die neubegierigen Jünglinge einer dem andern die Hand; der letzte klettert dem ersten nach, sie kommen auf der obersten Spitze zusammen und bewundern große Seen und ausgebreitete Landschaften unter ihren Füßen!

Dritter Brief.

(Von 1753—60.)

Den 8. September 1762.

Sieben mit Gram durchstürmte Winter hatte ich in Frauenstadt durchlebt. Diese Stadt genießt zuweilen das stolze Vergnügen, den König von Polen auf einige Wochen zu beherbergen; gleich dem großen Mogul aber weiß August sein Erblicken kostbar zu machen. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen, unerachtet er offene Tafel hielt; ich war nicht darüber betrübt, denn meine Seele war noch immer voll geblieben von dem Ruhm eines größern Königs. Ich hüpfte vor Freuden, als mir einst aus der ersten Festung, die er eroberte, ein Beruf kam, herüberzufliegen. Der Hofprediger Döbel zu Glogau war eingenommen von den Gesprächen seines polnischen Freundes von der Entdeckung einer Dichterin; er hörte mich selbst und vereinigte sein Verlangen mit dem Rath seiner ehelichen Freundin wegen Veränderung meiner Wohnung; ich fand wenig Schwierigkeiten zu überwinden, verließ Polen und befand mich im Herbst des Jahres 1755 zu Glogau. Meine Familie ward vermehrt, ich war Mutter von 4 Kindern und noch immer die Gattin eines nicht zu bessernden Mannes. Er verlor bald die Gunst seines Predigers durch Schuld einer unanständigen Aufführung, ich aber befestigte mich desto mehr und ward von keinem Menschen beneidet als von Dem, der sich über Alles erfreuen sollte, was meinem verfallenen Glücke aufzuhelfen schien. Einen halben Folianten müßte ich schreiben, um Ihnen Alles zu sagen, was meine Tage qualvoll gemacht hat; aber jenes pöbelhafte Betragen und jene furchtvollen Auftritte mögen unter einem Vorhange verdeckt bleiben. Das Auge des Alles überblickenden Gottes sah mich leiden, sah meine Geduld und die Ausübung aller Pflichten,

die nur jemals der beste, der liebenswürdigste Mann fodern konnte; aber Alles ward verschwendet und ohne ein Wunderwerk war es nicht möglich, daß ich erlöset werden, oder daß der Kummer für meinen Unterhalt aufhören konnte. Das Haus des würdigen Hofpredigers war meine einzige Erholung; seine Frau besitzt einen männlichen Geist, ist klug und von großer Entschlossenheit; ihre Beredtsamkeit ebenso einnehmend als ernsthaft, und sie wetteiferte mit ihrer Schwester, meine Freundin zu sein. Die niemals ausgesöhnten Feinde des Königs nöthigten ihn zu dem Feldzuge, den er 6 mal wiederholen mußte; er siegte bei Lowositz; ich sang meinen ersten Siegeston, und mein Freund Döbel gab das Lied unter die Presse. Die östreichische Macht ward auf den böhmischen Gebirgen bei Prag geschlagen; ich sang eine Art von Siegspsalm, und er gefiel! Herr Graf v. Reder, ein Patriot vom ersten Rang, hörte meine Muse mit Vergnügen, und sein Haus ward von diesem Tage an meine Stütze. Aber alle Zuwürfe der gütigsten unter den Menschen waren fruchtlos, ich blieb eine Lastträgerin der Dürftigkeit. Ein unglücklicher Zufall warf den dritten Theil von Glogau in einen Schutthaufen zusammen. Ich brachte mein Weniges unter den Schutz eines Kellers, nahm das kleinste Kind auf meinen Arm, führte das dritte an der Hand, sah die 2 ältesten vor mir her weinen, und so ging ich zwischen den dicken Gewölken von Rauch nach der Vorstadt zu; ganz betäubt von dem Elende der Stadt war meine Seele gewesen. Jetzt erhielt ich die Freiheit zu weinen und bat Gott um Einschränkung der wüthenden Flamme; das Gebet vieler Tausende, die auf den Wiesen lagen, drang zu ihm herauf, die Glut erlosch, und ich konnte die Nacht wieder unter dem Dache zubringen, von welchem mich die Gefahr fliehen hieß. Acht Tage dauerte meine Bestürzung noch fort; ich konnte die Gedanken nicht sammeln, bis der Consistorialrath Ludovki auf der Brandstätte des Altars unter freiem Himmel eine Rede gehalten hatte; da kam mein Geist wieder zu mir, ich setzte mich und schrieb 2 Gedichte zum Andenken dieser traurigen Begebenheit. Der Buchhändler Hr. Günter ließ beide drucken, und in seinem Gewölbe müssen sie noch zu finden sein. Der Brand hatte betrübte Folgen für Viele! Ich war nicht davon ausgeschlossen, aber ich entwischte zuweilen meinem Kummer auf das Land. Verschiedene Prediger waren gastfrei gegen mich, zu denen flog ich, besonders zu Kriel und Balling; ich kann mich nicht enthalten, sie zu nennen. Sie haben mir Gutes erwiesen und ihnen soll von dem Segen des Himmels ersetzt werden, was sie, gleich so Vielen, in der Unruhe des Krieges verloren haben. Zu diesen gehört vorzüglich noch ein Prediger Tschirner, der schon in ältern Zeiten mein Freund war; seine herzlichen Wünsche, die er tausend Mal für mein Bestes that, diese allein verdienen, daß ihm Gott seinen großen Verlust siebenfältig ersetze, sowie seinem gnädigen Patron, dem Herrn v. Luck, dessen Freundschaft und Edelmüthigkeit gegen mich gerühmt zu werden verdient. Alle vereinigten sich, mich bei der Lust zum Singen nicht muthlos werden zu lassen. Einstmals fand ich in mir einen großen Trieb aufs Land; ich kam zu Predigern, die mir noch unbekannt waren, und der Zufall führte mich an den Ort, wo Friedrich übernachtete; er zog gegen Zorndorf; im Predigerhause logirte der General Woberenov. Geschwind machte ich ihn mir zum Freunde, sahe des andern Morgens den besten und größten der Könige zu Pferde und hörte um ihn her seine Krieger einen Morgengesang anstimmen. Jetzt kannte ich den Trieb, der mich hinriß, nannte das Lustwandeln von 2 Meilen

genugsam belohnt und schickte mich an, den Sieg des Königs zu singen. Wodersnov schrieb gleich nach dem Treffen an den Prediger und ermahnte ihn, mir Nachricht davon zu geben. Ich machte 2 Gesänge wegen dieses Sieges. Sie wissen die noch folgenden Begebenheiten und das Gedränge der allgemeinen Rache vor dem Siege bei Roßbach. Dieser Sieg allein blieb ungesungen von mir, denn eben, als ich mit meiner Hand die Leier ergriff, kam das zerstreute beverische Corps durch Glogau. Die Noth trieb mich zu einer Reise zu meinen polnischen Freunden; ich feierte bei ihnen meinen Geburtstag voll Hoffnung besserer Zeiten, und sie waren schon da; ich kam zurück und mit mir die wichtige Nachricht des Sieges bei Leuthen. Diesen Augenblick gebot ich meiner Muse zu singen, denn es waren nur 24 Stunden bis zum Dankfest. Ich schickte die erste Strophe des Gesangs zum Setzer; ehe der fertig ward, brachte man die zweite, und so fuhr ich fort bis zum Schluß des Lieds; es ward gedruckt und man vertheilte es unter die jubelnde Menge der Rechtlichgesinnten. Alle sagten, ich müßte den Gesang gezaubert haben, Alle wollten mich sehen. O, diese Bewunderung brachte mir Nutzen, aber sie brachte mir zugleich größern Zorn Desjenigen, der als Herr über mich herrschen wollte, von meinen Händen Brot nahm und mit der Vorsehung zankte, daß sie dieses Brot nicht in seine Hand fallen ließ. Ich verschweige die Raserei, zu welcher ein niederträchtiger Stolz den Menschen bringen kann; im zweiten Theil der „Moralischen Briefe" findet man ein Beispiel dieser Art. Ich glaube Alles gesagt zu haben, sowie mein Herz Alles zu vergeben wußte und auf die Gelübde eines bessern Vorsatzes stolz ward. Meine durch Schrecken und Verdruß hinfällig gewordene Gesundheit zwang mich zu einer Reise in das berühmte Bad bei Hirschberg. Verwundern Sie sich nicht, daß ich eine so kostbare Unternehmung wagte ohne reich zu sein; mir ward schon der Tisch eines unbekannten Freundes gedeckt, und schon war mein Zimmer bereit, als ich ankam. Der Pastor zu Warmbrunn war es, dem ich die Möglichkeit dieser Reise verdankte; sie machte mich in einigen hirschbergischen Häusern bekannt. Ich erhielt ein Paar liebenswürdige Schwestern zu Freundinnen, und was mir unschätzbar ist, ich erlangte die Ehre eines Briefwechsels mit Generallieutenant v. Seidlitz; ohne mich gesehen zu haben, ward er mein Freund; mein gutes Glück hat ihn mir zu erhalten gewußt, er ist es noch; ich lebte 2 Monate wie im Elysium. Die stürmenden Briefe meines Mannes und das Verlangen nach meinen Kindern trieben mich zurück. Ich genoß 4 Wochen einer häuslichen Ruhe, gleich einer drohenden Meeresstille, die von lauernden Orkanen unterbrochen wird. Meine 2 jüngsten Töchter wurden vom Arme des Todes dahingerissen, gleich Zwillingsrosen, die, an Einem Stengel aufgewachsen, von Einem tödtenden Wurme zernagt, sterben müssen, ehe sie noch Dem Freude zuduften konnten, der die Ursach ihres Daseins war. Ich erkühnte mich, den Himmel zu fragen, warum er dicht aneinander meine Kinder zu sich nahm? Ich Unwissende sollte ihm Dank sagen, aber mir entfuhren Wünsche, nachzusterben; mein Zustand ward von dieser Zeit an unerträglich, 4 Monate, mit allen Martern einer unglücklichen Ehe durchwebt, empfand ich nur noch mein Dasein in dem Schmerz und in der Furcht, die mich zittern machte. Der 21. Jan. des Jahres 1760 war bestimmt, diese tragische Rolle zu verändern; man holte mitten unter meinen Klagen Den, der sie mir auspreßte, zu den Fahnen des Krieges. Eine andere als diese Stunde würde mich

widersprechend gefunden haben, und ich hätte noch einmal vergessen können, daß ich elend war; aber sie war aufgezeichnet von Dem, der unsere Tage in sein Buch schreibt. Ich befand mich gleich Einem, der von schweren Träumen erwacht; ich erholte mich und sang ein Lied auf den Geburtstag des König. Mit diesem Tage wandte das Glück seine Stirn mir zu, ich lebte bis zur Zeit der blühenden Rosen in einer tiefen Ruhe, meine Tage wurden durch zufällige unerwartete Geschenke gramlos gemacht. Der 5. Juli brachte einen Theil des Fouqué'schen Corps zurück und gab mir Einquartirung. Ich empfing Den, nach dem ich mich nenne, mit allem Anstand einer Gattin; die Kriegsrüstung, die Munterkeit, mit welcher er sie trug, und der Gedanke, welchem Könige er diente, verschaffte ihm Achtung mehr als jemals. Ich glaubte sein veränderter Stand, die halbjährigen Beschwerden und die Art von Mangel würden viel zu meinem Besten gethan haben; das Uebrige hoffte ich durch Güte zu heben. Ich ging mit ihm auf die öffentlichen Spazirgänge, ich that Alles, was er wünschen konnte, um ihm Vergnügen zu machen, und dennoch hieß ich stolz. Es lagen Preußen und Russen bei der Festung umher, es ward große Theurung, ich gerieth in Schulden, der Winter kam in drohender Gestalt, und ich sah keinen Ausweg meiner labyrinthischen Sorgen; ganz allein trug ich sie, denn mein Mann war unbekümmert. Der König schlug bei Torgau; mit dem Glücke des Krieges wandte sich zugleich das Glück meiner Muse; sie ward, meinen Sorgen zum Trotz, munter, und in meinem Herzen redete eine Hoffnung, der ich keinen Namen zu geben wußte. Der 12. Nov. nahm mir meinen Gast; die Krieger marschirten, und nun sang ich den Sieg bei Torgau. Dieses Lied flog mir voran in die glückselige Gegend, wohin ich bestimmt war. Ich sang den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, der sich in Glogau befand; ich schien ganz Geist zu werden, aber ich bebte noch immer vor der Zukunft. Es war an meinem Geburtstage, als mitten unter den Danksagungen, die ich Gott opferte, ein Bedienter hereintrat und mir ein kleines Billet gab, geschrieben von der Frau Generalin v. Wreech; dieser Dame war ich Antwort schuldig geblieben, und sie ließ mich durch den Freiherrn v. Kottwitz daran erinnern. Ich kannte den Bruder dieses musterhaften Edelmanns, ihn aber nicht; er ließ mich zu sich rufen und sagte mir die Grüße der Generalin. Ich sollte ihm eins von meinen Gedichten sagen und wußte keins als: „Klagen einer Witwe". Sie gefielen ihm, er schenkte mir eine Tabatiere und reiste nach Breslau; ich war ganz Freude über das Geschenk und fand nach 3 Tagen ein Goldstück unter dem Tabak. In einer Art von Enthusiasmus setzte ich mich, sang das Gemälde der Dose und schrieb dem Baron, ohne zu wissen, was ihm der General ins Herz gegeben hatte. Er kam zurück, ließ mich holen und fragte, ob es mir gefiele, in seiner Equipage nach Berlin zu reisen; er wolle für mich und meine Kinder sorgen; er glaube, daß hier mein Genie unter Sorgen der Nahrung erstickt, und daß es in der großen berlinischen Welt mehr hervorbringen werde. Ich erstaunte! Also erstaunte vormals einer von den Aposteln, als durch die eisernen Thüren des Kerkers ein glänzender Seraph sich schwang, seine Ketten anrührte, sie herabfallen machte und ihn folgen hieß. Ich glaubte in irgend einen schmeichelnden Traum gesunken zu sein; ich taumelte zu meinem kranken Freunde, dem Hofprediger Döbel, empfahl ihn dem helfenden Gott und mich seiner Freundschaft. Unter dem Glückwünschen aller meiner Freunde verließ ich Glogau und segnete noch die Häuser

Ziethen und Haack; sie schützten mich oft vor der Kälte des Winters. Jetzt empfand ich den Nordwind nicht. So wenig fühlten ihn die von Peter III. aus der sibirischen Wüste zurückgerufenen Verbannten; sie kehrten mit hüpfenden Herzen nach ihren lange verlassenen Wohnungen zurück, und die herabgeschüttelten Schneeflocken wurden zu Thautropfen für sie.

Vierter Brief.

(Von 1760—61.)

Dem, der einst von pflugziehenden Rindern zum Völkerbeherrscher gerufen ward, erfüllte nicht Freude das Herz, aber mich machte sie trunken. Ich starrte die Paläste der Königsstadt an und ward selbst in einen Palast geführt. In der Wohnung meines gütigen Versorgers glaubte ich über Wolken hinweggehoben zu sein, gleich Einem, der auf hohem Alpengebirge Donnerwetter und Sturmwind unter seinen Füßen ungefürchtet fortrauschen hört. Vier Wochen brachte ich in einer wundersamen Stille zu; meine Beschäftigung war, die Briefe des Weltweisen von Sanssouci zu lesen, und ich war verwegen genug, zween davon in Verse zu setzen, vielleicht ebenso zwangvoll, als diejenigen Dichter, die den hohen Gesang des Homer in Fesseln des Reimes zu werfen sich unterstehen. Ich lebte in einer glücklichen Einsiedelei; aber mein Dasein ward unvermerkt das allgemeine Gespräch. Sie, mein Freund, hörten davon, und ich segne den Gedanken, der meinen Erretter hieß, Sie zu einem Gastmahl einzuladen; Sie bewilligten seine Bitte unter der Bedingung, mich zu sehen. Unsere Aussprache war zu sehr verschieden: Sie verstanden meine Verse nicht, die in schlesischer Mundart gesprochen wurden, und ich hörte in dem schönsten Deutsch noch immer den Schweizer reden; aber das hinderte Sie nicht, mein Freund zu werden, und ich wußte mich Ihnen durch Hülfe der Feder verständlicher zu machen. Ich nannte Sie meinen ersten Freund, und Ihr damaliger Gesellschafter, der gute Mechanikus Hohlfeld, nannte mich seine natürliche Schwester, denn uns ward von einerlei Hand das verschiedene Genie gegeben, durch welches wir glücklich genug sind, Tausenden bekannt zu werden. Er verschaffte mir den Umgang unsers deutschen Horaz, des gedankensingenden Ramler. Der Frühling kam, und nun sahen Sie mich alle Tage bei Monbijour unter den Weiden lustwandeln; ich ging oft zu Ihnen, mein ernstdenkender Freund, und oft zu dem Dichter der hohen Ode. Einstmals fand ich ihn über den Briefen des Kriegesliedersängers. „Hören Sie, meine Freundin", rief er, „hören Sie! Gleim befiehlt mir, seine Schwester in Apoll zu grüßen!" Dieser besondere Gruß war viel zu schmeichelnd für mich; ich eilte, dem Apollonischen Bruder zu schreiben. Sie wissen seine Antwort; ich empfing aus Ihrer Hand das erste Merkmal eines Menschenfreundes, der sich Vergnügen dadurch schafft, Anderer Eigenschaften bekanntzumachen; ich würde sagen Ander Verdienst, wenn ich irgend auf Verdienst stolz sein könnte, aber ich habe kein anderes als ein ungekünsteltes Herz für meine Freunde. Die Natur war bisher mein erstes Buch gewesen, jetzt sorgten Sie, Gleim und Bachmann für eine Bibliothek; mehr als 30 Bücher wurden mein Reichthum, und mehr als Eine Muse brachte mir Gleim. Er kam nach Berlin und vereinigte sich

mit Ihnen, mich immer mehr anzufeuern. *) Ich darf nichts sagen von dem Erfolg dieses Unternehmens; das Publicum erwartet den dritten Theil davon in der Liedersammlung. Nimmer würde mein Genie eine solche Menge Früchte hervorgebracht haben, wenn nicht so geistvolle Freunde mich aufgemuntert hätten. Schon lange ward es durch Briefe eines Mannes aufgemuntert, der mehr schöner Geist als Buchhändler, mehr Freund als Verleger war. Aber ich weiß nicht, welche Gewalt meine stärksten Vorsätze niederriß; nicht seine Versprechungen, nicht die Art, mit welcher er sie that, und nicht meine Dürftigkeit konnten mich zu Ausarbeitung derjenigen Stücke bringen, die er selbst mir vorschlug. Ich versprach ihm aber eine Sammlung, und ich werde früh oder spät meine Zusage erfüllen. Diese Erstlinge meines stärker gewordenen Geistes waren für denjenigen Weg bestimmt, von welchem sie jetzt die Welt in Empfang nehmen wird. Mein Genie gibt das Feuer der Freundschaft zum Vater an; ich weiß nicht, ob diese Kinder vollkommen genug sind; die Kunst hat keinen Antheil daran, die Belesenheit nur hat hie und da einen Zug gethan. Ich nutzte die vielstündigen Tage des Sommers in den 8 Büchern der Lebensbeschreibungen griechischer und römischer Helden; Plutarch war mein einziger Begleiter bis zu der Bildsäule der Venus im Thiergarten; da saß ich unter dem Schatten einer jungen Buche und las, bis der Abend die Spazirgänger nach der Stadt trieb, und alsdann nahmen mich die Bachmann'schen und Stahl'schen Häuser zum freundschaftlichen Tisch auf; dieses beneidenswürdige Leben führte ich bis zur Mitte des Septembers. Mein Briefwechsel mit Gleim war überaus lebhaft und häufig; 40 Tage lang hatte ihn Berlin gesehen, und ebenso viel Gesänge entführte er als einen angenehmen Raub nach Halberstadt. Ich konnte dem Zuge nicht widerstehen, der mich nach Magdeburg und Halberstadt fortriß; ich überwand jedes Hinderniß; zum Besuch, sagte ich mir selbst vor, daß ich reisen wollte. Von Freund Bachmann war ein Zimmer für mich besorgt; ich kam, und mein erstes Geschäft war ein Gesang an die Stadt Magdeburg; ich wußte nicht, daß der Umlauf eines Jahres hier durchlebt werden sollte. Die Gemahlin des Commandanten lud mich zu ihrem Tisch, und kein Gedanke sagte mir, daß

---

*) Gleim schrieb in dieser Zeit an Uz: „Ich sagte, als ich sie zu Berlin zum ersten Male sah, sie könnte eine deutsche Sappho sein; ich hatte eine Ode von ihr gelesen, die sich anfängt: „Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger!" welche hinlänglich war, von ihrem Geist mir einen völligen Begriff zu geben. Auf meinen Vorschlag machte sie einen Versuch und übersetzte die beiden Oden der Griechin; sie kam dadurch so sehr in den Sapphischen Schwung, daß sie hernach bei dem mindesten Anlaß dazu ein Sapphisches Lied sang. Ohne einen Phaon zu haben wäre es nicht angegangen; sie that mir die Ehre, mich dazu zu erwählen".

Die Dichterin sandte ihm für den schönen gegebenen Namen ihr Bild mit folgenden Versen:

„Mein Bild soll für die Lieder kommen,
Die ich Dir sang zur Zeit,
Da ich von Dir den Namen angenommen,
Den Anspruch zur Unsterblichkeit".

die Frau v. Reichmann zu meiner künftigen Versorgerin bestimmt sei. Dieser gütigen Dame schien ich zu gefallen; sie fragte, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Die Dichter sind kühn: ich sagte, daß es mein Vergnügen sein würde, wenn ich den Winter hier zubringen könnte, daß aber meine jetzige Wohnung schon besetzt sei. Sie bot mir eins von ihren Zimmern an; welche schöne Bestürzung für mich! Ich ergriff dieses Wort, flog nach Halberstadt und lebte daselbst 30 Tage, freuden- und liederreich für mich. Drei Mal kränzte mich die Freundschaft, und, von ihrer Hand gewunden, ist der Lorber grüner, als wenn ein Fürst ihn zu winden befiehlt. Damals entwarf man den ersten Plan zur Herausgabe meiner Gesänge, der Hr. v. Spiegel und Gleim hielten darüber eine Unterredung, die ich nur im Vorbeigehen behorchte.*) Ich ging zurück nach Magdeburg und fand für mich das Haus des Commandanten sowie das Herz der Frau v. Reichmann offen. Freund Bachmann wand mir den vierten Lorber und gab meiner Muse eine goldene Feder in die Hand **), um der andächtigen Prinzessin Amalie eine Passionscantate auszuarbeiten. Ich weiß nicht, ob mir dieses heilige Lied gelungen ist; ich war noch zu ungeübt in den Tönen des hohen Harfenspiels. Mich verließ der Odengeist, um einer frommen Traurigkeit Platz zu machen; die Ehre, für den Geschmack der Schwester des Königs gesungen zu haben, ist ein glänzender Theil meines Glücks. Der Hofprediger Sack übergab mir den Plan dazu, Amalie selbst entwarf ihn, und ich befahl meiner Muse, nicht oft auszuweichen von dem vorgezeichneten Pfade der Prinzessin. „Sie belebt durch ihre musikalische Kunst meine Arien!" dieser Gedanke allein wäre groß genug, mich wegen eines Zeitraums von 15 durchquälten Jahren trösten zu können. Mein Glück steigt bis zum hohen Gipfel herauf: ich genieße einer uneingeschränkten Freiheit, meine Mahlzeiten sind am Tische des Commandanten, ich kenne die Sorgen des Lebens nicht mehr. Mein Sohn wird von dem großmüthigen Kottwitz erzogen, und um meine Tochter bekümmern sich meine berlinischen Freunde; mich hört die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen ***), und meine Freunde bleiben mir getreu. Ich bedarf nicht der Hülfe des Arztes, und es hängt von mir ab, welchen Gesang, welches Buch, oder welchen Spazirgang ich wählen will. Glücklicher bin ich als der lydische König, der das Orakel zu Delphos befragen ließ, ihm ganze goldene Kasten zum Geschenk gab und, als er gefangen wurde, seine Fußketten schickte. O, ich erinnere mich oft an ihn und an den Ausspruch des weisen Athenienſers, der die Sterblichen auf das Ende der Dinge sehen hieß. Die Vorse-

*) Gleim besorgte nachher, vereint mit Sulzer, die erste Sammlung ihrer Gedichte, welche auf Pränumeration herauskam, und durch welche die Dichterin, nach Abzug aller Kosten, 2500 Thaler in Golde gewann.

**) Siehe den hiernächstfolgenden Brief aus Magdeburg an Oeser.

***) Die Königin ließ die Dichterin mehrmals zu sich einladen, und es war ein neues Wunder, daß ein seit 11 Monaten aus dem tiefsten Staube hervorgezogenes Weib vor den ersten Personen des königlichen Hauses mit einer Gegenwart des Geistes bestand und mit einer Dreistigkeit, welche ebenso ehrfurchtsvoll als gefällig war. Sie wußte ihre Reden zu schmücken ohne der Schmeichelei beschuldigt werden zu können. (S. das Leben der Dichterin, herausgegeben von der Frau v. Kl.)

hung läßt den Herbst meines Lebens fruchtreich sein; sie macht ihn zum Frühling; sie gönnt uns Glückseligkeit und Freude, wenn wir, gleich gutartigen Kindern, Gebrauch machen von ihren Gaben ohne übermüthig zu werden. Aber die Glücklichen haben weit mächtigere Feinde zu bekämpfen als Krösus, da ihn die Perser belagerten: mit Stolz und Eigenliebe, zween hinterlistige Tyrannen. O, mein Weisheit redender Freund, heißen Sie mich immer auf meiner Hut sein; immer müsse mein Herz rückblicken auf die Tage meiner Noth, und jede Erinnerung müsse ein Lobgesang sein für den Gott, der das ungestümme Meer mit Ufern und das menschliche Elend mit Grenzen umschloß. Er verschaffte mir die Zuneigung der edelsten unter seinen besten Geschöpfen; mein Leben wird nicht aufhören glücklich zu sein, wenn es ihm gefällt, mir dieses größte Geschenk zu erhalten, und wenn ich meine letzte Rolle beschließe mit dem Gefühle, daß ich bin Ihre Freundin

A. L. Karschin.

Mit so würdiger Gesinnung trat die Dichterin in die Tage der Freude und des Glanzes. Zu Magdeburg vereinte sich Alles, sie zum höchsten Selbstgefühl zu erheben; sie war die Seele aller Feste, und ihr Mund ward ein lebendiger Quell von Liedern. Bachmann feierte ihren Geburtstag; ein Theilnehmer an diesem Feste schrieb darüber an den berühmten Maler Oeser zu Leipzig folgenden Brief, welcher uns die Art und Weise, wie die enthusiastischen Freunde sich der wunderbaren Frau erfreuten, sehr vollständig vergegenwärtigt.

An Oeser.

Magdeburg, den 2. Dezember 1761.

Der Ruhm unserer Karschin ist schon lange bis zu Ihnen gekommen, Sie haben schon viele von ihren Liedern gesehen und von ihrer unnachahmlichen Fertigkeit im Dichten gehört. Ich selbst bin, seit ich ihres Umgangs genieße, sehr oft ein Augenzeuge davon gewesen; aber nie habe ich die Fruchtbarkeit ihres Genies mehr bewundert als gestern. Es war ihr Geburtstag und Palemon hatte beschlossen, ihn zu feiern; da ich gestern Nachmittag zu ihm kam, fand ich eine kleine ausgesuchte Gesellschaft. Palemon kam mir entgegen; „Sehen Sie", sagte er, „sehen Sie doch mein Freund, welch ein schönes Lied mir unsere Sappho heute früh gesungen hat!" und damit gab er mir das Lied mit dem Briefe, der es begleitete, und ich las:

„Dem kommenden Tage und Ihnen, mein schätzbarer Freund, habe ich gesungen. Mit dem Schlage der Stunde, welche mich ansah, als ich auf die Welt kam, werde ich kommen, um von diesem Abend Gebrauch zu machen; er würde mir traurig sein, wenn ich meinem besten Freunde in Magdeburg nicht sagen könnte, daß ich bin seine Freundin Sappho".

Ode an Freund Bachmann.

„O Freund! auf stürmischen Flügeln,
Hochheulend über dem Dom,
Bringt der unfreundliche Nordwind
Mir meinen festlichen Tag!"

„Ich denk' an stürmende Sorgen;
Vorüber brauseten sie —

So denkt der landende Schiffer
Im Hafen an den Orkan".

„Mich fand der Himmlischen einer
Am Tage meiner Geburt
Bedeckt mit Hüllen der Armuth,
Mitleidig sah er mich an".

„Und sprach zum Vater der Menschen:
Herr über Leben und Glück,
Gieb diese Niedriggeborne
In meinen leitenden Schutz!"

„Sie liegt im Schooße des Kummers,
Es decket schmählicher Staub
Die ernstgefaltete Stirne,
Von dir zum Denken gebaut".

„Dein sei sie! sagte zum Engel
Der Alles schaffende Gott;
Da ward mir eine der Musen
Und diese Leier gebracht".

„Auf der ich hohe Triumphe,
Den Held, des Königes Lob,
Die Tugend, heilige Freundschaft
Und sanfte Liebe gespielt".

„Du höreſt meine Gesänge,
O Freund, ich singe noch heut,
Dem, der vom Menschen Gehorsam,
Und Hekatomben nicht, heischt".

„Ich komm' und trage, dem Winter
Zum Trotz, auf klopfender Brust
Den Strauß von grünenden Lorbern;
Zwei Mädchen wanden ihn mir!"

„Du aber rufe den Diener —
Geschäftiger sahe Horaz
Nicht den einschenkenden Knaben
Mit becherreichender Hand —"

„Ruf ihn! er bringe die Flasche,
Voll von 10jährigem Wein,
Gereift im Lande, das Frieden
Fleht von Britanniens Thron".

„Er kränzt den Becher mit Blumen,
Geraubt der armen Natur;
Genannt wird Thyrsis und Damon,
Und wer Dich kennet und liebt!"

Ich war noch voll von Beifall und Bewunderung, als die Karschin ankam. Kaum hatte sie sich gesetzt und unsere Glückwünsche über ihren festlichen Tag angenommen, so zog sie ein Papier hervor: „Hier, Palemon", sagte sie, „ist das ernsthafte Lied, das ich Ihnen heute früh versprochen habe". Palemon las es uns vor:

An den Schöpfer.

„Wo war ich, als dich Morgensterne lobten?
Da wie aus Windeln du gewickelt hast das Meer?
Und, als vor dir die Welten tobten,
Zu ihnen sprachest: Kommet bis hieher!"

„Wo lag ich, als dein Arm der Erde Grenzen
Umher gezogen hat und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hießest, den sie um sich trägt?"

„In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,
Der Thau gezeugt ward und der Regen,
Und Finsterniß vom Lichte ward getheilt!"

„Noch gleich dem kleinsten Staube, den die Sonne
Heiß scheinend an sich zieht von dürrer Erde Schoos,
War ich doch schon der Engel Wonne;
Von dir erschaffen, war ich ihnen groß".

„Mit Sternenkleidern herrlich angezogen,
Hast du, Gott, Schöpfer! sie dem Winde gleich gemacht;
Schön farbig, wie der Regenbogen,
Wie Sonnen Glut ist ihrer Leiber Pracht".

„Zum Dienst erschaffen für die Menschenkinder
Sind sie; sie eilen, Gott! wenn du Befehle blickst,
Durch deinen Himmel viel geschwinder
Als deine Blitze, die du flammicht schickst!"

„Aus Aether sind zusammen sie geflossen;
Ich ward wie Staub, der auf der Flur zusammenläuft,
Wenn deine Wolken ihn begossen,
Und Kloß an Kloß sich nun zusammenhäuft".

„Ich ward; dein Sprechen: „Laßt uns Menschen machen",
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens Thür
Entriegeltest, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröffnet war vor dir!"

„Jahrtausende vergingen — kurze Tage
Vor deinem Angesicht! — dann kam mein Tag, und du
Gabst mir die Hülle, die ich trage
Um deinen Geist, von dir geathmet, zu!"

„Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebirge bläset tief herunter in das Meer,
Nehm' ich dies Leben, zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm, Herr! mein Gesang sei er!"

„Auch dieses Lied", rief ich, „haben Sie heute gemacht?" — „Ich merke wohl", sagte Madame Richter lächelnd, „Sie kennen noch nicht den feurigen Geist unserer Sappho. In ihrer Begeisterung strömen die Gedanken ihr zu, und Reim und Sylbenmaß sind ihr dermaßen unterthan, daß sie unter ihrer flüchtigen Feder sich von selbst zu ordnen scheinen". Unterdeß hatte Herr Sack die Karschin bei Seite gezogen

und sprach lange und leise mit ihr, als hätte er ihr etwas ganz Besonderes anzuvertrauen. Palemon scherzte mit seinem Freunde über diesen Schein der Heimlichkeit, und die dunkeln Antworten der Karschin machten uns bald alle begierig, zu wissen, was sie für Geheimnisse mit einander haben könnten. Ohne uns aber weiter Gehör zu geben, setzte sich die Karschin an den Schreibtisch, und bald darauf brachte sie der Madame Richter folgende Verse:

Das Geheimniß.

„Mit viel bedeutender, zutraulicher Geberde
Winkt mir Amynt. Ich geh' ihm nach
In das entlegenste Gemach
Palemon's, der sich fragt, was jener flüstern werde
Mir in das Ohr. „Geheimnißvoll
That mein Amynt, und Sappho soll
Ihn hören, daß es Niemand höre!
Und ich, zu ganz sein Freund, ich störe
Ihn nicht in der Vertraulichkeit":
So redte mit sich selbst Palemon, da indessen
Den Augenblick, zu kurz uns abgemessen,
Amynt gebrauchte und mir in der Zeit
Die Sehnsucht eines Mädchens sagte,
Das ewig um den besten Freund
In abgelegnen Wäldern klagte.
Verrathen war der Jüngling worden
Von einem heimlichen zum Fluch gebornen Feind,
Der seinen Freund geküßt, um küssend ihn zu morden!
Das Mädchen klagt den Jüngling in den Hainen,
Und meine Muse soll in ihrem Namen weinen.
Fromm fluchen soll ihr Zorn dem Sünder, der geglüht
Im schwarzen Herzen hat, als er den Freund verrieth.
Welch eine Bosheit! O, die Hölle dachte
In ihm, und keine Menschin brachte
Den Unglückseligen hervor!
Ihn sandte Satan aus dem Thor,
Aus welchem er gerüstet ist gezogen,
Als seine Frechheit sich mit Gottes Macht gewogen!"

„Dir Richterin! sei es in deines Herzens Ohr
Gesagt, dies redte mir Amynt vertraulich vor:
Des Mädchens Schmerz, ihr ewig Leid zu singen
Und alle Herzen durch den traurigen Gesang
Mit einem mächtigen, ja göttergleichen Zwang
Zum Thränenopfer schnell zu zwingen!
O, wenn die Muse singt, wirst Du die Erste sein,
Die mit dem Mädchen weint; denn Du empfindest fein".

„Halb haben Sie uns die Bitte des Amynt entdeckt", sagte Madame Richter; „halb aber bleibt sie mir noch ein Räthsel. Wird Amynt uns nicht das Räthsel ganz auflösen?" Herr Sack that es, und wir erfuhren, daß die Prinzessin Amalia von der Karschin eine Passionscantate verlangt hätte, um sie selbst in Musik zu setzen.

Hierauf wurde das Gespräch bald allgemeiner, und wie es selten ist, daß nicht in jeder Gesellschaft wenigstens ein Mal vom Wetter gesprochen werden sollte, so wurde auch hier über die stürmische unfreundliche Luft geklagt. Die Frau Dr. Richter erzählte bei dieser Gelegenheit, in was für Gefahr sie einst bei einem heftigen Wirbelwinde gewesen sei. Ihre lebhafte Erzählung gefiel der Karschin. „Ich muß meiner Freundin darüber ein Liedchen singen", sagte sie, ging an den Schreibetisch und kam gleich mit einem vollgeschriebenen Blatte wieder.

Gott im Wirbelwinde.

„Cornelia — nicht eine Römerin,
Nein, eine aus dem Volk, das Sterben für Gewinn,
Und Leiden dieser Zeit für Wohlfahrt rechnen sollte,
Um eine Seligkeit, die jeder gerne wollte —
Cornelia, von der Gesinnung voll und treu
Dem heiligen Gesetz der Christen,
War auf der Reise, und ihr Engel war dabei;
Denn Paulus sagt, daß uns die Engel dienen müßten.
Schnell sah Cornelia von Ost- und Westen her
Sich schrecklich zweene Wetter rüsten.
Der Donner murmelte von ferne, langsam, schwer!
Ein Wirbelwind mit rasselndem Gefieder
Hub Wolken auf von Staub, trug sie dem Himmel zu
Und bog des Waldes Stolz, die stärksten Tannen, nieder.
Er kam, und mit ihm drang ein wunderbar Geschrei
Der frommen Reisenden entgegen;
Denn vor dem Walde dort in einer Meierei
Ging, wie im ländlichen verzäunten Hofe pflegen,
Ein Hünerheer — und alle die ergriff
Der mächtige Orkan und wälzte mit dem Staube
Sie an der Erde fort; und nicht allein die Taube,
Ja selbst die Wachtel, die sonst in dem Waizen pfiff,
Ward von dem Sturmwind aufgehoben.
Die Lerchen in der Luft vergaßen, Gott zu loben,
Und schwiegen, von dem Schrecken todt,
Bis Gott dem Wirbelwind mit einem Wink gebot
Hin auf den nächsten See zu fahren,
Woselbst in einem kleinen Kahn
Zwei immer böse Schiffer waren.
Sie beteten, als sie den Wirbel kommen sahn
Und thaten ein Gelübd', zu fürchten und zu lieben
Den Gott im Winde; doch sind sie auch fromm geblieben?"

Bald darauf las uns Herr Sack einen Versuch einer Uebersetzung des Homer vor. Kaum hatte er aufgehört, so sagte die Karschin zu ihm:

„Du, zeig' uns den Homer in einer deutschen Tracht;
Und willst Du Dir Helenen wählen,
So sei sie durch sich selbst bewacht,
Daß sie kein Paris Dir kann stehlen!"

Dies Impromptu ward mit so vielem Beifall als die Uebersetzung aufgenommen. Indessen war das Gespräch so lebhaft geworden, daß Keiner unter uns Palemon's Abwesenheit bemerkte. Plötzlich trat er

wieder in das Zimmer mit einem großen Lorberkranz in der Hand, näherte sich der Karschin und setzte ihr mit diesen Worten den Kranz auf:

„Apollo krönte Dich durch seines Lieblings Hand
Und sandte längst Dir seine Leier:
In meinem Herzen glüht der Freundschaft heil'ges Feuer,
Sie flochte diesen Kranz; er sei ihr Unterpfand!"

Sie wissen, theurer Freund, daß Herr Gleim, oder, wie ihn die Karschin zu nennen pflegt, Thyrsis, der Liebling des Apollo ist, der die Karschin schon einmal gekrönt hat. Wir Alle waren über den neuen Auftritt und den feierlichen Ernst unseres Freundes in eine Art von Verwunderung gerathen; die Karschin selbst schien überrascht zu sein. Sie schwieg eine kleine Weile; bald aber trat sie vor den Spiegel und rief im Ton der wahren Freude:

„Wie schön mich diese Blätter kleiden!
Palemon kränzte mich!
Du Thyrsis sollst ihn noch beneiden;
Zwei Grade minder lieb ich Dich!"

„Und warum wollten Sie ihn minder lieben?" Sie antwortete:

„Ihm wollt' ich diese Stunden weihen,
Er aber gab mir nicht Gehör;
Der Eigensinn soll es bereuen,
So Sapphisch sing' ich ihm nicht mehr!"

Palemon wollte sich seines abwesenden Freundes annehmen; sie ließ ihm aber keine Zeit.

„Mein Schäfer gab mir eine Blume,
Die hat oft meinen Stolz erweckt;
Jetzt aber sag' ich Dir zum Ruhme,
Dein Lorber hat sie tief versteckt!"

So rief sie, und ihr Zorn gegen Thyrsis schien so aufrichtig zu sein, daß Palemon die Vertheidigung seines Freundes aufgab. Als er aber merkte, daß der Eifer der Sappho anhielt, stimmte er ihr bei und war nicht der Letzte, ihr den Kaltsinn des Thyrsis vorzumalen. Er ging so weit, ihr zu rathen, daß sie den Undankbaren vergessen möchte. Der arme Palemon! hier verrieth er seine Unerfahrenheit in der Liebe; im Augenblicke war Sappho ungestimmt, sie sagte:

„Ich will ihn Eigensinn und spröden Schäfer heißen,
Dein Kranz soll seinen sehn mit stolzem Angesicht;
Doch ihn aus meiner Brust zu reisen,
Das kann ich nicht!"

Und damit war sie noch nicht zufrieden. Sie glaubte ihrem Thyrsis eine Ehrenerklärung und dem triumphirenden Palemon eine kleine Demüthigung schuldig zu sein; deswegen setzte sie gleich noch hinzu:

„Sein Schutzgeist siehet zu und lacht,
Er wird schon Achtung geben;
Wenn ihm mein Mund Satyren macht,
So spricht das ganze Herz, mein Thyrsis müsse leben!"

Nun sahe Palemon wol seine Uebereilung ein; er suchte seinen Rückzug so gut wie möglich zu machen, und um das Gespräch mit einem Male abzusprechen und einer weitern Beschämung zu entgehen, ließ er der Gesellschaft ankündigen, daß angerichtet wäre. Wir setzten uns zu Tische. Sie können leicht denken, daß die erste Gesundheit der Karschin zugebracht wurde; sie dankte uns mit diesen Worten:

„Erst wenig Stunden alt,
Lag ich in mürrischer Gestalt,
Als dächt' ich Trauerspiele!
Jetzt aber sitz' ich aufgeklärt
Und denke meiner Freunde Werth
Und schätze sie und fühle!"

Die zweite Gesundheit war für unsern Wirth; die Karschin brachte sie selbst aus:

„Mein Kopf mit Lorbern frisch umgeben,
Hat wie mein Herz gefühlt, gedacht!
Mein Freund, mein Bachmann müsse leben,
Der über seine Tugend wacht!"

Diese letzte Zeile gab zu verschiedenen Einfällen Anlaß. Es schien, als hätte sich die Karschin vorgesetzt, dem blöden Palemon das Geständniß irgend einer Inclination abzulocken; aber er wich ihren Fragen aus. Sie glaubte, durch mich mehr zu erfahren; „Wissen Sie nicht, wo Palemon's Mädchen wohnt?" fragte sie mich. Palemon flüsterte mir ins Ohr: „Sagen Sie nur im Monde". Sappho aber widerlegte ihn gleich:

„Im kalten Mond wird sie nicht wohnen,
Das Mädchen, meines Bachmann's werth;
Sie wohnt in einer von den Zonen,
Wo man im Kriege küßt und Küsse noch begehrt!"

Sie wissen wol, theurer Freund, daß es für uns Preußen ein Gesetz ist, beim fröhlichen Gastmahl niemals unsern abwesenden Beschützer zu vergessen. Ihm zu Ehren wurde mehr als Ein Glas geleert, und die Karschin ließ uns mehr als Einen Einfall hören. Ich will Ihnen nur die hersetzen, die mir am besten gefallen haben:

„Daß Friedrich im Triumph zurücke sich begebe,
Wünscht, wer ihn liebt wie ich.
Wir sagen nüchtern: daß Er lebe!
Und trunken stammlen wir: Es lebe Friederich!"

„Bei dem Lärmen, bei dem Tanze
Ist die wilde Lust der Welt
Unter meinem Lorberkranze,
Den Apollo grün erhält.
Hier bei stiller Freunde Reihe
Wünsch' ich, daß der größte Held
Seine Feinde bald zerstreue!"

Als wir hierauf Alle diesem Wunsche beitraten, und ein Jeder seine Sehnsucht nach dem Frieden auf eine andere Art ausdrückte, fuhr sie fort:

„Wir sehnen uns so nach dem Frieden
Als nach dem weichen Pfühl die Müden,
Liebhaber nach dem Kuß und Trinker nach dem Wein,
Und trinkend wünschen wir: es müsse Friede sein!"

Unter solchen und andern Gesprächen und Einfällen, die ich Ihnen nicht alle hersetzen kann, waren wir bis zum Nachtisch gekommen. Man brachte einen Aufsatz, mit Blumen geschmückt und mit Lichtern erleuchtet, an welchem der Name der Karschin mit einem Myrtenkranze gekrönt war. Sie riß ihn ab mit diesen Worten:

„Komm, kleines Kränzchen, laß dich küssen!
Sein Mädchen wird dafür ihn zu belohnen wissen!"

Gleich darauf reichte ihr Palemon's Diener einen verdeckten Teller. Sie fand darunter eine kleine Rolle Papier, worein eine goldene Feder gewickelt war. Auf dem Papier stand:

Die goldene Feder der deutschen Sappho.

„Zu Dir, o Sappho! sendet mich
Ein Mann, der tief im Herzen Dich verehret,
Und dessen Freundschaft ewig währet,
So wie Dein Ruhm. Heut rief er mich zu sich;
Geh hin! sprach er; wird Sappho Dich gebrauchen
Und Deinen spitzen Mund in schwarzes Wasser tauchen,
Dann fließt aus Dir ein Lied, dem keines glich. —
Ach! liebe Sappho, brauche mich!"

„Du sollst nicht umsonst gebeten haben", sagte Sappho, indem sie die Feder in die Hand nahm und gleich darauf hörten wir:

„Ihr, aus des todten Vogels Schwingen
Gerupfte Federn, bleibt,
Weil künftig meine Hand mit goldner Feder schreibt,
Die ewig dauernd ist! Und ewig will ich singen
Dem Freunde, der mir hieß die goldne Feder bringen!"

Da einige von den Gästen die Blumen bewunderten, womit der Aufsatz geschmückt war, so wurde der Dichterin Aufmerksamkeit auch bald dahin gelenkt. Sie nahm einige davon in die Hand und rief:

„Du zwölfter Monat in dem Jahr!
Einst sahest du mich wiegen;
Ruf jetzt den Mai zurück, der stolz auf Blumen war,
Herunter soll er sehn — hier sieht er Blumen liegen!"

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß das Wetter sehr stürmisch war. Mitten in unserer Fröhlichkeit wurden wir durch einen heftigen Windstoß erschreckt, der die Fenster des ganzen Hauses gewaltsam erschütterte. Die Karschin nahm daher Gelegenheit, ihn anzureden:

„Du Wind magst stärker noch entstehen;
Mir grünt der Lenz auf Brust und Haupte.
Der Freund soll leben, der dem Baum die Blätter raubte;
Sein Mädchen ist wie Blumen schön,
Ihr raubt er einst, wenn er sie küßt,
Das, was nicht zu ersetzen ist!"

Ueber diesen letzten Einfall brach Burnet in ein lautes Gelächter aus, verließ seinen Platz und lief, die Dichterin zu umarmen. Kurz darauf brachte sie ihm diese Gesundheit zu:

„Verwegner Brite, Du sollst leben!
Zwei Küsse nahmst Du mir.
Ein Mädchen soll die Strafe geben
Mit Millionen Küssen Dir!"

Und da mein Nachbar, Herr Sack, mit leiser Stimme und halb spöttischer Miene den vorigen Einfall noch einmal wiederholte, wandte sich die Karschin gegen ihn:

„Du Freund vom zärtlichen Geschlechte,
Bist künftig auch zu fromm zu diesem Raube nicht.
Dein Vater gibt dazu Dir selbst die großen Rechte,
Wenn Du das Ja gesagt, und er den Segen spricht!"

Wenige Zeit darauf stieß der Wind von Neuem auf unsere Fenster und die Karschin redete ihn zum zweiten Male an:

„Du Wind bewegst jetzt keine Blätter,
Du rauschest auf der Flur nur über öden Dorn;
Geh hin zu Thyrsis, brause wie ein Wetter
Und sag' ihm meinen Zorn!"

„Ha, ha! schon wieder Thyrsis!" riefen wir fast alle mit Einem Munde. „Ich weiß jetzt, was ich von Ihrem Zorn halten muß!" sagte Palemon; „gestehen Sie es nur, Sie können nicht aufhören, an Thyrsis denken". Anstatt Palemon zu antworten, hielt sie ihr Glas an den Punschnapf, der vor ihr stand, und sagte:

„Du noch nicht halb geleerte Schale!
Mein Gläschen, das ist leer;
Man füll' es mir zum sechsten Male.
Die Freunde sind für mich Gehör,
Und ich bin ganz Gefühl, ganz Lied,
Mein hell gewordnes Auge sieht
Auf dieser Freunde Angesichter;
Doch meine Seele sieht verborgen auf den Dichter,
Der die Gedanken nach sich zieht!"

Mit dieser Lebhaftigkeit wußte sie jede Anrede, jeden kleinen Angriff zu beantworten und aus jeder Materie, worauf das Gespräch fiel, zog sie so zu sagen die Quintessenz heraus, die sie hernach in glücklichen Impromptus uns vortrug. Man hatte z. B. über die Herannäherung des Winters geklagt, und es war ein kleiner Streit daraus entstanden, da Einige die Vorzüge des Sommers erhoben, Andere die Annehmlichkeiten des Winters vertheidigten. Die Karschin schlichtete den Streit mit diesen Versen:

„Der Winter droht mit Langerweile
Dem reichen Pöbel in der Welt
Und nicht der Menschen feinrem Theile,
Der am Kamin im Buch mit Weisen sich gesellt
Und, wenn er lange Abende gelesen,
Doch sagt, daß sie zu kurz gewesen!"

Sie werden von selbst urtheilen, daß bei dem muntern Geiste unserer Dichterin, die Stunden uns ganz unvermerkt entflogen. Es war auch schon weit über Mitternacht, da wir auseinandergingen.

Von Magdeburg aus besuchte sie Gleim öfter in Halberstadt, wo sie von den zahlreichen Freunden jedes Mal mit höchstem Enthusiasmus aufgenommen ward. Gleim erwarb ihr besonders das Wohlwollen des damals regierenden Grafen Heinrich Ernst zu Stolberg-Wernigerode und des Domdechanten v. Spiegel. Ersterer sicherte der Dichterin ein bestimmtes Jahrgeld und machte sie zur Freundin seines Hauses, welches, besonders zur Zeit seines Sohnes Christian Friedrich, eines durch männliche Tugend und Schönheit ausgezeichneten Mannes, der Sitz des edelsten Lebensglückes war. Ein solcher Familienkreis, so ausgezeichnet durch Bildung, Anmuth und Gesinnung, gehört zu den reizendsten und beglückendsten Erscheinungen der Gotteswelt. Der liebenswürdige Menschenfreund Spiegel zog die Dichterin ehrenvoll in den Kreis seiner Freunde und unterstützte sie auf die feinste Art mit reichlichen Geschenken. Nicht lange vor seinem Tode setzte er seiner Achtung für die seltene Freundin noch das schönste Monument: er errichtete ihr Standbild in griechischem Gewande, mit dem Lorber um die denkende Stirn und mit der Leier in der Hand, auf seinen Bergen bei Halberstadt in einem Bosquet von schlanken Birken, von wo aus man einer reizenden Ansicht in die weite Ebene genießt! Durch ihre glückliche Einsamkeit ward diese Statue zwar bis jetzt erhalten, noch aber ist nichts geschehen, um dies in Deutschland einzige Denkmal vor der Verwitterung und Zerstörung zu sichern; jedoch hofft man allgemein, daß dereinst des edlen Spiegels Enkel auch dieses Ehrendenkmal seines gefeierten Großvaters in fromme Obhut nehmen werde.

Von Magdeburg ging die Karschin nach Berlin zurück. Hier fand sie zufällig ihren ältesten Bruder, dessen Pflegerin sie gewesen war. Sie nahm ihn ohne alles Bedenken zu sich und vermehrte dadurch ihre Sorgen nicht wenig, da so viele ihr von allen Seiten gemachte glänzende Hoffnungen unerfüllt blieben. Indeß ward ihr Muth nicht wenig neubelebt durch die ihr unerwartet gewährte Ehre, dem großen Könige Friedrich vorgestellt zu werden.

Unter den Handschriften der Dichterin im Gleim'schen Nachlasse findet sich folgendes Bruchstück einer Erzählung von Dem, was Friedrich mit ihr gesprochen:

„Friedrich. Aber, liest Sie nicht auch die alten Dichter?

Die Karschin. Ich kenne ja nicht die Sprache der Alten!

F. Man hat doch Uebersetzungen.

K. Ja, ich las ein paar Gesänge aus dem Homer und den Horaz von Lange.

F. Also doch den Horaz! — Hat Sie auch einen Mann?

K. Ja, aber er ist von den Fahnen Ew. Majestät desertirt, irrt in Polen herum, will wieder heirathen und bittet mich um die Scheidung, die ich ihm verwillige, weil er mich niemals versorgt.

F. Ließ er Ihr auch Kinder?

K. Eine Tochter habe ich von ihm.

F. Und wo ist die?

K. In Berlin; der Hofrath Stahl gibt Pension für sie.

F. Ist sie schön?

K. Nur mittelmäßig, sie hat keine schöne Mutter gehabt.

F. Diese Mutter war doch wol einmal schön?

K. Ich bitte unterthänigst um Vergebung, sie war niemals schön. Die Natur vergaß den äußern Putz an ihr.

F. Wo wohnt Sie denn?

K. O, Ihro Majestät, sehr schlecht! Ich kann kein Haus bekommen in Berlin, und um Ew. Majestät eine Idee von meiner Wohnung zu machen, muß ich bitten, daß Sie sich irgend eine Kammer in der Bastille zu Paris vorstellen.

F. Aber wo wohnt Sie denn?

K. Im alten Consistorio, 3 große, große Treppen hoch, unterm Dache.

F. Wovon lebt Sie denn?

K. Von Geschenken meiner Freunde; ich esse sehr oft beim Hofrath Stahl!

F. Wenn Sie nun Lieder drucken läßt, was gibt man Ihr für den Bogen?

K. Nicht viel, Ihro Majestät. Ich ließ jüngst 8 Lieder drucken auf Ihren Triumph —

F. Was gab man Ihr dafür?

K. Kaum 20 Thaler.

F. Zwanzig Thaler! In Wahrheit, davon lebt man nicht lange; na, ich will schon sehen, ich will sorgen!"

„Mit diesen Worten verließ mich der König. Ich taumelte wie trunken aus dem Saale. Der General Lentulus begegnete mir, ich weiß aber nicht, was ich ihm sagte".

Nun lebte sie voll Zuversicht auf Friedrichs Versprechen, daß er für sie sorgen und ihr ein Jahrgehalt geben wolle. Als ihr über dem Hoffen endlich die Zeit lang ward, wagte sie es, den großen König von Zeit zu Zeit an sein Wort zu erinnern, was ihr indeß nur einzelne nicht eben bedeutende Geschenke zuwegebrachte; ja als die Dichterin dringender bat, sandte ihr Friedrich, vielleicht um sie dadurch für immer loszuwerden, durch die Post 2 Thaler. Die Karschin empfand dies, wie sie sollte, und sandte dem Könige die 2 Thaler mit folgenden Reimen zurück:

„Zwei Thaler gibt kein großer König,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum send' ich sie zurück!"

Dieser dreiste Einfall ward indeß am Hofe nur belacht und vergessen. Großmüthiger waren ihr dagegen späterhin der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels und Herzog Ferdinand von Braunschweig. Ihre jährliche Einnahme, Alles zusammengenommen, betrug etwa 200 Thaler, womit sie freilich in dem theuern Berlin kaum die Hälfte ihrer täglichen Haussorgen zu bestreiten vermochte.

Ihr Ruhm war indeß durch die von Gleim und Sulzer veranstaltete Sammlung ihrer Gedichte allgemein begründet; man wußte ihr Genie zu ehren, und selbst Fremde ließen sich ihr Wohl angelegen sein.

Weit entfernt durch ihren steigenden Ruhm unzufriedener zu werden mit ihren sehr eingeschränkten Mitteln, ward sie dadurch nur um so genügsamer. Man mußte ihr, wie gesagt, nur erlauben, sich ihr Herz durch Klagen zu erleichtern.

Freilich hätte sie manche Noth durch eine kleine Wendung oder durch Annehmung guten Raths zum Besten kehren können; aber sie

hielt jedes Uebel, wenn es nun da war, für unvermeidlich, tröstete sich indeß leicht mit neuer Hoffnung und mit dem festen Glauben an ihre Freunde. Man durfte ihr dann nur freundlich und aufmerksam zuhören, und sie war befriedigt wie ein Kind, dessen Hand zwar immer offen, aber auch bald gefüllt ist.

Mit dieser Genügsamkeit und diesem festen Glauben an Freunde, trat sie ruhig in die Jahre des ermüdenden Alters; vorzüglich that es ihr wohl, sich ihr jetziges Leben durch die beständige Vergleichung mit ihrem vorigen recht freudenreich zu machen. Sie nahm jede Gelegenheit wahr, sich in ihrem Innern glücklich zu preisen, sich das volle Gefühl ihrer heitern Tage recht oft und süß zu bereiten und sich im Herzen die stille Zufriedenheit zu erwecken, die der Grund alles rechten, wahren Lebens ist. So sang sie sich, als sie eine arme wandernde Tirolerin sah, das Lied:

Meine Zufriedenheit.

„Des längst versöhnten Schicksals Schluß
Heißt mich mein Brot so mühsam nicht gewinnen
Als eine der Tirolerinnen,
Die Haus an Haus besuchen muß".

„Mein Finger zerrt an keinem Flachs,
Nie wird an einem kümmerlichen Rocken
Der weingewohnte Gaumen trocken,
Nie schmilzt die Sonne mich wie Wachs".

„Wenn der beflammte Sirius
Den Schnitter brennt, den Wandrer müde machet,
Dann sitz' ich, wo die Freude lachet,
Im Schatten und beim Ueberfluß!"

„O Freundin! wenn die Spinnerhand
Mühselig zieht an baumgewachsner Wolle,
Dann spiel' ich meine leichte Rolle,
Die oft des Kenners Beifall fand!"

„Was will ich mehr vom Gott Apoll
Und von dem Vater aller Götter,
Der Blitze schleudert und dem Wetter
Gebietet, wenn's uns weichen soll?"

„Nichts heisch' ich, ob mir gleich das Ziel
Des Lebens weiter hingegrenzet würde,
Läßt nur bei meines Alters Bürde
Apollo mir mein Saitenspiel!"

Mit Friedrichs des Einzigen Tode schien endlich alle ihre Hoffnung auf ein gemächlicheres Alter verschwunden. Aber schon war ihr ihr ein größeres Glück bereitet, als sie erwarten durfte. Als sie zufällig von einer Hofdame hörte, daß König Friedrich Wilhelm sämmtliche Schulden Friedrichs bezahle, ließ sie dem Monarchen eine poetische Schuldfoderung überreichen: sein großer Oheim Friedrich habe ihr vor 24 Jahren eine Versorgung versprochen; sie habe also jetzt ein Capital zu erwarten, hinreichend, sich dafür jetzt ein Häuschen zu kaufen, und hoffe, daß der milde König das Versprechen seines gefeierten Oheims erfüllen werde.

Friedrich Wilhelm II. nahm die Bitte der armen Frau gnädig auf und ließ ihr noch in demselben Jahre am Haak'schen Markte ein Haus bauen, welches die Ecke von 4 andern Häusern bildet. Eine Leier zwischen Lorberzweigen, im Giebelfelde der Thür, bezeichnet die königl. Huld gegen die berühmte Dichterin bis auf den heutigen Tag.

Die überglückliche Karschin bezog nur zu eilig das Haus, als es nur eben erst ausgetüncht war, und legte dadurch den Grund zu der Auszehrung, die wenige Jahre darauf, am 12. Oktober 1791, ihr geistreiches Dasein erlöschen ließ, nachdem sie schon mehre Jahre hindurch gekränkelt hatte.

Die Karschin hatte das Schicksal so vieler bejahrter Dichter, sie überlebte ihren Ruhm. Frau v. Klencke, ihre Tochter, schrieb im September 1791 an Gleim:

„Ach, wie gleichgültig man sich in Berlin gegen die Karschin beträgt! Gegen eine Frau, für die ein künftiges Jahrhundert Alles, Alles würde thun wollen, wenn es sie nur haben könnte. Aber sie hat es selbst so gewollt. Ein wenig Mitleid, welches sie dankbar genug Freundschaft benennt, ist Alles, was man ihr noch leistet. Mitleid! einem solchen Weibe, einer so einzigen Erscheinung! Aber es ist ganz natürlich, daß die muthwillige Welt uns nicht mehr gibt, als wir verlangen; im Gegentheil, meine Mutter hatte noch immer weit mehr Glück, als sie zu gebrauchen wußte und vertragen konnte. Sie begehrte für sich nur wenig; nur bei Tisch einige fröhliche Stunden. Allein sie bedachte nicht, daß sie Kinder hatte. Sie hielt es zu sehr mit den natürlichen Kräften, welche sie emporgehoben hatten, und bedachte nicht, daß solche Kräfte nur allzu selten unter den Menschen vertheilt werden. Sie ging aber nun einmal so und nicht anders aus der Hand der Natur; gebe der Schöpfer, daß, wenn sie einst entschläft, es sanft geschehe; denn nur ihre Vorurtheile machten sie oft schlimm, übrigens war ihr Herz sowie die Emsigkeit und Aufrichtigkeit ihrer Charakters unvergleichlich!"

Als Gleim nach mehren Jahren zufällig vernahm, daß der Grabhügel der „deutschen Sappho" noch immer unbezeichnet sei, strafte er die Musenfreunde der großen Königsstadt in seiner heftigen Eifersucht auf den Ruhm seiner vorangegangenen Freundin und dachte von Stund an darauf, dieser Pflicht zu genügen. Wie dies geschah, ersieht man am besten aus folgenden Briefen.

Frau v. Klencke an Gleim.

Den 3. Dezember 1798.

Gefeiert haben wir den 1. Dezbr. *), aber nicht mit Lichtern, welche gleich ein Fest verkündigen, sondern wie die Emausjünger mit Gesprächen über die berühmte Todte und über ihren einzigen hinterlassenen Freund. Wahrlich, wer uns so hätte reden hören, würde gesagt haben: das ist die einzig rechte Feier berühmter Todten! Die Mutter hatte diesen Tag lieb und hielt viel auf seine Wiederkehr. Man suchte ihr immer an demselben Freude zu machen. Der erste Freudengeber war stets Gleim und ist auch nun der letzte! Ihr goldenes Todtenopfer, mein Theurer, wird durch das Grab der Unvergeßlichen so sehr geheiligt als durch die Hand der Freundschaft selbst, die es gibt. Mienchen **) seufzt, daß jene Zeilen, wo Sie

*) Der Geburtstag der Karschin.

**) Die Tochter der Frau v. Klencke, jetzt Helmina v. Chezy.

der Dichterin Freund wurden, vorüber sind! O hätte sie es gesehen, wie ihre Großmutter neben Gleim saß und aus seinen beseelenden Augen das Feuer zu ihren Liedern schöpfte; hätte sie gesehen, wie von diesem göttlichen Feuer Alles anglühete, was um sie versammelt war, und wie diese Glut die Herzen zu unwandelbarer Freundschaft begeisterte: o, wie viel armseliger würde sie sich in der Kälte fühlen, welche jetzt um den Parnaß her herrscht, wo Talente geachtet werden wie Gold und Diamanten auf wüster Insel!

Was hat Ihr unermüdet strebendes Herz wieder Heimliches im Werke vonwegen meiner todten Mutter? O, es wird sein wie ein nächtlicher Blitzstral, der den Ruhm ihres bemoosten Grabhügels erleuchtet, das weiß ich schon. So vollendet die edele Freundschaft; nichts läßt sie halb gethan. In den 10 letzten Nächten am Sterbebette meiner Mutter, wenn ich ihr die Kopfkissen gerückt hatte, und sie ohne zu schlafen mit unbewußten Phantasien dalag; wenn ich mich dann umsah in der Stille der Nacht, den Mond dann leuchten und die Sterne funkeln sah, da dachte ich: was seid ihr stummen Himmelslichter gegen den Geist, der aus dieser Stirne zu den Menschen sprach mit großen feurigen Worten? Schon liegen die Pfeiler dieses göttlichen Tempels darnieder, und der große Geist, der ihn bewahrte, steht schon auf der Schwelle, um auf ewig sein Haus zu verlassen. Und ich sank mit meinem Gesicht auf ihre Stirn, auf die heilige Schwelle ihres Geistes, welcher noch beim Abschied dastand so leuchtend wie ein untersinkend Sternbild. Da weinte ich dann heftig und seufzte: O, daß sie doch nicht geliebt wurde nach der Würde und Schönheit dieses Geistes! Ehre, die ihr überall folgte und sie dort schon zu empfangen bereit steht, ach, konntest du das Herz ausfüllen, welches so heiße unsterbliche Liebe foderte und nur in Träumen einen Wunsch der Zärtlichkeit erfüllt bekam? Warum mußte ihr Geist ein Herz zur Gesellschaft bekommen, welches gerade so viel von den Menschen verlangte, als beide den Menschen geben konnten: Ueberschwenglichkeit! — Meine Thränen flossen dann gedrungener, denn ihre Liebenswürdigkeit, jetzt durch ihre Entkräftung abgelöst von allen Nebeln der Leidenschaft, stralte meinen Augen in ihrer eignen Glorie entgegen. Ich konnte meinen Schmerz durch nichts lindern als durch das Gefühl meiner aufrichtigen Liebe und Wehmuth an ihrem Sterbebette. Nicht leicht ging eine Sonne so innig angeschaut unter.

Gleim an Frau v. Klencke.

Halberstadt, den 19. April 1802.

Daß wir unserer lieben seligen deutschen Sappho nicht sogleich nach ihrem Tode die Grabstelle mit einem kleinen Monumente bezeichneten, das geht in meinen vielen schlaflosen Nächten mir im Kopfe und Herzen herum. Sie sind wol jetzt die Einzige noch, die ihre Grabstelle weiß; ich werde Ihnen aber baldigst einen Marmor schicken, wenn Sie mir erst einige Nachricht von der Stelle gegeben haben, wo er hingesetzt werden kann.

Frau v. Klencke an Gleim.

Den 22. April 1802.

Allerdings, Theurer, weiß ich die Stelle ihrer ewigen Ruhe am

besten, denn ich bin die einzige Seele, die sich darum bekümmert hat. Niemand hat darnach gefragt, wo sie begraben liegt, geschweige denn ihr gewiß merkwürdiges Grab besucht. Ich, die die Mutter auf dem Sterbebette pflegte und dann ihr Grab besorgte, wand mich oft unter den traurigen Gedanken hin und her, daß ich durchaus nicht in der Verfassung wäre, ihrer Asche ein Denkmal setzen zu lassen; Alles, was ich thun konnte, war, daß ich das Grab mit Rasen belegen ließ und es oft, recht oft besuchte. Als ich die beiden letzten Sommer hier im Gärtchen wohnte, konnte ich immer die 2 Linden, das alte Monument eines vergeßnen Todten, sehen, welche ihr Grab recht schön beschatten; das zog denn meine Seele immer mit hin, denn der Kirchhof liegt hinter dem Garten, wo ich wohnte. Was nun Ihren edeln Vorsatz betrifft, der Dichterin Deutschlands ein Denkmal auf ihr Grab zu legen, so sage ich Ihnen nur Folgendes. Da der Hügel meiner Mutter bereits tief eingesunken ist, so wäre wol das einzig Thunliche, daß gerade der Stelle gegenüber, wo sie ruhet, eine Marmorplatte in die Kirchenmauer von Außen gefügt würde. O, wie muß Ihr zartes, edles Herz seliger schlagen bei dem Bewußtsein, wie Sie so einzig für Ihre Freundin Alles thaten, was ihr Glück, ihre Ehre und die Ruhe ihrer Tage wurde!

Gleim an Frau v. Klencke.

Halberstadt, den 27. August 1802.

Endlich, liebe Freundin, ist der Bildhauer fertig geworden; seine Arbeit hat den Beifall Derer, die sie gesehen haben, auch soll die Marmorplatte recht gut gewählt sein.*) Ein sicherer Fuhrmann wird sie in den nächsten Tagen auf dem dortigen Packhofe abliefern. Beikommendes Gold wird hoffentlich zu den Kosten der Aufstellung hinreichen, und Sie werden ja wol einen guten Freund haben, der Ihnen Beistand leisten kann. Sie müssen nun schon das gute Werk zu Stande bringen, ich armer Blinder kann nun nicht weiter helfen.

Möchte ich bald angenehme Nachrichten von Ihnen erhalten; angenehme von mir sind nicht mehr möglich, es möchte denn die sein, daß ich bis ans Grab sein werde meiner Freundin treuester Freund.

Frau v. Klencke an Gleim.

Den 8. September 1802.

Mein unwandelbarer Freund! Ich liege im Sterben an einer sehr schweren Krankheit darnieder. Ich melde Ihnen daher nur den Empfang Ihres Briefes und sende Ihnen hier die Quittung des Küsters über das empfangene Gold, wofür er Alles aufs beste besorgen wird. So sterbe ich denn auch noch mit diesem Danke für Sie, der in Ihrem Herzen schöner reden wird, als ich Sterbende Ihnen sagen kann. Ich bin unaussprechlich elend und matt und kann nichts mehr sagen als ein ewiges Lebewohl, verbunden mit der Hoffnung des Wiedersehens in einer bessern Welt.

Die Tochter der Karschin starb bald nach diesem Briefe, erlebte jedoch noch die Nachricht von der bewerkstelligten Einfügung des Denk-

*) Gleim war seit einem Jahre bereits erblindet.

mals in die äußere Kirchenmauer, wo man auf einer glatten länglich viereckigten Marmorplatte die Worte lieset:

Hier ruht
Anna Luisa Karschin.
Kennst du, Wandrer, Sie nicht, so geh und lerne sie kennen!

Um die Karschin als Dichterin gerecht zu würdigen, muß man auf Zeit und bildende Umgebungen ihrer ersten öffentlichen Erscheinung einen frühern und schärfern Blick werfen als auf ihre Gedichte selbst. Man darf sie nicht als einen freien Künstler betrachten, der in der Stille seines Gemüths die Melodien erlauscht, mit welchen er sein inneres göttliches Leben der Welt zu belebendem Mitgenusse offenbart; man muß sie vielmehr nur als einen reich begabten Geist betrachten, der, fern von der Blütenglückseligkeit des Lebens, in niederer Armseligkeit verkümmerte und ihm selber lange fremd bleiben mußte, der einer schmeichelnden Außenwelt überantwortet ward und dieser dann endlich das edle Kleinod ungeweiht und verschwenderisch opferte.

Wir haben in ihrer Biographie gesehen, wie so höchst bildsam und empfänglich ihr ganzes Wesen, und wie es gleichsam mit Geiste gesättigt war. In ihrer Jugend den Stürmen eines kummervollen, unstäten Lebens preisgegeben, konnte sich die reiche Knospe nicht organisch entwickeln und auch nimmer zum Bewußsein ihrer zu entfaltenden Schönheit gelangen. Anstatt die in ihr keimende heilige Kraft selbst zur Oriflamme eines geweihten Lebens zu machen, abwehrend Alles, was sie zu Niederem gewaltsam herabzwingen wollte, genügte es ihr, das Elend ihres Daseins durch einzeln hervorbrechende Geistesstralen gemildert zu sehen. Sie konnte ihres Geistes nicht mächtig werden, weil sie sich dem ihr aufgelegten Tagewerk unterwarf, anstatt sich über dasselbe zu erheben. Bei aller Anstrengung, den Pflichten ihrer unnatürlichen Lage Genüge zu thun, konnte sie doch den schmerzlichen Kampf zwischen ihrer geistigen Sehnsucht und ihrer irdischen Noth nicht bestehen, ohne ihre innere Glückseligkeit zu zerstören. In solchem Kampfe erliegt der edle Geist nur zu leicht; nur eine gewisse Derbheit der sinnlichen Natur mag ihn erretten. Die Karschin litt geduldig, auch das Härteste und Unwürdigste, mit einem zwar stolzem, aber trägem Selbstgefühl; alle ihr Gegenstreben war nur auf sinnliche Erleichterung des Augenblicks gerichtet und auf kleine Gemüthsergötzungen. Bis zu ihrem öffentlichen Hervortreten findet man in ihren Gedichten nur seltene Spuren von Poesie und keine Ahnung irgend einer kühnen innern Selbstanschauung. Alles läuft auf äußere Eindrücke hinaus, auf trostreiche Vorstellungen von der Kanzel her und auf Wünsche für bessere Zeiten, selbst noch da, als die Ereignisse des siebenjährigen Kriegs sie schon begeisterten und ihren Liedern größern Inhalt und erwähltern Schmuck gaben.

Als der gutmüthige Kottwitz sie nach Berlin brachte, ward ihr die Welt mit ihrer Herrlichkeit erst aufgethan; sie trat in einen Zauberpalast, Alles war ihr neu und wunderbar; aber, wie aus einem Traum erwacht, fand sie sich bald heimisch. Ihr Geist ward frei unter der sorgenlosen Befriedigung aller Bedürfnisse. Sie ward mit bessern Kleidern angethan und sah sich in den glänzenden Zirkeln der Hauptstadt bewundert. Die berühmtesten Dichter und Gelehrten des damaligen Berlins nahmen sie befreundet unter sich auf, als von Got-

tes Gnaden zu ihnen gehörend. Ohne jedoch an eine sorgfältige Entwickelung dieser reichen wunderbaren Knospe zu denken, thaten jene Männer leider nur dazu, daß sie unentfaltet plötzlich aufbrechen mußte. Die äußere Erscheinung blieb entstellt, während sie ihre Umgebung mit ihrem Wohlgeruch erfüllte.

Sulzer schrieb im März 1761 an Bodmer: „Es hat sich hier im Reiche des Geschmacks eine neue und wunderbare Erscheinung gezeigt. Eine Dichterin, die blos die Natur gebildet hat, und die, nur von den Musen gelehrt, große Dinge verspricht. Sie überläßt sich hier meiner Führung. Sie besitzt einen ausnehmenden Geist, eine sehr schnelle und glückliche Vorstellungskraft. Sie drückt sich über Alles mit der größten Fertigkeit so gut aus, wie irgend ein Mensch thun kann, der sein ganzes Leben mit Nachdenken zugebracht hat, und es kostet ihr gar nichts, die feinsten Gedanken bei jedem Gegenstande zu erzeugen und in sehr guten Versen vorzutragen. Ich zweifle daran, ob jemals ein Mensch die Sprache und den Reim so sehr in seiner Gewalt gehabt hat, als diese Frau. Sie setzt sich in einer großen Gesellschaft hin und schreibt Lieder und Oden, deren sich kein Dichter zu schämen hätte. Bei der Mahlzeit bringt sie in einen paar Versen Gesundheiten aus, darunter sehr viele sind, welche in der griechischen Anthologie eine gute Figur machen würden. Das wunderbare Weib ist ungefähr 40 Jahr alt, hat aber die Lebhaftigkeit und Lernbegierde eines 18jährigen Mädchens. Sehen Sie folgendes Gedicht, das sie ex tempore gemacht hat, und das meines Erachtens die beste Ode des Horaz werth ist".

Begebenheiten im Reiche Plutons nach der Schlacht bei Torgau.

„Im Reich der Schatten ging jüngst ein Gerücht umher,
Daß auf der Welt ein König wär,
Der größer sei als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis' kommt an und liest ein Buch,
Von dieses Helden Thaten voll:
Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll;
Und jede Stirn wird Widerspruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenlosem Finger
Den Staaten Plutons scheint zu drohn,
Weint neidisch eine Geisterzähre,
Daß auf der Welt ein König wäre,
Der größer sei, als Philipps Sohn!
Achill stampft zornig mit dem Fuße,
Schwört bei dem Styx, daß ihnen zum Verdruße
Der größre Held erdichtet sei.
„Groß", schwört er, „war nur ich, groß war nur Alexander!"
Indem er schwört, entsteht ein gräßliches Geschrei,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach und stehen lauter Ohr,
Zu hören, was zehntausend Schatten sprechen.
Zehntausend ziehen ihn laut allen Helden vor,
Zehntausend wollen sich nicht an dem Sieger rächen;
Von Torgau kommen sie, die armen Schatten her:
Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft Achill nicht mehr!"

Einige Jahre nachher schrieb Sulzer wieder an Bodmer: „Die Karschin fährt fort, mich durch ihr außerordentliches Genie in Verwunderung zu setzen, aber es wird nichts mehr aus ihr, als was sie gegenwärtig ist. Es sind impetus ingenii vividissimi, und sie ist zu alt, um noch zu lernen und nach Grundsätzen zu denken. Man kann ihr keine Idee angeben; was ihr gelingen soll, muß in ihrem Kopfe erzeugt sein. Sie gleicht der Sappho und zum Theil der Deshoulieres mehr als dem Horaz. Große Werke, wozu ein Plan gehört, kann sie nicht machen. Eine einzige rührende Idee setzt sie plötzlich in Feuer, dann schreibt sie ganz schnell hin, was ihr Geist ihr eingibt, folgt ihren Gedanken und den Ausschweifungen ihrer Einbildungskraft ohne alle Ueberlegung, und so entstehen oft sehr schöne Oden und Lieder, in so viel Zeit, als nöthig ist, sie nur aufzuschreiben". Ramler schrieb 1759 an Gleim: „Wir haben hier die Poetin aus Glogau, deren Ode auf die Schlacht bei Torgau in den „Briefen über die Literatur" sehr gerühmt wird, und wovon Herr Sulzer sagt, daß ein Gleichniß darin vorkomme, das Homer's völlig würdig sei, und daß die Ode neben Horazens Oden stehen könne. Und ich sage von Grund meines Herzens, was Cicero sagt: „Lieben Freunde, es ist unnöthig zu wissen, was ich sage, wenn ihr nur von mir hört, was Andere sagen". Sie ist bei mir gewesen. Sie werden bald Verse von ihr bekommen; wo sie ist, fallen Verse von ihr ab. Sie ist ein unerschöpfliches Füllhorn von Poesie; in Allem ist etwas Gutes, natura carmen laudabile fundit; nur daß sie die Kunst noch nicht gelernt hat. Wenn sie noch 20 Jahre zurück hätte, würde sie uns Alle übertreffen. Alles, was sie lernt, hört und liest, wird bei ihr zur Poesie; und sie liest keine Bücher, sie verschlingt sie". Ein Jahr darauf schreibt Ramler wieder: „Glückliche Sappho! du singst lauter Empfindungen, singst, wie die Vögel bei ihren Nestern, um dich und das Geliebte zu vergnügen, ohne Kunstregeln, und doch oft so künstlich wie eine Natigall!"

So urtheilten Sulzer und Ramler, die 2 berühmtesten Aesthetiker der damaligen Zeit, und darf also wol darnach den allgemeinen enthusiastischen Beifall erwägen, den die Karschin bei ihrer Erscheinung erregte. Man riß sich allenthalben um ihre Gegenwart, man überhäufte sie mit Ehren aller Art, und sie lebte sorglos in der glänzenden Königsstadt. Was ihr aber so die Menge gewann, war nicht ihr poetischer Genius, sondern ihre überraschende, jedem Wunsche feile Fertigkeit im Improvisiren. Zu einem stillen, behaglichen Denken, Dichten und Trachten, daß sie ihrer selbst sich erst recht bewußt worden wäre, ließ man sie gar nicht kommen. Man geizte nach ihren schmeichelnden Reimen und lebhaften Einfällen und trieb sie aus Gesellschaft in Gesellschaft, von Gastmahl zu Gastmahl. Man kann es ihren Freunden kaum verzeihen, wenn sie dem nicht besser steuerten, daß das heilige Talent der Dichterin so heillos vergeudet und gemisbraucht ward. Wir haben aus dem Briefe an Oeser gesehen, wie die Karschin jede in der Gesellschaft sich darbietende Veranlassung ergriff, um ihr eignes oder das Gefühl eines Anwesenden poetisch auszusprechen: lächelte Thyrsis, so sang sie das süßeste Lied; war dagegen seine Stirn umwölkt, so hörte man klagenden Gesang; alle Arten der Affecte wurden besungen, je nachdem ihr die Gelegenheit dazu gegeben ward. Es mußte für die Gesellschaft ungemein viel Reiz haben, so jeden kleinen Scherz, jede Unterhaltung sogleich in oft reizender Form wiedergeboren zu sehn. Noch ergötzlicher mußte es sein, wenn die bedeutendern Glieder der

Gesellschaft unter arkadischen Schäfernamen besungen, und ihre kleinen Eigenthümlichkeiten und verliebten Geschichten in tausenderlei Anspielungen und scherzhaften Reimen dem Muthwillen der Gesellschaft preisgegeben wurden. Jedem sang sie, seinem persönlichen Charakter nach, schmeichelnd: Thyrsis hörte nur zärtliche, Sulzimen nur moralische, Wernigus nur andächtige Lieder.

So konnte es nicht fehlen, daß in jeder Gesellschaft, wo die Dichterin sich befand, Alles, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts, mit gespannter Aufmerksamkeit an ihr hing und jedes ihrer Worte begierig erlauschte. In diesem Sinn ist es wörtlich wahr, was Sie Uzen zusang:

„Du, der vom Weine berauscht, die Lust der Erde besungen,
Mir gab Apollo kein lyrisches Spiel,
Bespannt mit Saiten von Gold; doch sind mir Lieder gelungen,
Süßklingend sang ich der Seele Gefühl!
Mich fühlt der wankende Greis, die abgelebte Matrone,
Mir horcht der Jünglinge klopfendes Herz;
Das Mädchen fürchtet den Pfeil! er rauscht im Sapphischen Tone,
Laut, wie im Uzischen Liede voll Scherz!"

Man fragte freilich dabei wenig nach Gehalt und Trefflichkeit ihrer Verse, sondern nahm die Lust der Ueberraschung für Schönheit; man studirte förmlich darauf, sie unaufhörlich zu neuen Versen zu reizen, ja zu necken, welches letztere in den oft seltsam gemischten Tischgesellschaften nicht selten die Grenzen des harmlosen Scherzes überschritt. In solchen Fällen wußte sie sich indeß kräftig zu wehren; so brachte sie einst einem halberstädtischen Bürgermeister auf einen ihr gewidmeten etwas anstößigen Trinkspruch auf der Stelle folgenden Toast zur Antwort:

„Dein g'rader Magen, der soll leben!
Ich seh' ihn dir im Antlitz an;
Dir ward ein Körper, großer Mann,
Mir ward — ein wenig Geist gegeben!"

Und als darauf eben ein wilder Schweinskopf auf den Tisch gesetzt ward, rechtfertigte die Dichterin ihren derben Trinkspruch mit folgenden Worten:

„Des Waldes Thiere sind dem Löwen unterthan,
Der Eber schäumt und droht mit krummgewachs'nem Zahn
Des Jägers stark gebauten Gliedern;
Ich bin ein schwaches Weib und wehre mich — mit Liedern!"

So ward die Karschin in den ersten Jahren ihres Hervortretens wirklich zur Unterhaltung gemisbraucht, und leider reichte ihr Niemand einen Simson'schen Kinnbacken wider die Philister. Ihr Denken und Dichten blätterte in Einfällen auseinander; nicht nur ihre Umgebung, sondern der Geist jener Zeit überhaupt beförderte dies.

Man könnte jene Periode, wie verschiedentlich, so auch die der schönen Stellen nennen; denn die Foderungen der Kritik gingen, nächst der Wahrscheinlichkeit, Begreiflichkeit und durchgängigen sowol sittlichen als unsittlichen Zahmheit, vorzüglich nur auf das Hervorspringen einzelner Gedanken und Bilder; auf das Poetische in Form und Inhalt des Ganzen ward selten oder gar nicht gesehen. Man lese

nur die Kritiken über die Karschin in den „Literaturbriefen", dem vorzüglichsten kritischen Buche jener Zeit. Kein Wunder, wenn sie sich gewöhnte, nur nach frappanten Einfällen zu jagen, als welche dort allein gelobt wurden.

Seltsam war es, daß, während man die Karschin nicht sowol als Dichterin für ein Wunder hielt, sondern nur für ein Wunder als sogenannte Naturdichterin, man doch Alles aufbot, ihr die Natur zu nehmen und sie der Kunst zuzuführen. Man hastete sich, ihr allen erdenklichen mythologischen und andern gelehrten Kram zuzubringen; kaum daß man sich der Verwunderung über sie etwas entledigt hatte, hob man die Achseln ihrer Kunst wegen und legte ihr sodann Regeln an wie Ketten. Während sie nur nach Nahrung lechzte für ihren begierigen Geist, reichte man ihr nur Recepte statt Labsals, immer nur einen ästhetischen Schwamm statt der zierlichen Kanne mit lebendigem Quell. Statt sie mit der Herrlichkeit ihres Innern und mit den Wundern des Lebens vertrauter zu machen, lenkte man ihr schönes Gemüth nur auf Tagesgeschichten und misbrauchte den muthigen Geist zu faden Scherzen und Tischreden. Anstatt ihr den heitern Glanz der alten classischen Dichterwelt in seinem ganzen poetischen Zusammenhange zu zeigen, daß sie durch jene großen Gestalten zu Höherm begeistert und mit Edlerm erfüllt würde, machte man sie nur dürftig mit den einzelnen Personen der alten Fabel und Geschichte bekannt. So findet man nur selten in ihren Gedichten eine Ahnung oder gar Anwendung des tiefen zarten Sinns, der in jenen heiligen Sagen des Alterthums wie in köstlichen Gefäßen aufbewahrt wird. Ihre Freunde, selbst an nichts Höheres dabei denkend, wollten ihr mit der Mythologie nur Putz für ihre Lieder geben, daß sie nach was Rechtem klängen, wenn sie auch von unbedeutenden Helden und Vorfällen handelten. Es ist sonderbar genug, daß man immer noch Wunder schrie über die Naturdichterin, nachdem man schon längst fast in jedem ihrer Verse Götter antraf, Helden und Pierinnen, welche doch sämmtlich weder in ihrer Zeit noch in ihrer Sitte vorhanden waren und also ein unnatürliches Wissen offenbarten. Was will aber überhaupt der beliebte Ausdruck: Naturdichter? Da man gemeinhin nur die gemeine Welt und das gemeine Leben Natur und natürlich nennt, wenn es auch in seiner Armseligkeit noch so unnatürlich sein sollte, so nennt man wol nur deshalb jene armen Verseschelme Naturdichter, weil ihre Verse wie sie selbst im Staub und Schmutze geboren und erzogen wurden und alles edlern feinern Lebens baar und ledig sind. In diesem Sinne wären dann aber auch alle die biedern guten Freunde der „Musen und Grazien in der Mark" dazuzuzählen, die, wenn auch nicht gerade im Staube geboren und erzogen, doch mit redlicher Zuneigung jeden Quark besingen und jeden gemeinen Gedanken, guten Gevattern zu Ehren, läppisch und täppisch in ungereimte Reime kleiden.

Jenes Wort ist also ein albern und ungeschickt Wort, weil es überall einen schiefen Sinn gibt, indem es andeutet, daß es außer aller Natur Kunstdichter gebe, und außer aller Kunst Naturdichter, deren es doch so wenig gibt, als, in diesem Sinne, im Schatten der Wälder Natur- oder Kunstnachtigallen; es sind eben Nachtigallen! Nun aber gibt es freilich Gimpel, Elstern und Staare, die vor den Fenstern anders pfeifen als sonst im Freien; sind diese nun Naturdichter? Es sind eben nur Stubengimpel, Weberelstern, Schusterstaare!

Jeder Dichter (das gemisbrauchte Wort ekelt mich an, wenn ich an die geweihten Lieblinge der Himmlischen denke, die, unabhängig von der äußern Welt und ihren Geboten, ganz andere Lust und Freudigkeit in und um uns erstehen und erklingen heißen, als wir mit unsern gewöhnlichen irdischen Sinnen zu erschauen und zu erhorchen vermögen), ist ein Sohn und Liebling der Natur, wenn wir unter Natur das Unsichtbare und Sichtbare verstehen, in dem und durch das wir zweifach leben, weben und sind. Die unzähligen Geschöpfe, die ihr Wesen mit Verseln und Gedankeln treiben, mögen sie nun in Staats- oder Bauer-, in Wolfs- oder Schafskleidern, in plumper oder in geckiger Gestalt unter den Leuten umherlaufen, dürfen weder Dichter noch Naturdichter heißen, denn das Dichten, die schaffende lebendige Kraft des Geistes und Gemüths, ist ihnen so fremde wie die heilige Werkstadt der Natur und die Schönheit ihrer ewigen Gebilde. Es trägt wol ein Wind ein wildes Korn in einen zierlichen Garten, wo es zwar treibt, aber nur matt und krank: es schlägt nur kümmerliches Gezweige, bleibt aber als ungestalter Knorren stehen, ohne Frucht und ohne die Fülle der glänzenden Blätter. Nennt ihr diesen Krüppel nun einen Naturbaum, wie nennt ihr dann den Riesen des Waldes, der kühn und vertraulich dem Himmel gewaltige Arme entgegenbreitet und den fröhlichen Sängern des Waldes Obdach, Lust und Lieblichkrit gewährt?

Der Aufenthalt der Karschin bei Gleim war für ihr Leben und Dichten glücklich zu nennen. Gleim hatte ihr den Namen Sappho gegeben. Wenn man weiß, daß Gleim seinen Bodmer und Klopstock „die deutschen Homere", seinen Lessing „den deutschen Sophokles" und seinen Ramler „den deutschen Horaz" nannte, so wird man jenen Ehrennamen als einen gleich verbindlichen Enthusiasmus ansehen. Bedenkend aber, daß dieser Scherz die ernste Folge hatte, daß die Karschin sich in einen bestimmten, echt poetischen Charakter warf und in solchem die schönsten aller ihrer Lieder sang, wird man ihn dem feurigen Gleim lieber danken. Es ist dabei nur gar zu sehr zu beklagen, daß Gleim diesen Scherz nicht kunstmäßiger benutzte, etwa um der geistvollen Frau die unsterbliche Griechin als das Sinn- und Urbild aller weiblichen Schönheit ans Herz zu legen und sie ihr als eine Sängerin alles Dessen zeichnen, was ihr Geschlecht mit so unwiderstehlicher Anmuth zu nehmen und zu gewähren weiß. Was half es aber, daß ihr Gleim die schöne Ode an Venus gab, wenn sie zugleich in den currenten „Literaturbriefen" (Th. 21, S. 75) so plumpe Schmähungen lesen mußte: „Korinna und Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, mußten dafür büßen; ihre Verse gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen". Was half es, daß man ihr erzählte, die Mitbürger der Sappho hätten nach ihrem Tode Münzen mit ihrem Bilde geprägt, wenn man ihr zugleich die schändliche Epistel übersetzte, welche Ovid die Sappho an Phaon schreiben läßt. Dieser Ruhm der Griechin war nichts weiter werth, als daß sich die Karschin den Beinamen gefallen ließ und in ihrer Unschuld meinte, noch um Vieles höher zu stehen. Wir aber wollen die Karschin nicht vergleichen mit der schönen „süßstimmigen Jungfrau", der „dunkellockigen, heiligen, lieblich lächelnden Sappho", wie Alkäos, ihr Freund, und Anakreon sie uns schildern.

So übeln Einfluß die damalige ästhetische Denkungsart auf die Karschin hatte, so hat sie dagegen um die poetische Ausbildung der

deutschen Sprache entschiedenes Verdienst. Ihre geistige selbständige Kraft äußerte sich darin vorzüglich, daß sie die Sprache wahrhaft poetisch behandelte. Sie belebte sie von Neuem durch viele glückliche Wortbildungen und erneuerte alte wohlhergebrachte Freiheiten und Rechte in der Perioden Form und Wendung. Zu einer Zeit, da sogar der lyrische Uz die Wortfügung in Gleim's Gedichte an die Kriegesmuse: „betete für ihn", statt: für ihn betete, als zu gewagt tadelte, war eine solche kecke Neuerung, an einem Weibe besonders, um so bewunderungswerther, um so schätzbarer. Die Karschin hatte zwar keinen kunstmäßigen Begriff von Rhythmus und Zeitmaß, dagegen aber ein sehr lebhaftes rhythmisches Gefühl. Sie maß ihre Sylben nicht prosodisch, aber sie betonte sie rhythmisch, und dichtend sang sie ihre Lieder. Nach bekannten Melodien schrieb sie daher schneller, bedachtsam aber in neuen noch unversuchten Weisen. Es ist charakteristisch, daß, während ihre Freunde immer nur von Horazischem ꝛc. Geschmacke sprachen, sie immer nur von Horazischem Tone sprach. „Ich bin in den rechten Ton gekommen!" sagte sie, wenn ein Lied ihr gelungen war; als Regel galt ihr nur allein die innere Melodie. Fast mit Klopstock zugleich hat sie der Poesie bedeutende Vorrechte von der gemeinen Rede zurückerstritten, nicht achtend auf den lauten Tadel, der sich in den kritischen Zeitschriften jener Zeit gegen sie erhob, indem man darin der Sprache durchaus nichts vergeben wissen wollte von ihrer Gemeinheit oder sogenannten Natürlichkeit.

Wäre dieses wunderbare Weib unter günstigern Umständen geboren und erzogen worden, hätte sich die Schönheit ihres Geistes unter edlern Umgebungen freier und fröhlicher entwickeln können, hätte der Geist seine Glut und Begier nicht als ein lastend fremdes Gut, sondern als seine stolze Bestimmung ansehen dürfen, hätte auch die sinnliche Natur ihre Freude gefunden, und die Gestalt des Mädchens feiner und stolzer erblühen können, so wäre die Karschin wol eine der herrlichsten Erscheinungen unter den Menschen geworden. So ward der feurige Geist nur von hartgewerkelten Organen bedient, und die reichen vollen Blütenkeime mußten verkümmern unter dem mühseligen Tagwerke ohne Labsal!

Wie sehr begünstigt muß ihre geistige und physische Natur gewesen sein, da sie noch in ihrem vierzigsten Jahre einer solchen innern Flamme und solcher äußern Bildung fähig war, daß sie vor Königinnen mit freiem Anstande sich neigen und reden und vor den Meistern mit fröhlicher Sicherheit singen konnte! Dieses höhere Selbstgefühl mußte wol in ihr erwachen, als sie sich, wenngleich so spät erst, in ihr rechtes Element versetzt fühlte, unter die Reichen an Genuß und Geist, unter die gefeierten Dichter ihrer Zeit; es mag sie oft mit Wehmuth erfüllt haben, wie in dem Liede vom Harzmoose:

„Tief lag ich unter Gram
Viel schwere Jahre lang, und als mein Winter kam,
Da stand ich unverwelkt und fing erst an zu grünen!
Ich mußte, wie das Moos, dem Glück zum weichen Tritt,
Dem Thoren zur Verachtung dienen;
Bald sterb' ich, doch mein Lied geht nicht zum Grabe mit!"

In ihren Gedichten finden sich die herrlichsten Funken eines wahrhaft dichtenden Gemüths, einer reinen gen Himmel gerichteten Seele voll süßer Schwärmerei und hoher Ansprüche, die es beurkunden, daß

etwas Schöneres in ihr lag, als sie aussprechen, etwas Höheres in ihr redete, als dessen sie ganz klar werden konnte. Ihr Geist neigte sich während ihrer harten Duldungszeit zum ernsten Denken, und dies ist die einzige theuere Frucht, die sie in ihr schöneres Leben mit hinübernahm, da ihr die bindende Last von den Schwingen fiel, und sie den langersehnten Flug endlich wagen durfte, den sie in ihrer Trübsal so oft vergeblich versuchte. Man findet dies ernste kühne Denken vorzüglich überraschend in den Gedichten von Gott, von Leben und Lieben, Zeit und Ewigkeit. Die Glut der Liebe und Andacht, die tief aus der Seele geschöpften Ahnungen eines schönern Daseins sowie der unerschöpfliche Reichthum an kühnen und anmuthigen Bildern in vielen ihrer Gedichte werden Namen und Geist der Dichterin auch der Nachwelt werth erhalten.

Robert Bloomfield.

Von Adrian.

Wenn man sich von Bury = St. = Edmunds in Suffolk nordöstlich wendet, gelangt man in 3 Stunden zu dem zwischen Easton und Troston gelegenen Dörfchen Honington; in einer ansehnlichen Hütte, welche man hinter einem Rasenplatze, von Bäumen umgeben, hier zeigt, erblickte Robert Bloomfield, der liebliche Sänger ländlicher Natur und Sitten, am 3. Dezember 1766 das Licht der Welt. Sein Vater, Georg Bloomfield, ein armer Schneider, starb, als Robert 6 Monate alt war. Seine Mutter, Elisabeth, geborene Manby, eine fromme, allgemein geschätzte Frau, war Schullehrerin im Dorfe und unterrichtete ihre 6 Kinder mit der übrigen Jugend des kleinen Ortes. Robert lernte in der Schule seiner Mutter ebenso bald lesen als sprechen; mehr aber konnte die gute Frau ihn nicht lehren; um schreiben zu lernen, wurde er nach Irworth, einem benachbarten Dorfe, zu einem würdigen Manne, Rodwall, gesendet, der ihm 2 oder 3 Monate Unterricht gab; die Kosten dieses Aufenthalts zu Irworth bestritten wohlthätige Freunde der armen Witwe. Seine Mutter heirathete 1773 zum zweiten Mal und gebar dem John Glover (der Name von Roberts Stiefvater) noch mehre Kinder.

Als Robert 11 Jahre alt war, nahm ihn Austin, seiner Mutter Schwestermann, der ein Gütchen zu Sapiston, einem Dorf bei Honington, gepachtet hatte, in sein Haus. Seine Mutter hatte hier nur für seine Kleidung zu sorgen, aber selbst diese kleine Ausgabe ward ihr schwer. Sie schrieb daher an ihre 2 Söhne, Georg und Nathaniel, welche in London als Schuhmacher um Tagelohn arbeiteten: ihr Bruder Robert sei so klein und schwach, daß Herr Austin es für unwahrscheinlich erachte, daß derselbe sich je würde durch harte

Arbeit nähren können; sie möchten ihr daher beistehen, ihm auf eine andere Weise fortzuhelfen. Georg, der älteste der Brüder, schlug der Mutter alsbald vor, ihm den Knaben zu geben, und erbot sich, für Kost und Wohnung zu sorgen und ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; Nathaniel versprach, ihn zu kleiden. Auf dieses Erbieten nahm Frau Glover am 24. Juni 1781 Robert von ihrem Schwager zurück und brachte ihn nach London, sagend, sie könne nie eine glückliche Stunde haben, wenn sie ihn nicht selbst in die Hand seines Bruders gegeben hätte; Georg solle, wenn er ihren Segen werth halte, auf seinen kleinen Bruder achten, ihm jeder Zeit mit einem guten Beispiele vorangehen und nie vergessen, daß er seinen Vater verloren. Der treffliche Georg beschreibt Roberts Erscheinung zu jener Zeit folgendermaßen:

„Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen Burschen; er war nicht größer, als Knaben von 12 Jahren zu sein pflegen. Als ich ihn und seine Mutter in dem Gasthause (Bishopsgate-Street) sah, spreitzte er sich vor uns aus, ganz so gekleidet, wie er vom Schaf- und Ziegenhüten u. s. w. kam, und die Absätze seiner Schuhe ganz mit Nägeln bedeckt. Als er sich umsehen wollte, gleitete er aus; seine Nägel waren nicht für einen ebenen Fußboden. Ich denke mir ihn noch, wie er sich aufraffte, wie klein und unansehnlich er war. Ich hätte damals nicht geglaubt, daß der vaterlose Knabe einst von den Gelehrtesten, Geachtetsten, Weisesten und Besten des Königreichs gekannt und geschätzt werden sollte".

Georg Bloomfield wohnte damals bei Herrn Simm, Nr. 7, Pitchers-Court, Bell Alley, Coleman-Street. Die Häuser in London, welche an arme Leute vermiethet werden, haben gewöhnlich kleine Dachkammern, in welchen Handwerker arbeiten können. Georg empfing seinen jungen Bruder in der Dachkammer des genannten Hauses; es arbeiteten 5 Schuhmachergesellen darin; die 2 Bettstellen wurden Morgens abgeschlagen, um Raum zu gewinnen. Daß die Betten nicht sehr vorzüglich und überhaupt das ganze Sein nicht so reinlich und schmuck war, als es Robert zu Sapiston gewohnt war, erklärt sich leicht, wenn man vernimmt, daß diese Leute unverheirathet waren, und der Arbeitslohn wöchentlich nicht über einen Schilling stieg. Robert wurde der Ausläufer und Bote der 5 Handwerker und mußte das Essen und überhaupt Alles herbeischleppen, was sie brauchten. Dafür halfen ihm die Schuhmacher wieder bei seinen Arbeiten und lehrten ihn mancherlei, um ihm seine Mühe zu vergelten. Der Knabe, der täglich von der Schenke kam, um

den Zinnkrug abzuholen und zu fragen, wie viel Porter man wünsche, brachte stets die Zeitung des verflossenen Tages mit. Bisher hatten die Gesellen die Blätter abwechselnd vorgelesen; dieses Geschäft übernahm nun gewöhnlich Robert, da seine Zeit weniger kostbar war. Dabei pflegte er dann bitter zu klagen, wenn Wörter kamen, deren Bedeutung ihm unbekannt war. Einst fand Georg in einem alten Bücherladen ein kleines, sehr verbrauchtes Wörterbuch und kaufte es für Robert um 4 Pfennig. Bald war der letztere jetzt im Stande, die Parlamentsverhandlungen mit größerer Leichtigkeit zu lesen und die Reden eines Burke, Fox, North und anderer Staatsmänner jener Zeit zu verstehen.

Die Brüder waren eines Sonntags den ganzen Tag in den Umgebungen der Stadt umhergestreift und kamen zufällig in ein Bethaus im Old-Jewry, wo ein Dissenter predigte. Dieser Prediger hieß Fawcett; Sprache und Geberdenspiel waren sehr rhetorisch, die Rede war warm, gesund, verständig. Robert war hoch erstaunt, entzückt; so oft er konnte, besuchte er das Versammlungshaus. Obgleich das gewöhnlich mit angesehenen Leuten überfüllte Haus Roberten nur ein Plätzchen in einem Seitenflügel bot, eilte er doch stets, die Stadt am Sonntag Abend bei guter Zeit zu erreichen, um Fawcett zu hören. Von ihm lernte Robert bald die Aussprache der „schweren Wörter", wie er sich ausdrückte, und verbesserte sich auch in anderer Hinsicht. Manchmal, jedoch nicht oft, ging er mit seinem Bruder Georg in die Debating-Society, welche sich damals in Coachmakers-Hall versammelte, und besuchte auch einige Mal das Covent-Garden-Theater. Andere Gelegenheiten, öffentlich sprechen zu hören, hatte er nicht. Seine Bücher waren zu dieser Zeit eine Geschichte von England, der „British traveller", eine Erdbeschreibung und ähnliche. Das Lesen derselben war jedoch eine Arbeit zu nennen: er mußte sie den Gesellen, denen er sich dankbar zeigen wollte, weil sie sie gekauft hatten, vorlesen, und da sie wöchentlich in Sechspfennigsnummern einkamen, las er ebenso viele Stunden, als andere Knaben zu spielen pflegen.

In dieser Zeit brachte einst Georg das „London-magazine" mit nach Hause, in welchem gewöhnlich 2 Bogen der Kritik geweiht waren. Diese las Robert am liebsten: er sah hier, was literarische Männer hervorbrachten, und konnte gewissermaßen über die Verdienste verschiedener Werke urtheilen, wie sie eben erschienen; die Poesie zog ihn besonders an. Georg bemerkte das und hörte eines Tages nicht ohne Stau-

nen, wie Robert ein Gedicht, nach einer alten Weise gefertigt, herſagte; er überredete ſeinen Bruder, einen Verſuch zu machen, ob der Herausgeber ihres Blattes ſeinen Verſen wol einen Platz geben wolle. Robert ſandte ein Gedicht an den Herausgeber des „London-magazine“ und es wurde aufgenommen. Welche Glut in Roberts Herzen, wo die erſten Funken des Ehrgeizes aufglimmten! Welcher Triumph in der engen Dachkammer, wo Jeder Theil an der Ehre nahm, die Robert widerfahren war! Dieſe erſte Blüte von Roberts Muſe, welche im Drucke erſchien, war überſchrieben: „The milkmaid or the first of May“ (Das Milchmädchen oder der erſte Mai). Der glückliche Erfolg des erſten Verſuchs machte den jungen Dichter kühn; er ſchrieb bald ein neues Gedicht nieder, „The sailor's return“ (Des Matroſen Rückkehr) betitelt, welches in demſelben Blatte erſchien. Georg erzählt, Robert habe ſich damals ſchon ſo vielerlei nützliche und angenehme Kenntniſſe erworben, daß es ſein und der Geſellen größtes Vergnügen geweſen ſei, ſeiner Unterhaltung zuzuhören.

Um dieſe Zeit miethete ſich ein Mann in dem Hauſe ein, der mit der fallenden Krankheit behaftet war. Robert wurde durch dieſes Menſchen Krämpfe und die gräßlichen Töne, die er von ſich gab, ſo angegriffen, daß Georg ſich genöthigt ſah, das Haus zu verlaſſen. Sie bezogen nun Blue-Harts-Court, Bell-Alley, und fanden in ihrem neuen Dachzimmer einen ſeltſamen Charakter, James Kay, von Dundee; er war mittlern Alters, beleſen, verſtändig, aber ein wüthender Calviniſt. Er hatte eine Menge Bücher, legte aber nur auf theologiſche Schriften Werth; andere, z. B. Thomſon's „Jahreszeiten“, „Das verlorene Paradies“ von Milton und mehre Romane ſchätzte er gering und lieh ſie Robert gern, der ſeine freien Stunden benutzte, die „Jahreszeiten“ zu leſen, welche er nun zu verſtehen anfing. Georg ſagt, nie habe ſein Bruder ein Buch höher gehalten.

Im Jahre 1784 entſtand bei der Schuhmacherzunft in London die Frage, ob die um Taglohn arbeitenden Schuhmacher, welche das Handwerk gelernt hatten, ohne als Geſellen gedient zu haben, das Handwerk ausüben dürften als Taglöhner; daß ſie es nicht als Meiſter konnten, war längſt entſchieden. Man nannte dieſe „unlawfull men“ (ungeſetzliche Leute); die taglöhnernden Schuhmacher aber, die als Geſellen gedient hatten, nannten ſich „the lawfull craft“ (das geſetzliche Handwerk). Der Mann, für welchen Georg und Robert arbeiteten, hieß Chamberlayne und wohnte auf Cheap-

sidе; er nahm lebendigen Theil für die ungesetzlichen Leute und ging in seinem Eifer so weit, daß er allen Denen die Arbeit entzog, welche den Verbindungen der gesetzlichen Taglöhner beigetreten waren. Dies erbitterte die letztern so sehr, daß ihr thätiger Ausschuß sich bald nach den Ungesetzlichen unter Chamberlayne's Werkleuten umsah, unsern kleinen Robert fand und Chamberlayne sowie Georg zu belangen drohte, weil ihm jener Arbeit, dieser Unterricht im Gewerbe gab. Chamberlayne bat Georg, die Sache vor Gericht kommen zu lassen, und versprach, er werde sie durchsetzen, und weder Georg noch Robert sollten dadurch beunruhigt werden. Mittlerweile erfuhr Georg, weil er dem gesetzlichen Handwerk nicht beitreten wollte, eine schwere Beleidigung, und ein heftiger Brief, den er an den Ausschuß der Gesetzlichen schrieb, machte die Erbitterung gegen ihn nur noch gefährlicher. Robert, friedfertig und für die persönliche Sicherheit seines Bruders besorgt, bat, dem Sturme ausweichen zu dürfen. Er kehrte nach Suffolk zurück; Austin bot ihm eine Wohnung zu Sapiston an, bis die Umstände ihm nach London zurückzukehren gestatteten. Sein Herz war noch voll von den reizenden Schilderungen in Thomson's „Jahreszeiten"; die schönen und friedlichen Umgebungen seiner Heimath begeisterten ihn; frei von dem Dunste, dem Lärm und Geräusche der Stadt, saugte er die Liebe für ländliche Einfachheit und ländliche Unschuld ein, welche ihn in hohem Grade zum Schöpfer eines Gedichtes wie „The farmer's boy" geeignet machten.

Er blieb 2 glückliche Monate bei Austin zu Sapiston. Da der Streit bei der Schuhmacherinnung in London nicht ausgeglichen wurde, trat er endlich, das Anerbieten eines Herrn Dudbridge, des Besitzers des Hauses, in welchem er zuletzt gewohnt hatte, annehmend, bei diesem in die Lehre, um sich so in jedem Falle gegen die Folgen des fortbestehenden Haders sicherzustellen. Der Form wegen mußte Georg die 5 Schillinge Aufgeld für Robert erlegen; Dudbridge handelte sehr redlich und machte nie Gebrauch von der Gewalt, die er als Lehrherr über den Jüngling hatte.

Im Jahre 1786 war die Lehrzeit unsers jungen Frauenschusters glücklich überstanden, und Robert arbeitete unbelästigt, während er die Abendstunden durch fleißige Lecture und Musik ausfüllte; der letztern ergab er sich mit Eifer und spielte bald die Violine mit Fertigkeit. Georg verließ London im Jahre 1786; sein Bruder Nathaniel aber hatte eine Frau von Woolwich geheirathet und betrieb dort sein Hand-

werk. Da fügte es sich, daß Robert sich in ein niedliches Mädchen dieser Stadt, Mary Anne Church, Tochter eines Schiffbauers in der königlichen Werfte, verliebte; er ehelichte sie am 12. Dezember 1790. Wie arme Leute gewöhnlich thun, nahm Robert erst eine Frau und dachte dann an die Art, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Er brauchte einige Jahre, ehe er sich aus dem kostspieligen Behelf der meublirten Stuben herausarbeitete. Nach harter Mühe gelang es ihm endlich, sich ein eignes Bett kaufen zu können, und nun miethete er Nr. 14, Bell-Alley, Coleman-Street, einige Treppen hoch ein Zimmer. Der Hausherr erlaubte ihm zuvorkommend, 2 Treppen höher in der hellen Dachstube zu arbeiten, und hier, zwischen 6 bis 7 andern Handwerkern, beschäftigte sich sein thätiger Geist mit der Composition des „Farmer's boy". Der letztere Theil des „Autumn" und das Ganze des „Winter" wurde gedichtet, ohne daß Robert eine Zeile zu Papier gebracht hätte; ja das ganze Gedicht war seinem Geiste so tief eingeprägt, daß er es in seinem Kopf besserte und feilte, sodaß er, wie er wirklich that, sagen konnte, das Gedicht sei nun fertig, und er habe nichts weiter zu thun, als es niederzuschreiben.

Im Jahre 1798 sah er es denn zu Papier gebracht und fühlte ein ängstlich stolzes Verlangen, es seiner Mutter gedruckt übergeben zu können. Er bot die Handschrift mehren der ersten Buchhändler Londons an; allein vergeblich. Das „London-magazine" wurde gleichfalls angegangen und — doch wir lassen diese Zeitschrift (s. Jahrgang 1823, Septemberheft) selbst erzählen:

„Bloomfield brachte seine Gedichte in unser Bureau, und obgleich sein unfeines Aeußere, seine schlechte Handschrift und schlechte Orthographie nicht vermuthen ließen, daß seine Production gedruckt werden könne, so fand er doch Aufmerksamkeit durch sein öfteres Wiederkommen und die Demuth seiner Ansprüche, welche auf ein halbes Dutzend Exemplare des Magazins beschränkt waren. Endlich wurde er eines Tages angemeldet, als eben ein in der Landwirthschaft sehr bewanderter Gelehrter gegenwärtig war; das Gedicht wurde einer abermaligen Prüfung unterworfen, und die Ansicht desselben in Allgemeinen erregte das Lachen des gelehrten Herrn in so hohem Grade, daß Bloomfield in das Zimmer gerufen und ernstlich ermahnt wurde, seine Zeit nicht durch vergebliches Bestreben und vorzüglich durch das Bebauen eines Feldes, das Thomson geheiligt hatte, zu vergeuden. Doch bewog der Ernst des Dichters und sein Selbstvertrauen den

Herausgeber, ihn an Herrn Capel Lofft, Bloomfield's Landsmann (er war von Troston) zu empfehlen, um dessen Rath einzuholen. Der gelehrte Herr aber sagte weggehend dem Herausgeber viel Freundliches wegen des gesunden Rathes, den er „dem armen Teufel" gegeben, und man war gegenseitig einverstanden, daß dadurch wahrscheinlich ein fleißiger Mann von einer in Armuth stürzenden Bethörung zurückgebracht worden sei.

Dieses harte Benehmen drückte Bloomfield eine Zeitlang schwer nieder; aber es entmuthigte ihn nicht. Er sandte seine Handschrift zur Einsicht nach Suffolk an Mutter und Freunde, erwähnend, daß man ihm gerathen habe, sich Capel Lofft's Urtheil darüber zu erbitten. Einige seiner Freunde wünschten auch, es in die Hände dieses Mannes zu geben, der schon länger in der Literatur wegen seiner vielseitigen Talente, bei seinen Nachbarn und Fremden wegen seiner Herzensgüte und seiner Gefälligkeit bekannt war. Georg Bloomfield schickte ihm endlich im November 1798 das Manuscript und bat ihn, es zu lesen und ihm seine Ansicht darüber mitzutheilen.

„The farmer's boy" fand bei Lofft eine baldige und gerechte Würdigung. Wir lassen ihn selbst den Eindruck schildern, welchen das Gedicht auf ihn machte.

„Zuerst", sagt er, „als ich das Gedicht nach den 4 Jahreszeiten abgetheilt sah, konnte ich mich eines Vorurtheils nicht erwehren, das keinem Schriftsteller sehr günstig sein konnte: ich sah den Dichter nämlich einen Pfad betreten, auf dem Thomson bereits so Bewundernswerthes geleistet hatte; ich sah hier einen der thörigen Versuche mehr, Thomson's einfachen, reimlosen Vers in Reime, das reine, echte Gold in ein schlechteres, farbloses und unnützes Metall zu verwandeln. Ich hatte aber bald die Freude, mich von diesem anfänglichen Widerwillen befreit zu sehen und zu entdecken, daß Thomson und Bloomfield ungeachtet der, durch den Charakter der ländlichen Scenerie natürlich sich ergebenden Eintheilung wenig mehr miteinander gemein hatten als die allgemeine Eigenschaften des musikalischen Ohres, Gefühl, Frömmigkeit, poetische Phantasie und Leben, Geschmack für das Malerische, wahren Sinn für das Natürliche und Pathetische, Kraft der Gedanken und Lebendigkeit der Einbildungskraft. Bei diesen allgemeinen Eigenschaften echter Poesie waltet ein eigner Charakter in dem „Farmer's boy"; er ist so verschieden, als es Umstände und Gewohnheiten, und Lage und Ideen, welche sich folgerecht daranschließen, und welche

in den 2 Dichtern so sehr abweichen, nur möglich machen. Einfachheit, Lieblichkeit, natürliche Zärtlichkeit, das **molle atque facetum**, welches Horaz in Virgil's Eklogen hervorhebt, möchten ihm vorzüglich angehören".

Lofft war alsbald eifrig bemüht, das Gedicht dem Druck übergeben zu sehen. Nachdem er die Handschrift durchgesehen und hier und da der Interpunction, Schreibung, zuweilen auch der grammatischen Construction nachgeholfen hatte (es muß jedoch bemerkt werden, daß er in dem ganzen Gedicht nicht Eine Zeile hinzufügte oder wesentlich änderte), sandte er sie seinem Freunde Thomas Hill, einem der Eigenthümer des „**Monthly mirror**", einem Mann, der, wie Lofft sich gegen unsern Dichter äußerte, „ihm bekannt war als erhaben über Vorurtheile und sich bei andern Gelegenheiten durch seine Aufmerksamkeit auf Literatur und schöne Künste um das Publicum wohlverdient gemacht hatte". Hill war nach Lesung der Handschrift so zufrieden mit dem Gedichte, wie es Lofft gewesen, und empfahl alsbald Herrn Hood, der mit Vernor Verleger des „**Monthly mirror**" war, den Ankauf des Manuscripts. Die Verleger kauften das Werk für 50 Pf. Sterl. an sich. Es war aber noch nicht in der Druckerei, als Hill, der deshalb mehre Zusammenkünfte mit Hood hatte, sich über die Verdienste des Gedichtes so günstig äußerte, daß Hood sich freiwillig erbot, nicht nur 50 Pf., sondern die Hälfte des Gewinns der ersten Ausgabe an Bloomfield abzugeben, jede Art Verlust aber allein zu tragen. Hood war jedoch seiner Sache so gewiß, daß er statt Einer Ausgabe, wie anfänglich stipulirt war, 3 oder 4 verschiedene Ausgaben machte und einige davon sehr glänzend ausstattete.

Die freundschaftliche Feder des Herrn Lofft lieferte eine tüchtige und elegante Vorrede, welche unter Anderm eine anziehende Nachricht von Roberts Knabenzeit (sein herrlicher Bruder Georg hatte die Materialien dazu gegeben, und wir haben hier die von Lofft mitgetheilten Notizen benutzt), eine Kritik des „**Farmer's boy**" und ein verdientes Lob von Roberts persönlichem Charakter enthielt.

Endlich erschien das Gedicht; es fand die glänzendste Aufnahme, sodaß die Verleger zu den 50 Pf. die Summe von 200 Pf. hinzufügten und Bloomfield die Hälfte des Verlagsrechts sicherten. Die Bewunderung des Gedichtes war allgemein; Jeder las und lobte, alle Zeitblätter (Lofft und Hill verwendeten sich ohne Zweifel sehr für Robert) sprachen mit Beifall von dem Werke: Southey, Dr. Parr, Dr. Bur-

ney, Dr. Watson, Dr. Drake u. A. beurtheilten das Gedicht günstig; besonders sind des letztern Bemerkungen, in seinen „Literary hours“, ebenso gerecht als scharfsinnig. Der Herzog v. York beschenkte den Dichter reichlich. Der nun verstorbene Herzog v. Grafton berief Bloomfield nach Whittlebury-Forest und setzte ihm einen Jahrgehalt von 20 Pf. aus; 2 Jahre später stellte er ihn als Under-Sealer im Seal-Office an, Bloomfield war aber seiner geschwächten Gesundheit wegen später genöthigt, diese Stelle niederzulegen; seinen Jahrgehalt bezog er nach des Herzogs Tod lebenslang von dessen Erben, dem jetzigen Herzog v. Grafton. Zu Hadleigh und an andern Orten wurden Subscriptionen eröffnet, um dem Dichter die öffentliche Anerkennung seiner Talente und persönlichen Tugenden zu bezeigen. Den größten Gewinn zog er jedoch aus dem Verkaufe seines Werkes, von welchem in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit gegen 40,000 Exemplare abgesetzt worden sind.

Er hatte den so schnell wachsenden Ruhm seines Namens so wenig erwartet, daß sein Glück ihm wie ein Traum vorkam. Er sagte zu Jemand, der mit ihm von dem großen Beifalle des Publicums sprach: „Ich hatte davon, daß der Herzog v. Grafton nach mir senden und mich so freundlich und großmüthig behandeln würde, so wenig eine Ahnung, wie von der Stunde, in welcher ich sterben werde“.

Da sich seine Vermögensumstände so beträchtlich gebessert hatten, verließ er seine enge Wohnung und miethete eine Cottage, nahe dem Shepherd and the Shepherdeß, auf der City Road. Er betrieb hier mehre Jahre sein Handwerk fleißig und machte in den Nebenstunden bewundernswerthe Windharfen. Freigebige kauften diese zu hohen Preisen, da sie den Dichter durch Geschenke in Verlegenheit zu setzen fürchteten.

Indessen wurde Bloomfield auch der Poesie nicht untreu. Viele Gedichte erschienen zu jener Zeit in periodischen Blättern, besonders im „Monthly mirror“. 1802 gab er eine Sammlung kleiner Gedichte heraus, welche den Titel führte: „Rural tales, ballads and songs“. Sie athmen echt poetischen Geist und wurden mit großem Beifall, wenn auch nicht mit der Begeisterung, welche „The farmer's boy“ erregte, aufgenommen. Einige der besten Lieder in dieser Sammlung, z. B. „The hunting song“ u. a., waren bekannten Melodien angepaßt.

1804 gab er ein neues Gedicht: „Good tidings, or news from the farm“, heraus, das sich dem Ton und In-

halt nach an sein erstes größeres Gedicht anschloß und besonders die Kuhpockenimpfung, welche man damals einführte, zu feiern bestimmt war.

1806 erschienen seine „Wild flowers, or pastoral and local poetry“. Diese Sammlung von ländlichen Geschichten, in welchen das Humoristische und Pathetische glücklich gemischt ist, sind seinem Sohne auf eine liebreiche, gemüthliche Weise zugeeignet. Er sagt in der Vorrede, alle seine Gemälde seien dem niedern Leben entlehnt, und die meisten Heldinnen seien arme Dienstmädchen.

Im Jahre 1807 reiste eine Gesellschaft von Bloomfield's Freunden in Glocestershire den Wye hinab und durch das südliche Wales. Sie luden unsern Dichter ein, sie zu begleiten; er nahm die Einladung an, und da er nie eine Gebirgsgegend gesehen hatte, so befremdet es nicht, wenn er sagte, die Reise habe einen so unvergleichlichen Eindruck auf seinen Geist gemacht, daß er seine Gefühle nothwendig in Reimen habe verkörpern müssen. So entstand das liebliche beschreibende Gedicht: „The banks of Wye“, das aber erst 1811 im Drucke erschien.

Bloomfield's Gesundheit war schon vor Erscheinung seines ersten größern Gedichts mehrmals stark erschüttert worden; er bekam die Wassersucht. Da sich die Aufmerksamkeit des Publicums, durch neuere Gegenstände gefesselt, von ihm und seinen Arbeiten einigermaßen abzog, und daher sein Einkommen beträchtlich vermindert wurde, so entschloß er sich, London zu verlassen und in der Hoffnung, die Landluft werde ihm heilsam werden, nach Bedfordshire zu gehen. Er ließ sich zu Shefford nieder, wo er in der Nähe des nun verstorbenen Whitbread wohnte, der sich stets großmüthig gegen ihn benommen hatte und ihn gern an seinem Tische sah. Der Tod dieses Mannes mußte ihn um so tiefer ergreifen, als er anfing, zur Arbeit unfähig zu werden; sein Kopfweh mehrte sich und wurde so heftig und anhaltend, daß er fast erblindete. Dazu kamen Geldverlegenheiten; der Zuschuß seiner Wohlthäter reichte nicht aus, und das Unglück stürmte leider gegen das Ende seiner Tage von allen Seiten auf ihn ein.

1822 gab er heraus: „May-day with the muses“, ein Werk, von dem er selbst in dem Vorwort sagt, es sei „in der Beklemmung und einem erschöpften Gesundheitszustande“ geschrieben. Sein letztes Werk war „Hazlewood-hall“, ein ländliches Drama in 5 Aufzügen. Die Vorrede ist vom 12. April 1823 datirt.

Robert war edel, gefühlvoll, warmherzig. Im Gehei-

men ging er aus, Gutes zu thun; er lieh und verschenkte, was er hatte. Alle seine Verwandten waren blutarm. Um seiner Mutter und seinem Stiefvater ein Obdach zu geben, kaufte er die Hütte, in welcher er geboren war, ließ sie mit großen Kosten ausbessern und schenkte sie den alten Leuten. Seine Brüder waren sämmtlich verheirathet, hatten viele Kinder und waren in schlechten Umständen. Der treffliche Georg, der so viel an Robert gethan, hatte 10 Kinder und erfuhr viel Ungemach. Konnte Robert ihn im Elende schmachten lassen? Nathaniel hatte 12 Kinder und war oft in der größten Noth. Beiden Brüdern war unser Dichter stets der hülfreiche Engel im Unglück und spendete ihnen bedeutende Summen. Sein Bruder Isaak hatte das Maurerhandwerk gelernt und lebte zu Honington ohne Arbeit, ohne Brot. Robert ließ ihn, seine Frau, seine Kinder nach London kommen und richtete ihnen einen Kramladen ein. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht; nachdem Robert ihnen über 100 Pf. geopfert hatte, war er genöthigt, sie nach Honington zurückreisen zu lassen. 1813 starb Isaak und Robert übernahm es, für die Witwe und ihre Kinder zu sorgen. Ein Verwandter seiner Frau unternahm die Aufführung eines Gebäudes; Robert schoß ihm mehre hundert Pf. vor; der Plan mislang, das Geld war verloren u. s. w. Dies ist nur ein kleiner Theil der Umstände, welche unsern Dichter um seine wohlerworbene Habe brachten. Wiederholte Krankheitsanfälle schwächten ihn; bei dem letzten Anfalle fürchteten seine Freunde für seinen Verstand, er brachte ihm aber den Tod. Er starb am 19. August 1823 zu Shefford im siebenundfunfzigsten Jahre seines Alters. Er wurde in einem nahen Kirchhof an einer Stelle begraben, die seinen Wünschen entsprach, welche er in dem kleinen Gedicht: „Love of the country", geäußert hatte:

O heaven, permit that I lie,
Where o'er my corse green branches wave,
And those, who from life's tumult fly,
With kindred feelings press my grave. *)

Er hinterließ eine Witwe und 4 Kinder. Sein jüngster Sohn ist in London in der Lehre; die älteste Tochter, Hannah, gleicht an Zügen, Verstand, Geschmack und Herzens-

*) O Himmel, gieb, daß Zweige grün
Einst über meiner Leiche wehn,
Und, die entflohn des Lebens Mühn,
Mit Freundessinn mein Grab umstehn.

güte dem Vater am meiſten. Sie hat eine ſorgfältige Erziehung erhalten und war des Vaters ſtete Gefährtin und Buſenfreundin. In der letzten Zeit, wo er ſein Geſicht verloren hatte, las ſie ihm vor, ſchrieb für ihn und war ſeine treue Pflegerin in der Krankheit. Man ſagt, daß noch ungedruckte Handſchriften von ihm in dem Beſitze der Seinigen ſeien, welche künftig dem Publicum mitgetheilt werden ſollen.

Christian Wilhelm Ahlwardt,

Professor der alten Literatur an der Universität zu Greifswald.

Von Dr. August Schröder,

erstem Professor an der Ritterakademie in Burg-Brandenburg.

Christian Wilhelm Ahlwardt gehörte zu den Männern, welche eine hohe Achtung und fast Bewunderung ihrer kräftigen Natur einflößen, wenn sie recht und allseitig gekannt und begriffen werden, an die man aber nicht den Maßstab des alltäglichen Lebens und ordinairer bürgerlicher Abschätzung anlegen durfte, wie dies so oft in seinen nähern Umgebungen geschah, da nur Wenige ihn kannten, die Meisten ihn nur von der äußerlichen Seite auffaßten.

Geboren zu Greifswald den 23. Nov 1760 in einer rechtlichen, doch eben nicht wohlhabenden Bürgerfamilie, besuchte er die dortige Rathsschule bis zum Jahre 1778. Den Knaben entflammte das griechische und römische Alterthum bis zur Begeisterung, wiewol die damaligen Lehrer wenig zur Belebung dieser Studien thun konnten, und die Lecture des Griechischen z. B. nicht über die des Neuen Testaments hinausging. Mit einem auf das innigste verbundenen Jugendfreunde, dem nachher auch als Dichter und Schriftsteller bekannten sehr genialen, aber frühverstorbenen Rector der Gelehrtenschule zu Anklam, Hagemeister, las der Knabe Ahlwardt den ganzen Homer durch und ebenso viele andere griechische und römische Classiker. Nicht uncharakteristisch für den Zustand damaliger Gelehrtenschulen und für den Geist des jungen Ahlwardt ist folgende Schulanekdote. Ein alter Conrector schalt einmal seinen Secundanern bei Erklärung des N. T. etwas darüber vor, daß die Alten so viel fabuliret hätten, auch der Home-

rus ein Lügner sei. Ueber diese seinem geliebten Homer angethane Schmach hoch ergrimmt, sprang der junge Ahlwardt auf mit einem kecken „Das ist nicht wahr, Herr Conrector!" Dieser, über einen solchen Widerspruch hoch verwundert, fragte erstaunt und sehr naiv: „Hat Er denn den Homerum gelesen?" — „Ja, Herr Conrector!" — „Nun kann sein, ich habe den Homerum nicht gelesen", war die beruhigende Antwort des banausischen Schulpedanten. So wurde Ahlwardt schon von früh an ganz auf sich selbst angewiesen und verfolgte sein ganzes Leben hindurch den Weg, auf eignen Füßen zu stehen und in eigner Kraft seinen Pfad sich zu bahnen. Seine Liebe für den Homer erwärmte sein ganzes übriges Leben, er empfahl als Lehrer ihn dringend allen seinen Schülern, und besonders jungen Philologen rieth er wiederholentlich die eifrige und fortgesetzte Lecture desselben als die Grundlage alles philologischen Studiums an. Die auf der Schule begonnene Methode seiner Studien setzte er auf der Universität fort. Auf Greifswald durch seine Verhältnisse angewiesen und beschränkt, ging er, von keinem der Lehrer aufgeregt, bei der damaligen unter schwedischer Regierung verwelkten und eingeschrumpften Blüte der Universität ganz seinen eignen Weg, besuchte fast gar keine Collegia, schloß sich dagegen oft 4—6 Wochen ein und öffnete nur, um sich den nöthigen leiblichen Unterhalt reichen zu lassen, unzugänglich allen Aufforderungen zum Vergnügen und jeder Störung. In solcher Zeit hatte er denn gewöhnlich einen Tragiker oder einen ganzen Abschnitt aus dem Alterthume durchgearbeitet, oder eine neue Sprache erlernt; und sodann goß er seine kräftige, reiche, joviale Natur in den Strudel des Studentenlebens zur Erholung aus, bis ihn abermals ein neuer Gegenstand fesselte. Doch war dies weder das Brotstudium der Medizin noch das der Theologie, zu welchem er dann überging; denn damals konnte er den Stand eines Philologen noch nicht offenbar an der Stirne tragen, sondern mußte sich des Deckmantels einer Facultätswissenschaft bedienen. Zugleich entflammte den Jüngling die um diese Zeit in ihren ersten schönen Stralen hervorbrechende Morgenröthe der deutschen Literatur. Klopstock's „Messias" und Oden las er unaufhörlich auf der Schule schon und wurde dadurch zu einer sehr religiösen Stimmung seines Gemüthes hingeführt, wiewol diese späterhin etwas durch die aus Frankreich kommende, damals alle offenen und freisinnigen Köpfe in Schwindel erfassende und in encyklopädisch-rationellem Schimmer sich darstellende Freigeisterei getrübt wurde; doch nicht in dem Maße, daß der

allen Schein und alles erheuchelte Wesen und jegliche Süßlichkeit in bitterm Sarkasmus verfolgende Mann nicht wahre Frömmigkeit und den festen Glauben eines kindlichen, besonders weiblichen Gemüths stets geehrt und immer unangetastet gelassen hätte. Von der Natur mit durchdringendem Scharfsinn und mit der Gabe des Witzes und der Jovialität bei dem innigsten und wärmsten Gefühl und der mächtigsten Begeisterung für alles wahrhaft Große ausgerüstet, blieb er aller eigentlichen Schwärmerei vermöge des ihm stark inwohnenden Hanges zur Satyre und zur Selbstironie abhold und verfolgte alles zur-Schau-tragen und jede barocke Aeußerung des Gefühls von jeher mit Spott. Daher zerfiel er denn auch schon damals mit einem ausgezeichneten Dichterjüngling, dem nachherigen Sänger Rugias, Ludwig Gotth. Kosegarten, so sehr auch beide sich angezogen fühlten durch gleiches, sich über die Alltäglichkeit erhebendes Streben und gleiche Liebe zur Poesie. Die phantastischen und eigenthümlichen Lebensäußerungen Kosegarten's sowie die einzelnen noch wilden Erscheinungen seines großartigen Dichtertalents entgingen der Aristophanischen Laune Ahlwardt's nicht, und es trat eine das Leben hindurch dauernde Entfremdung ein. Nur an seinen Jugendfreund Hagemeister kettete ihn dauernde und feste, im Alter noch bei der Erinnerung an den Frühverstorbenen oft in Thränen ausbrechende Liebe; wie überhaupt sich bei ihm für seine wahren von ihm werthgehaltenen Freunde bis zu seinem Tode eine innige, jugendlich frische Freundschaft erhalten hatte, welche jede Aufopferung mit großer Uneigennützigkeit darbrachte; und besonders junge Männer fanden an ihm in seinen spätern Jahren den innigsten väterlichen Freund, wie der Verfasser dieses denn es auch erfahren.

Von der Universität in den Hauslehrerstand 1782 übergetreten, lernte der Jüngling das Leben von einer andern Seite kennen. Unter herz- und geistlosen Menschen fand Ahlwardt nur Trost in seinen Dichtern und las besonders viel den Tasso und Shakspeare. Eine Leidenschaft erschütterte dazu sein inniges Gemüth, und so entfloh er bald einer Lage, in welcher er sich nicht wohl fand. Er wandte sich aus seinem Hauslehrerstande 1783 nach Rostock, und lebte hier als privatisirender Gelehrter vom kärglich bezahlten Unterricht in alten und neuen Sprachen. Er selbst sagt in der Vorrede zu seinem, zur Erklärung der Idyllen des Theokrit 1792 zu Rostock erschienenen Buche: „Der Hauptgrund, warum ich mein Buch nicht lateinisch geschrieben, war, weil ich vom

Unterricht in neuern Sprachen leben muß und den ganzen Tag durch in einem Wirrwar vermischter Töne lebe, und überdem mir die Zeit so kurz zugeschnitten ist, daß ich kaum Das, was ich deutsch schreibe, gehörig wieder nachlesen kann". Zugleich verspricht er eine vollständige kritische Ausgabe des Theokrit mit lateinischem Commentar und eine kleinere für Schulen mit einem deutschen, wenn er in einer veränderten Lage so viel Zeit gewinnen könne, die letzte Hand an den Commentar zu legen, der mehrentheils fertig sei, doch nur erst aus dem Groben gehauen, und der noch gänzlich umgeformt werden müsse. „Wie bald aber dies wird geschehen können", fährt er dann in seiner biedern und derben Weise fort, „kann ich in meiner jetzigen Lage nicht bestimmen, die dem Studium der alten Literatur und überhaupt jeder Literatur nicht günstig ist, die schon längst alle Griechen und Römer und die Italiener und Spanier dazu mir würde verleidet, und alle Heiterkeit des Geistes, die zu dem mühsamen Commentiren eines Dichters, dem laborum dulce lenimen nach noch mühvollern Geschäften, nöthig ist, würde ertödtet haben, wenn es möglich wäre, eine gewisse enthusiastische Vorliebe zu einem Zweige der Literatur zu ersticken". Leider ist dieser hier versprochene vollständige Commentar, zu welchem Ahlwardt sehr viel gesammelt hatte, ebenso wenig wie eine ebenfalls in der Vorrede angekündigte Abhandlung über Lykophron's „Kassandra" nie erschienen; obgleich, so viel uns bekannt, das Buch über den Theokrit günstig aufgenommen wurde, wegen der darin hervorschimmernden oft glücklichen und genialen Behandlung des Dichters, welche aus dem Standpunkt eines universellern, auch durch neue Dichter gebildeten Geschmacks hervorging. Welchen Gesichtspunkt und welche Mühe er bei seiner Arbeit hatte, gibt er so an: „Keiner unter allen Auslegern hatte den Dichter aus dem Dichter und jedes einzelne Gedicht im Zusammenhange, nach dem Genie der Sprache, der Zeit und dem Charakter der lebenden Welt, wofür der Dichter schrieb, erklärt, keiner sich um die Sacherklärungen gehörig bekümmert ꝛc. Der Verfasser braucht nicht zu erzählen, wie viel Anstrengung und Zeit ihm diese Art, den Dichter sozusagen von Grund auf zu commentiren und mit der Fackel der Kritik den Text sowol als die Glossen der Scholiasten zu beleuchten und die Erklärungen der Ausleger zu sichten, gekostet. Mit leichterer Mühe hätte er während der 5—6 Jahre, die er schon über diese Arbeit gebrütet, ein Paar erbauliche, süßsäuerliche Romane, etwa wie „Haining's Briefe an Emma", oder ein halbes Dutzend lateini-

scher Lesebücher aus 2 Dutzenden zusammengestoppelt, oder andere Sächelchen der Art, wozu blos gesunde Finger gehören, schreiben können".

Im Jahre 1792 verließ Ahlwardt Rostock, wo er indessen eine Verbindung geschlossen hatte, die ihn zwang, einen eignen Herd zu errichten, und nahm, um doch eine feste Stelle zu haben — denn in Rostock war keine Aussicht bei den beschränkten Mitteln der Universität und den geringen Besoldungen der Lehrer — eine Cantor- und Collaboratorstelle in Demmin an, wo er mit 140 Thaler Gehalt und einigen 30 wöchentlichen öffentlichen Lehrstunden sein ärmliches Schulmeisterleben nur durch kärglich bezahlten Privatunterricht fristen konnte, welchen er von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends in der von seinen Amtsstunden ihm übrigbleibenden Muße ertheilen mußte. In der That, ein Bild eines gedrückten Schulmanns, wie es der damaligen Zeit eigenthümlich war; dennoch schrieb Ahlwardt über dies Leben: „Muth verloren Alles verloren! Ich habe in Demmin auf tausend Thaler Gehalt geheirathet, und es mußte gehen und ging recht gut. Die Aeltern meiner Frau waren sehr wohlhabend, sie war in dem größten Ueberflusse erzogen; ein paar tausend Thaler, die noch nach dem Tode der Mutter übrigblieben, gingen durch den Vormund verloren; sie hatte nichts. Die Liebe überwindet Alles; unermüdet verrichtete sie alle, selbst die härtesten häuslichen Geschäfte ohne Seufzer, ohne Murren, und ich bin nie glücklicher mit ihr gewesen als in diesen Zeiten des Trübsals, wo ich 10 — 12 Stunden täglich theils öffentliche theils Privatstunden geben mußte".

Man muß seine Begeisterung für die Wissenschaft und seine Manneskraft bewundern, wenn man hört, daß er bei dieser körperlich und geistig abmattenden Arbeit täglich um 3 Uhr aufstand und den Muth hatte, in seiner literarischen Einöde Arabisch zu lernen, fortgerissen damals von dem Geiste der orientalischen Poesie, der ihn wie der Geist jeder Poesie ganz ergriffen hatte. Auch späterhin war er ein warmer Verehrer der alttestamentlichen, besonders der Poesie des Psalters und hat seine tiefe, eindringende Kenntniß des Hebräischen und der verwandten Dialekte durch ein geistvolles Programm über den zweiundzwanzigsten Psalm dargelegt. Zu Ahlwardt's eigenthümlicher Natur und zu seinem offenen, alles Schöne auffassenden, warmen und empfänglichen Sinne gehörte ein Umhergreifen und Hinübergehen von dem einen Gebiet in das andere, wie gerade Zeit und Umstände und ein leitender Gedanke ihn fortrissen. Er hatte in dieser Hinsicht eine ge-

wisse Analogie mit dem universellen Streben Herder's und der ihre Zeit damals schon aufregenden Gebrüder Schlegel. So übersetzte er denn in Demmin neben dem Studium des Arabischen die Hymnen und Epigrammen des Kallimachos und eiferte hierin Voß nach, indem er, wie die Vorrede sagt, dem Original Schritt für Schritt, beinahe Wort für Wort folgt die Zahl der Verse weder vermehrt noch vermindert und bei strenger Aufmerksamkeit auf die Harmonie des Verses auch die Einschnitte, den sogenannten bukolischen Ausgang, die schönen daktylischen und choriambischen Uebergänge und überhaupt den Bau der rhythmischen Perioden dieser Hymnen mit hinüberzutragen sich bestrebt. In der kräftigen, den Dichter und die Vorarbeiten würdigenden Vorrede spricht Ahlwardt seine hellen unbefangenen Ansichten aus, verhehlt nicht seinen Widerwillen vor den „ihm ekelhaften niederträchtigen Schmeicheleien des Dichters", vergleicht einen Psalm und einen griechischen Hymnus, und die Hymnen der Alten mit den Cantaten der Neuern. Indem er die Hymnen des Kallimachos sehr gut in das geeignete Licht stellt, sagt er von den Epigrammen desselben: „daß, wer sie mit den Sonetten und Madrigalen der Italiener vergleiche, ihnen mehr Ehre erweise, als sie verdienen. Immerhin mögen sie zu den besten der griechischen Anthologie gehören; desto schlimmer für die Anthologie! Für ein Dutzend Oden der Sappho und des Alkäus würde ich ohne Bedenken alle Epigramme der Griechen hingeben!"

Was für eine Idee oder Veranlassung den Uebergang zu der Uebersetzung der Satyren Arioste's, die er auch in Demmin herausgab, bewirkte, ist nicht von ihm ausgesprochen, wie interessant und zur allseitigen psychologischen Würdigung nothwendig es auch sein möchte, bei den verschiedenartigen Arbeiten ausgezeichneter Geister jedes Mal die Motive und leitenden Ideen zu kennen. Auch scheint sich Ahlwardt damals schon ernstlich mit dem Portugiesischen beschäftigt zu haben, einer Sprache, in welcher er ungewöhnliche Kenntnisse sich erworben hatte, denn er gab 1795 die „Probe einer Uebersetzung der Lusiade des Camoens in Ottaverime" in Wieland's „Deutschem Mercur" (Januar). Ebendaselbst hatte er auch die zehnte Heroide des Ovid übersetzt und so eine Probe gegeben von seinen rastlosen und verschiedenartigen Studien, denen er bei seinen Nahrungssorgen und seinem Abarbeiten doch nur einige Morgenstunden weihen konnte.

Endlich Michaelis 1795 erhielt Ahlwardt einen seiner würdigern Wirkungskreis als Rector der damaligen Gelehr-

tenschule zu Anklam, welchem Amte er, wiewol auch hier dürftig und kärglich besoldet, 2 Jahre hindurch mit mehr äußerm Wohlbefinden und in größerer Muße vorstand. Nur erinnerte er sich mit Unwillen an die unwürdige Stellung, welche damals noch fast überall ein Rector, selbst einer Gelehrtenschule, zu der ihn inspicirenden Geistlichkeit hatte, und gedachte mit vielem Humor der Verpflichtung, alle Sonntage in einer kleinen Kirche und in einer Nachmittagsstunde zu predigen, welcher er sich dadurch entzogen, daß er so trocken und dürre fremde Predigten abgelesen, daß er am Ende alle Zuhörer aus der Kirche herausgepredigt habe, worauf denn Magistratus diesen überflüssigen Gottesdienst habe eingehen lassen. Dennoch sei er der Nothknecht der übrigen Prediger gewesen und habe oft erst am Sonnabend Abends von ihnen erfahren, daß er am Sonntage predigen solle, worauf er denn natürlich gedruckte Predigten abgelesen, dabei aber ein Mal bei einer ausgeschnittenen, nicht vorher übergelesenen Predigt das Unglück gehabt, auf eine Dankpredigt wegen überstandener Feuersgefahr zu stoßen. Dieser auf der Kanzel ihn überfallende Schreck und seine Noth, die ihm nichts Anderes übrigließ als seine Predigt zu halten, da er die Gabe freien Vortrags und Extemporirens vermöge einer gewissen Schüchternheit beim öffentlichen Auftreten und Reden nicht besaß, belustigte ihn selbst noch oft in seinen spätern Jahren. Indessen hatten Ahlwardt's literarische Arbeiten ihm einen Ruf verschafft und namentlich Voßs Aufmerksamkeit ihm zugelenkt. Eine Zusammenkunft mit diesem wackern deutschen Manne in Neubrandenburg bei einem Freunde desselben knüpfte unter ihnen ein persönliches Verhältniß, dem es Ahlwardt mit zu verdanken hatte, daß er 1797 zum ersten Professor und Rector an das Gymnasium zu Oldenburg berufen wurde. In dieser äußerlich weit günstigern Lage hat er 14 Jahre hindurch in vielen Gebieten des Wissens seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn bewährt und bald über die griechischen Dichter und besonders über die Sylbenmaße derselben geschrieben, bald aus dem Englischen und Portugiesischen übersetzt, bald Bemerkungen zur lateinischen Grammatik und Beiträge zu Schneider's griechischem Lexikon verfaßt. Vor Allem aber beschäftigte sich Ahlwardt hier mit dem Gälischen, welches er von einem ächten Gälen, der unter den gerade in Oldenburg stehenden Schotten sich befand, erlernte. Seine Kenntniß der englischen Sprache, die so groß war, daß er noch im Greisenalter versicherte, er könne sich jedem Examen über Shakspeare unterwerfen, hatte ihn schon früh auf den damals erst

in Deutschland recht bekannt werdenden Macpherson'schen Ossian geführt, aus dem er den „Carthon" 1802 in Hexametern übersetzte. Sobald er in das Gälische tiefer eingedrungen war und sich den in London erschienenen gälischen Original-Ossian verschafft hatte, gab er 1807 die „Probe einer Uebersetzung" aus demselben und suchte das endlich aufgefundene Sylbenmaß des Originals nach langer Mühe zuerst in dem im „Mercur" 1810 erschienenen „Fionnghal" zu veranschaulichen. Sein eigentliches Hauptwerk, was ihm mit vollem Rechte eine Stelle in der Literatur sichert, ist sein „Ossian, aus dem Gälischen im Sylbenmaße des Originals, mit Anmerkungen" (Leipzig 1811, 8 Bde.). Leider ist der wackere Mann, wie er überhaupt so Manches unvollendet gelassen und nicht die letzte Hand an das ziemlich fertig Daliegende gelegt, und wie er so Manches seinem sonst so kräftigen Alter aufgespart hat, die versprochenen Anmerkungen der Welt schuldig geblieben. Nicht leicht möchte ein Anderer sie nach ihm geben können; nicht leicht vereinigt ein Uebersetzer solchen Scharfsinn und so universelle linguistische Kenntnisse, nicht leicht hat Einer den Ossian zum Studium eines halben Lebens gemacht! Welche Stimmen sich auch gegen den Ahlwardt'schen Ossian erhoben haben, immer wird ein richtiges Gefühl bei Vergleichung der Ossian'schen Bearbeitungen (und wie oft haben selbst dies gebildete Frauen gehabt, wie Verfasser dieses es mehrmals erfahren) nur in der von ihm hergestellten Form den wahren alten caledonischen Barden erkennen, nicht in Macpherson's verschönernder Schminke und Entstellung oder in den, die Poesie noch poetischer machenden und überbietenden Uebersetzungen Stolberg's und Rhode's! Welche Anerkennung Ahlwardt's Bearbeitung des Ossian und seine tiefe Kenntniß des Gälischen auch bei fremden Nationen gefunden, davon zeugt, daß Balbi bei Herausgabe seines „Atlas éthnographique" auf Alexander v. Humboldt's Vermittelung bei Ahlwardt um Bearbeitung des Gälischen bat; dieser aber schlug den Antrag aus, weil ihm die Grenzen zu eng gesteckt waren. Eine gälische Grammatik findet sich von Ahlwardt in den Nachträgen zum „Mithridates".

Bei dem großen Sprachforscher und universellen Geiste Wilhelm v. Humboldt fanden Ahlwardt's Kenntnisse des Spanischen und Portugiesischen auch solche Anerkennung, daß er ihm sein Buch über die Sprache der Basken zur Beurtheilung zusandte. Ahlwardt schrieb darüber viele Bemerkungen nieder, mochte sie aber an Wilhelm v. Humboldt nicht sen-

den, weil, wie er in seiner derben Weise sich ausdrückte, es ihm fatal sei, immer „Excellenz" zu schreiben.

Oldenburg war für Ahlwardt's literarische Thätigkeit überhaupt günstig. Durch die zufällige Bekanntschaft mit einem deutschen in Portugal accreditirten Gesandten war es ihm gelungen, eine Menge portugiesischer Originalwerke, welche in Deutschland selbst in größern Bibliotheken eben nicht so häufig sind, sich zu verschaffen, sodaß er sich mit Recht rühmen konnte, Niemand in Norddeutschland besitze wol so viel über die Portugiesische Literatur als er. Im Jahre 1808 hatte er eine „Portugiesische Christomathie" herausgegeben und schon früher Gedichte aus dieser Sprache übersetzt, und arbeitete fortwährend an einem großen portugiesischen Lexikon, zu dem er eine Reihe Foliobände Vorarbeiten gemacht hatte; denn eine Menge unbekannter und entlegener Werke, selbst Kochbücher, hatte er zu diesem Zwecke durchgearbeitet. Wie vieles Andere ist aber auch dies liegen geblieben, als Ahlwardt mit einem Buchhändler gebrochen und wol mehre Ablehnungen erfahren hatte. Es wäre zu wünschen, daß seine große Arbeit von einer öffentlichen Bibliothek aufbewahrt würde; vielleicht und hoffentlich geschieht dies mit seinem literarischen Nachlaß in Greifswald. Auch in seinem Beruf scheint Ahlwardt sich in Oldenburg wohlgefühlt zu haben. Geachtet und anerkannt, selbst Lehrer eines Prinzen und von diesem sehr geschätzt, in seiner Wirksamkeit glücklich und durch Reisen in das nicht ferne Bremen und Hamburg erfrischt — Städte, die ihm immer die liebsten waren und seinem kosmopolitischen und republikanischen Sinne am meisten zusagten — lebte er in angestrengter Thätigkeit, bei der fortgeführten Jugendgewohnheit, schon um 3, spätestens um 4 Uhr Morgens im Arm der Muse zu liegen. Dabei nahm sein Amt seinen literarischen Beschäftigungen nicht so sehr viel Zeit. Ahlwardt gehörte einer frühern Zeit der Bildung an, wo das jetzige feinere philologisch-grammatische Studium nicht so ausgebildet war; er hatte immer für sich viel gelesen und alle Dichter besonders vielfach durchgearbeitet: so hielt er auch für das Wesentlichste, mit seinen Schülern viel und rasch zu lesen, um ihnen Fertigkeit und Uebersicht zu verschaffen, und ganz kurz nur das Allernothwendigste und mit ein paar Worten nur die schwersten Stellen zu erklären. Er hatte daher nicht nöthig auf seine Dichter sich vorzubereiten und den ganzen jetzt üblichen Ballast grammatischer, antiquarischer, archäologischer und sonstiger Anmerkungen sich vorher zu schaffen, um ihn auf seine Schüler auszuladen. Jetzt freilich ist

es anders, da jeder Lehrer bei Quarta und Tertia sich gedrungen fühlt, einen kleinen Wolf abzugeben und allerlei feine und spitzige Bemerkungen seinem Cornelius und Cäsar anzuklecksen.

Ahlwardt versicherte oft, er würde nie aus Oldenburg gegangen sein, aus einem Lande, wo man seine biedere Derbheit vertragen konnte, und wo er seine kräftige pommersche Natur nicht zu beschneiden und zu überfirnissen nöthig hatte, wenn ihn die Franzosen bei ihrer Occupation des Landes, bei dem Stocken aller Cassen und der gewaltsamen Reducirung aller Gehalte nicht vertrieben hätten. Er nahm daher 1811 einen Ruf als Rector der großen Rathsschule in seiner Vaterstadt Greifswald an und trieb hier seine Lehrthätigkeit fort, auch hier die Alten rasch mit seinen Schülern durchlesend, um ihnen eine Uebersicht zu verschaffen.

Dieselbe Innigkeit des Gefühls blieb ihm auch hier; oft entstürzten dem Manne Thränen, der eben aus voller Brust gelacht und satyrisirt hatte, wenn die Gewalt einer großen Seele oder eines tiefen Schmerzes plötzlich einen Anklang in ihm fand. Seine Schüler wissen es, wie dieser joviale spöttische Mann oft von der Flamme der Begeisterung erfaßt wurde und sich von ihnen abwenden mußte, um seine Rührung zu verbergen, so oft ein großer historischer Zug ihm vor seine feurige Seele trat; und diese Wärme verfehlte ihre Wirkung auf die Jugend nicht. Aber sei es nun, daß der Prophet am wenigsten in seinem Vaterlande gilt, oder daß Ahlwardt sich in das Universitätsleben nicht finden konnte, welches unter schwedischer Regierung nur kümmerlich gedieh, da nach Gutdünken und Gunst des Gouverneurs die meisten Professuren, und zwar viele mit geborenen Schweden, besetzt wurden. Ahlwardt konnte an dem Leben in Greifswald keinen Geschmack finden und äußerte sich darüber brieflich so: „Meine Augen erlauben mir nicht länger als Abends 7 höchstens 8 Uhr sie anzustrengen (ein Unglück hatte ihm ein Auge geraubt). Die hiesige bonne société ist nicht werth, daß man sich darum anziehe, denn an eigentliche Conversation, geistreiche Conversation ist nicht zu denken. Es bleibt mir also nichts übrig, als öffentliche Häuser zu besuchen und dort zu spielen. Das letztere geschieht jedoch seit einigen Jahren fast gar nicht. Ich gehe lieber mit den hiesigen Kaufleuten als mit dem größten Theil unserer Halbgelehrten um, mit denen doch nichts zu sprechen ist. Ich trotze der Meinung, gehe um, mit wem ich es für gut finde, und lache über die Armseligkeiten der Krähwinkler. Dies empfinden

sie übel und verlästern mich. Ich lache darüber und habe schon sehr oft öffentlich erklärt, daß, wenn die Krähwinkler keinen andern Gegenstand für ihre Unterhaltung finden könnten, sie mich nehmen möchten, und wenn ein Tag nicht dazu hinreiche, so möchten sie 8, 14, oder 140 dazu nehmen. An Sarkasmen über ihre Schöppenstädter habe ich es nicht fehlen lassen". Natürlich wurde Ahlwardt's böse Zunge bald verrufen, und da er aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und seine Schwächen mit heiterer Laune erzählte, so gab er übertreibenden Lästereien und Klätschereien reichliche Nahrung. So kam er denn bald dahin, „daß er Gott Lob es so weit gebracht hatte, daß man ihn mit Einladungen verschonte. Dieses Glück verdanke er einigen tüchtigen Sarkasmen über die bonne société, die er öffentlich ausgesprochen habe".

Seine Lebensansicht äußerte Ahlwardt so in seinem Briefwechsel an den Verfasser: „Ich habe mich sehr wohl dabei befunden, dem Leben eine lachende Seite abzugewinnen. Ich lache über die Thorheiten und Erbärmlichkeiten der Menschen, um nicht weinen, oder vielmehr um nicht mit den Zähnen knirschen zu dürfen. Der größte Theil der Menschen ist Gesindel, von Eigennutz und kleinlichen Absichten und Rücksichten geleitet, und verdient nur Verachtung. Ihnen diese offenbar zu beweisen, verbittert das Leben und versetzt in Unannehmlichkeiten und Gefährlichkeiten; es bleibt also nichts übrig, als Alles von der lachenden Seite zu betrachten". Ueber eine andere Seite des Lebens äußerte er sich in seinem Briefe: „Die Ehe ist der Liebe Grab, sagt das Sprüchwort. Ganz wahr ist dies nicht, aber es ist viel wahr daran. Die poetische Ansicht dieses Verhältnisses verschwindet in dem ersten Zeitraum, denn die Weiber alle, mit sehr seltenen Ausnahmen, sind rein prosaische Wesen, und die poetische Ansicht des Lebens ist ihnen nur angebildet, oder in der Regel leidige Affectation. Glauben Sie mir dies auf mein Wort, denn ich bin in zahllosen, innigen Verhältnissen mit schönen und sehr gebildeten Weibern gewesen und habe dies schwache, immer inconsequente Geschlecht seit 40 Jahren mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet und mehr studirt als das Griechische... Eheglück, das seligste hienieden, ist völlig dem großen Loose in der Lotterie gleich, wonach Alle streben, und das nur der Zufall Einem schenkt. Nicht die innigste Liebe, nicht die edelsten Gesinnungen von beiden Seiten, nicht Verstand und Klugheit können es uns in voraus zusichern, sondern es ist immer nur der Glücksfall, der es gestaltet". In einem andern Briefe sagt Ahlwardt: „Ich hatte mir von

der Liebe eine höhere, ich möchte sagen heiligere Ansicht gebildet, und dadurch schwebte meiner Seele ein Ideal vor, das mein sehnendes Herz suchte, öfters gefunden zu haben glaubte, und sich immer getäuscht fand. Die Geschichte dieser Täuschungen würde einen sehr interessanten Roman ausmachen... Einmal nach einem namenlosen Glück fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich fing an, das ganze verrätherische Geschlecht zu verachten und den Sturm meines wilden, liebesehnenden Herzens durch ununterbrochenes ernstes Studiren in Ruhe wiedereinzuwiegen.... Auch mich hat die Erfahrung überzeugt, „des Herzens Zug ist Schicksals Stimme". Ich glaube an eine Sympathie der Herzen, die wie ein magnetisches Fluidum, oder vielmehr wie ein elektrischer Funken im tiefsten Innersten verborgen liegt und, von einem ähnlich organisirten Herzen durch einen Blick, durch einen Ton der Stimme zur Explosion gebracht, das ganze Wesen bis in die innerste Faser erschüttern, begeistern und in volle Flammen setzen kann... Die Liebe ist bei mir immer beiweitem mehr ein Werk des Herzens als der Sinne gewesen. Ich hätte sehr gut in den Zeiten der Chevalerie leben können, wo man die Frauen als höhere Wesen verehrte und vergötterte".

Diese Glut und Wärme der Gefühle blieb Ahlwardt bis in sein Greisenalter und brachte ihn auch da noch zu der Aeußerung: „Wenn man die Genüsse des Herzens dem Leben abzieht, dann bleibt nichts als der Tod übrig!" „Mein Herz ist", schrieb er, schon in den Sechzigern, „ein ewig brennender Vulcan, in welchem die Gefühle gähren und toben, und nur durch die angestrengtesten, ernstesten Studien habe ich es verhindert, daß ich nicht untergegangen bin in dem Sturme dieses wilden Herzens. Oft rufe ich mit Bürger mir zu:

Armes Herz, wirst du denn niemals alt?

aber es wird nicht alt und lebt und webt in ewiger Blüte und jugendlicher Stärke, dem seelenzerreißendsten Schmerze jetzt hingegeben und nur von Zeit zu Zeit schwelgend in den Seligkeiten der Erinnerung. Große Perioden, vielleicht vom achtzehnten Jahre an gerechnet, 2 Drittel meines Lebens sind ein Leben, der edlern Liebe geweiht, gewesen, und es reut mich nicht; es hat mich vor groben Ausschweifungen bewahrt, und vielleicht verdanke ich ihm die feste Gesundheit, der ich mich erfreue, und die Lebendigkeit und Heiterkeit des Geistes, und die Innigkeit der Gefühle des Herzens, während alle meine Jugendfreunde Greise und Philister an Kör-

per, Geist und Herz geworden sind und keinen Berührungspunkt weiter mit mir haben".

Aber auch in andere Verhältnisse kam leicht eine gewisse Leidenschaftlichkeit hinein. So, als Ahlwardt 1818 Professor der alten Literatur an der Universität geworden war und nun, nicht ganz frei von einem Widerstreben gegen neue Gestaltung, wie sie bei der Universität von der neuen Landesregierung ausging, und von fester Anhänglichkeit an das Alte, ein heftiger und leidenschaftlicher Vertheidiger der Privilegia der Universität und dadurch ein Gegner mancher seiner neuangekommenen Amtsgenossen wurde. Streit und Kampf, den er sein ganzes Leben hindurch mit Muth und Eifer geführt hatte, trübten seine letzten Lebensjahre und führten ihn von seinen literarischen Beschäftigungen sehr viel ab. Aber durch eine zweite Ehe und liebliche Kinder, welche er so liebte, daß er behauptete, wenn das älteste Mägdelein stürbe, so müsse er auch sterben, war in den Abend seines Lebens dennoch ein heiteres Abendroth gekommen, das ihn unwillkürlich milder und ruhiger machte. Nur sein Auflodern da, wo er Gemeinheit und Niederträchtigkeit zu erblicken glaubte, blieb ihm. Sein starker abgehärteter Körper, seine jugendliche Frische und geistige Heiterkeit versprach dem Siebziger noch ein langes Leben; er tröstete seine Freunde damit, die ihn antrieben seine unvollendeten literarischen Arbeiten zu beschleunigen, daß er noch lange leben werde und noch sehr lebenslustig sei. Aber Gott hatte es anders beschlossen; eine achttägige Krankheit, bei der er bis auf die letzte 3 Tage noch immer umherging, raubte ihn seiner trauernden Gattin, seinen Kindern und Freunden am 12. April 1830. Friede sei mit dem Andenken des wackern Biedermannes, der im Leben oft so wenig Frieden fand! In ihm starb eine herrliche Kernnatur, wie sie aus der alten guten Zeit herüber nur noch selten in das schwache verzärtelte Geschlecht der Mitwelt kommt!

Die Literatur bedauert mit seinem Tode folgende ziemlich fertig daliegende, aber zum Druck noch nicht genug ausgearbeitete Werke:

1. Ein portugiesisches Lexikon.
2. Anmerkungen zum Ossian.
3. Eine größere Ausgabe des Pindar, in welcher er seine metrischen Ansichten niederlegen wollte, da er besonders viel zum Pindar gearbeitet hatte. Leider gab der Pindar Gelegenheit zu einem heftigen und leidenschaftlichen Angriff gegen den hochverdienten Böckh,

den gelehrten Herausgeber des Pindar, da Ahlwardt nach einem 1801 geschriebenem Programme zuerst die Behauptung aufgestellt zu haben glaubte, daß die griechischen Dichter die Verse nicht gebrochen, und daß die Versbrechungen von spätern Grammatikern und Abschreibern herrühren. Böckh hatte dasselbe Resultat auf so bekannte tiefgelehrte Weise in seinem Pindar ausgeführt, und Ahlwardt bestritt ihm die Priorität der Erfindung des Grundsatzes.

4. Eine fast ganz fertig daliegende Ausgabe des Terentianus Maurus. Ahlwardt wollte nur noch eine Collation eines Codex zu München haben, dann aber sogleich den Druck beginnen lassen. Er hatte hierzu treffliche Hülfsmittel. Auch den Hephaestion wollte er ediren und hatte dazu ebenfalls viele Vorarbeiten, auch schöne Collationen.
5. Die Chöre der griechischen Tragiker, nach seinen metrischen Grundsätzen geordnet. Das Manuscript, woran Ahlwardt lange gearbeitet, ist ziemlich zum Druck fertig.

Es folge hier ein Verzeichniß der übrigen Schriften Ahlwardt's:

1. Dido's Tod, aus Virgil's Aeneis B. 4, übersetzt in Hexameter. Im 19. Stück der Rostockschen gemeinnützigen Aufsätze für alle Stände, 1789, Mai.
2. Gemälde vom Aetna, aus Claudian's Raub der Proserpina, B. 1, übersetzt in Hexameter. Ebendaselbst.
3. Monolog aus der Medea des Euripides, V. 1020—79, übersetzt in Jamben. Im 33. Stück der Rostockschen gemeinnützigen Aufsätze für alle Stände, 1789, August. Verbessert wieder abgedruckt in Wieland's Deutschem Mercur, 1795, März.
4. Die Stufen des menschlichen Alters, aus Shakspeare's As you like it, übersetzt in Jamben. In Koppe's und Burchard's Rostockschem Magazin, 1791, Januar.
5. Zur Erklärung der Idyllen Theokrit's. Rostock, 1792.
6. Kallimachos' Hymnen und Epigramme, aus dem Griechischen, im Sylbenmaße des Originals, mit Anmerkungen. Berlin, 1794.
7. Ariosto's Satyren, aus dem Italienischen in Jamben übersetzt, mit Anmerkungen. Berlin, 1794.
8. Ovid's zehnte Heroide, im Sylbenmaße des Originals übersetzt. In Wieland's Deutschem Mercur, 1794, November.
9. Probe einer Uebersetzung der Lusiade des Camoens, aus dem Portugiesischen, in Ottaverime. In Wieland's Deutschem Mercur, 1795, Januar.
10. Gustav Wasa, ein historisches Gemälde, nach Vertot's Révolution de Suède, mit berichtigenden Anmerkungen. Berlin, 1795. (Unter Hagemeister's Namen.)
11. Dom Juam von Braganza, nach Vertot's Révolution de Portugal, mit Anmerkungen und Berichtigungen aus italienischen, spanischen und portugiesischen Schriftstellern. Berlin, 1795. (Unter Hagemeister's Namen.)

NB. Hagemeister, der nachherige Rector zu Anklam, hatte die Bearbeitung von Nr. 10 und 11 übernommen, aber schon beim ersten Bogen, oder vielmehr beim zweiten Blatte des ersten Bogens verging ihm gänzlich die Lust zu dieser Arbeit; er überließ sie daher Ahlwardt.

12. Ueber die Verbesserung der untern Schulen. Greifswald, 1797, 4. (Ein zu Anklam geschriebenes Programm.)
13. Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter. Oldenburg, 1798, 4.
14. Ueber die zu große Anzahl der Studirenden. Oldenburg, 1799, 4.
15. Juvenal's achte Satire, übersetzt in Hexameter. Oldenburg, 1800, 4. Wieder abgedruckt in Wieland's Deutschem Mercur, 1800, Junius.
16. Saint Leon, ein Roman von W. Godwin, aus dem Englischen übersetzt. Hamburg, 1800. 2 Bde.
17. Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmaßes. Oldenburg, 1801, 4.
18. Nachtrag zu diesem Programm. Oldenburg, 1802, 4.
19. Ossian's Carthon, nach Macpherson, in Hexametern. Oldenburg, 1802, 4.
20. Bemerkung über Psalm 22, V. 30. Oldenburg, 1803, 4.
21. Grammatische Bemerkungen über die nomina collectiva der lateinischen Sprache. Oldenburg, 1804, 4.
22. Bemerkungen über Homer's Ilias, G. 15, V. 18—21, in Rücksicht der Cäsur des Hexameters. Oldenburg, 1805, 4.
23. Gedichte, aus dem Portugiesischen übersetzt. Oldenburg, 1806, 4.
24. Bemerkungen über einige Stellen griechischer Dichter, vorzüglich in Rücksicht des Sylbenmaßes. Oldenburg, 1807, 4.
25. Probe einer Uebersetzung der Gedichte Ossian's aus dem gälischen Original. Temora, siebenter Gesang. Oldenburg, 1807, 4.
26. Portugiesische Christomathie für Anfänger, mit einem Wortregister. Leipzig, 1808, 4.
27. Catull's Attis, im Sylbenmaße des Originals übersetzt, mit kritischer Anmerkung. Oldenburg, 1808, 4.
28. Beitrag zu Schneider's Griechisch-deutschem Wörterbuche. Oldenburg 1808, 4. Zweiter Beitrag. Greifswald, 1813, 4.
29. Ueber die Abnahme des Fleißes der Studirenden auf Schulen und Universitäten. Oldenburg, 1804, 4.
30. Recension der Schütz'schen Ausgabe der Wolken des Aristophanes. In der Jenaischen Literaturzeitung, 1809, Juli.
31. Ossian's Fionnghal, erster Gesang, aus dem Gälischen, im Sylbenmaße des Originals. Im Deutschen Mercur, 1810, Mai.
32. Recension der Schrift des Hotibius (Bothe): Lectiones Aristophaneae. In der Jenaischen Literaturzeitung, 1810, Mai.
33. Ossian's Tighmora, erster Gesang, aus dem Gälischen, im Sylbenmaße des Originals. Im Pantheon. Berlin, 1810, Juli.
34. Ossian's Apostrophe an die Sonne, im Sylbenmaße des Originals, mit beigedrucktem Original. Oldenburg, 1810, 4.
35. Recension der Uebersetzungen des Macpherson'schen Ossian's. In der Jenaischen Literaturzeitung, 1810, Dezember.
36. Ueber Ossian's Fionnghal, G. 1, V. 7—33, mit beigedrucktem gälischen Original. Oldenburg, 1811, 4.
37. Ossian's Gedichte, aus dem Gälischen, im Sylbenmaße des Originals, mit Anmerkungen. Leipzig, 1811. 8 Bde.
38. Recension von Döderlein's Schrift: Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum. In der Jen. Litrz., 1814, Septbr.
39. Pindar's erste Olympische Ode, im Sylbenmaße des Originals übersetzt. Im achten Hefte der Kritischen Bibliothek. Hildesh., 1819.

40. Pindari carmina in usum praelectionum academicarum et scholarum. Leipzig 1820. Thl. 1.
41. Beitrag zur Erklärung des Liedes der Nibelungen, aus einer bisher unbenutzten Quelle. Abgedruckt im Greifswaldischen akademischen Archiv, Bd. 1, S. 99—105.
42. Gälische Sprachlehre in Vater's Vergleichungstafeln der europäischen Stammsprachen. Halle, 1822.

Manche Recensionen und kleinere Gelegenheitsschriften, z. B. Prooemia, zu dem Index scholarum in univ. Gryph. hab., worin Ahlwardt manche Chöre der griechischen Tragiker und des Aristophanes nach seinen metrischen Grundsätzen geordnet hatte, sind nicht mit aufgeführt.

Biographiſche Andeutungen.

Malte-Brun.

Malte-Konrad Brun, der seinen Ruf unter dem Namen Malte-Brun erworben, war nicht in dem Lande geboren, wo er berühmt wurde. Sein Vaterland war Jütland, und er stammt aus einer der ersten Familien des Landes. Man bestimmte ihn zuerst für den geistlichen Stand, er aber fühlte sich bald mächtig zu den Wissenschaften hingezogen. Anfangs gab er sich der Dichtkunst hin, und in seinen ersten Versuchen zeigt sich eine glänzende und farbenvolle Einbildungskraft, und er versprach in seinem Vaterland ein ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller zu werden. Anders wollte es das Geschick, denn Auszeichnung sollte ihm auf einem andern Weg, in einem andern Land und in einer andern Sprache zu Theil werden; aber böse Tage vergingen, ehe er dahin kam; er ertrug sie mit Festigkeit und Muth. Wir beschränken uns hier jedoch nur auf sein wissenschaftliches Leben.

Als der junge Malte-Brun nach Frankreich kam, kannte man die allgemeine Geographie als besondere Wissenschaft noch nicht. Deutschland, das sich in der nächsten Folge so bedeutend darin erhob, begann die rationellen und philosophischen Grundsätze der Wissenschaft aufzustellen, die später durch Ritter's Schule so berühmt geworden sind. Die Geographie der einzelnen Länder war in Deutschland schon seit geraumer Zeit in Ehren durch die verdienstlichen und gelehrten Arbeiten Brun's, Wahl's, Sprengel's und Ehrmann's. Durch einzelne Länderbeschreibungen wurden viele und treffliche Materialien zu einem umfassenden Gemälde des Erdballs zusammengetragen. Andere fleißige Männer folgten Büsching nach

und vervollkommneten den statistischen Theil der Erdbeschreibung. Der aufmerksame Beobachter konnte damals schon die künftigen Fortschritte der Wissenschaft erkennen. Malte-Brun sah noch weiter, er erkannte, daß er selbst diese Wissenschaft erschaffen könnte. Deutschland hat ein Recht sich Malte-Brun anzueignen, denn diesem Lande gehört er durch die Tiefe seiner wissenschaftlichen Forschungen, durch die reiche Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse: er kannte gleich genau die gelehrten Arbeiten der Deutschen und die Literatur des classischen Alterthums. Hierzu kam viel Einbildungskraft und Geschmack, eine seltene Klarheit der Ideen und die Kunst, sich schnell auszusprechen. Stark durch das Gefühl seiner intellectuellen Kraft und seiner Jugend, wandte sich Malte-Brun zu den geographischen Wissenschaften und erkannte in ihnen das Land, das er befruchten könnte.

Aber beim Beginnen seiner Laufbahn war er allein, ohne Vaterland, ohne Gunst, ohne Vermögen, und redete überdies die Sprache mit großer Schwierigkeit, worin er sich in der Folge so trefflich auszudrücken verstand, und alle Widerwärtigkeiten häuften sich auf seinem Haupt. Er glaubte, sich an einen bekannten Namen anschließen zu müssen. Deshalb wendete er sich an Mentelle, der ihn sehr gut aufnahm und mit Geschick benutzte. In dieser Verbindung waren aber die Kräfte nicht gleich; in der Geographie, welche die beiden Männer herausgaben, zeigte sich zwar Malte-Brun's Talent, aber niedergehalten durch die Mittelmäßigkeit seines Mitarbeiters. Nun breitete sich sein Ruf schnell in Frankreich aus. In Deutschland war er schon bekannt durch seine Verbindung und Correspondenz mit mehren Gelehrten. Das „Journal des débats“ ernannte ihn bald darauf zum Mitredacteur. Dadurch ward seine Lage so verbessert und sichergestellt, daß er sich ohne Besorgniß für die Zukunft seinen vielfachen Studien und Arbeiten hingeben konnte.

Durch ein unerwartetes Ereigniß ward seine Aufmerksamkeit und sein Fleiß auf Einen Punkt gelenkt. Siegend waren die Franzosen bis an die Ufer der Weichsel vorgedrungen; Jedermann schaute nach Sobieski's Königreich und wähnte, Frankreichs politische Klugheit werde es wieder ins Leben rufen und es als eine Vormauer zwischen den Norden und Süden hinstellen. Eine Darstellung Polens war daher ein Bedürfniß des Augenblicks; Malte-Brun wurde dazu aufgefodert, und nach 6 Monaten ungeheurer Arbeit war das Buch schon fertig. Kein geographischer Schriftsteller hatte sich bisher mit diesem weiten Land beschäftigt. Malte-

Brun unternahm also eine Art von Entdeckungsreise nach Polen, von dem das ganze übrige Europa fast nichts wußte. Nichts entging seinem weitreichenden Scharfblicke. Polen in allen seinen Epochen, von Piast bis auf unsere Tage, dessen natürliche Geographie, seine verschiedenen Einwohnerstämme, sein Ursprung, seine Sprache, seine Literatur, die Umgestaltungen in seinem bürgerlichen Leben, dessen heftige Stürme, sein langer Todeskampf und endlich sein politischer Tod: alles Dies stellt sich in trefflicher Sprache dar, und dabei berührt der Verfasser noch einige sehr interessante alterthümliche Fragen über den Ursprung der Slaven und Sarmaten u. s. w. So brachte Malte-Brun Licht in dieses Dunkel der alten Geographie. Die Professoren Gatterer in Göttingen und Niemczewsky in Wilna theilten überdies Malte-Brun gütig die reichen Materialien mit, welche sie jahrelang über Polen gesammelt hatten.

Niemand verkennt jetzt mehr die Wichtigkeit besonderer periodischer Schriften im Reich der Wissenschaften, und welche große Fortschritte man ihnen verdankt. Die Wissenschaften blieben wol nur darum so lange im Alterthum und in der neuern Zeit weit zurück, und ihre Fortschritte waren so langsam und einseitig, weil damals solche periodische Schriften nicht bestanden Ohne Centralvereinigungspunkt gehen die wissenschaftlichen Entdeckungen eines Jahrhunderts nicht auf die folgenden über; und wenn die Kritik nichts hat als Ueberlieferungen oder einige große und gelehrte Werke, die von Zeit zu Zeit erscheinen, so hat sie nicht Uebung genug und verliert alle Vergleichungspunkte.

Malte-Brun sah dies wohl ein und fand darin den Grund, warum die geographischen Wissenschaften in Frankreich weniger vorgerückt seien als in Deutschland, wo schon seit langer Zeit besondere Sammlungen für Geographie erschienen. Darum dachte er darauf, in seinem neuen Vaterland ein Gleiches einzuführen. Es erschienen unter seiner Leitung die „Annales de voyages“, betreffend Geographie und Geschichte, und nahmen durch ausgezeichnete Mitarbeiter in Frankreich und im Auslande bedeutend zu.

In dieser Zeitschrift sehen wir Malte-Brun wie einen unermüdlichen Riesen, theilnehmend an allen wissenschaftlichen Discussionen der letzten 20 Jahre, wobei er sich gleichsam vervielfältigte, um in keiner Art des Kampfs zurückzustehen. Seine Geschichte ist sozusagen die Geschichte der Wissenschaft selbst in dieser ganzen Zeit. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß er in seiner Kritik oft ungerecht und heftig

war und dann die wissenschaftliche Wahrheit und Würde seinen persönlichen Empfindungen nachsetzte.

Der glänzendeste Punkt seines Lebens, wo er alle Erwartungen übertraf, fällt aber in die Zeit, wo er seinen „Précis de la géographie universelle“ herausgab. Dieses Werk kann eigentlich mit keinem andern in diesem Fach verglichen werden; es war in jeder Beziehung neu, in Form, Sprache und Gedanken, denn es gibt das herrlichste und wahrste Bild der lebenden und beseelten Erde, mit ihren Städten, ihren Producten und historischen Erinnerungen. Malte-Brun wiederholte nicht, was bisher über die Geschichte der Geographie und ihre Epochen gesagt worden war; er gab ein philosophisches Gemälde vom Ursprung und Fortgang der Wissenschaft. So beginnt er die Geschichte der Geographie bei ihrer Wiege, unter Moses Zelt, übergibt sie dann Homer's Händen, wobei er die poetische Farbe des Sängers annimmt. Darauf erzählte er Herodot nach, was dieser Ehrenmann gesehen. Er fährt mit tyrischen und karthagischen Schiffen und sucht etwas von ihrer nautischen Kunst zu errathen. Es folgt die Erdbeschreibung im Gefolg von Alexander dem Großen, mit Berücksichtigung aller bisher bekannten orientalischen Quellen. Dann folgen Erathostenes, Strabo, Plinius und Ptolemäus mit ihren Ideen über die Erdkunde. Auf das Licht, das sie geben, oder doch zu geben bemüht waren, kommen vom Norden her und von den äußersten Punkten der Erde jene nachtbringenden Barbaren, die Alles bisher mühsam Aufgebaute über den Haufen stürzten. Es folgt dann die Nacht des Mittelalters; aber bald zeigt sich eine neue Morgenröthe für die Wissenschaft. Malte-Brun findet sie in den Lagern der Araber und auf den kleinen Schiffen der Skandinavier; sie zieht mit dem Sieg, das Kreuz nehmend, nach Asien, wird wieder abenteuerlich, wie zu Alexander's, und durch Wunder entstellt, wie zu Homer's Zeit. In der Folge sehen wir sie fern vom Waffengeräusch dem friedlichen Handel auf weiten Reisen folgen, im Dienst Derer, die nur Gewinn suchen. Endlich leitet die Magnetnadel ihre Schritte; sie wagt sich auf das weite Meer und schifft mit Colombo nach dem unbekannten Occident. Nun tritt sie mit der Kühnheit der neuen Nationen in Bund, mit Portugiesen, Spaniern, Genuesen, Venezianern, Holländern und Briten. Jedes Jahr bereichert ihr Reich, das in unsern Tagen unabsehbar groß wird.

Wenn man sich nur an aneinandergereihte Facta und Beobachtungen hält, so ist die Geographie nur ein trockenes

Alltagswerk. Dies läßt sich so wenig von Strabo's wie von Malte-Brun's Erdbeschreibung sagen. Er fühlte bald, daß die Trockenheit nur Folge abstracter Methoden ist, und er vermeidet sie sogar bei der Theorie des Erdballs, von der sie bisher unzertrennlich schien. Auch über die Schwierigkeiten partieller Beschreibungen wird er Herr, und dies zeigt zugleich, wie die Reflexion über das Herkommen siegt. Malte-Brun verbindet natürliche Methoden mit politischen Eintheilungen, und die Völker gemeinschaftlichen Ursprungs treten bei ihm unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammen. Wenn aber dies Band fehlt, so bringt er Provinzen und Reiche in natürliche Grenzen zusammen. Wie die Natur, so ist auch sein Gang und seine Darstellung malerisch und voll Mannichfaltigkeit; er kennt nichts Absolutes, und für jeden Gegenstand hat er andere Formen. Kommt er in ein wohlangebautes Land, so beschreibt er sorgfältig die Erzeugnisse der fruchtbaren Erde; zeigt sich aber eine Wüste, oder ein rauhes Gebirgsland, so hält er sich an die großen Naturzüge des Landes. Der trockenen Topographie weiß er Reiz zu geben, indem er die Städte nach ihrer Wichtigkeit ordnet und in ihre Beschreibung Züge aus ihrer Geschichte und aus ihrem innern Leben einflicht. Ein anderes Mal schifft er von einem Ufer zum andern und geht dabei auf interessante Controverspunkte der vergleichenden Geographie ein. Er spricht nie von mächtigen Nationen, ohne sich bei den Ursachen ihres Emporkommens, bei den Epochen ihrer Größe, bei ihren Hülfsquellen und ihren politischen Interessen aufzuhalten. Beschäftigen ihn aber wilde Völker, so zeigt er die Meisterschaft seines Pinsels in dem Gemälde ihrer Sitten, ihrer Kleidung, ihrer Gesichtszüge und ihrer ganzen Lebensweise. Ueberall spricht er zum Gedanken und zur Einbildungskraft und gibt so der lange vernachlässigten Wissenschaft ihren wahrhaften Charakter, ihren eigenthümlichen Reiz zurück. Dies ist mit wenigen Worten der Geist, der herrschende Gedanke, die großen charakteristischen Züge des „Précis de géographie“. Darnach läßt sich der große Erfolg dieser Arbeit und ihr Einfluß auf die Behandlung der Geographie beurtheilen.

Wissenschaftliche Werke haben das Eigenthümliche, daß sie bald veralten, statistische Zahlen und Angaben werden noch früher unbrauchbar, kaum geschrieben, sind sie auch schon nicht mehr gültig. So ist es aber nicht mit den Schriften, wo große Ansichten und hohe Speculation durch den Reiz der Diction unterstützt werden und gleichsam die

einzelnen und veränderlichen Angaben stützen und tragen. Solche Werke trotzen der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft; wie literarische Monumente ihrer Zeit stehen sie da; so Malte-Brun's „Précis".

Malte-Brun verdient auch als politischer Schriftsteller Aufmerksamkeit. In dem Labyrinth der politischen Kritik zeigte er, wiewol ohne Vermögen, eine schroffe Unabhängigkeit, die alles Interesse und alle Vorsicht auf die Seite setzte; ebensowie in seiner Wissenschaft. Immer hat diese jeden Augenblick zu bedauern, den er ihr entzog, zumal da Malte-Brun zu viel Einbildungskraft hatte, um ein guter Politiker zu sein. Diese Richtung seiner Thätigkeit vervielfältigte nur seine Arbeiten, und er gab darin oft zudringlichen Menschen nach, die seine Gefälligkeit dadurch in Anspruch zu nehmen wußten, daß sie die Geographie geschickt in den Vordergrund stellten. Solchen Bitten konnte er dann nicht widerstehen, denn diese Wissenschaft war die Königin all seines Denkens und Fühlens; er sparte sich den Schlaf ab und überhäufte sich mit Arbeiten, die nur zur Erhebung Anderer dienten. Indessen legte er doch die Hand an sein eignes Werk und arbeitete unausgesetzt daran. Der sechste Band des „Précis" erschien 1825, und mit unsäglichem Fleiß war er mit dem siebenten beschäftigt. *) Daneben aber setzte er doch eine Menge anderer Arbeiten fort, die er einmal auf sich geladen hatte.

Daher war seine Gesundheit schon seit geraumer Zeit schwankend und endlich beunruhigend und ward es täglich mehr. Seine Kräfte nahmen merklich ab; aber Ruhe hätte sie wol wiederherstellen können, wenn Malte-Brun nicht jeden klugen Rath in dieser Beziehung von sich gewiesen hätte. Nun nahm sein Uebel immer zu, und schon war fast keine Hoffnung mehr, als ihn die Leidenschaft der Wissenschaft noch ganz beherrschte. Am 14. Dezember 1826, 2 Stunden vor seinem Tode schrieb er noch mit fester Hand und voller Geistesfreiheit einen Artikel für das „Journal des débats" über Balbi's Werk.

Ein heftiger Schlag entriß ihn schnell seiner Familie, die nichts von ihm erbte als einen in Europa berühmten

*) Dieser, von einem andern Gelehrten vollendete Band ist im Jahr 1828 erschienen.

D. Red.

Namen; aber edel und großmüthig wurde von manchen Seiten her für die Hinterbliebenen gesorgt. *)

*) Noch verdanken wir dem fleißigen und mehr geistreichen als sorgfältig prüfenden Malte-Brun die 1828 von J. A. Nachet herausgegebenen „Mélanges scientifiques et littéraires“. Sie enthalten Malte-Brun's Urtheil über die wichtigern, während seiner Anwesenheit in Paris in Frankreich und anderwärts erschienen Reisewerke, nebst vielen historischen und literarischen Aufsätzen. Auch diese „Mélanges“ sprudeln von der Malte-Brun auszeichnenden Gedankenfülle, Einbildungskraft und Gelehrsamkeit.

D. Red.

Jakob Glatz,

k. k. Consitorialrath augsb. Conf. in Wien.

Jakob Glatz, geboren am 17. November 1776 zu Poprad, einer von lauter Deutschen bewohnten zipser Kronstadt in Oberungarn, erhielt seine Gymnasialbildung an den protestantischen Lyceen zu Kesmark und Preßburg, in welcher letztern Stadt er eine deutsche Gesellschaft unter den Studirenden gründete, mit Salzmann, dem Stifter und Director der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, einen Briefwechsel anknüpfte und mit seinen ersten schriftstellerischen Versuchen (einer Elegie und einer Rede auf den Tod des ausgezeichneten und hochverdienten Rectors Stretsko sowie einem Lehrgedichte über Erziehung) auftrat. Er widmete sich der Theologie, predigte schon als Gymnasiast sehr fleißig, und nachdem er in Preßburg den philosophisch-theologischen Cursus beendigt hatte, bezog er zu Anfange des Jahres 1796 die Universität Jena, wo er durch die Vorträge eines Griesbach — in dessen Hause ihm späterhin so manche genußvolle Stunden zu Theil wurden —, Paulus, Fichte, Schütz, Lange, Schmidt, Voigt, Woltmann, Loder, sowie bei seinen spätern Besuchen daselbst auch durch die Vorlesungen eines Schelling, A. W. Schlegel und und anderer Professoren zu wissenschaftlichen Forschungen nicht wenig aufgeregt wurde. Angestrengter Fleiß bei seinen Privatstudien brachte ihn noch weiter, und eine innige Verbindung mit mehren geist- und herzverwandten Freunden, besonders mit den nachherigen Superintendenten Joseffi und Bredetzky, belebte ihn dabei für alles Bessere und Edlere. Zu Ende des Jahres 1797 folgte er einem Rufe als Erzieher nach Schnepfenthal, um da die berühmte Salzmann'sche Erziehungsanstalt näher kennen zu lernen und von dieser

Kenntniß einſt im Vaterlande Gebrauch zu machen. Wohlthuend ſprach ſein Herz der in dieſer Anſtalt herrſchende Geiſt ſtrenger Sittlichkeit und Ordnung an, und da er als fleißiger Mitarbeiter an der „Pädagogiſchen Bibliothek" ſeines Freundes Gutsmuths die Bedürfniſſe in dieſem Zweige der Literatur näher kennen lernte, ſo veranlaßte ihn dies, als Erziehungsſchriftſteller aufzutreten. Seiner Abſicht nach ſollten ſeine Schriften für die Jugend ſich durch einen reinſittlichen Inhalt, eine correcte edle Sprache und eine lebhafte, anziehende und dabei leicht faßliche Darſtellung auszeichnen und überhaupt ſo beſchaffen ſein, daß ſchon der Name des Verfaſſers auf dem Titel als Bürgſchaft für die Unanſtößigkeit, Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Inhalts angeſehen werden könne. Dies wurde auch vom Publicum ſichtbar anerkannt, und ſeine Schriften, deren Geſammtzahl ſich über 100 Bände beläuft, und von denen mehre unter dem Namen Jakob Stille erſchienen ſind, fanden eine ausgezeichnet gute Aufnahme. Viele der berühmteſten deutſchen Pädagogen gaben ihm ihren Beifall zu erkennen; Campe, mit dem er perſönlich bekannt war, ſuchte ihn bei einer literariſchen Unternehmung als Hauptmitarbeiter zu gewinnen, und Salzmann erklärte ihn in einer ſeiner Schriften für einen der erſten und verdienteſten Jugendlehrer Deutſchlands. Im Genuſſe großen Vertrauens von Seiten des Directors Salzmann und der innigſten Freundſchaft der vorzüglichſten ſeiner Mitarbeiter, lebte und wirkte er bis zum Jahre 1804 in Schnepfenthal, wo er auf Salzmann's wiederholt ausgeſprochenen Wunſch ſich für immer häuslich niedergelaſſen hätte, wenn er nicht durch Vaterlandsliebe und die Liebe zu den noch lebenden Aeltern beſtimmt worden wäre, zu Anfange des gedachten Jahres einem Rufe nach Wien als Lehrer an der daſigen proteſtantiſchen Schulanſtalt zu folgen, wo er ſchon nach Einem Jahre zum dritten und bald darauf zum zweiten Prediger der evangeliſche Gemeinde augsb. Conf. gewählt und von dem Kaiſer zum geiſtlichen Rathe des k. k. Conſiſtoriums für ſämmtliche evangeliſche Gemeinden augsb. Conf. in den deutſchen Staaten des öſtreichiſchen Kaiſerthums ernannt wurde. In dieſem neuen, ausgedehnten Wirkungskreiſe ſuchte er, immerfort das Wahre und Rechte im Auge behaltend, ſo viel zu nützen, als Kraft und Umſtände nur immer zuließen. Seine amtliche Stellung führte ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten an die Stufen des Throns und verſchaffte ihm die hohe Freude, Zeuge der väterlichen und huldvollen Geſinnungen zu ſein, mit welchen Kaiſer Franz I. auch ſeine prote-

ſtantiſchen Unterthanen umfaßt. Auf das deutſch-erbländiſche Schul- und Studienweſen hatte er immer einen beſondern Einfluß, einen nicht geringern Antheil aber auch an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten. Durch die Herausgabe eines evangeliſch-chriſtlichen Geſangbuches für evangeliſche Gemeinden und einer neuen Kirchenagende half er einem ſtarkgefühlten Bedürfniſſe ab. Sowie ſeine Jugendſchriften *), ſo hatten auch ſeine ſpätern homiletiſchen und aſcetiſchen Schriften, beſonders ſein „Andachtsbuch für gebildete Familien", das in kurzer Zeit 5 ſtarke Auflagen erlebte, die „Hauspoſtille für religiösgeſinnte Familien", das „Troſtbuch für Leidende, mit den Beiſpielen von Leidenden und Unglücklichen", das „Gebetbuch für den evangeliſchen Bürger und Landmann", ſein „Beicht- und Communionbuch", „Der weiſe Chriſt in böſen Tagen", ſeine „Nachrichten über die Feier des dritten Reformationsjubelfeſtes in den öſtreichiſchen Staaten", die dabei gehaltenen Jubelpredigten u. a. m. ſich nach allen Seiten hin der günſtigſten Aufnahme zu erfreuen. Beiweitem die meiſten ſeiner Werke ſind in fremde Sprachen, ins Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche, Holländiſche, Slavoniſche, Ungariſche, Polniſche und Serbiſche überſetzt und faſt alle vielfach nachgedruckt worden. **) Von mehren gekrönten Häuptern wurden ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte durch ehrenvolle Auszeichnungen gewürdigt, und als er ſich durch ſeinen ſchwankenden Geſundheitszuſtand veranlaßt ſah, im Jahre 1816 die für ihn mit zu großen Beſchwerden verbunden geweſene Predigerſtelle niederzulegen, belohnte ſein Monarch die Verdienſte, die er ſich auch als Staatsbeamter erworben, durch eine Perſonalgehaltszulage und erhielt ihn dadurch auf ſeiner Stelle als Conſiſtorialrath, in welcher Eigenſchaft er noch immer fortwirkt.

*) Z. B. „Minona", „Iduna", „Theone", „Allwina", „Roſaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda", „Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn", „Julius von Klarenau", „Die Familie von Karlsberg", „Franz von Lilienfeld", „Die erzählende Mutter", „Das rothe Buch", „Die Familie Grünthal", „Das naturhiſtoriſche Bilder- und Leſebuch" u. ſ. w.

**) Die „Annalen der öſtreichiſchen Literatur und Kunſt" redigirte er 2 Jahre lang; auch enthalten mehre kritiſche und andere Zeitſchriften Beiträge von ihm.

James Watt,

der Erfinder der Dampfmaschine.

James Watt, ein Mann, der durch die Auffindung und Anwendung einer der gewaltigsten Naturkräfte zum Dienste des menschlichen Gewerbfleißes diesen Theil unserer Thätigkeit beinahe völlig umgebildet und ihm eine Bahn eröffnet hat, die zu unabsehbaren Resultaten zu führen verspricht, indem jene Erfindung dem Willen des Menschen eine Naturkraft unterwarf, die an Gewalt weder dem Wasser, noch dem Winde, noch dem Feuer nachsteht. — James Watt verdient es, zu den größten Wohlthätern des Menschengeschlechts gezählt zu werden.

Dieser Mann wurde 1736 zu Greenock in Schottland geboren, wo sein Vater einem bedeutenden Handelsgeschäft vorstand und mehre obrigkeitliche Würden bekleidete. Großvater und Oheim Watt's hatten sich als Mechaniker und Mathematiker einen Namen und Ansehen erworben, und die Speculation über die Anwendung mechanischer Kräfte zum Dienst des Gewerbfleißes schien ein Besitzthum seiner Familie zu sein, das sich früh und in vollstem Maße auf unsern James vererbt hatte. Später ward er groß und ausgezeichnet in beinahe allen Zweigen des Wissens; allein in der Kenntniß der angewandten Mathematik und der Kunst des Ingenieurs überhaupt hatte Watt in ganz Europa nicht Seinesgleichen. James begann seine Studien in seiner Vaterstadt, und schon hier zeigte sich seinen Lehrern die entschiedene Richtung seines Geistes zu praktischen Forschungen in der Wissenschaft, die später das Feld seiner weltgeschichtlichen Thätigkeit werden sollte. In seinem achtzehnten Jahre kam er nach London zu einem berühmten Erbauer mechanischer Instrumente, der

sein Lehrer in dieser Kunst wurde. Eine schwächliche und leidende Gesundheit nöthigte ihn jedoch bald nachher zur Rückkehr in das väterliche Haus, und der ganze Unterricht, den Watt je in seiner Kunst genoß, war so vor seinem zwanzigsten Jahr beendet. Alles, was er später erreichte, verdankte er demnach sich selbst, seinem regen Geist und den glücklichen Gaben, die die Natur mit freigebiger Hand ihm zugetheilt hatte: seinem forschenden Auge, seinem erfindungsreichen Geiste, seiner Ausdauer und seiner unermüdeten Thätigkeit. Im Jahre 1757 zog James nach Glasgow und wurde zum Instrumentenbauer bei der Universität daselbst ernannt. In dieser Stellung blieb er mehre Jahre mit Studien und Forschungen in seiner Wissenschaft beschäftigt, vermählte sich im Jahre 1764 mit seiner Cousine, Miß Miller, und gründete nun als Ingenieur zu Glasgow sein Hauswesen. Sein Ruf als solcher war bald so verbreitet, daß die Behörden sein Gutachten über mehre große Canalbauten, welche man in Schottland beabsichtigte, einholten und würdigten. Es war sein Project, welches dem großen caledonischen Canal zum Grunde gelegt wurde, durch welchen zwischen den Meeren im Westen und Osten von Schottland eine Verbindung mitten durch das Land eröffnet wurde. Auch die Verbindung zwischen dem Forth und der Clyde, an der noch vor einigen Jahren fortgebaut wurde, war nach seinen Entwürfen begonnen. Mitten unter diesen verdienstvollen Arbeiten gab ein Zufall den Studien und den Forschungen Watt's eine völlig neue Richtung und wies ihn auf die Bahn hin, die seinen Namen zu unvergeßlichem Nachruhm und ihn selbst durch Mühe und Kummer endlich zu Ansehen und Reichthum führen sollte. Schon seit etwa einem Jahrhundert bediente man sich in Schottland der Wasserdämpfe als einer bewegenden Kraft, um in den schottischen Bergwerken das Minenwasser emporzuheben und auszupumpen. Die Maschinen zu diesem Zweck waren im höchsten Grade unvollkommen, kostspielig und unzweckmäßig eingerichtet. Ein Modell einer solchen Maschine befand sich zum Unterrichte junger Mechaniker auf der Universität zu Glasgow und war durch langen Nichtgebrauch in Verwirrung gerathen. Man übergab es Watt, um es so viel als möglich wieder in Ordnung zu bringen und das Schadhafte daran auszubessern. Watt war von jetzt an Tag und Nacht mit diesem Modell beschäftigt. Bald hatte er erkannt, daß 2 Drittheile der treibenden Kraft des Dampfes durch die Berührung mit dem kalten Wasser ungenutzt verloren gingen. Zur Ersparung dieser 2 Dritt-

theile der bewegenden Kraft und des Materials, das sie erzeugte, erfand er die sinnreiche Vorrichtung des Condensators und die leitenden Gänge, welche den Dampf abwechselnd ausströmen lassen und wieder zu neuem Dienst in den Hauptcanal hineinleiten, während er sonst nach einmaligem Gebrauch verloren ging. Eine zweite Haupterfindung folgte dieser ersten auf dem Fuße nach. Bis dahin bediente man sich nämlich des Drucks der atmosphärischen Luft, um das Druckwerk wieder in den Stiefel der Maschine hinabzustoßen; zu diesem Zweck mußte der Stiefel selbst immer kalt gehalten werden, um der Hitze der Dämpfe das Gegengewicht zu halten, und die so beständig erhitzte und abgekühlte Maschine bedurfte einer großen Feuerung, um überhaupt im Gange zu bleiben. Watt erfand ein Mittel, die atmosphärische Luft zu entbehren und das Druckwerk durch die bloße Kraft des Dampfes im Auf- und Absteigen zu erhalten, indem er den Dampf abwechselnd auf die eine und auf die andere Seite des Druckwerks zu wirken nöthigte. Nun konnte er den Stiefel selbst luftdicht verschließen, brachte ihn nicht mehr abzukühlen und ersparte auf diese einfache Weise die volle Hälfte der Feuerung. Die Masse des zum Betriebe der Maschine nöthigen Dampfes und des Brennmaterials, das dazu erfoderlich war, und die Masse des Wassers, dessen er zur Verdichtung des Dampfes bedurfte, wurde jetzt einer mathematischen Rechnung unterworfen, und der Gang der neuerfundenen Maschine war nun geregelt. Eine neuerfundene Maschine war es in der That, welche Watt jetzt lieferte, da in ihr von der alten Erfindung, die seit einem Jahrhundert fast ohne alles Resultat in Vergessenheit schlummerte, beinahe nichts als die Idee des Gebrauchs der Dämpfe, als einer treibenden Kraft, wiederzufinden war. Watt war der Erste, der diese Idee zu einer praktisch nutzbaren umschuf und mittelst seiner neuen Erfindungen die ganze Gestalt dieser in ihren Folgen unberechenbaren Entdeckung umgestaltete.

Allein nichts ist schwerer, als die Menschen dahin zu vermögen, die Opfer zu bringen, welche die erste Ausführung einer neuen Erfindung, vor Allem in der Mechanik, fast nothwendig erfodert. Watt war von Natur zurückhaltend, suchte die Gesellschaft wenig auf; schüchtern von Charakter und immer der Erste, an seinem Verdienst zu zweifeln, war er wenig geschickt, die Wichtigkeit seiner Erfindungen der Welt vor Augen zu stellen, und wäre der Zufall ihm mit seiner Gunst nicht zu Hülfe gekommen, so ist aller Grund dafür da, zu glauben, daß seine schöne Entdeckung mit ihm selbst

in Vergessenheit und Nichtachtung verfallen wäre. Die zufällige Bekanntschaft mit einem unterrichteten und bemittelten Mann, dem Dr. Roebuck, sollte diese Erfindungen zum Besten der Welt vor Vergessenheit schützen. Diesem Manne theilte Watt seine neuen Ideen mit, er fand Unterstützung bei ihm und trat mit ihm in eine Verbindung, die ihn in den Besitz einiger Geldmittel setzte, welche die Ausführung seiner Ideen fast bis zur Vollendung förderten. Doch auch sie waren bald erschöpft, und von Neuem drohten Watt's Arbeiten in Stocken zu gerathen, als einer der angesehensten Fabrikherren von Birmingham, Matthias Boulton, von Watt's Versuchen Nachricht erhielt, sie zu würdigen verstand und sich entschloß, die sinnreichen Erfindungen Watt's mit seinem ganzen Vermögen zu unterstützen. In dieser neuen Verbindung mit dem aufgeklärten, einflußreichen und vermögenden Boulton war Watt im Stande, seine Schulden zu berichtigen, seine Maschine zu vollenden und diese endlich zu Soho, in der Nähe von Birmingham, in Thätigkeit zu setzen. Allmälig ward die neue Maschine von allen Sachverständigen in ihren wesentlichen Vorzügen erkannt und gewürdigt. Watt und Boulton erbauten deren nun in Menge auf die Bedingung, ein Drittheil des Gewinnstes, den die neue Maschine gegen die alte durch Ersparung des Brennmaterials gewährte, als Benefiz zu genießen; und dies Drittheil erhob sich in den Kohlenminen von Chacewater, wo es einer sehr starken Betriebskraft bedurfte, bald zu dem Betrage von 800 Pf. St. jährlich für die Erbauer der Maschine, sodaß die Bergwerksbesitzer das Doppelte dieser Summe gewannen. Aus Cornwallis, wo das Material in höhern Preisen steht, liefen nun zahlreiche Bestellungen ein, und Watt's Ruf und sein Gewinn wuchsen täglich an. Zu dieser Zeit hatte der erfindungsreiche Mann einen ebenso sichern als sinnreichen Weg entdeckt, die Summe zu berechnen, welche ihm nach jener obengedachten Bedingung zukam; er berechnete auf das genaueste die Masse des Materials, die er zur Hervorbringung einer bestimmten Anzahl von Stößen seines Druckwerks bedurfte, verglich diese Masse mit der bei den alten Maschinen zu einer gleichen Anzahl von Stößen erfoderlichen Masse des Brennmaterials und brachte nun in den Maschinen selbst eine Vorrichtung an, welche die Zahl der Stöße seines Druckwerks zählte und anzeigte. Dieser Regulator wurde in einer eisernen Kiste verschlossen, zu der er den Schlüssel behielt, und ein Beauftragter von ihm reiste nun beständig an allen den Orten umher, für welche er Maschinen erbaut hatte,

öffnete die Kiste und notirte die Zahl der Bewegungen, welche die Maschine in einem gegebenen Zeitraum gemacht hatte, worauf dann eine einfache Berechnung den Betrag seines Benefizes ergab. Bald erlangte nun Soho, wo Watt die erste Dampfmaschine erbaut hatte, den Ruf einer Hohenschule für alle Mechaniker und Ingenieurs Englands. Einheimische und Fremde in Menge fanden sich hier ein, um von den neuen Erfindungen und den Lehren des großen Meisters in der Mechanik Nutzen zu ziehen. So erschien hier im Jahre 1779 der ältere Périer aus Paris, erbaute unter Watt's Aufsicht eine Dampfmaschine und bereicherte Frankreich zuerst mit dieser neuen Erfindung, welche in Chaillot sogleich in Thätigkeit trat. Der Neid erwachte nun und folgte wie immer dem glücklichen Erfolge; man bestritt dem verdienstvollen Watt die Ehre einer so außerordentlichen Erfindung, und der würdige Mann hatte 20 Jahre hindurch gegen diese Anfeindungen seines Ruhmes zu kämpfen, bis endlich im Jahre 1799 der Gerichtshof der Kingsbench ihn in einem förmlichen Urtheil für den einzigen und eigentlichen Erfinder der Dampfmaschine erklärte und ihm so den Sieg über seine Feinde sicherte.

Unterdeß war bis zum Jahre 1800 hin der Gebrauch der neuen Dampfmaschine auf die Hebung und Auspumpung des Minenwassers beschränkt geblieben. In diesem Jahre fiel Watt zuerst auf den Gedanken, die treibende Kraft des Dampfes auch auf Mühlwerke anzuwenden. Die Sache hatte ihre eignen und neuen Schwierigkeiten; die gewöhnlichen bewegenden Kräfte von Mühlwerken, Wind und Wasser, kosteten nichts, und die Dampfmaschine, so sehr auch die Kosten ihres Unterhalts vermindert worden waren, machte immer ansehnliche Auslagen dafür nöthig. Watt hatte erkannt, daß es, um ein Mühlwerk in Bewegung zu setzen, nur eines Wirbels bedurfte, der den halben Umschwung durch den Stoß seiner Maschine erhielt; die zweite Hälfte des Umschwungs wurde alsdann durch die natürliche Kraft des Rades von selbst bewirkt. Er richtete seine Versuche daher darauf, 2 Maschinen so in Verbindung zu bringen, daß das Gegengewicht des einen Rades immer die Bewegung des andern vollendete; andere Verbesserungen und Vereinfachungen folgten diesen ersten Ideen und beschäftigten den sinnreichen Geist des Mannes länger als ein Jahr hindurch. Während er jedoch noch mit seinem Modell in der Arbeit begriffen war, mußte er zu seinem Schmerz hören, daß ein gewisser Rickards in Birmingham ein Mühlwerk erbaut habe,

das von Dämpfen getrieben werde, und zwar nach den alten Grundsätzen der Dampfmaschine. Watt verschaffte sich eine Ansicht dieses neuen Werkes und fand darin zu seinem nicht geringen Erstaunen seine eignen Ideen verwirklicht; ein untreuer Arbeiter, auf den er sich verließ, hatte an Rickards seine Zeichnungen verkauft, und da dieser unterdeß ein Erfindungspatent zu erlangen gewußt hatte, so sah Watt sich um die Früchte seiner unabläßigen Bemühungen, seiner Nachtwachen und seiner Aufopferungen betrogen. Doch ein solcher Unfall, weit entfernt den immer thätigen Geist dieses seltenen Mannes, wie dies bei geringerer Kraft natürlich gewesen wäre, abzuspannen, erhöhte und kräftigte vielmehr die unerschöpfliche Erfindungsgabe Watt's. Er sah ein, daß er seine bisherigen Ideen völlig aufgeben müsse, wenn er nicht von dem Range eines Erfinders in der Mechanik in den Augen der Welt zu dem eines bloßen Nachahmers herabsinken wolle. Eine neue Bahn mußte eröffnet werden, und Watt sann nun Tag und Nacht darauf, wie er seinen Entdeckungen einen ganz neuen Charakter, zugleich mit noch umfassenderer Wirksamkeit in der Anwendung und größerer Nutzbarkeit für die Interessen des Gewerbfleißes, geben könnte. Dies Sinnen und Nachdenken gab einer neuen außerordentlichen Erfindung den Ursprung: Watt erfand die sogenannte Sonnen- und Planetenbewegung der Mühlenwirbel, eine Bewegung, die beiweitem complicirter als seine erste Erfindung und in der That zu schwer zu beschreiben ist, als daß wir dies ohne Hülfe von Zeichnungen hier versuchen sollten. Zu gleicher Zeit ersann der Künstler eine Reihe von Anwendungen seiner ersten Idee, der Radbewegung, für den Gebrauch in mehren Zweigen der Industrie. Schon 1779 hatte er die Copirmaschine, vermittelst zweier Cylinder, die sich über ein angefeuchtetes Blatt hinbewegen und so einen Abdruck des Geschriebenen bewirken, erfunden, eine Maschine, welche sich bald eines großen Beifalls zu erfreuen hatte und ihm einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Andere Erfindungen, wie die Berthollet's mit dem acide muriatique, fanden an ihm einen ersten Verbreiter in England. Unterdeß ging sein Hauptgeschäft, die Erbauung und die allmälige Vervollkommnung seiner neuen Dampfmaschine ununterbrochen fort. Watt war jetzt 65 Jahre alt, im Besitz eines wohlbegründeten Ruhmes und eines ansehnlichen Vermögens, als er sich von dem mit Boulton bis 1800 fortgeführten Geschäft zurückzuziehen und seinen Sohn in Verbindung mit dem jüngern Boulton die Stelle der Väter einnehmen zu

lassen beschloß. Ein heftiger periodischer Kopfschmerz, die Frucht einer allzu anhaltenden geistigen Anstrengung, machte ihm Ruhe zum Bedürfniß. Sein Alter war das eines Mannes, der im Bewußtsein, viel gethan zu haben, sich der Früchte dieser Thätigkeit erfreut. Umringt von allgemeiner Hochachtung, als Mitglied der königlichen Societäten von Edinburg und London und Ehrenmitglied des französischen Instituts hoch angesehen, geliebt von seinen zahlreichen Freunden und selbst das Urbild eines angenehmen und liebenswürdigen Greises, verlebte er seine letzten Tage im Schooße einer mit allen wohlverdienten Freuden des Alters ausgestatteten Ruhe. Im Jahre 1817 unternahm Watt eine letzte Reise in seine stets geliebte Heimath; nach seiner Rückkehr aus Schottland ward seine Gesundheit schwankend, und er starb endlich den 25. August 1819, 84 Jahre alt, auf seinem Landgute Heatfield bei Birmingham, dem Schauplatz seiner verdienstreichen Lebensthätigkeit.

James Watt war fast in jeder Beziehung ein außerordentlicher und seltener Mann. Mit einem Scharfblick ohne Gleichen, einem Gedächtniß von wunderbarer Kraft und einem seltenen Geist der Ordnung verband er eine Belesenheit und eine Masse von Kenntnissen, wie es nicht oft einem Sterblichen vergönnt ist sie in sich zu vereinigen. Der Umfang seines Wissens war außerordentlich; Wenige kamen ihm darin gleich, und fast Niemand in der schwierigen Kunst, von Dem, was er wußte, klare und überzeugende Rechenschaft zu geben, oder das Verwickeltste selbst dem ungeübten Verstande begreiflich zu machen. Und dies war nicht etwa blos in seiner eignen Wissenschaft, der Mechanik, und in den ihr verwandten, der Physik und Chemie, die er in ihrem ganzen Umfang besaß, der Fall, sondern auch in den fernliegenden Wissenschaften der Alterthumskunde, der Medizin, der Baukunst, der Rechtsgelehrsamkeit, ja selbst der Musik. Die Sprachen Europas waren ihm vertraut, er kannte genauer, als dies in England gewöhnlich ist, die Literaturen des Auslandes. Die philosophischen Systeme Deutschlands waren ein Lieblingsstudium seines Alters; er kannte und urtheilte günstig und treffend über die deutsche Poesie. Watt's Geist war in der That eine wahre Encyklopädie des Wissens; was auch vor ihm zur Discussion kam, er verbreitete Licht und Belehrung darüber, und dies immer in einer so bescheidenen und durchsichtigen, klaren Weise, daß seine wissenschaftliche Unterhaltung die Freude aller Derer war, die sich ihm nahten.

Es kann Erstaunen erregen, daß die Regierung Englands von den Talenten eines so außerordentlichen Mannes, wie Watt war, nicht einen bessern Gebrauch zu machen wußte; allein in England ist es überall mehr das Volk als die Regierung, welches große Männer belohnt. So war es denn auch das Publicum, welches auf den Ruf einiger besondern Feunde Watt's im Jahre 1824 zur Theilnahme an einer Subscription herbeieilte, deren Zweck es war, dem verewigten Erfinder der Dampfmaschine, welche um diese Zeit anfing, die volle Aussicht auf die unberechenbaren Wohlthaten zu eröffnen, die sie dem englischen Gewerbfleiße gewährte, ein Denkmal zu errichten. Dies Monument sollte in einer zu Birmingham aufzustellenden Bildsäule bestehen. Der König nahm an dieser Subscription mit 500 Pf. St. Theil; Lord Liverpool, damals Premierminister, saß als Präsident der Versammlung der Verehrer Watt's vor, und Peel, der Finanzminister, war es, der darin eine begeisterte Rede zum Lobe des Verewigten hielt. „Ich würde mich des Undanks gegen das Andenken des seltenen Mannes schuldig machen", sagte der Minister, „dem diese Sitzung gewidmet ist, nähme nicht auch ich das Wort über ihn. Ihm und seinem erfinderischen Geiste verdankt meine Familie, verdanke ich selbst Glück und Vermögen; ohne ihn wäre ich nichts. Der Gewerbfleiß, von dem mein Haus seinen Wohlstand empfing, die Baumwollenspinnerei, erhielt durch ihn ein neues Leben. Vor seiner Zeit wurde dieser Zweig des heimischen Gewerbfleißes zerstreut, von einzeln wohnenden armen Leuten ausgeübt, matt und fast ohne Ertrag. Watt versammelte die zerstreuten Kräfte zuerst, gab ihnen eine neue, wirksamere Betriebskraft als die bisher gebrauchte und wurde so der Schöpfer eines neuen, vor ihm unbekannten Wohlstandes und neuer Hülfsquellen für unser Vaterland. Er adelte das Gewerbe durch Reichthum und erhöhte die Mittel und den Ruhm Englands; und so wird diese Versammlung, welche den Dichter wie den Krieger, den Staatsmann wie den Gelehrten beschützt, die Asche eines Mannes zu ehren eilen, der mehr als Krieger, Dichter und Gelehrte zum Wohle unseres Vaterlandes beitrug".

Doch mehr als die bewilligte Bildsäule werden die Reichthümer, welche Watt's neue Erfindungen über England in kurzer Zeit verbreiteten, das Andenken an den außerordentlichen Mann erhalten, dessen ganzes Leben dem Wohle der Menschheit im Großen geweiht war. Wir können hier nicht darauf eingehen, einen Ueberblick der unermeßlichen Verände-

rungen im Zustande des Gewerbfleißes zu liefern, welche seine Erfindungen hervorriefen; allein das müssen wir doch als ein einzelnes Denkmal zu dieser Schätzung hier bemerken, daß man gegenwärtig in Großbritannien über 6000 Dampfmaschienen zählt, deren Summe an Kraft die von einer Million Pferde *) oder von 2½ Millionen Menschen aufwiegt, welche, durch die Dampfmaschine entbehrlich geworden, andern Zweigen des Gewerbfleißes oder des Ackerbaues haben zugewendet werden können, und deren Unterhalt von den Kosten des englischen Gewerbfleißes nun abgerechnet werden muß.

*) In Cornwallis namentlich gibt es einzelne Dampfmaschinen von 1000 Pferde Kraft, welche eine Masse von 50 Millionen Pfund Wasser einen Fuß hoch erheben, und zwar mittelst eines einzigen Scheffels Kohlen.

Miszellen.

Benjamin Constant.*)

Benjamin Constant de Rebecque stammte aus einer durch den Widerruf des Edicts von Nantes aus Frankreich verbannten Familie, zu der jener Rebecque gehörte, welcher in der Schlacht bei Coutras (1587) Heinrichs IV. Leben rettete. Sein Vater Samuel **), der als General in holländischen Diensten gestanden hatte, zog sich im späten Alter nach der Schweiz zurück, wo er die Milizen befehligte; dort wurde ihm 1767 in Lausanne sein Sohn Benjamin geboren. Er schickte ihn auf das Carolinum in Braunschweig und ließ ihn dann die Rechte studiren, bis er ihn bei seiner Rückkehr nach Paris 1791 mit sich nahm. Der junge Constant schloß sich an die ausgezeichnetsten Republikaner der Zeit, an Louvet, Daunou, Chénier an und trat im Jahre 1796 vor den Rath der Fünfhundert, um den Namen und die Rechte französischer Bürger für seine durch Ludwig XIV. vertriebenen Glaubensgenossen zurückzufodern, welches Verlangen mit einstimmigem Beifalle angenommen wurde. In diesem und dem nächstfolgenden Jahre trat er auch als politischer Schriftsteller mit mehren Flugschriften über das Directorium, die Reactionen und das Schreckenssystem auf, wodurch er sich bei allen Freunden besonnener Freiheit Achtung und Zutrauen erwarb. Einige Monate vor dem 18. Fructidor des Jahres VI (1797) bildete sich in der Rue de Lille eine Gesellschaft unter dem Namen cercle Constitutionnel (auch Le club de Salm), der

*) Quellen dieses biographischen Aufsatzes sind mehre französische Biographien, ein Artikel in den „Times“ vom 18. Dezbr. 1830, das Geschichtswerk von Lacretelle, und Quérard: „La France littéraire“.

**) Er ist auch als Schriftsteller im moralischen und pädagogischen Fache aufgetreten.

aus den bedeutendſten Männern der Zeit beſtand und Herrn v. Talleyrand ſowie Conſtant zu Secretairen ernannt hatte. Letzterer hielt bei der Eröffnung derſelben am 9. Ventoſe eine, ſpäter auch gedruckte Rede, worin er ſeinen Haß gegen die Willkür und die Gewalt, zugleich aber ſeine Liebe zu republikaniſchen Anordnungen und Wahlen heftig äußerte. Kurz darauf trug er zu der Ernennung des Hrn. v. Talleyrand zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bei, indem die geehrteſten Mitglieder des Directoriums viel auf ſeine Stimme gaben. So fuhr er fort, für Freiheit und gegen Anarchie zu ſchreiben und zu reden, bis er 1799 von Bonaparte zum Tribun erwählt wurde, obgleich er dieſe Anſtellung keiner perſönlichen Zuneigung des erſten Conſuls verdankte. Als Tribun kämpfte er mit Nachdruck gegen die Gewaltſtreiche der executiven Macht; im Jan. 1800 griff er den Geſetzesentwurf über die Verbindung der Staatsgewalten an, und in der Rede, die er am 22. Juni zu Ehren der Armee von Italien nach der Schlacht bei Marengo hielt, drückte er den Wunſch aus, der nun gewonnene Friede möge das Repräſentativſyſtem befeſtigen und die durchaus nothwendige Preßfreiheit herbeiführen. Im Dezbr. deſſelben Jahres eiferte er gegen die Einführung der Specialtribunale, die früher Revolutions-, ſpäter Prevotalgerichtshöfe hießen. Allein vergeblich war ſein und der ihm Gleichgeſinnten Bemühen; immer mehr nahmen die Anhänger der Willkür zu, und am 16. Ventoſe des Jahres X (7. März 1802) entließ Bonaparte alle ſeinen Abſichten Entgegenwirkende aus dem Tribunate.

Conſtant hatte ſchon in der Schweiz die Bekanntſchaft der Frau v. Stael gemacht, deren Gemahl 1794 als ſchwediſcher Geſandte ſich in Paris aufhielt. Bald folgte ihm ſeine Frau dahin und lebte nun beſtändig in genauer Verbindung mit Conſtant. Dieſer und Frau v. Stael erhielten zugleich die Weiſung, Frankreich zu verlaſſen, worauf ſie zuſammen Deutſchland bereiſten, deſſen Sprache und Literatur Conſtant ſich ſeit längerer Zeit ſchon zueigengemacht hatte. Er allein erhielt bald die Erlaubniß, nach Paris zurückkehren zu dürfen, welcher Aufenthalt ihm jedoch nicht zuſagte, weshalb er ſich in Göttingen niederließ. Dort machte er mit der geſchiedenen Gattin des Generals Dutertre, aus der Familie Hardenberg, Bekanntſchaft und heirathete ſie bald darauf; auch näherte er ſich dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, welcher ihm das Kreuz des Schwertordens verlieh, und in deſſen Gefolge er 1814 nach Paris zurückkehrte. Er war niemals Anhänger Napoleons geweſen und ſuchte

nach der Restauration der Bourbons für freiere Staatsverwaltung zu wirken. Am 19. März 1815 schrieb er einen Artikel in das „Journal des débats“, worin er nie an der Regierung Napoleons Theil nehmen zu wollen versicherte. Doch als dieser in Paris eingerückt war, und Constant nicht die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, von dem Polizeiminister erlangen konnte, hatte er zu allgemeinem Erstaunen eine Zusammenkunft mit jenem und wurde am 20. April zum Staatsrathe ernannt, sodaß er auch an der Additionalacte zu der Reichsverfassung mitarbeiten mußte. Diese plötzliche Aenderung seines Betragens entschuldigte er damit, daß bei der schnellen Flucht Ludwigs XVIII. alle Hoffnung verschwunden gewesen, gegen den Kaiser aufzutreten; doch hatte er sich dadurch bei sehr Vielen geschadet. Als Ludwig wiederkehrte, ging er nach Brüssel und hielt sich dort bis 1816 auf.

Zu Ende des Jahres 1816 kam Constant nach Paris zurück, um dort in schriftstellerischer Thätigkeit ruhig zu leben, und nahm seit 1817 mit Jouy und Andern an der Redaction des „Mercure de France“ Theil, der nach seiner Untersagung als „Minerve française“ erschien und vielfaches Aufsehen erregte. Die Stadt Paris wollte ihn 1818 zu ihrem Deputirten in der Kammer erwählen, doch mußte er Herrn Ternaux weichen, bis er für das Sarthedepartement ernannt wurde. Seitdem wurde er jedes Mal wiedererwählt. In der Sitzung von 1820 sprach er gegen die abermalige Aufhebung der persönlichen Freiheit wie gegen das Wahlgesetz; 1821 gegen die Censur der Zeitschriften; 1822 am 13. März gegen das Budget. In demselben Jahre hatte ihn ein gewisser Grandmenil als Mitschuldigen bei General Berton's Complot angegeben, doch wurde er von Hrn. v. St.-Aulaire siegreich vertheidigt. Stets sprach er, gegen die Absichten der Minister, für Preßfreiheit und Volksrecht; deshalb wollte man ihm 1824 den Sitz in der Kammer streitig machen, als ob er kein französischer Bürger wäre. Doch wußte er genügende Beweise dagegen vorzubringen und trat nun in allen folgenden Sitzungen noch eifriger und heftiger auf, ohne darum als Schriftsteller minder thätig zu werden. Seinen Ansichten blieb er von nun an immer getreu, ob sie auch manchmal etwas übertrieben und der Lage der Dinge nicht mehr gemäß waren. Zuletzt war er Deputirter von Strasburg. Im Novbr. 1830 bewarb er sich um die Aufnahme in die Akademie, doch seine Grundsätze raubten ihm diese Stelle, und der in jeder Hinsicht unter ihm stehende Viennet wurde ihm vorgezogen. Tief schmerzte dies den kränkelnden Con-

ſtant, der, lebhaft an den Juliereigniſſen Theil nehmend, gegen die Ordonnanzen proteſtirt hatte, kurz darauf von Ludwig Philipp in den Staatsrath als Vicepräſident aufgenommen wurde, doch bald wieder austrat. Er ſchlug ein neues Geſetz für die Gewerbfreiheit des Buchhandels und der Buchdruckerkunſt vor, über welches ſo lebhafte Debatten entſtanden, daß dadurch die Abnahme ſeiner geſchwächten Geſundheit immer mehr beſchleunigt wurde, indem er abermals ſeine alten, lange gehegten Meinungen überſtimmt ſah. Noch am 2. Dezbr. ſprach er in der Kammer, bald darauf mußte er das Zimmer hüten und am 8. um 11 Uhr Abends verſchied er. Seine letzten Worte waren: „Nach einer mit Recht erworbenen Popularität" . . . .

Allgemeines Leidweſen erfaßte Paris, als dieſe Todesnachricht bekannt wurde. Nun erſt vermißte man ihn ſchmerzlich. Am 13. Dezbr. wurde er im Geleite von mehr als 20,000 Nationalgardiſten, den Miniſtern, vielen Deputirten und einer ungeheuren Menſchenmenge beerdigt; nur die Mitglieder der Akademie waren ausgeſchloſſen. An ſeinem Grabe ſprachen Lafayette, Euſebe Salverte, Odilon-Barrot und ein junger Pole, er ruht zwiſchen Manuel und Foy, gleich ihnen den Franzoſen unvergeßlich, für die er ſo viel wirkte und litt. In Strasburg ſoll ihm eine Bildſäule geſetzt werden, an welcher der geſchickte Bildhauer Friedrich arbeitet.

Conſtant war von ſchlankem Wuchſe, hatte einen nachläſſigen Gang und erſchien im Aeußern faſt wie ein deutſcher Muſenſohn. Die Körperſchwäche, welche 1820 nach einem Beinbruche noch zunahm, hinderte ihn, deutlich zu ſprechen, zumal er auch ſehr raſch zu reden pflegte; deshalb mag ihn im Vortrage, ja auch in der Begeiſterung mancher Redner übertroffen haben; aber an logiſcher Darſtellung, ſeiner Ironie und durchdachtem Ernſte ſtand er keinem nach. Sein Mittel, ſich ſo lange als möglich bei Geiſteskräften zu erhalten, war, daß er in ſeinen Mußeſtunden nur ſcherzhafte, niemals ernſtere Unterhaltung ſuchte. Uebrigens gebührt ihm doppelte Achtung und Ehre, da er der erſte, größte proteſtantiſche Volksredner Frankreichs war.

Folgendes iſt das Verzeichniß ſeiner Schriften:

1. **Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu. 1816. Dritte Ausg. 1824.**
2. **Appel aux nations chrétiennes en faveur des grecs. 1825.**

3. Collection complète des ouvrages publiés sur le gouvernement réprésentatif et la constitution actuelle, terminée par une table analytique, ou cours de politique constitutionnelle. 4 Bde, 1817—20. (Iſt eine Sammlung vieler einzelner Aufſätze.)
4. Commentaire sur la science de la législation par *Filangieri* 2 Bde. 1822—24.
5. Discours à la chambre des députés. 2 Bde. 1827.
6. Discours prononcé au cercle constitutionnel. 1797.
7. De la dissolution de la chambre des députés. 1820.
8. De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne. 1813.
9. De l'état de la France et des bruits qui circulent. 1819.
10. De la force du gouvernement actuel de la France etc. 1797.
11. Trois lettres à MM. les habitans du département de la Sarthe. 1820.
12. Mémoires sur les cent jours. 1820.
13. Des motifs, qui ont dicté le nouveau projet de loi sur les élections. 1820.
14. Principes de politique, applicables à tous les gouvernemens réprésentatifs. 1815.
15. De la réligion, considerée dans sa source, ses formes et ses développemens. 5 Bde. 1824—30.
16. Mélanges de littérature et de politique. 1829.

Außerdem hat er den „Wallenſtein" mit einem Vorworte über das deutſche Theater 1809 überſetzt und an dem „Journal des débats", dem „Courrier", der „Renommée" und „Biographie universelle" mitgearbeitet.

452680 A

Etienne Henri Méhul.

Méhul iſt wirklich das Haupt der franzöſiſchen Muſikſchule; er entfernte ſich von Grétry's Manier und ging ganz ſeinen eignen Weg.

Er wurde in der kleinen Ardennenſtadt Givet am 24. Junius 1764 geboren. Sein Vater war Speiſewirth und wurde — ſo Wunderbares geſchah in der Revolutionszeit — 1793 Inſpector der Feſtungswerke von Charlemont. Der junge Méhul hatte ſchon früh Beweiſe ſeines muſikaliſchen Talents gegeben; aber Alles ſchien ſich ſeiner weitern Ausbildung zu widerſetzen. Er lebte in einer kleinen Stadt, wo die Orgel in der Kirche und die armſelige Geige eines Tanzfiedlers die einzige Muſik waren. Der Organiſt in Givet gab ihm den erſten muſikaliſchen Unterricht. Zwar war dieſer Lehrer blind und eben nicht ſehr geſchickt in ſeiner Kunſt, hatte aber doch Kunſtſinn genug, um das noch unerweckte Talent ſeines Zöglings zu erkennen und ihm vorauszuſagen, daß einſt Ausgezeichnetes aus ihm werden würde. Wirklich war Méhul kaum 10 Jahre alt, als ihm die Orgel der Franziskaner anvertraut wurde. Nun erhob ſich der kleine Organiſt immer mehr, und ſein Spiel ward endlich ſo gut, daß die Leute die Orgel der Hauptkirche nicht mehr hören wollten, ſondern zu ihm kamen. Es ſchien aber, als müßte der junge Menſch hier ſtehen bleiben. Ein großes Glück war es daher für ihn, daß Wilhelm Hauſer, der geſchickte Kapellmeiſter des Kloſters Schuſſenrieth in Schwaben als ſolcher in die benachbarte Abtei Lavaldieu kam, die bei Givet liegt. Méhul eilte zu ihm und gefiel dem Deutſchen ſo gut, daß er ihn gleich als Schüler annahm; der Abt des reichen Kloſters gab ihm dazu den Tiſch. Méhul wurde nun ſchnell im-

mer geschickter, und zum Dank für diese Gastfreundschaft diente er dem Kloster 2 Jahre lang als zweiter Organist. Es war aller Anschein da, daß er sein Lebelang in den Klostermauern bleiben würde. Dazu wirkte gar Manches zusammen. Die Klosterbrüder hatten ihn sehr lieb, er selbst war ihnen und seinem Lehrer herzlich ergeben, die Stelle des Organisten konnte ihm einmal nicht entgehen, und seine Aeltern wünschten nichts sehnlicher, als daß ihr Etienne einmal Mönch in dem Kloster werden möchte, das im Land so großes Ansehen hatte.

Es sollte aber anders kommen; der Oberst eines Regiments in Charlemont, der Geschmack und musikalische Kenntnisse besaß, hörte Méhul und staunte über das schon damals ausgezeichnete Talent des jungen sechszehnjährigen Musikers. Er sah voraus, daß Méhul zu etwas Ausgezeichneterm bestimmt sei, und erbot sich, ihn mit nach Paris zu nehmen. So geschah es auch. Dort nahm Méhul bei Edelmann Unterricht, der damals ein berühmter Clavierspieler und unterrichteter Componist war. Er selbst gab Unterricht und verschaffte sich dadurch hinlänglichen Unterhalt und den Eintritt in die vornehme Welt. Méhul war überdies in der französischen Literatur nicht unbewandert und benutzte seinen Umgang mit den ausgezeichneten Schriftstellern seiner Zeit.

Zuerst schrieb er Sonaten für das Pianoforte, gab aber nur 2 heraus, behielt die andern für sich und theilte sie blos seinen Freunden mit. Aber diese Compositionen waren schwach, denn sein Talent hatte die Richtung nach der dramatischen Musik, der er sich auch bald mit großem Eifer hingab. Damals theilte sich die musikalische Welt zwischen Gluck und Piccini; darüber wurde heftig gestritten, und es regnete Epigramme, Witzworte und Worte ohne Witz. Méhul sah aber doch bald ein, daß nur bei der lyrischen Oper Auszeichnung zu erwerben sei. Dazu bereitete er sich durch die Composition einer religiösen Ode von J. B. Rousseau vor. Sie wurde 1782 in einem sogenannten Concert spirituel aufgeführt. Gluck ging ihm mit gutem Rath zur Hand. Darauf schrieb der junge Mann 3 Opern: „Psyche", „Anakreon", „Lausus und Lydie", um sich in der dramatischen Musikcomposition und in seinem neuen Syl zu üben; gab sie auch darum nie heraus. Etwas später hielt er sich für stark genug, um sich mit den andern Meistern zu messen. Daher übergab er der königl. Musikakademie seine Oper: „Alonzo und Cora". Sie wurde angenommen. Man weiß in Frankreich, was eine Annahme bei diesem Theater heißt. Sechs Jahre vergingen, ehe daran

gedacht wurde, die Oper in Scene zu setzen. Auch Méhul hatte das Seinige von diesem Theater auszustehen, das „national" heißt und doch zu allen Zeiten nur den Fremden zu Dienſten ſtand. In dieſer Zeit componirte er „Euphroſyne und Coradin" für das Theater Favart, wo auch 1790 dieſe Oper mit ausgezeichnetem Erfolg aufgeführt wurde. Nun ſtand Méhul unter den erſten Componiſten ſeiner Zeit, und die königliche Oper glaubte die Darſtellung ſeines „Alonzo und Cora" wagen zu können. Die Oper gefiel aber nicht, wie dies auch andern Componiſten ſo ergangen iſt, die auf andern Theatern Furore gemacht haben. Später ſchrieb er „Medea", „Lodoiska", „Stratonice" und zuletzt „Hadrian", der ausnehmenden Beifall erhielt, auf Napoleons Befehl aber von der Bühne verbannt und durch ein eigenes unglückliches Fatum auch dann nicht wiederaufgenommen wurde, als Frankreich eine andere Regierung erhalten hatte.

Im Jahr 1805 ging Cherubini nach Wien um da ſeine Oper „Faniska", zu ſchreiben. Ein ungeheuerer Ruf war ihm vorausgegangen. Auch dieſes Werk wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen, die deutſchen Zeitſchriften ſpendeten dem Meiſter ausgezeichnetes Lob und nannten ihn einen der gelehrteſten und erſten Componiſten ſeiner Zeit. Bisher war Méhul ihm gleichgeſtellt worden, nun ſah er ſich untergeordnet. Dies ſchmerzte ihn ſehr, und er fürchtete, durch den talentvollen Meiſter ganz in Schatten geſtellt zu werden. Daher raffte er ſich auf und ſuchte das muſikaliſche Wiſſen zu erwerben, das ihm noch abging, um dem großen Meiſter wenigſtens gleichzukommen. So ſah er denn nicht ein, daß der wahrhaft große Componiſt ſeine Muſikkenntniß durchaus nicht blicken laſſen, ſein Gedächtniß nicht mit theoretiſchen Kenntniſſen und gelehrten Formen überladen darf, ſondern aus Inſpiration Dichter ſein muß, ohne daran zu denken. Méhul las Tag und Nacht nichts als Werke über den Generalbaß, den Contrapunkt und die Fuge und ſchrieb harmoniſche Formeln wie ein Schüler in der Muſik; er wurde dadurch zwar freilich viel gelehrter, verlor aber dagegen die Freiheit ſeiner Gedanken, und ſein Styl wurde ſchwerfällig. Seine Compoſitionen verloren ſich nun in Nachahmungen und regelmäßigen contrapunktiſtiſchen Sätzen, und Monotonie zeichnete von nun an ſeine Werke aus. So war es mit „Joſeph", mit den „Amazonen" mit „Valentine von Mailand" und mit ſeinen Symphonien.

Der geringe Beifall dieſer letzten Arbeiten, eine geſchwächte Bruſt und dazu eine düſtere melancholiſche Stim-

mung drückten ihn sehr nieder. Zwar arbeitete er noch, aber ohne Freunde und Lust, ohne Impuls des Genies, mehr aus Gewohnheit. Indessen blitzt doch das Talent in der „Journée aux aventures", dem letzten Erzeugniß Méhul's, auf. Diese Oper fand noch großen Beifall, und alle Freunde des Künstlers drückten ihm auf rührende Weise ihre Theilnahme darüber aus, zumal sich voraussehen ließ, es seien dies die letzten aufleuchtenden Stralen seines Talents. Da aber seine Gesundheit immer schwächer wurde, so riethen ihm die pariser Aerzte die Luft des Südens an, wiewol sie da so lebhaft, warm, trocken und dadurch Brustkranken so schädlich ist, daß die Aerzte in den mittäglichen Provinzen ihren Brustkranken dringend die Entfernung aus diesen Gegenden und das Leben in Lyon oder in der Gegend von Paris anrathen. Auch nützte diese Reise unserm Künstler nicht; er hatte dabei nur die Unannehmlichkeiten der Reise und der Trennung von seinen Schülern und Freunden. Darum schrieb er seinen Collegen am Institut: „Ich weiß wohl eine Luft, die mir noch am besten zusagt, es ist die, welche ich bei Euch athme". Zwar reiste er incognito, aber die pariser Musikfreunde kündigten ihn in allen Städten an, die er auf seiner Reise berühren mußte. So wurde er denn überall sehr ehrenvoll, schmeichelhaft und sorgsam empfangen; nirgends ließ man ihn etwas von Musik hören, denn durch sie wäre wol seine Ruhe gestört worden. So gut aber sollte es ihm in Hières nicht werden: die Einwohner versammelten sich gleich nach seiner Ankunft unter seinen Fenstern und sangen da aus vollem Hals, nicht etwa Arien aus „Joseph, Ariodant", oder den ersten Chor aus „Stratonice", dessen Text so trefflich auf Méhul's gegenwärtige Lage paßte, sondern elende Chansons. Méhul ertrug jedoch diese Pein mit Geduld und dankte den Leuten für ihre abscheuliche Musik. Als er nach Paris zurückgekehrt war, wohnte er noch einer Sitzung der Akademie der schönen Künste bei Es war sein letzter Gang, denn er starb am 18. Oktober 1817 im Alter von 54 Jahren.

Nicht blos sein Talent wurde in Frankreich hochgeschätzt, sondern auch sein persönlicher Charakter; Jedermann kannte seine strenge Rechtlichkeit, seine Uneigennützigkeit und sein Wohlwollen. Zwar liebte er den Ruhm, aber alle Intrigue war ihm fern, und er übertrieb bisweilen die Bescheidenheit. Napoleon hatte im Sinn, ihn zu seinem Kapellmeister zu machen, und sprach mit Méhul darüber. Dieser aber schlug dagegen vor, diese Stelle mit Cherubini zu theilen. Darauf erwiderte ihm der Kaiser trocken: „Sprechen Sie mir nicht

von Dem"; die Stelle aber erhielt Lesueur. Unser Künstler war unterrichtet und geistreich; sehr angenehm war es, sich mit ihm zu unterhalten. In seinem Wesen mischte sich Feinheit und Gutmüthigkeit, Anmuth und Einfalt, Ernst und Heiterkeit. Dessenungeachtet war er nicht glücklich, immer beschäftigte ihn sein Ruf und das Schicksal seiner Compositionen bei der Nachwelt; dabei fürchtete er immer Feinde und ihre neidischen Umtriebe; oft verfluchte er den Tag, wo er sich auf die dramatische Tonkunst geworfen. Man hörte ihn mit Bitterkeit sagen, daß er nach so vielen Arbeiten nichts weiter von der Regierung habe als 4000 Francs. Er wußte jedoch wohl, daß man ihm sogleich eine Pension gegeben hätte, wenn er darum gebeten. Er verlangte aber nie etwas, sondern erwartete, daß man es ihm anbiete.

Er war Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion und einer der 3 Inspectoren des Conservatoriums. Bei der Akademie der Wissenschaften las er auch einige interessante Abhandlungen, z. B. über den künftigen Zustand der Musik in Frankreich, und über die Arbeiten der Pensionnaire in Rom.

Ihm verdankt die Kunst 47 musikalische Werke, nämlich: 31 Opern, 3 Ballets, verschiedene Cantaten, Sonaten für das Pianoforte, Symphonien fürs große Orchester. „Valentine von Mailand erschien" erst 1822, also 5 Jahre nach seinem Tod auf dem Theater.

Biographien und Charakteriſtiken.

Sir Humphry Davy.

Verſuch einer Lebensbeſchreibung von Dr. D. B. Kühn. *)

Die Zeit, in welcher Lavoiſier das alte von Becher und Stahl gebaute Syſtem der Chemie umwarf und durch ein neues erſetzte, liegt der unſern zu nahe, und die Kenntniß der Chemie und Phyſik iſt jetzt in der gebildeten Welt zu weit verbreitet, als daß man von den Verdienſten Lavoiſier's um die Wiſſenſchaft im Allgemeinen und von den Sätzen, in deren feſter Begründung Lavoiſier's Verdienſte hauptſächlich liegen, hier nicht als von etwas Bekanntem ſprechen dürfte. Stahl's Phantaſien wurden verbannt, und dafür Verſuche angeſtellt, aus welchen ſich unwiderleglich eine Thatſache ergab, nämlich die, daß bei Verbrennungen in atmoſphäriſcher Luft immer Vereinigungen des verbrennlichen Stoffes mit dem in der Atmoſphäre ſich vorfindenden Sauerſtoffe Statt finde. Sowie Stahl's Erklärung des Phänomens der Verbrennung für ſeine Zeit ſo außerordentlich überraſchend war, und für die bloße Betrachtung der damals vorhandenen chemiſchen Thatſachen ſo durchgreifend und ſo lockend erſchien, daß man gar nicht daran dachte, beſtätigende Verſuche anzuſtellen, ja daß

*) Nur auf gütige Auffoderung des Herrn Herausgebers durfte ich es wagen, dieſe Arbeit zu übernehmen. Ich habe dabei eine Biographie in „The annual biography and obituary", 1830, S. 39 fg., nebſt mehren zerſtreuten Notizen aus engliſchen und deutſchen Journalen benutzt. Die Darſtellung des wiſſenſchaftlichen Wirkens Davy's, und, was mir das Wichtigſte ſchien, die Entwicklung des Ganges ſeiner hauptſächlichen Entdeckungen iſt von mir nach eignem Studium ſeiner Werke geliefert worden. Möge dieſer Theil den Leſern genügen!

man Thatsachen, welche gegen die angenommene Theorie sprachen, unberücksichtigt ließ, ebenso überraschend war Lavoisier's Theorie, welche, da sie das alte, auf die Annahme eines Undinges, des Phlogistons, aufgeführte Gebäude umstürzte, die antiphlogistische genannt wurde. Sie erklärte nicht allein schon nach der alten Lehre erklärliche Erscheinungen auf eine mit der Erfahrung ungleich genauer übereinstimmende Weise, sondern auch bis dahin noch unerklärte Phänomene. Hierzu kam noch, daß zu gleicher Zeit zum Theil durch Lavoisier's Beispiel zu reinwissenschaftlichen Untersuchungen der heilbringende Gebrauch genauer Maße und Gewichte, und höchst empfindlicher Wagen eingeführt ward, wodurch das Experiment eine bis dahin noch nicht geahnete Schärfe und eine der letztern entsprechende erhöhte Beweiskraft erhielt. Allein die neue Lehre übte, wie jede andere aufkommende Schule, einen nachtheiligen Einfluß auf die chemische Naturforschung aus, sie verleitete nämlich zur Einseitigkeit. Noch jetzt herrscht dieser böse Einfluß über viele, sonst höchst gelehrte und angesehene Chemiker, und er wäre noch gefährlicher und verderblicher geworden, da die Hauptsätze auf so festen Grundlagen, wie hundertfältig wiederholte Versuche abgaben, fast unverrückbar ruhten und von einer mächtigen Feindin des Menschengeschlechtes und der Wissenschaft, der Trägheit, welche durch starres Halten am Gewohnten und Hergebrachten sich so häufig beurkundet, hartnäckig vertheidigt wurden. Da trat Humphry Davy auf, ein Mann von wahrem Genie, ein hoher, großer Geist, für dessen Fassungskraft Nichts zu groß, für dessen Aufmerksamkeit Nichts zu klein war, ein Geist, welcher die Winke der Natur verstand, mit eisernem Muthe und nie ermattender Ausdauer die angedeutete Spur zu höherer Wahrheit verfolgte, und ohne einen Rückschritt thun zu müssen, ein großes Ziel erreichte; ein Geist, den die Mutter Natur mit Liebe gehegt und gepflegt hatte und welcher mit dem ihm angeborenen Feuer die Liebe der Mutter erwiderte, bis auf den letzten Hauch seines Lebens und mit den feinsten Fäden seines Wesens an ihr hängend. Wie die Sonnenstralen, welche im Frühlinge mit ihrer wohlthätigen Wärme die letzte eisige Decke von der Erde hinwegnehmen und die Saat zu fröhlichem Gedeihen hervorlocken, so wirkten Davy's Forschungen auf seine Wissenschaft; Fesseln, welche ihren höhern Flug aufhielten, fielen ab, und der Damm, welcher sich ihrem Strome entgegenstemmte, versank in den Abgrund. Aber Davy's Forschungen waren auch der Gesellschaft von hohem Nutzen. Er trug nicht allein sehr Viel zu allgemei-

nerer Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bei, er erweckte nicht blos regern Eifer für das Studium der Physik und Chemie, sondern er benutzte die von ihm selbst gemachten glänzenden Endeckungen zum Vortheil seiner Brüder und zum Wohl des Menschengeschlechtes. So kann der Name dieses großen Naturforschers nicht untergehen; denn zwiefach ist für die Unvergänglichkeit seines Andenkens gesorgt, durch die Wissenschaft und den Genius der Menschheit!

Der Name Davy steht in Westengland in altem Ansehen. Sir Humphry Davy's Großvater väterlicher Seits hatte beträchtliche Ländereien im Kirchspiel von Ludgvan in Cornwall; und sein Vater, Robert Davy, besaß ein väterliches Erbe, dem St.-Michael's Berge gegenüber, genannt Bartel, welches, zwar klein, doch völlig hinreichend war, um seine nicht ausschweifenden Wünsche zu befriedigen. Es ist daher wahrscheinlich, daß seine Profession (er war Holzschneider) von ihm mehr des Vergnügens als der Nothwendigkeit wegen betrieben wurde. In der Stadt und Nachbarschaft von Penzance gibt es jedoch noch viele Proben seiner Kunst; unter Anderm mehre Kaminaufsätze, welche durch seinen Meisel nicht wenig verschönert sind. Unglücklicherweise hat er nicht lange genug gelebt, um noch Zeuge von seines Sohnes Ruhm zu sein; aber seine Witwe (geborene Grace Millett), welche erst kürzlich, reich an Jahren und Ehrwürdigkeit, gestorben ist, hat dieses Glück genossen: sie hat seine ganze nützliche und ehrenvolle Laufbahn verfolgen können, vielleicht noch eher ihre Augen geschlossen, als ihre mütterlichen Befürchtungen durch die Zeichen frühzeitiger Abspannung erweckt werden konnten, welche schon lange seine Freunde und die Freunde der Wissenschaft beunruhigten, und welche nun durch den tödtlichen Ausgang leider als richtig befunden worden sind.

Sir Humphry Davy ward zu Penzance in Cornwall den 17. Dezember 1779 geboren. Schon als Kind zeichnete er sich durch Eigenschaften aus, die zwar nicht gerade den großen Chemiker, doch jedenfalls einen außergewöhnlichen Menschen versprachen. Als fünfjähriger Knabe soll er bereits ein Buch so schnell durchflogen haben, als ob er nur die Blätter zählte, oder nach Bildern suchte; wenn man ihn befragte, so gab er über den Inhalt die genügendste Auskunft. Dieses schnelle Auffassungsvermögen Davy's geht auch aus einer Anekdote hervor, welche Children mitgetheilt hat. Kurz nachdem Dr. Murray sein „System der Chemie" (2 Bde., 1801) herausgegeben hatte, begleitete Davy Herrn Children auf einem Ausfluge nach Tunbridge und das neue Werk lag im

Wagen. Während der wenigen Augenblicke, in denen das Gespräch stockte, durchblätterte Davy das Buch; aber sein Begleiter (als Chemiker und Experimentator nicht unbekannt) hielt es nicht für möglich, daß er sich mit irgend einem Theile des Inhaltes hätte bekanntgemacht haben können, und war daher am Ende der Reise nicht wenig erstaunt, als ihm Davy seine Meinung über die Verdienste des Werkes mittheilte.

Nachdem er den Grund seiner classischen Bildung unter dem Dr. Cardew zu Truro gelegt hatte, kam er zu einem achtungswerthen Manne, Namens Tonkin, zu Penzance, um als Wundarzt und Apotheker zu lernen. Sein Lehrherr ward jedoch bald mit seinem Schüler unzufrieden: anstatt die Lehren der Wundarzneikunde zu studiren, schweifte Humphry längs der Seeküste, und declamirte oft, gleich einem Demosthenes, gegen Wind und Wellen, um eine Schwäche seiner Stimme zu vertreiben, welche, obgleich in seinen reifern Jahren nur wenig bemerkbar, in seinem Knabenalter sehr unangenehm war; anstatt die Arzneien für des Doctors Patienten zu bereiten, experimentirte er auf dem Boden unter dem Dache, und bei einer Gelegenheit veranlaßte er eine solche Explosion, daß der Doctor und seine Phiolen in Gefahr geriethen. „Dieser Junge ist unverbesserlich. Hat man je einen solchen Tagedieb gesehen? Er wird uns noch alle in die Luft sprengen". Dies waren die gewöhnlichen Ausrufungen des Meisters; dann sprach er, im Spaß, von seinem jungen Philosophen, und nannte ihn auch wol Sir Humhry, als ob er seine künftige Größe vorausgesehen hätte.

Endlich ward der Vertrag zwischen den Aeltern und dem Meister wieder aufgehoben, und nun kehrte, wie es scheint, Humphry nach Hause zurück. Das muß jedoch noch bemerkt werden, daß Davy immer die höchste Achtung vor Meister Tonkin bezeugte und nie anders als in Ausdrücken ehrenden Andenkens von ihm sprach.

Von dem Muthe und der Entschlossenheit, welche Davy schon in dieser Zeit zeigte, wird folgende Probe erzählt. Er war von einem, wie man glaubte, tollen Hunde gebissen worden: ohne das mindeste Bedenken schnitt er mit seinem Taschenmesser die Stelle aus und behandelte die Wunde mit Aetzmitteln. Der Mann, welcher diese Anekdote erzählte, bemerkte, oft von Humphry die Behauptung gehört zu haben, der Schmerz existire gar nicht, wenn die Willenskraft stark genug sei, ihn zu beherrschen; aber, setzte er hinzu, Humphry zeigte kurz darauf, daß er selbst diesen Satz in der Wirklich-

keit nicht festhielt; denn da er von einem Fische gebissen worden sei, habe der Held überlaut geschrien.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Knabe von dem Geiste und der Lebhaftigkeit Davy's die Wanderungen über die Felsen der Gegend, in welcher er lebte, bald nicht mehr als bloße körperliche Belustigungen ansehen konnte; die majestätisch sich erhebenden Bergkämme, einzelne hervorragende Bergspitzen, die hohen Felsen, und ihre mannichfaltigen Formen, die tief eingeschnittenen Thäler, mit ihren sprudelnden Quellen, kurz der ganze Charakter der Gegend war wohl geeignet, in Davy die verschiedensten Betrachtungen hervorzurufen und seiner regen Einbildungskraft unendlich viel Beschäftigung zu gewähren. Seine Freunde und Bekannte mußten dann seine bergmännischen Speculationen anhören und seine geologischen Phantasien sich vortragen lassen. Noch in spätern Jahren erinnerte sich Sir Humphry an diese Beschäftigungen. „Wie oft als Knabe, sagte er zu einem seiner Freunde, der ihm eine Ansicht von Botallack-Mine aus der Nachbarschaft seines Geburtsortes zeigte, bin ich über diese Felsen geklettert, um neue Mineralien zu suchen! Wenn ich dann ermüdet war, setzte ich mich auf diese Steinklippen und tummelte meine Phantasie in Vorausnahme wissenschaftlichen Ruhmes". Unter solchen Umständen wäre es fast unerklärlich gewesen, wenn Davy sich nicht zu den Musen hingezogen gefühlt hätte und ihren Reizen nicht willig gefolgt wäre. Schon in seinem neunten Jahre schrieb er ein Gedicht über Land's End, *) wo er kräftig die Erhabenheit der wilden Scenerie schildert, das endlose Brausen des Ozeans, das wilde Geschrei der Wasserraben, und „die Hölen, wo die unbändigen Geister des Sturmes schlafen".

Diesen Neigungen, diesen Beschäftigungen überließ sich der junge Davy bis in sein funfzehntes Jahr, wo er Zögling des jetzigen Dr. Borlase in Penzance ward, um von ihm zur Erlangung der Doctorwürde in Edinburg vorbereitet zu werden. In dieser Zeit machte sich nun Davy selbst einen Plan zu seiner Ausbildung, und bezeichnete sich den Kreis der zu betreibenden Wissenschaften; und bis zum achtzehnten Jahre hatte er die Elemente der Botanik, Anatomie, Physiologie, der niedern Mathematik, Metaphysik, Naturgeschichte und Chemie sich angeeignet. Aber die Chemie fesselte

*) The Land's End, eine, auf der Westküste von Cornwall weit in das Meer vorspringende Felsenpartie, auf deren höchstem Punkte ein Leuchtthurm steht.

bald ſeine ganze Aufmerkſamkeit. So weit, als ſich darüber Gewißheit erhalten läßt, wurden die erſten eignen Verſuche von ihm zu Penzance in der Abſicht angeſtellt, die Natur der in den Blaſen des Seemoſes enthaltenen Luft zu ermitteln. Seine Inſtrumente waren jedoch von der roheſten Beſchaffenheit, von ihm ſelbſt aus den verſchiedenſten Materialien, wie ſie ihm in den Weg fielen, zuſammengeſetzt; die Töpfe und Schüſſeln der Küche wurden von ihm ohne Umſtände verwendet, und ebenſo wurden die Phiolen und Salbenkruken ſeines Lehrers ohne das geringſte Bedenken in Requiſition geſetzt. An dieſem Orte dürfte folgende Anekdote dem Leſer willkommen ſein.

Ein franzöſiſches Schiff ſcheiterte in der Nähe von Land's End und der Chirurg deſſelben ward mit dem jungen Davy bekannt. Zur Erkenntlichkeit für einige freundliche Dienſtleiſtungen ſchenkte er ihm ſein Etui mit chirurgiſchen Inſtrumenten. Der Inhalt wurde raſch ausgekramt und unterſucht, nicht jedoch in irgend einer Rückſicht auf ihre ärztliche Anwendung, ſondern um zu erfahren, inwiefern ſie zu ſeinen phyſikaliſchen Zwecken anwendbar ſeien. Der alterthümliche und unbehülfliche Klyſtierapparat ward mit freudigen Augen betrachtet und mit Begierde ergriffen, und in der kurzen Zeit einer Stunde figurirte dieſe lang vernachläſſigte und nicht eben einladende Maſchine, hervorgezogen aus ihrer Dunkelheit und Unbedeutendheit, in aller ihrer Pracht und Glorie als ein complicirtes Stück des pneumatiſchen Apparats! Hieraus ergibt ſich zu gleicher Zeit das große Talent Davy's, Alles zu ſeinen Zwecken zu benutzen, und ſeine wundervolle Geſchicklichkeit in den Manipulationen; er vermochte überall Mittel und Wege aufzufinden, er ſetzte die complicirteſten Apparate zuſammen, und wußte bald die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche dem Naturforſcher bei ſeinem Vorwärtsdringen auf unbetretenen Wegen und in unerforſchten Gegenden der Wiſſenſchaft ſich beſtändig darbieten.

Zum Schluſſe dieſer Periode von Davy's Leben ſei es erlaubt, eine Eigenthümlichkeit dieſes großen Geiſtes zu erwähnen, nämlich, daß ihm der Sinn für Takt und Muſik ganz abging. Er war in ein Corps Freiwilliger mit eingetreten. Allein trotz der größten Mühe, welche er ſich gab, blieb es für Davy unmöglich, Schritt zu halten; und der Mann, welcher mittelſt der elektriſchen Batterie ſich ſelbſt bei den erbittertſten Feinden ſeines Vaterlandes Achtung zu verſchaffen wußte, konnte es nicht ſoweit bringen, in ſeiner Vaterſtadt die Muſkete richtig zu ſchultern. Ebenſo wenig war

er im Stande, eine noch so leichte und einfache Melodie, wie God save the King, richtig nachzusingen. Wenn er in einer chemischen Untersuchung sehr versunken war, so hatte er zwar die Gewohnheit, ein Lied oder eine Arie vor sich hin zu summen; aber, wenn nicht aus den Worten, aus den Tönen war es nicht möglich, die beabsichtigte Melodie zu erkennen.

Es sind nun einige Begebenheiten zu erzählen, welche durch ihre Aneinanderkettung unsern Davy dem Standpunkte zuführten, von welchem wir später den großen Mann weithin glänzen sehen. Zuerst war es sein Uebergang zu Herrn Davies Giddy, jetzt Gilbert, dem gegenwärtigen geachteten und beliebten Präsidenten der königlichen Societät. Gilbert's Aufmersamkeit war durch die nichts weniger als einnehmende Gestalt des jungen Chemikers auf ihn gelenkt worden, da er nachlässig an der Thür des Hauses seines Vaters lehnte. Ein Freund Gilbert's bemerkte, jener junge Mensch sei der Davy, welcher sich viel mit Chemie beschäftige. „Mit Chemie?" sagte Gilbert, „wenn das der Fall ist, so muß ich mich mit ihm ein wenig unterhalten". Gilbert, welcher, wie bekannt, ein guter Menschenkenner ist, bemerkte sehr bald die trefflichen Anlagen im jungen Davy und bot ihm mit Liberalität den Gebrauch seiner Bibliothek und jede andre Unterstützung an, welche er bei Fortsetzung seiner Studien etwa nöthig haben sollte.

Um dieselbe Zeit war es, wo Gregory Watt, der wegen seiner schon lange Zeit anhaltenden Kränklichkeit von den Aerzten in den Westen von England geschickt ward, nach Penzance kam und sich bei Davy einlogirte. Man kann sich leicht denken, daß 2 verwandte Geister nicht lange anstanden, Bekanntschaft und Freundschaft mit einander zu machen. Vor der Gründung der Geologischen Gesellschaft zu London, der Watt präsidirte, und mit deren Gründung erst rationnellere und passendere Ansichten in der Wissenschaft sich verbreiteten, theilten sich die Geologen in 2 Parteien, in die der Neptunisten, und jene der Plutonisten; die Einen behaupteten, daß die Erde ihre Form und ihre innern Verhältnisse der Wirkung des Wassers verdanke, die Andern schrieben sie der Wirkung des Feuers zu. Es traf sich, daß die Professoren zu Oxford und zu Cambridge auf den entgegengesetzten Seiten standen: Dr. Beddoes war ein heftiger und unversöhnlicher Plutonist, dagegen Professor Hailstone ein entschiedener Neptunist. Die Felsen von Cornwall wurden von Beiden als Beweise für ihre Theorie angeführt; und die bei-

den Professoren, welche, obgleich von entgegengesetzter Meinung, dennoch durch das Band der Freundschaft vereint waren, beschlossen mit einander nach dem Orte ihrer Streitigkeiten sich hinzubegeben, indem jeder dachte, daß er da den andern von seinem Irrthume überzeugen werde. Die geologischen Streiter kamen also in Penzance an und Davy wurde ihnen von Gilbert vorgestellt. Watt war auch in seinem Lobe enthusiastisch; und da gerade zu der Zeit Dr. Beddoes zu Bristol sein pneumatisches Institut errichtet hatte, um die medizinischen Wirkungen der verschiedenen Gasarten kennen zu lernen, so machte er dem damals noch nicht 19 Jahr alten Davy, welcher aber, außer durch die erwähnten Empfehlungen, des Doctors Gunst durch einen Aufsatz, eine neue Theorie der Wärme und des Lichtes enthaltend, erworben hatte, den Vorschlag, seinen Plan, nach Edinburg zu gehen, aufzugeben und die Oberaufsicht über die nöthigen Versuche in seinem Institute zu übernehmen. Diesen Vorschlag nahm Davy mit Vergnügen an. Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß die Kunst des Arztes keinen directen Vortheil von der Anwendung einer Classe von Mitteln, welche die größten Wohlthaten versprachen, gezogen hat; die Untersuchung bahnte jedoch den Weg zu einigen neuen und wichtigen Entdeckungen in der Wissenschaft, und in dieser Hinsicht ist das Unternehmen von unendlichem Nutzen gewesen.

Dies waren die Umstände, welche den jungen Davy aus der Dunkelheit seiner Vaterstadt hervorzogen. Er war nun unablässig beschäftigt, neue Versuche anzustellen, auf welche, wie er selbst aufrichtig erzählt, großentheils durch die Unterhaltung und die Rathschläge seines Freundes, des Dr. Beddoes, kam. Er ward auch gelegentlich von W. Clayfield, einem Manne, welcher eifrig sich mit chemischen Untersuchungen beschäftigte, dessen Name auch in den Annalen der Wissenschaft nicht unbekannt ist, unterstützt. In der That scheint es, als wenn Davy ihm die Erfindung eines pneumatischen Quecksilberapparats verdankte, wodurch er in den Stand gesetzt ward, verschiedene Gasarten zu sammeln und zu messen. Im Verlaufe dieser Untersuchungen wurden die Athembarkeit und die seltsam berauschenden Eigenschaften des Stickstoffoxydulgases zuerst entdeckt; hierdurch wurde er veranlaßt, eine Reihe von Versuchen über die Darstellung, Zusammensetzung, über die Verbindungen, physischen, chemischen und physiologischen Eigenschaften dieser Gasart anzustellen: Versuche, welche auf verschiedene, hier ins Spiel kommende Substanzen, z. B. auf das Salpetergas, die Salpetersäure und

das Ammoniak ausgedehnt wurden. Indem nun Davy, durch Vervielfältigung der Versuche und durch Vergleichung der erhaltenen Thatsachen untereinander, endlich so weit kam, anscheinende Anomalien zu vereinigen; und indem er eine große Anzahl von Schwierigkeiten, welche in diesem Capitel sich vorfanden, aus dem Wege räumte, war er in den Stand gesetzt, eine klare und befriedigende Geschichte der Verbindungen von Sauerstoff und Stickstoff zu geben. Diese interessanten Resultate wurden in einer besondern Schrift öffentlich bekannt gemacht, welche den Titel führt:

„Researches chemical and philosophical, chiefly concerning nitrous oxyd and its respiration; by H. Davy, superintendant of the Medical Pneumatic Institution". 1800. 8.

Ueber den Werth dieses Products gibt die allgemeine Bewunderung, welche dasselbe erregte, das beste Zeugniß: sein Verfasser war kaum 21 Jahr alt, und obgleich dem Alter nach fast noch ein Knabe, ward er als ein Hercules in der Wissenschaft gepriesen.

In den bei Weitem häufigsten Fällen erwirbt frühzeitiges Verdienst nur ephemere Berühmtheit; die Sensation, welche dadurch erregt wird, ist zu lebhaft, um bleibend zu sein, und die Dunkelheit wird durch den Glanz der Sonne, welche ihr vorausging, um so tiefer. Die oben angeführten Untersuchungen, so vortheilhaft sie auch aufgenommen wurden, hätten wahrscheinlich das Schicksal vieler andern Entdeckungen getheilt, und in England um so mehr, da praktische Anwendungen derselben nicht auf der Hand lagen. Aber ehe noch der Eindruck, den sie auf die wissenschaftliche Welt gemacht hatten, ganz erloschen war, sah sich der Graf Rumford nach einem aufstrebenden Naturforscher um, welcher den chemischen Lehrstuhl an der neuerrichteten Institution of Great-Britain einzunehmen vermöchte: — konnte da wol ein Zweifel sein, auf wen derselbe fallen würde? Davy ward vorgeschlagen und ohne Verzug angenommen.

Es würde nicht schwer sein, durch einige recht frappante Anekdoten die Aenderung zu zeigen, welche durch diese Erhebung in den Sitten und Gewohnheiten Davy's vorsichging. Wo wäre aber der Mann von 22 Jahren, welcher, ohne ein Blut kälter als Eis zu haben, durch ein solches Glück nicht stolz gemacht würde? Man betrachte Davy im Laboratorium zu Bristol, mit regem Fleiße, verschiedene abstracte Punkte einer Untersuchung verfolgend; mit ein paar Naturforschern lebend, gleich sanguinisch wie er in der Erforschung chemi-

scher Erscheinungen, von denen eine Kenntniß die Mauern des Institutes, an welchem er angestellt war, kaum durchdringen zu können schien! Verändert nun die Scene! Seht ihn im Theater des königlichen Institutes, umgeben von einem Kreise von Personen, die durch Kenntnisse oder durch Rang zu den Besten des Landes gehören, umgeben von glänzenden Talenten, und von der schönen und eleganten Welt von England, seht wie man kaum zu athmen sich getraut, um keine Sylbe von seinen neuen, lichtvollen Erklärungen der Mysterien der Natur zu überhören! War es bei solchen außerordentlichen Beweisen von Auszeichnung nicht etwas Natürliches, daß seine Eitelkeit erregt ward? Er verlor die Einfachheit, welche früher einen Reiz seines Charaktes ausmachte, und nahm dafür das Wesen und das Betragen eines Mannes nach der Mode an. Aber die Reize des Ballsaales entzogen ihn nicht seinen Untersuchungen im Laboratorium. Er hatte für beides Empfänglichkeit, und die Opfer, die er dem gesellschaftlichen Vergnügen brachte, standen nicht im Misverhältnisse mit den ernsten Studien. Er wurde unter der Anführung der Herzogin von Gordon und anderer Damen der großen Welt so beliebt, daß ihre Abendzirkel ohne seine Gegenwart für unvollständig gehalten wurden; und doch stattete er die Vorträge, welche er des Morgens im Institute hielt, Tag für Tag mit neuausgesonnenen und belehrenden Versuchen aus, welche letztere er mit der größten Geschicklichkeit anstellte, und in einer zu gleicher Zeit höchst verständlichen und geläufigen Sprache erläuterte. Er hob die Wissenschaft von der Höhe herab, zu welcher nur Wenigen aufzusteigen vergönnt war, und machte sie Allen zugänglich. Man kann sagen — und in der That ist es schon von einem modernen Eiferer gesagt worden, dessen Bestreben einzig war, die Fehler Davy's aufzudecken —, daß sein Styl zu blühend und zu phantastisch für die Mittheilung bloßer Wahrheiten gewesen sei. Aber man bedenke nur, vor was für einer Gesellschaft von Leuten Davy zu sprechen hatte: waren es Studirende, zu den Vorlesungen mit systematischer Präcision vorbereitet, und begierig Kenntnisse einzusammeln, als eine Sache der Nothwendigkeit? Nein, es war eine Gesellschaft Vergnügen suchender Personen, ohne Anstellung, welche zur Einsammlung von Kenntnissen nur durch die Aussicht auf Genuß und Vergnügen vermocht werden konnten. Aber wenn man Davy's Vorlesungen blos als Proben eines glücklichen Rednertalentes ansieht, so thut man diesem Naturforscher großes Unrecht. Hätte er blos Festons oder korinthische Säulen

einem Tempel, welchen Anderer Hände erbauten, hinzugethan, so würde er vielleicht nicht viel Lob verdient haben; aber das Gebäude war sein eigen, — er holte den Stein aus dem Bruche, bildete aus ihm eine regelmäßige Säule und fügte dann mit seinem meisterhaften Meisel der Stärke Schönheit und der Nützlichkeit Grazie hinzu.

Sowie er die Stelle als Professor am königlichen Institute erhielt, gab er alle seine Pläne zu einer ärztlichen Laufbahn auf, und widmete sich ganz der Chemie.

Im Jahr 1802, wo er zum Professor der Chemie in der Classe der Agricultur angestellt wurde, fing er an eine Reihe von Vorlesungen vor den Gliedern jener Classe zu halten; und hielt sie 10 Jahre lang, wobei er in jedem Curse seine Ansichten abänderte und erweiterte, sowie es die Fortschritte der chemischen Entdeckungen erheischten. Diese Vorlesungen kamen im Jahr 1813, auf Ansuchen des Präsidenten und der übrigen Mitglieder der Classe heraus, und bildeten damals das einzige vollständige Werk über die Agriculturchemie. Und allerdings konnte man auch von Davy etwas Vorzügliches erwarten, nicht blos seiner eignen Kenntnisse wegen, sondern ganz besonders wegen der Gelegenheit, welche er hatte, sich von den einsichtsvollen Mitgliedern seiner Classe praktische Belehrung zu verschaffen, und die Wahrheit der verschiedenen Theorien, welche seine Wissenschaft ihm an die Hand gab, auf den Prüfstein der Erfahrung zu bringen. Es kann nicht die Rede davon sein, eine ins Einzelne gehende Darstellung von den Vorzügen des erwähnten Werkes an diesem Orte zu geben, aber es sei erlaubt, einiges besonders von ihm Herrührendes, kurz anzuführen. Er stellte Versuche über die Masse des Nahrungsstoffes an, welche in verschiedenen sowol für Menschen als für unsere Hausthiere gebräuchlichen Nahrungsmitteln enthalten ist, indem er freilich nur das in Wasser Auflösliche für Nahrungsstoff hielt. Er gab leichte und bestimmte Methoden an, die Ackerkrume chemisch zu untersuchen, sodaß ein für den Landwirth brauchbares Resultat hervorgehen kann. Vor ihm hatte man die Analysen, man möchte sagen, zu chemisch angestellt und die eigentliche Absicht ganz und gar aus den Augen verloren; nach seinen Analysen war es Davy sehr leicht, Mittel zur Verbesserung manches Bodens anzugeben. Er hat das interessante Capitel vom Dünger mit besonderm Erfolge abgehandelt, und die Art gezeigt, wie er Nahrung der Pflanzen werde, die Veränderung, welche in ihm durch den Gährungsprozeß und die Fäulniß vorgeht, und die Nützlichkeit,

verschiedene Arten desselben zu mischen und zusammenzusetzen. Er hat eine mit der Praxis übereinstimmende Theorie von der Operation des Brennens des Bodens gegeben und gezeigt, worauf die dadurch bewirkte Besserung desselben beruhe. Ferner hat er die chemische Wirkung des Bewässerns angegeben, auch über die Brache und die Wechselwirthschaft sind Betrachtungen von ihm angestellt und von letzterer eine Theorie vorgetragen worden. Endlich wandte er seine Kenntniß verschiedenen andern Fragen des Ackerbaues zu, welche mit der Chemie in Verbindung stehen, welche aber der Raum einzeln aufzuführen verbietet.

Im Jahr 1803 ward Davy zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft erwählt. Sowie er in jene Gesellschaft eintrat, fehlte sein Name, als Verfasser mehr oder minder wichtiger Aufsätze, fast in keinem Jahrgange ihrer Abhandlungen. Zuerst findet er sich in dem von 1801. Der hier aufgenommene Aufsatz Davy's ward in einer Sitzung der königlichen Gesellschaft am 18. Juni 1801 vorgelesen und hat den Titel:

„An account of some galvanic combinations, formed by the arrangement of single metallic plates and fluids, analogous to the new galvanic apparatus of Volta; by Mr. H. Davy, lecturer on chemistry in the Royal Institution; communicated by Benj. Count of Rumford, V. P. R. S.“

Wie sich aus den „Additional observations“, welche seinen „Chemical researches“ angehängt sind, ergibt, scheint Davy nicht sobald von Volta's interessanten Experimenten über die Wirkung, die bei Berührung zweier anorganischer Körper Statt hat, gehört zu haben, als er auch sogleich mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit zur Untersuchung schritt, ob die von ihm beobachtete Thatsache der Umwandlung des Stickstofforyds in Stickstofforydul durch Aussetzen des erstern über feuchtes Zink, nicht von einer galvanischen Wirkung abhänge. Daß er mit dieser Untersuchung auch die Prüfung der von andern Physikern erhaltenen Resultate verband oder ihr vorangehen ließ, war ganz natürlich; aber ebenso natürlich war es auch, daß Davy nicht stehen blieb, sondern die Ergebnisse benutzte, um zu neuen Entdeckungen zu gelangen. So stellte er Versuche an über die zersetzende Kraft der Volta'schen Säule, und über die Producte, welche bei Anwendung von Gold-, Silber- und Kohlenenden zum Vorschein kamen. Er untersuchte darauf, ob nicht die ganze Wirksamkeit galvanischer Batterien nur von Oxydation des Zinks abhänge.

Dieſer Satz war ſchon von andern Phyſikern, wie von Nicholſon, Haldane u. A. ausgeſprochen, aber von Davy ausführlicher behandelt worden. Er zeigte, daß ſowol in einfachen galvaniſchen Ketten als in galvaniſchen Batterien bei gewöhnlicher Lufttemperatur das Zink nicht oxydirt zu werden ſcheine, ſo lange das Waſſer rein ſei, ſowie aber das Waſſer atmoſphäriſche Luft, Sauerſtoffgas, Salpetergas und dergleichen aufnehme, oder mit Salpeterſäure oder Salzſäure u. ſ. w. vermiſcht werde, das Metall ſich oxydire und die Batterie Wirkſamkeit zeige. Er fand ferner, daß die Wirkſamkeit der Volta'ſchen Zinkſilberſäule der Kraft des flüſſigen Leiters in ihr, das Zink zu oxydiren, nahe proportional ſei, woran ſich die Bemerkung knüpfte, daß, wenn Zink in Berührung mit Waſſer, worin Stoffe, die loſe Sauerſtoff enthalten, oder Säure aufgelöſt ſind, ſich oxydire, dieſe Stoffe verändert werden, und ſich hierbei chemiſche Verwandtſchaft äußere. Davy zog aus dieſen Beobachtungen den Schluß, daß die Oxydation des Zinks in den Batterien, und die damit zuſammenhängenden Veränderungen auf irgend eine Weiſe die elektriſchen Wirkungen der Batterien erzeuge, obſchon die bisher beobachteten Thatſachen nicht ausreichen, für die Art, wie dieſes geſchieht, irgend eine genügende Erklärung zu geben. Man muß ſich hierbei erinnern, daß zu jener Zeit angenommen ward, die Wirkungen zweier Metalle in der Hervorrufung der galvaniſchen Erſcheinungen ſtehe mit den verſchiedenen Kräften ſolcher Metalle, die Elektricität zu leiten, in directem Verhältniſſe, und es ward nun die Frage aufgeworfen, ob die Oxydation, anſtatt primaire Urſache der Elektricität zu ſein, nicht Wirkung der Elektricität ſein möchte, welche durch die Berührung der Metalle, die mit verſchiedenen Leitungsvermögen verſehen ſeien, in Bewegung geſetzt werde. Um dieſe Zweifel zu beſeitigen, mußte Davy weiter gehen und darthun, daß ſich elektriſche Wirkung ohne Berührung zweier verſchiedener Metalle zeige. Das iſt nun der Gegenſtand der oben angeführten Abhandlung. Es werden drei Claſſen von galvaniſchen Batterien aufgeſtellt. Erſtens ſchichtete er Metallplatten (Zinn) mit Pappſcheiben, welche mit Säure, und andere, welche mit reinem Waſſer getränkt waren, in regelmäßiger Folge; nach einiger Anhäufung dieſer Schichten zeigte ſich deutliche Wirkſamkeit der Batterien, und zwar entwickelte ſich auf der Seite Sauerſtoffgas aus Waſſer, auf welcher das Metall durch die Säure angegriffen wurde. Zweitens ſchichtete Davy Metall, Schwefelalkali und Waſſer und fand hier die analoge Erſcheinung: auf der Seite,

wo durch Einwirkung des Schwefelalkalis Schwefelmetall entstand, ward aus dem Wasser Sauerstoffgas entwickelt. Drittens endlich schichtete er Metall, Schwefelalkali und Säure, und legte, um die gegenseitige Wirkung der beiden letzten Flüssigkeiten zu verhindern, mit Neutralsalzen getränkte Scheiben dazwischen. Die Wirkung dieser Säulen war sehr beträchtlich, und zwar gab die Seite Sauerstoffgas, wo das Schwefelalkali auf das Metall wirkte. Aus diesen Versuchen ergab sich, daß nicht bloße Oxydation galvanische Erscheinungen herbeiführe, sondern überhaupt chemische Einwirkung auf Eine Fläche der Metallplatte, oder verschiedene chemische Einwirkung auf die beiden Flächen der Metallplatte, und daß in den gewöhnlichen Batterien aus 2 verschiedenartigen Metallen und einem flüssigen Leiter es nur darauf ankomme, Flächen verschiedener Oxydirbarkeit oder chemischer Einwirkung einer Flüssigkeit darzubieten. Davy erbaute später auch galvanische Batterien aus Holzkohle und verschiedenen Flüssigkeiten, ganz nach dem nämlichen Principe, wie jene aus Einem Metalle und von verschiedenen Flüssigkeiten, und beobachtete, daß die Kohle vollständig das Metall ersetzen könne. Da nun noch mit einer Schnelligkeit, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprach, Dr. Wollaston in die Schranken trat und in der unmittelbar nächsten Sitzung der königlichen Societät von einer Reihe von Versuchen, welche die Ansicht Davy's vollkommen bestätigten, Bericht erstattete, so war die Frage für damalige Zeit abgethan. Es sei, wenn auch nur im Vorbeigehen, erlaubt, auf einen der hervorstechendsten Züge im Charakter Wollaston's hier aufmerksam zu machen, — nämlich zuerst auf die Schnelligkeit der Auffassung und die Festigkeit des Urtheiles, dann vor Allem auf die Liberalität und die Aufrichtigkeit, mit welcher derselbe seine mächtige Hülfe zum Nutzen und zur Unterstützung eines Rivals in der Wissenschaft darlieh.

Es kommt nun ein Zeitraum von beinahe 5 Jahren, wo keine ausgezeichnete Arbeit Davy's bekannt wurde. Außer

„A syllabus of a course of lectures on chemistry at the Royal Institution". 1802, 8.

und

„A discourse, introductory to a course of lectures on chemestry". 1802, 8.

sind in den Transactionen der königlichen Societät von 1803 enthalten:

„Account of some experiments and observations on

the constituent parts of certain adstringent vegetables, and on their operation in tanning“. *)

und in denen von 1805:

„An account of some analytical experiments on a mineral production from Devonshire, consisting principally of alumine and water“. **)

„On a method of analysing stones, containing fixed alkali, by means of the boracic acid“. ***)

Noch finden sich in einigen andern Zeitschriften weniger bedeutende Aufsätze von ihm; wir verweisen hinsichtlich ihrer auf das angehängte Verzeichniß seiner Schriften.

Aber Davy hatte in dieser Zeit nicht geschlummert; er war mit Versuchen der mühsamsten und verwickeltsten Art beschäftigt. Die Abhandlung, in welcher die Resultate derselben mitgetheilt wurden, machte die Baker'sche Vorlesung aus und wurde der königl. Societät zu London am 20. November 1806 vorgelesen. „Billig“, sagt Gilbert †) in einer Note zu seiner Uebersetzung dieser Abhandlung, „eröffne ich den neuen Jahrgang (1808) der Annalen der Physik mit diesen meisterhaften Untersuchungen, welche in der Lehre von der galvanischen Elektricität Epoche zu machen verdienen“. Wie Gilbert, so urtheilten alle Physiker über diese Arbeit Davy's. Wir wollen es versuchen, von dem Inhalte desselben einen so allgemein verständlichen Bericht zu geben, als es die abstracte Beschaffenheit des Gegenstandes nur zuläßt, und befürchten durchaus nicht, damit im geringsten Langeweile zu erregen, indem es ja für einen Jeden vom höchsten Interesse sein muß, den intellectuellen Operationen eines großen Geistes Schritt für Schritt zu folgen bis zu einer großen, tiefeingreifenden Entdeckung.

Zuerst stellte Davy über die Veränderungen, welche die Elektricität im Wasser hervorbringt, Untersuchungen an. Es war bei einigen der frühern chemischen Versuche mit der

---

*) Uebersetzung in Gehlen's „N. allg. J. d. Ch.“, Bd. IV (1804), S. 343, fg.

**) Uebersetzung im „Taschenbuch für Mineralogie“ II, 228.

***) Nach Pfaff: übersetzt im „Journal d. Ch.“, I, 151, ein Citat, was wir nicht auffinden konnten.

†) Unser Landsmann Gilbert, den wir nicht mit dem oben genannten Engländer Davies Gilbert zu verwechseln bitten. Letztern werden wir in der Folge stets durch seinen Vornamen kenntlich machen.

Volta'schen Säule beobachtet worden, daß, wenn Wasser der Einwirkung eines elektrischen Stromes ausgesetzt wird, saure und alkalische Materien an den entgegengesetzten Polen abgesondert wurden. Eine so außerordentliche Thatsache mußte nothwendigerweise verschiedene Muthmaßungen veranlassen; und Manche glaubten, daß die Körper wirklich durch die Wirkung der Säule erzeugt würden. Davy verwarf jedoch bald eine so unphysikalische Annahme und zeigte, daß sie nur durch Zersetzung der angewandten Materialien zum Vorschein kommen: er fand z. B., daß die Glasgefäße an den Punkten, wo sie mit den Leitungsdrähten in Berührung kamen, angegriffen worden waren; woraus sich auf genügende Weise die Quelle des Alkalis ergab, während die thierischen oder pflanzlichen Substanzen, welche zur Verbindung gebraucht wurden, hinlänglich gewiß als Quellen der Säuren angenommen werden konnten. Er wiederholte nun den Versuch auf eine andere Art, indem er in kleinen Achatbechern zu operiren anfing, und auf den Rath des Dr. Wollaston die Verbindung zwischen beiden durch wohlausgewaschenen Amianth bewerkstelligte. Allein trotz aller gebrauchten Vorsicht erschien noch immer auf die nämliche Weise Säure und Alkali an den entgegengesetzten Polen. Man konnte nun nicht mehr zweifeln, daß in dem Achat selbst irgend ein Salz vorhanden sein müsse, welches die Säure und das Alkali hergab. Der 4 Mal wiederholte Proceß lehrte jedoch zugleich, daß noch eine zweite Ursache für die Gegenwart des Alkali im Spiele gewesen sein müsse; denn diese Substanz zeigte sich bis zuletzt immerfort in wahrnehmbaren und, wie es schien, in immer gleichen Mengen. Die einzige Substanz, von der Davy nur noch glauben konnte, daß sie dieses Alkali habe hergeben können, war das Wasser selbst. Er wiederholte daher die Versuche in 2 hohlen Kegeln aus reinem Golde, und als auch hier auf die nämliche Weise ein Alkali zum Vorschein kam, so destillirte er ein Quart des gebrauchten destillirten Wassers in einer silbernen Geräthschaft bei sehr mäßiger Hitze und fand als Rückstand eine sehr geringe Menge eines Alkalisalzes. Es ward jetzt mit dem in Silbergefäßen destillirten Wasser ein gleicher Versuch angestellt, und hier konnte nun bei Ausschluß von atmosphärischer Luft weiter keine Erzeugung von Alkali oder Säure wahrgenommen werden. Diese Versuche, welche er fast ins Unendliche vermehrte und abänderte, scheinen zwar kleinlich, aber es ergab sich doch daraus offenbar, daß chemisch reines Wasser sich durch Elektricität einzig und allein in Sauerstoffgas und Wasserstoffgas zer-

setzt. Und damit war vielen müßigen, auf ungenauen Versuchen beruhenden Speculationen auf einmal ein Damm gesetzt.

Die Versuche über das Wasser boten jedoch einige Umstände dar, welche Davy mit vollem Rechte für werth hielt, die Aufmerksamkeit des Beobachters noch weiter zu beschäftigen. Bei allen Veränderungen, bei welchen Säure sowol, als Alkali zugegen war, hatte sich die Säure im Wasser um die positiv-elektrisirte, das Alkali um die negativ-elektrisirte Oberfläche der Metalle angesammelt. Das Princip der Wirksamkeit schien hiernach mit einem der zuerst beobachteten Phänomene an der Volta'schen Säule, nämlich mit der Zersetzung des Kochsalzes, womit die Pappscheiben getränkt wurden, und mit mehren seitdem beobachteten Zersetzungen neutraler und metallischer Salze, besonders mit denen, deren Detail Hisinger und Berzelius (vielleicht schon um das Jahr 1802) bekanntgemacht hatten, in unmittelbarem Zusammenhange zu stehen. Die ersten Beobachtungen, welche Davy in Beziehung auf diesen Gegenstand anstellte, betrafen die Zersetzung fester Körper, welche sich schwer oder gar nicht in Wasser auflösen. Zu Folge der Wirkungen, welche die Elektricität auf Glas geäußert hatte, erwartete er unter ähnlichen Umständen die Zersetzung erdiger Substanzen beobachten zu können, und er täuschte sich nicht: die Resultate seiner Versuche waren hierin entscheidend. Aus schwefelsaurem Kalke erhielt er Schwefelsäure am positiven, und Kalkwasser am negativen Pole. Die Versuche wurden auf schwefelsauren Strontian und Baryt und auf flußsauren Kalk und mit ähnlichen Resultaten ausgedehnt. Ferner benutzte er die Elektricität, um alkalische Substanzen aus festen Körpern, besonders aus solchen, welche hauptsächlich aus reinen Erden bestehen, auszuziehen, und er erreichte diesen Zweck bei allen Körpern, welche er seinen Versuchen unterwarf; mit Glas stellte er einen nicht ganz erwünscht ausfallenden, quantitativen Versuch an. Von diesen im Ganzen genügenden Versuchen mit festen Körpern wendete er sich zu solchen mit zusammengesetzten auflöslichen Substanzen: alle diese Körper wurden viel schneller zersetzt und die Erscheinungen waren viel deutlicher. Immer fanden sich nach einer Zeit die Säuren in dem Becher des positiven Drahtes, und die Alkalien und Erden in dem Becher des negativen Drahtes angesammelt. Davy hat auch mehre Versuche in der Absicht angestellt, um sich zu überzeugen, ob bei Zersetzungen, welche durch Elektricität bewirkt werden, eine vollständige Abscheidung der Bestandtheile der Salze stattfinde, und es hat sich dies ihm auf eine Art bewiesen,

welche keinen Zweifel übrig ließ. Hierauf ging er zur Untersuchung der Art und Weise, und der Umstände über, unter welchen diese Bestandtheile zu ihren respectiven Polen übergeführt würden, und fand zuerst eine Beobachtung von Hisinger und Berzelius bestätigt, daß nämlich nur ein Pol mit dem zu zersetzenden Körper in Berührung zu sein brauche, während der andere in Wasser, welches mit jenem durch einen feuchten Leiter in Verbindung zu setzen sei, geleitet würde, um die Zersetzung auf analoge Weise vorsichgehen zu lassen. Davy ging aber noch weiter und fand, daß es schon hinreichend sei, beide Pole in reines Wasser einzutauchen, und diese beiden Portionen durch feuchte Leiter mit einer Salzauflösung zu verbinden, um die Zersetzung des Salzes zu bewirken. Durch fernere Versuche entdeckte er, daß saure und alkalische Substanzen, während der Zeit ihres Ueberganges an die respectiven Pole, durch Wasser, welches durch Pflanzenpigmente gefärbt ist, hindurchgehen, ohne dieselben zu verändern oder sich mit ihnen zu verbinden, ja, daß solche Körper auch durch Auflösungen von Substanzen hindurchgehen, welche starke Verwandtschaft zu denselben haben, ohne gegenseitige Einwirkung zu äußern; „denn", frug Davy, „sollte nicht dieselbe Macht, welche die Wahlanziehung in der Nähe der elektrischen Metallspitzen vernichtet, auch während der ganzen Ausdehnung des Kreislaufes der geschiedenen Bestandtheile ihre Wahlanziehung vernichten oder fesseln können?" Nur in solchen Fällen war eine Abweichung zu bemerken, wenn bei der Durchkreuzung der verschiedenen Substanzen im Mittelgefäße eine in Wasser so gut wie unlösliche Verbindung entstand, und bei einigen andern Gelegenheiten, wo es jedoch gar keine Schwierigkeit hatte, die Abweichung auf genügende Weise zu erklären.

„Wenn wir nun", sagt Davy, „die beschriebenen Thatsachen, welche die durch Elektricität bewirkten Zersetzungen und Hindurchführungen betreffen, unter eine allgemeine Ansicht zusammenfassen wollen, so werden wir sie in der gewöhnlichen Sprache der Physik folgendermaßen ausdrücken können. Der Wasserstoff, die alkalischen Substanzen, die Metalle und gewisse Metalloxyde werden von den negativ-elektrisirten Metallflächen angezogen und von den positiv-elektrisirten zurückgestoßen; dagegen werden der Sauerstoff und die Säuren von den positiv-elektrisirten Metallflächen angezogen und von den negativ-elektrisirten abgestoßen; und diese anziehenden und zurückstoßenden Kräfte sind stark genug, um die gewöhnlichen Wirkungen der Wahlverwandtschaft zu zerstören

und zu hemmen. Es ist das Natürlichste, anzunehmen, daß diese anziehenden und zurückstoßenden Kräfte von Theil zu Theil derselben Art fortwirken, indem diese Theile in der Flüssigkeit eine Leitung bilden, und daß solchergestalt das durch sehr viele Thatsachen bewiesene Hinüberführen bewirkt wird. In dem Falle, wenn Wasser oder Auflösungen von Neutralsalzen die ganze Kette einnehmen, ist es möglich, daß, wenn ihre Bestandtheile geschieden werden, eine ganze Folge von Zersetzungen und Wiederzusammensetzungen durch die Flüssigkeit hindurch stattfindet. Für diese Annahme stimmen die Versuche, bei welchen Baryt durch Schwefelsäure, und Salzsäure durch eine Auflösung von schwefelsaurem Silber hindurchgehen sollte; in ihnen traten die unauflöslichen Zusammensetzungen aus der Sphäre der elektrischen Wirksamkeit heraus, und zugleich war das Vermögen, sie hinüberzuführen, zerstört. Aus diesen allgemeinen Erscheinungen erklärt es sich ohne Schwierigkeit, auf welche Art der Sauerstoff und der Wasserstoff sich getrennt aus dem Wasser entwickeln. Der Sauerstoff eines Wassertheilchens wird von der positiven Metallfläche angezogen, der Wasserstoff von ihr abgestoßen; umgekehrt zieht die negative Metallfläche den Wasserstoff des Theilchens an, und stößt den Sauerstoff ab. Im Mittelpunkte des flüssigen Bogens muß daher nothwendig eine neue Verbindung unter den zurückgestoßenen Materien vorsichgehen, es finde nun eine Reihe von Zersetzungen und Wiederzusammensetzungen von einer der elektrisirten Metallflächen zur andern statt, oder die Theilchen der äußersten Punkte mögen allein wirksam sein".

Bei jener Reihe von Versuchen, welche Davy über die Säulen aus Einem Metalle und zwei verschiedenen Flüssigkeiten angestellt hatte, beobachtete er, daß, wenn man flüssige Säuren oder Alkalien zu Elementen dieser Säulen nimmt, die flüssigen Alkalien stets die Elektricität von dem Metalle erhalten, die Säuren dagegen immer die Elektricität dem Metalle überlassen. Wenn z. B. die Ketten aus Zinn, Wasser, Kaliauflösung zusammengesetzt waren, so ging der Kreislauf der Elektricität vom Wasser zum Zinn, und vom Zinne zur Kaliauflösung; waren die Elemente dagegen schwache Salpetersäure, Wasser, Zinn, so strömte die Elektricität von der Säure zum Zinne und von diesem zum Wasser. Dieses Grundgesetz schien in unmittelbarem Zusammenhange mit den allgemeinen Phänomenen der Zersetzung und Hinüberführung zu stehen. Im einfachsten Falle der elektrischen Wirkung müßte demgemäß bei diesen Phänomenen das Alkali, welches

ſtets Elektricität von dem Metalle auf Koſten deſſelben empfängt, in Beziehung auf das Metall poſitiv-elektriſch ſein, während die Säure, welche dem Metalle Elektricität abtritt, in Beziehung auf daſſelbe negativ-elektriſch wäre; und da denn dieſe Subſtanzen, in Beziehung auf die Metalle, die eine eine poſitive, die andere eine negative elektriſche Kraft beſäßen, ſo müßten ſie auch, wie es ſcheint, in ihren attractiven und repulſiven Functionen denſelben Geſetzen der Anziehung und Zurückſtoßung als die gewöhnliche Elektricität unterworfen ſein. Der mit der poſitiven Kraft begabte Körper, das Alkali, müßte durch die poſitiv-elektriſchen Flächen zurückgeſtoßen und von den negativ-elektriſchen angezogen werden, indeß bei dem Körper, der die negative Kraft beſitzt, der Säure, die umgekehrte Art des Verhaltens ſtattfände. Davy hat eine Menge Verſuche angeſtellt, um über dieſe Ideen Licht zu verbreiten und ihnen eine ausgedehnte Anwendung zu geben; alle haben die aufgefaßte Analogie auf eine überraſchende Art beſtätigt. „Hiernach dürfen wir", fügt Davy hinzu, „gewiß nicht befürchten, die Analogie zu weit zu treiben, wenn wir annehmen, daß alle Säuren und der Sauerſtoff, ſowie von der andern Seite alle Alkalien und der Waſſerſtoff, in einerlei Art von elektriſchen Beziehungen beſtehen, und daß (was die Zerſetzungen und Veränderungen betrifft, welche die Elektricität bewirkt) Körper, welche von Natur chemiſch mit einander verwandt ſind, deſſenungeachtet ſich mit einander zu verbinden oder in Verbindung zu bleiben unfähig werden, ſobald ſie ſich in einem elektriſchen Zuſtande befinden, der von der natürlichen Ordnung verſchieden iſt. So trennen ſich die Säuren, wie wir geſehen haben, im poſitiven Theile des flüſſigen Bogens von ſelbſt von den Alkalien, und der Sauerſtoff von dem Waſſerſtoffe; und an der negativen Seite vereinigen ſich weder die Metalle mit dem Sauerſtoffe, noch bleiben die Säuren mit den Metalloxyden verbunden. Durch dieſes Mittel ſcheinen die anziehenden und abſtoßenden Kräfte von den Metalloberflächen durch das ganze flüſſige Mittel hindurch mitgetheilt zu werden". — „Alle Körper, die ſich chemiſch mit einander verbinden, und deren elektriſche Kräfte wohl bekannt ſind, geben in ihrer Berührung unter einander entgegengeſetzte elektriſche Zuſtände. Beweiſe davon ſind Kupfer und Zink, Gold und Queckſilber, Schwefel und die Metalle, Säuren und Alkalien. Angenommen daher, ihre kleinſten oder elementaren Theilchen könnten ſich mit vollkommener Freiheit bewegen, ſo würden ſie ſich, dem hier entwickelten Grundgeſetze gemäß, gegenſeitig zu Folge

ihrer elektrischen Kräfte anziehen müssen. Es würde bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse umsonst sein, die entferntere Ursache der elektrischen Kraft, oder den Grund auffinden zu wollen, warum 2 verschiedene Körper in ihrer Berührung sich entgegengesetzt elektrisirt finden. Der Zusammenhang ihrer Elektricität mit ihrer chemischen Verwandtschaft liegt dagegen ziemlich klar am Tage. Sollte es nicht möglich sein, daß sie überhaupt einerlei mit der Verwandtschaft und eine wesentliche Eigenschaft der Materie wäre"? Davy führt für diese Hypothese mancherlei Analogien an, unter Anderm sagt er auch: „Wenn Körper, welche man durch künstliche Mittel zu hohen Graden entgegengesetzter Elektricität gebracht hat, ihr Gleichgewicht wechselseitig wiederherstellen, sind Wärme und Licht die gewöhnlichen Folgen dieser Wiederherstellung des Gleichgewichtes. Es läßt sich daher auch der Umstand vielleicht zu Gunsten der Theorie anführen, daß Wärme und Licht ebenfalls das Resultat aller intensiven chemischen Wirkungen sind; und daß, sowie in Volta'schen Batterien von einer gewissen Gestalt, in denen große Quantitäten Elektricität von sehr langsamer Intensität wirken, Hitze ohne Licht entsteht, so auch in den schwachen chemischen Verbindungen eine Vermehrung der Temperatur ohne Lichterscheinungen stattfindet. Nach diesen Ideen läßt es sich leicht erklären, wie die Hitze die Verbindungen erleichtern und bewirken kann. Sie gibt zwar häufig den kleinsten Theilchen eine freiere Beweglichkeit, woraus man die leichtere Vereinigung der Körper erklären könnte; in vielen Fällen jedoch scheint sie die elektrischen Kräfte der Körper zu erhöhen; wovon das Glas, der Turmalin und der Schwefel bekannte Beispiele abgeben. Ueberhaupt, so oft die entgegengesetzten Kräfte stark sind und vollkommenes Gleichgewicht derselben das Resultat der Verbindung ist, muß die Verbindung lebhaft, Hitze und Licht intensiv, und das Neuverbundene in einem neutralen Zustande sein. Wenn dagegen die eine Kraft schwach und die andere stark ist, so müssen alle Wirkungen minder lebhaft sein, und das Verbundene, statt neutral zu werden, einen Ueberschuß der stärkern Energie zeigen. Diese letzte Meinung wird durch alle Versuche bestätigt, welche über die elektrische Kraft der zusammengesetzten Salze in Beziehung auf die Metalle haben angestellt werden können. Weder Salpeter, noch schwefelsaures Kali u. a. m. gaben einer Kupfer- oder Zinkscheibe die geringste elektrische Ladung. Kohlensaures oder borarsaures Natron geben dagegen diesen Metallen schwache negative, so-

wie Alaun und saurer phosphorsaurer Kalk eine schwache positive Ladung".

Diese Untersuchungen führten auf die Frage zurück, ob die Wirkung der Volta'schen Batterie nicht chemischen Ursprungs sei. Davy, welcher früher dieser Meinung bis auf einen gewissen Punkt beigetreten war, stellte nun eine Theorie auf, welche in mancher Hinsicht die Hypothese Volta's und die erste Meinung in sich vereinigte. Wir müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, es unterlassen, die Beweise, welche er für seine Theorie anführt, einzeln durchzugehen und wollen nur noch kurz angeben, was für Anwendungen Davy von den vorhergehenden Thatsachen und Grundsätzen für möglich hielt. Zuerst glaubte er ein leichtes Mittel in ihnen zu finden, Säuren und Alkalien abzuscheiden, welche in den Mineralien chemisch gebunden, vereint oder einzeln, vorhanden sind; auch bei der Analyse organischer Körper lassen sich die zersetzenden Kräfte der Elektricität benutzen. Es war ferner ihm nicht unwahrscheinlich, daß sich von der elektrischen Zersetzung der Neutralsalze in verschiedenen Fällen würden Anwendungen in den Gewerben machen lassen. Aber ganz besonders ist folgende Stelle hervorzuheben: „Das Ammoniak und die zersetzbaren Säuren erleiden nur dann im Volta'schen Kreise eine Zersetzung, wenn sie recht concentrirt sind; außerdem werden sie blos nach den ihnen eignen Punkten der Ruhe versetzt. Diese Thatsache gibt uns Hoffnung, daß die neue Art von Zerlegung uns zur Entdeckung der wahren Elemente der Körper führen wird, wenn man die Materien, auf die man wirkt, in einem gewissen Zustande der Concentration nimmt und die Elektricität hinlänglich verstärkt. Denn wenn die chemische Verbindung von der Natur ist, wie ich sie hier dargestellt habe, so mag die natürliche, elektrische Energie der Elemente der Körper noch so stark sein, ihre Grenzen hat sie doch gewiß; die Kraft unserer künstlichen elektrischen Instrumente, mit der wir ihr entgegenzuwirken und sie aufzuheben vermögen, läßt sich dagegen ohne Grenzen vermehren und ins Unbestimmte verstärken". Wer sieht in diesen Worten Davy's nicht den Keim zu seinen künftigen glänzenden Entdeckungen? „Diese Entdeckung (die Zersetzung der Alkalien u. s. w.) gehört", um Worte Gilbert's zu gebrauchen, „nicht zu denen, welche ein glücklicher Zufall einem Naturforscher, gleich einem Geschenk der Gunst unverdient entgegengebracht hat; sondern sie ist eine wohlverdiente Belohnung der Geistesstärke und des Scharfsinnes, mit denen der unermüdete Forscher den Gegenstand der Un-

terſuchung feſtzuhalten, was er fand, unter allgemeine Geſichtspunkte zuſammenzufaſſen, und über Das, was er ahnete, durch ſeine und mühſame Verſuche ſich zu belehren wußte; ſie iſt das Reſultat von Verſuchen, auf welche Davy durch ſeine Theorie geleitet wurde". Am Ende dieſer ſo wichtigen, inhaltsſchweren Abhandlung weiſt Davy noch darauf hin, daß ſich die Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüche, ferner mancherlei Veränderungen in den verſchiedenen Theilen der Schichten unſerer Erdkugel, ſowol plötzliche als auch langſame, ſehr wohl in Analogie mit den gefundenen Thatſachen erklären laſſen.

Wenn es richtig iſt, daß über die Arbeiten eines Naturforſchers die Meinung der gleichzeitig lebenden Ausländer, welche unbeſtochen von Perſönlichkeiten und ungeſtört durch Rivalität, jeden Gegenſtand auf ſein richtiges Verhältniß und ſeinen eigentlichen Werth reduciren, ein ebenſo gerechtes und wahres Urtheil fällt, als die Nachwelt: ſo möchte nicht leicht Davy's Triumph, den ihm die eben durchgegangene Abhandlung verſchaffte, von irgend einem andern übertroffen werden. Unſere Leſer mögen ſich die Stimmung ins Gedächtniß zurückrufen, welche im Jahre 1807 zwiſchen Frankreich und England herrſchte und hiernach den ungeheuern Eindruck ermeſſen, welchen die Baker'ſche Vorleſung auf die Naturforſcher von Paris machen mußte: das Inſtitut von Frankreich krönte trotz des nationalen Vorurtheiles, trotz der nationalen Eitelkeit die Abhandlung Davy's, als die in dieſem Jahre erſchienene beſte Arbeit über Galvanismus, und erkannte dem Verfaſſer den von Napoleon geſtifteten Preis von 3000 Francs zu! Es iſt jedoch eine nicht leicht zu beantwortende Frage, wer in dieſem Falle höher ſtehe, ob Der, welcher die Lorberkrone gewann, oder Jene, welche ſo edel waren, ſie um ſeine Schläfe zu winden. Ohne Widerrede gaben Letztere ein Beiſpiel für künftige Jahrhunderte, welches ebenſo weſentlich die Fortſchritte der Wiſſenſchaften fördert, wie die Arbeit, die hierzu Veranlaſſung gab; ſie bewieſen, daß die Sache der Wiſſenſchaft keiner Partei und keiner Nation angehöre.

Wir haben oben aus der erſten Baker'ſchen Vorleſung Davy's die Sätze hervorgehoben, welche dieſen Naturforſcher zu ſeinen glänzendſten Entdeckungen hinleiteten. Mit dieſen Sätzen beginnt Davy, nun Secretär der königlichen Societät, ſeine zweite Baker'ſche Vorleſung, welche er vor jener Geſellſchaft im November 1807 hielt, und welche in deren „Transactionen" von 1808 öffentlich bekanntgemacht worden iſt. „In der vorjährigen Vorleſung", ſagt Davy, „ſind von mir eine große Menge von Zerſetzungen und chemiſchen Verände-

rungen beschrieben worden, welche die Elektricität in Körpern bewirkt, deren Bestandtheile bekannt sind; und schon damals wagte ich aus den allgemeinen Grundgesetzen, welche diese Erscheinungen zu erklären schienen, den Schluß zu ziehen, daß diese neuen Methoden der Untersuchung zu einer genauen Kenntniß der wahren Elemente der Körper führen würden. Diese Vermuthung gründete ich damals lediglich auf einige eingreifende Analogien; jetzt bin ich so glücklich sie durch überzeugende Thatsachen bewähren zu können". Wie ungerecht erscheinen hiernach jene Darstellungen, welche man in der ersten Zeit von Davy's Entdeckungen machte, wie die in der „Allgemeinen Zeitung" vom 28. Jan. 1808: „Ein junger Engländer, Herr Davy, Professor bei dem sogenannten königlichen Institute zu London, wollte Pacchiani's Versuche über die Zusammensetzung der Basis der Kochsalzsäure wiederholen. Bei dieser Gelegenheit versuchte er die Action einer starken galvanischen Säule auf feste Pottasche und auf Sode u. s. w." Wer aufmerksam und vorurtheilsfrei die Arbeiten Davy's verfolgt, kann ihnen seine Bewunderung nicht versagen, indem die glänzendsten Resultate durch eine Kette von Schlüssen und Versuchen erlangt wurden; und man findet, mit Ausnahme von Newton's Bericht über seine ersten Entdeckungen in der Optik, in den Jahrbüchern der Wissenschaft vielleicht kein anderes Beispiel von so glücklicher, physikalischer Induction.

Man hatte in den fixen Alkalien, sowie auch in den Erden hin und wieder metallische Basen angenommen; aber es war nicht möglich gewesen, einen Beweis dafür oder eine Anzeige durch den Versuch zu erlangen, und die Idee war daher von Vielen wieder aufgegeben worden. In Hinsicht auf die Alkalien war man wol der Meinung, sie enthielten wie das Ammoniak, dessen Mischung man genau kannte, und mit welchem sie ihren sinnlichen und manchen chemischen Eigenschaften nach sehr übereinkamen, Wasserstoff, und fand für diese Conjectur in dem Verhältnisse zwischen dem Sauerstoffe, dem angenommenen alleinigen Principe der Säuerung, und dem Wasserstoffe noch einige Unterstützung, indem man letztern als dem Sauerstoff entgegenstehend, für das Princip der Alkalinität ansah. Von allen diesen Hypothesen nahm Davy während seiner Versuche gar keine Notiz, sondern folgte rein der Beobachtung.

Die Untersuchungen, welche er über die Zersetzung der Säuren und der neutralen alkalischen und erdigen Salze angestellt hatte, lieferten ihm den Beweis, daß die Energie der

elektrischen Zersetzung, der Kraft der entgegengesetzten Elektricitäten im galvanischen Kreise und dem Leitungsvermögen, sowie dem Grade der Concentration der angewandten Körper proportional sei. Er versuchte demgemäß zuerst die feuerbeständigen Alkalien in ihren wäßrigen, bei gewöhnlicher Temperatur gesättigten Auflösungen mit Hülfe der stärksten elektrisch-galvanischen Apparate, die ihm zu Gebote standen, zu zersetzen. Bei aller Intensität der Wirkung wurde jedoch das Wasser der alkalischen Auflösungen allein angegriffen, und unter Erzeugung großer Hitze und heftigem Aufbrausen entwickelten sich blos Wasserstoffgas und Sauerstoffgas. Die Gegenwart des Wassers schien hier die Zersetzung der Alkalien zu verhindern. Das Kali wurde also geschmolzen und in feurigem Flusse in den Kreis der Volta'schen Batterie gebracht, wo man am negativen Drahte ein sehr lebhaftes Licht, und im Berührungspunkte mit dem Kali eine Flammensäule erblickte, welche von einem sich hier entbindenden verbrennlichen Körper herzurühren schien. Nach vielen vergeblichen Versuchen, den verbrennlichen Körper aufzufangen, gelang es ihm erst, da er die Elektricität zugleich als Schmelzungs- und Zersetzungsmittel auf das Kali wirken ließ. Er stellte nun den Versuch so an, daß er ein kleines Stückchen reines Kali einige Secunden lang mit der Atmosphäre in Berührung ließ (wo es durch Anziehung von Feuchtigkeit an der Oberfläche leitend wurde), dasselbe auf eine isolirte Platinscheibe, die mit dem negativen Ende einer in ihrer größten Wirksamkeit befindlichen starken Batterie verbunden war, legte und die Oberfläche des Kalis mit dem positiven Platindrahte in Berührung brachte. Sogleich zeigte sich eine sehr lebhafte Wirkung. Das Kali begann an beiden Punkten, wo es elektrisirt wurde, zu schmelzen. An der obern Fläche sah man ein heftiges Aufbrausen; an der untern, oder der negativen, war kein Entbinden einer elastischen Flüssigkeit wahrzunehmen, Davy entdeckte aber kleine Kügelchen, die einen sehr lebhaften Metallglanz hatten und völlig wie Quecksilber aussahen. Einige verbrannten in dem Augenblicke, in welchem sie gebildet wurden, mit Explosion und lebhafter Flamme; andere bestanden einige Zeit, liefen aber an, und bedeckten sich zuletzt mit einer weißen Rinde, die sich an ihrer Oberfläche bildete. Was für Empfindungen muß Davy in diesem Augenblicke gehabt haben! Er hatte das Alkali zersetzt, und in demselben einen verbrennlichen Körper eigenthümlicher Art, die Basis des Kalis, entdeckt! Die gasförmigen Producte, welche sich am positiven Pole entwickelten,

waren bald als ganz reines Sauerstoffgas erkannt; aber die metallische Substanz am andern Pole in hinreichender Menge zu sammeln, um sie einer genügenden Untersuchung zu unterwerfen, war nicht so leicht; denn ihre Verwandtschaft zum Sauerstoff war so groß, daß sie rasch in den Zustand von Kali zurückging, indem sie den Sauerstoff aus allen Verbindungen, wo sie ihn antraf, anzog. Nach mancherlei Versuchen fand Davy, daß frisch destillirtes Steinöl ein Mittel abgäbe, in welchem das Metall einige Zeit aufgehoben werden konnte, sodaß eine genaue Untersuchung seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften möglich wurde. Er gab ihm den Namen Potassium; Gilbert aber schlug für die deutsche Namenclatur den Namen Kalium vor, indem man in Deutschland, wo unter Pottasche etwas Anderes verstanden wird, den Namen „Kali" für jene Substanz ganz allgemein brauchte, aus welcher das neue Metall gezogen worden war. Wir glauben nicht, daß es nöthig sei, die Eigenschaften des Kaliums, wie sie von Davy angegeben wurden, hier anzuführen, da chemische Kenntnisse jetzt zu weit verbreitet sind und überdies jedes chemische Handbuch darüber Auskunft gibt. Kurz, die Gewißheit über die Natur des Kalis war vollständig errungen: es ist ein metallisches Oxyd, oder mit andern Worten, ein Körper, bestehend aus Sauerstoff und einem Metalle der eigenthümlichsten Art, das so leicht ist, daß es auf dem Wasser schwimmt, und so entzündlich, daß es auf Eis Feuer fängt!

Natürlich wurden dieselben Versuche auch mit Natron angestellt, da diese Substanz so außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Kali hat, und es ergab sich ein gleiches Resultat: das Natron zerfiel in Sauerstoff und ein Metall, welches Davy Sodium, Gilbert für Deutschland Natrium oder Natronium nannte.

Darauf beschäftigte sich Davy mit der Untersuchung, ob im Ammoniak Sauerstoff enthalten sei. Seine Versuche führten ihn zu dem Schlusse, daß „der Antheil von Sauerstoff im Ammoniumgas sich nicht unter 7 — 8 Procent schätzen lasse, daß er vielleicht selbst noch mehr betrage; denn die entbundenen Gasarten können mehr Wasser als das zersetzte Gas in sich enthalten haben, und dadurch an Schwere und an Volumen vergrößert worden sein. Das Elektrisiren selbst ist nach den scharfsinnigen Untersuchungen Henry's das einzige Mittel, die absolute Menge Wassers in solchen Gasarten, wie das Ammonium-Gas, zu bestimmen; wir dürfen daher schwerlich hoffen, die Bestandtheile des Ammoniums

bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse mit aller Genauigkeit aufzufinden". Davy nimmt jedoch an, daß Sauerstoff in allen wahren Alkalien vorhanden sei und einen Bestandtheil derselben ausmache, und daß das Ammoniak zu den festen Alkalien ungefähr in derselben Beziehung stehe, wie die Pflanzensäuren mit zusammengesetzter Basis zu den mineralischen Säuren mit einfacher Basis.

Es war nicht unwahrscheinlich, auch wenn man blos nach Analogie urtheilte, daß die alkalischen Erden Zusammensetzungen von derselben Natur, als die fixen Alkalien seien, das ist, metallische Basen von hoher Verbrennlichkeit, verbunden mit Sauerstoff. Davy stellte unter diesem Gesichtspunkte einige Versuche mit Baryt und Strontian an, und sie schienen diese Annahme zu bestätigen.

Unter allen Erden haben Baryt und Strontian die ausgezeichnetste Aehnlichkeit mit den fixen Alkalien. Doch ist diese Aehnlichkeit nicht auf sie beschränkt, sie läßt sich auch im Kalk, in der Magnesia, in der Glycin-, Thon und Kieselerde nachweisen. „Wir haben daher allen Grund zu hoffen", sagt Davy, „daß auch diese widerspenstigen Körper der Einwirkung sehr mächtiger Batterien auf sie unter günstigen Umständen nicht widerstehen, und ihre Bestandtheile durch Hülfe dieser neuen Methode der Analyse, sich der Kräfte der elektrischen Anziehung und Zurückstoßung zu bedienen uns offenbaren werden". Auch in der Salzsäure, Flußsäure und Borarsäure vermuthete Davy Sauerstoff, und wirklich erhielt er aus letzterer an der negativen Seite der Batterie eine verbrennliche Substanz von dunkler Farbe, welche Erfahrung er jedoch, mit der Untersuchung der Alkalimetalle beschäftigt, vor der Hand nicht weiter verfolgen konnte.

„Die Kräfte der Verwandtschaft der neuen Metalle, welche die Basen der Alkalien sind", schließt Davy diese Abhandlung, „führen zu einer nicht zu ermessenden Menge von Versuchen. Diese Körper selbst werden mächtige Reagentien für die chemische Analyse werden, und da sie an Verwandtschaft zum Sauerstoff alle andre bekannte Körper übertreffen, so werden sie vielleicht bei einigen der nicht zersetzten Körper die Anwendung der Elektricität vertreten können und sie zerlegen". (Wirklich machten Gay-Lussac und Thenard von dieser Eigenschaft der neuen Metalle Gebrauch, und es war von ihnen durch dieses Mittel die Borarsäure zerlegt und die Eigenschaften des Borons früher als von Davy beschrieben worden.) „Die Einsicht in die Natur der Alkalien und die Analogien, worauf sie führt, öffnen eine Menge von neuen

Ansichten in den Wissenschaften, welche mit der Chemie in Verbindung stehen. Sie werden uns vielleicht die Auflösung mehrer geologischer Probleme geben, und uns Kräfte bei der Bildung der Steinarten und der Erden kennen lehren, die man bis jetzt nicht einmal geahnet hat".

Der eben detaillirten Abhandlung ließ Davy sehr bald eine andere, an neuen Thatsachen fast ebenso reiche, folgen, welche er am 30. Juni 1808 der königlichen Societät mittheilte. Sie enthielt elektro-chemische Untersuchungen über die Zersetzung der Erden und Bemerkungen über die Metalle aus den alkalischen Erden und über ein mit Ammonium erzeugtes Amalgam. Die ersten Untersuchungen erfoderten viel sinnreichere und zusammengesetztere Processe als die, welche so glücklich mit den fixen Alkalien vorgenommen wurden, was von der Unschmelzbarkeit der Erden abhing. Die starke Verwandtschaft ihrer Basen zum Sauerstoff machte es auch hier unthunlich, ihre Zersetzung in ihrer wässerigen Auflösung zu bewirken, und die einzige Methode, welche sich als erfolgreich erwies, war diese, die Elektricität auf sie in besonderen Verbindungen wirken zu lassen, oder sie im Moment ihrer Zersetzung durch Elektricität mit einem andern Metalle zusammentreten zu lassen. Dies Metall war Quecksilber. Es wurde hierdurch über ihre Natur und einige Eigenschaften Aufschluß erhalten: „es war zwar die Evidenz der Zerlegung und Wiederzusammensetzung der Thon-, Kiesel-, Zirkon- und Beryllerde nicht ganz von derselben Art, als die der feuerbeständigen Alkalien und der alkalischen Erden", wie Davy selbst bemerkt, aber es war doch hinlängliche Gewißheit darüber vorhanden, daß es Metalloxyde seien. Da Davy mit so gutem Erfolge das Quecksilber angewandt hatte, um die Metalle der Erden aus ihren Sauerstoffverbindungen zu erhalten, so war es der Mühe werth, den nämlichen Proceß zur Zerlegung des Ammoniums anzuwenden. Er erhielt auf diese Weise ein wahres Amalgam, das heißt, das Quecksilber verband sich mit einem Körper, ohne seinen Metallglanz und seine Leitungsfähigkeit für Elektricität zu verlieren, schwoll aber bei dieser Verbindung um das Vielfache seines Volumens an, und erhielt Butterconsistenz. Trotz vielfacher Versuche, die damit vorgenommen wurden, war es doch nicht möglich, über die Natur des Stoffes, welcher sich mit dem Quecksilber verbunden hatte, zu einem entschiedenen Resultate zu gelangen.

Davy's nächste Baker'sche Vorlesung, in welcher derselbe den 15. Dezember 1808 der königlichen Societät zu London

einen Bericht neuer zerlegender Versuche über die Natur einiger Körper, besonders der Alkalien, des Phosphors, des Schwefels, des Kohlenstoffs und der noch unzersetzten Säuren, nebst einigen Bemerkungen über die Theorie der Chemie vortrug, scheint nicht ganz den Werth seiner frühern Abhandlungen zu haben, sei es, daß der Glanz der letztern, gleich den Sonnenstralen, unser Auffassungsorgan unfähig gemacht habe, einen richtigen Eindruck von einem schwächern Lichte zu erhalten, oder daß seine Versuche, auf zu viel Gegenstände ausgedehnt, nur hier und da bestimmte Resultate lieferten und somit unbefriedigt ließen. Von höchstem Interesse sind jedoch die hier enthaltenen Untersuchungen der olivenfarbenen Substanz des Kaliums, und jene über die Zersetzung und Wiederzusammensetzung der Borarsäure. Die letzte Untersuchung, über das Boron, bietet alle erwünschte Bestimmtheit dar, und man findet manche Beobachtungen über den neuen Körper, welche den Herrn Gay-Lussac und Thenard, die der Zeit nach früher, mittelst des Kaliums den Körper dargestellt hatten, entgangen waren. Die erste von den oben hervorgehobenen Untersuchungen enthielt gleichsam nur die ersten Studien über einen höchst interessanten Körper, welcher bei Erhitzung von Kalium in Ammoniumgas entsteht. Diese mindere Vollkommenheit der Untersuchungen scheinen auch einen „Appendix" zu dieser „Baker'schen Vorlesung" veranlaßt zu haben, in welchem neue Untersuchungen über die Einwirkung des Kaliums auf das Ammoniumgas, über den Schwefel und Phosphor, über den Kohlenstoff und über die Salzsäure enthalten sind, aber auch kein völlig klares und bestimmtes Resultat geben. Die Untersuchungen über den Schwefel und Phosphor veranlaßten einige Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Herren Gay-Lussac und Thenard.

Viel befriedigender ist nun wieder Davy's „Baker'sche Vorlesung" für das Jahr 1809, in welcher neue chemisch-elektrische Untersuchungen, besonders über die Metalle aus den Alkalien und Erden und über einige Verbindungen des Wasserstoffs mitgetheilt werden. Er bestreitet hier zuerst die damals noch hin und wieder aufgestellte Meinung, daß die neuen Metalle Wasserstoffverbindungen seien, vergleicht damit die bestimmt darstellbaren Wasserstoffverbindungen von Arsen und Tellur und zeigt, daß unser gewöhnliches, für trocken gehaltenes Kali, stets ein Hydrat sei; wasserfreies Kaliumoxyd könne nur durch Verbrennen des Kaliums in trockenem Sauerstoffgas, oder durch Salpeter oder durch Zusatz von genau soviel Wasser erhalten werden, als gerade hinlänglich

sei, den nöthigen Sauerstoff darzubieten. Dann theilt er Versuche über den Stickstoff, über das Ammonium und das Ammoniumamalgam mit. Schon früher hatte er die Untersuchungen über die olivenfarbige Substanz geschlossen, und ausgemacht, durch Einwirkung des Kaliums auf Ammoniumgas werde ein Volumen Wasserstoff ausgeschieden und es trete mit dem Kalium eine Verbindung von einem Volumen Stickstoff mit zwei Volumen Wasserstoff zusammen, und zwar in der Menge, daß, wenn man zu dem olivenfarbigen Körper soviel Wasser hinzubringe, als erfodert wird, um durch den Sauerstoff desselben das Kalium in Kali zu verwandeln, das dadurch freiwerdende Wasserstoffgas gerade soviel betrage, als bei der Bildung der olivenfarbigen Substanz freigeworden war, oder als nöthig ist, um mit dem Stickstoffe und Wasserstoffe in der olivenfarbigen Substanz gerade wieder Ammoniumgas zu bilden. Ueber das Ammoniumamalgam, dessen wahre Natur noch jetzt höchst dunkel und räthselhaft ist, kommt hier folgende merkwürdige Stelle vor: „Die Erscheinungen lassen sich vielleicht am leichtesten erklären, wenn man sich den Stickstoff als eine Basis denkt, die durch Verbindung mit einer bestimmten Menge Wasserstoff alkalisch, und mit einer größern Menge metallisch wird". Merkwürdig ist diese Stelle zu nennen, weil Berzelius, nach Annahme der Chlortheorie, in der neuern Zeit von einer andern Seite her auf einen gleichen Gedanken gekommen ist. Davy erzählt ferner neue Versuche über die Metalle der Erden, welche er auch auf die Weise darzustellen suchte, daß nach Behandlung derselben mit Kaliumdämpfen die rückständige Masse mit Queckſilber ausgezogen wurde. Indem er über die beobachteten Thatsachen philosophirt, spricht er folgende Worte aus: „Man hatte bis jetzt allgemein angenommen, daß die Alkalien, die Erden und Metalloxyde, vermöge ihrer Natur, Körper ganz verschiedener Art sind. Die Erden, sagt man, werden durch die dreifachen blausauren Salze und durch die Gallápfeltinktur nicht gefällt, und die Alkalien unterscheiden sich von den alkalischen Erden durch ihre größere Auflöslichkeit in Wasser. Wollte man aber auf Charaktere dieser Art die Classification gründen, so würden auch die Metalle in verschiedene Classen von Körpern zerfallen. Je mehr wir die Natur ergründen, desto deutlicher werden wir die Beziehungen übersehen, in welchen alle metallische Körper zu einander stehen". Diese Stelle beweist, mit welcher Freiheit Davy sich als Naturforscher bewegte, wie er ungefesselt von jeder einem Vorurtheile oder den Lehrsätzen einer Schule die gefun-

denen Thatsachen sorgfältig prüfte und die sich ergebenden Wahrheiten willig annahm. Ein gleicher Beweis läßt sich aus dem letzten Abschnitte der vorliegenden Abhandlung führen, welcher „theoretische Betrachtungen, gestützt auf neue Thatsachen" enthält. Davy untersucht hier von Neuem die Frage, ob Wasserstoff und Stickstoff einfache Körper, oder Oxyde eines noch unbekannten Grundstoffes sein könnten, ob der Wasserstoff das Princip aller Verbrennlichkeit sei und schließt mit den Worten: „Doch ich breche ab. Eine Hypothese kann kaum ein anderes Verdienst haben, als zu neuen Versuchen zu führen; und in den jetzt erst entdeckten Regionen der elektrisch-chemischen Untersuchungen sind die Gegenstände noch zu wenig untersucht, als daß wir über ihre Natur und ihre Beziehungen schon entschiedene Meinungen haben und eine allgemeine Theorie aufstellen könnten, welche einige Dauer verspräche". Einen noch stärkern Beweis aber für die geistige Freiheit Davy's liefert der Gang seiner nächstfolgenden Untersuchungen.

Davy hatte schon früher sich viel mit der Salzsäure beschäftigt, und eine große Menge von Versuchen angestellt, um über ihre Natur Aufschluß zu erhalten. Jetzt lenkte er seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, und so entstanden 3 Abhandlungen, welche er der königlichen Sozietät zu London den 12. Juli, den 15. November 1810 und den 21. Februar 1811 vorlegte. In dem Vorworte, welches Gilbert ihnen in seinen „Annalen" vorausschickt, finden sich folgende Urtheile über dieselben: „Sie sind voll der überraschendsten Entdeckungen über ein Wesen, dessen chemische Natur wir schon genügend zu kennen glaubten, das aber nach den Ansichten, welche Davy auf seine neuen Versuche gründet, eine ganz andere Rolle, als man bisher meinte, von weit höherer und ausgebreiteter Bedeutung in den Erscheinungen der Natur zu spielen scheint. — Der Gegenstand dieser Untersuchungen greift nicht minder tief in das Ganze der Wissenschaft ein und ist für dasselbe von nicht minderm Interesse, als es die Entdeckungen gewesen sind, durch welche Davy schon früher in einigen der verborgensten Gegenden der Naturlehre das erste Licht verbreitet hat".

Die erste Abhandlung enthält „Untersuchungen über das oxygenirt-salzsaure Gas und über die Bestandtheile der Salzsäure; nebst einigen Versuchen über den Schwefel und Phosphor". Nach einer geschichtlichen Einleitung kommt Davy auf die von ihm und Andern beobachtete Thatsache, daß völlig wasserfreie Kohle das oxygenirt-salzsaure Gas gar nicht

verändert, auch wenn man sie mittelst einer Volta'schen Batterie in diesem Gas weißglühend erhält. Dieser Versuch, den er mehrmals wiederholte, erregte in ihm den Zweifel, ob das oxygenirt-salzsaure Gas überhaupt Sauerstoff enthalte; wenngleich man allgemein annimmt, daß es des Sauerstoffs mehr, als irgend ein anderer Körper, in einem Zustande in sich schließe, in welchem er die Verbindung sehr leicht verlasse. Er glaubte daher durch genauere Untersuchungen, als die bisherigen, die Gegenwart von Sauerstoff in dem oxygenirt-salzsauren Gas prüfen zu müssen, um sie auf eine entscheidende Weise entweder darzuthun, oder sie zu widerlegen. Zu dem Ende brachte er zu der Flüssigkeit, welche beim Erhitzen von Zinn in oxygenirt-salzsaurem Gas entsteht, trocknes Ammoniakgas; aber anstatt daß sich, wenn das oxygenirt-salzsaure Gas aus Salzsäure und Sauerstoff bestände, jetzt Salmiak und Zinnoxyd gebildet hätte, entstand eine neue, vollständig flüchtige Verbindung. Als er ferner zu der festen Verbindung, welche beim Erhitzen von Phosphor in oxygenirt-salzsaurem Gas entsteht, Ammoniakgas hinzubrachte, wurde letzteres unter starkem Erhitzen absorbirt, und ein höchst merkwürdiger Körper gebildet, welcher auch bei der stärksten Erhitzung in verschlossenen Gefäßen sich nicht zersetzte, noch sich verflüchtigte oder zum Flusse kam; es hätte nach der Hypothese der Franzosen Salmiak sich verflüchtigen und Phosphorsäure zurückbleiben müssen. Auch bei der Einwirkung von Ammoniakgas auf die Verbindung von Schwefel und oxygenirt-salzsaurem Gas überzeugte sich Davy, daß hier kein Körper entstehe, von dem man wisse, daß er Sauerstoff enthalte. Die von vielen Chemikern aufgestellte Behauptung, daß bei der Einwirkung von oxydirt-salzsaurem und Ammoniakgas Wasser gebildet werde, fand er unrichtig, und zeigte, daß hier unter Ausscheidung von Stickgas völlig wasserfreier Salmiak entstehe. Er bestätigte, auf eine große Menge von Versuchen gestützt, die von andern Chemikern beobachtete Bildung von Salzsäure, wenn man Wasserstoff und oxydirt-salzsaures Gas zusammenmische, und hiernach erklärte er die Ausscheidung von Sauerstoffgas, wenn das oxydirt-salzsaure Gas auf Wasser wirke, durch Zersetzung von Wasser, und die Erscheinung von Wasser, wenn man salzsaures Gas über Bleioxyd streichen lasse, auf die Weise, daß der Wasserstoff der Salzsäure mit dem Sauerstoffe des Bleioxydes zusammentrete; statt des Bleioxydes finde man nun dieselbe Verbindung, welche durch Einwirkung von oxydirt-salzsaurem Gase auf metallisches Blei zum Vorschein komme.

(Gay-Lussac und Thenard, welche den Wassergehalt der Salzsäure aus letzterm Versuche bewiesen zu haben glaubten, scheinen selbst die Davy'sche Erklärung vorausgesehen zu haben, indem sie am Schlusse ihrer Abhandlung den Gedanken hinwerfen, man könne das oxygenirt-salzsaure Gas für einen einen einfachen Körper nehmen.) Nachdem nun Davy noch anführt, daß bei Einwirkung von Quecksilber, Kalium, Zink und Zinn auf Salzsäure sich Wasserstoffgas ausscheide und „dieselben salzsauren Metalle" sich bildeten, welche beim Verbrennen der Metalle in oxydirt-salzsaurem Gase entstehen, thut er den Ausspruch: „Es erhellet aus diesen Bemerkungen, daß die Ansicht, welche Scheele von der oxygenirten und gemeinen Salzsäure gefaßt, obgleich aus Mangel einer allgemein angenommenen Theorie dunkel und schwankend vorgetragen hat, sich als Ausdruck der Thatsachen betrachten läßt; indeß die Ansicht der französischen chemischen Schule von diesen beiden Säuren, welche so genügend zu sein schien, bei genauerer Beleuchtung, dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse zu Folge, nur auf einer Hypothese beruht". (Darauf zeigt Davy, was für Veränderungen in den Verbindungen des oxydirt-salzsauren Gases bei Zutritt von Wasser vorsichgehen.) Den Beweis für die Gegenwart von Sauerstoff im oxydirt-salzsauren Gase, welchen man aus der Heftigkeit, mit welcher im letztern Gase verbrennliche Körper „verbrennen", hergenommen hat, entkräftet er durch die Bemerkung, daß Wärme und Licht hier, wie in mehren andern Fällen, durch die große Kraft, mit welcher die Verbindung vorsichgehe, entstehen. Davy findet es ferner bei sorgfältigerer Untersuchung schwer, die Analogie zwischen den Verbindungen aus oxygenirt-salzsaurem Gas und Metallen, mit den gewöhnlichen Neutralsalzen, welche man für die Hypothese jenes Sauerstoffgehaltes angeführt hat, wirklich aufzufinden. „Es gibt", sagt er gegen das Ende des Aufsatzes, „vielleicht wenige Körper, die einen geringern Anspruch darauf haben, für eine Säure gehalten zu werden, als das oxygenirt-salzsaure Gas. Da wir keinen Grund haben, anzunehmen, daß es je zersetzt worden sei, und da es Verwandtschaft zu den reinen verbrennlichen Körpern hat, so möchte es vielmehr mit dem Sauerstoff zu einerlei Classe von Körpern gehören. Und könnte es nicht in der That ein eigenthümliches acidificirendes Princip sein, das fähig wäre, mit verbrennlichen Körpern Verbindungen hervorzubringen, deren Eigenschaften und Kräfte denen solcher Säuren, welche Sauerstoff enthalten und denen der Oxyde ähn-

lich wären? In dieser Hypothese ließe sich der Wasserstoff für die Basis und die oxygenirte Salzsäure für das acidificirende Princip der Salzsäure ansehen. Das Phosphorsublimat, Libav's Flüssigkeit, und die Verbindung aus Arsenik und oxygenirter Salzsäure lassen sich dann als ähnliche Körper ansehen, nämlich als solche, deren acidificirendes Princip oxygenirte Salzsäure ist. Die Verbindungen der oxygenirten Salzsäure mit Blei, Silber, Queckſilber, Kalium und Natronium würden nach dieser Ansicht eine Classe von Körpern ausmachen, die in ihren Verwandtschaften mehr Aehnlichkeit mit den Oxyden als mit den Säuren haben". Mit diesen Ideen ist Davy seiner Zeit weit vorangeeilt; man scheint sie gar nicht verstanden zu haben und jetzt noch, da einige Chemiker, wie Bonnsdorf, dieselben von Neuem aufstellen, werden sie von einigen der größten jetzt lebenden Chemiker hartnäckig bestritten und von andern unbeachtet gelassen. Allein es ist gewiß, daß sehr bald die Zeit kommen wird, wo diese Ideen Davy's ebenso siegreich und allgemein sich Eingang verschaffen werden, wie es seiner Chlortheorie gelungen ist, trotz der verzweifelten Gegenwehr mancher ihrer Gegner.

In der zweiten Abhandlung, welche diesen Gegenstand betrifft, verbreitet sich Davy über einige der Verbindungen des oxygenirt-salzsauren Gases und des Sauerstoffs mit andern Körpern, und über die chemischen Beziehungen, worin diese Principe zu den verbrennlichen Körpern stehen. Er zeigt darin, daß das oxygenirt-salzsaure Gas sich mit verbrennlichen Körpern zu einfachen Zusammensetzungen aus 2 Bestandtheilen vereinige, und daß es, wenn es auf Oxyde einwirke, entweder aus denselben den Sauerstoff austreibe, oder ihn veranlasse, in neue Verbindungen zu treten; wo der Sauerstoff ausgetrieben wird, da sei es gegen die Logik, behaupten zu wollen, daß die immer gleiche und bestimmte Menge von Sauerstoff von einem Körper herrühre, von dem man nicht wisse, daß er zusammengesetzt sei, während man von der Existenz derselben in einem andern volle Gewißheit habe. Daß der Aufsatz mit einer Menge von neuen Versuchen und Beobachtungen ausgestattet ist, ist wol kaum nöthig bei Arbeiten Davy's zu erwähnen. Da es nun allen Regeln derjenigen Nomenclatur, in welcher man den Namen oxygenirte Salzsäure bisher gebrauchte, zuwiderlief, einen Körper, von dem es nicht bekannt ist, daß er Sauerstoff enthält, und der keine Salzsäure enthalten kann, mit jenem Namen zu belegen, und da eine Veränderung dieser Benennung

nothwendig zu werden schien, um den Fortgang der Erörterungen zu erleichtern, und um richtige Ideen über diesen Gegenstand zu verbreiten, so brachte Davy, nachdem er darüber sich mit einigen der vorzüglichsten chemischen Naturforscher berathen hatte, einen Namen in Vorschlag, welcher von einer der am meisten in die Sinne fallenden Eigenschaften des oxygenirt-salzsauren Gases, von der Farbe desselben, entlehnt ist, nämlich Chlorine, abgeleitet von einem griechischen Worte, welches grünlichgelb bedeutet. Auch für die Verbindungen der Chlorine mit verbrennlichen Körpern schlug er eine Benennung vor, die jedoch weder in noch außer England angenommen worden ist.

In der dritten Abhandlung, welche Davy, der eben durchgegangenen zunächst, der königlichen Gesellschaft zu London vorlegte, ist die Entdeckung seiner Euchlorine, des Chloroxyduls der heutigen Chemiker, mitgetheilt. Wir glauben nicht nöthig zu haben, uns in einen detaillirten Bericht über dieselbe einzulassen, da in ihr jetzt allgemein bekannte Thatsachen enthalten sind; ja selbst die neuen Beweise glauben wir übergehen zu können, welche Davy bei Gelegenheit dieser Untersuchung für seine Chlortheorie auffand, indem es wol für Einzelne interessant sein möchte, zu sehen, wie die damals ganz junge Lehre von ihrem genialen Urheber unterstützt ward, für die Mehrzahl unserer Leser aber schon hinreichen wird, den Gang von Davy's Forschungen über diesen Gegenstand in ihrem Anfange und Fortschreiten beobachtet zu haben.

Wir müssen jetzt den Leser auf ein paar Augenblicke aus dem so höchst interessanten wissenschaftlichen Leben Davy's herausführen, um ihn mit einigen Ereignissen seines übrigen Lebens bekanntzumachen. Er war unterdeß (1805) zum Mitglied der königlichen irländischen Akademie gewählt worden, und hatte gegen das Ende des Jahres 1810 vom Trinity college zu Dublin den Ehrengrad eines Doctors der Wissenschaften (LL. D.) erhalten. Wir erwähnen dies zum Theil nur der Vollständigkeit wegen und haben einer viel wichtigern Veränderung seiner bürgerlichen Verhältnisse zu gedenken, nämlich seiner Verheirathung, welche in das Jahr 1812 fällt. Der Gegenstand seiner Wahl war Jane, Tochter und Erbin von Charles Kerr, auf Kelso, Esq., und Witwe von Shuckburgh Ashby Apreece, Esq., ältestem Sohne des jetzt noch lebenden Sir Thomas Hussey Apreece, Baronet. Durch die Verbindung mit dieser Dame erhielt Davy nicht allein ein beträchtliches Vermögen (Berzelius, der in diesem

Jahre zu London sich aufhielt, gibt in einem Briefe an Gilbert, nach Gerüchten, das jährliche Einkommen auf 4000 Pf. Sterling an), sondern auch den Schatz einer zärtlichen Gattin und einer gleichgesinnten Freundin, welche fähig war, seinen Charakter und seinen hohen Geist zu würdigen und zu verstehen. Am 9. April, nur 2 Tage vor seiner Vermählung, ward er vom Prinzen-Regenten zum Knight oder Ritter gemacht und er war der Erste, welchem Sr. königl. Hoheit diese Würde ertheilte.

Es ist recht sehr zu bedauern, daß eine Reise, welche Davy in diesem Jahre nach Schottland unternahm, ein häufigeres Zusammenkommen mit dem großen schwedischen Chemiker, dessen Aufenthalt in London schon erwähnt wurde, verhinderte; beide ausgezeichnete Naturforscher sahen sich nur einige Mal, und es wäre doch gewiß durch einen Austausch beiderseitiger genialer Ideen ein nicht geringer Vortheil für die Wissenschaften zu erwarten gewesen. In der Folge trennte persönliche Abneigung Davy und Berzelius, deren Grund ursprünglich in der Mittheilung einiger Irrthümer Davy's zu suchen ist, welche Berzelius bei seiner Anwesenheit in London dem Dr. Young im Vertrauen und auf dessen besonderes Verlangen gemacht hatte. Diese Bemerkungen, welche Davy bei seiner Zurückkunft in London, die erst einige Tage nach Berzelius' Abreise erfolgte, vom Dr. Young erfuhr, beleidigten ihn außerordentlich, und er ward durch einen, bald darauf in Gilbert's „Annalen" mitgetheilten Brief Berzelius' noch mehr gereizt. Die feindselige Gemüthsstimmung des letztern gegen Davy entstand später, als dieser Schweden besuchte. Davy hörte zu Gothenburg, Berzelius sei im südlichen Schweden, und schrieb ihm, er möchte Helsinborg nicht vor einem gewisse Tage verlassen, wo er ihn zu treffen hoffe. Berzelius erwartete ihn dort 2 Tage über die bestimmte Frist hinaus. Endlich langte Davy an und entschuldigte sich damit: er habe unterwegs so herrliche Gelegenheit zum Fischen gefunden, daß er sie nicht unbenutzt habe vorbeilassen können. Das lange Warten, diese Entschuldigung und Davy's hochmüthiges Benehmen, welches überhaupt in seinen letzten Lebensjahren die meisten Freunde von ihm verscheuchte, erregten Berzelius' Misvergnügen, sodaß sie sich schon nach 4 Stunden trennten.

Von seiner Reise nach Schottland zurückgekehrt, hatte Davy bald darauf das Unglück, das eine Auge schwer zu verletzen. Herr Ampère zu Paris, Inspecteur-général de l'université, hatte einem Freunde Davy's die Nachricht er-

theilt, man könne eine Verbindung von Stickstoff und Chlorine in Form eines Oeles erhalten, welches die Eigenschaft, zu explodiren, in einem fürchterlichen Grade besitze, wenn man Chlorgas mit tropfbarflüssigem Ammoniak in Berührung bringe. Davy bereitete diesen Körper; als er ihn aber in Gesellschaft von Childern und Warburton untersuchen wollte, entstand trotz aller Vorsicht eine Explosion, bei welcher ein Stückchen Glas von einer zersprungenen Glasröhre in Davy's Auge drang und ihm die Hornhaut verletzte, und zwar so schwer, daß man lange Zeit für sein Gesicht besorgt war.

Im folgenden Jahre sehen wir Sir Humphry Davy zu Paris thätigen Antheil an der Entdeckung oder vielmehr genauen Ermittelung und Bekanntmachung der Eigenschaften der Jodine nehmen. Er erklärte den neuen Stoff für einen Unterhalter der Verbrennung und reihte ihn sowol als auch Fluorine, über welche er in diesem und vorigem Jahre Untersuchungen angestellt hatte, an den Sauerstoff und die Chlorine an. Diese Ansicht, damals noch neu, mußte ihre Gegner finden, und so war der Urheber derselben zu einem polemischen Aufsatze gegen Gay-Lussac veranlaßt: „Ueber die Analogien unter den unzersetzten Körpern und die Constitution der Säuren". Davy ward übrigens noch im Jahr 1813 zum correspondirenden Mitgliede des Instituts von Frankreich erwählt und zum Vicepräsidenten der Royal Institution zu London.

Auch die beiden folgenden Jahre scheint sich Davy auf dem Continente aufgehalten zu haben, und zwar in Italien. Von hieraus überschickte er der königlichen Societät 3 Abhandlungen. Die erste enthält einige neue Versuche über das Verbrennen des Diamants und des Kohlenstoffs, und obgleich er zuerst den Satz aufstellt, daß der Diamant nicht reiner Kohlenstoff sei, gleich den übrigen Kohlen, welche Wasserstoff oder andere Bestandtheile enthalten, so neigt er sich doch später der Meinung Tennant's zu, der die Verschiedenheit dieser beiden Körper der Krystallisation des Diamants zuschreibt: „die festen und durchsichtigen Körper sind im Allgemeinen nur schlechte Leiter der Elektricität, und es ist wahrscheinlich, daß dieselben bei Anordnung der Theilchen, welche der Materie das Vermögen geben, das Licht hindurchzulassen und zu polarisiren, mit dem elektrischen Verhalten der Körper in Verbindung stehen". Von den beiden andern Arbeiten aus Italien betrifft die eine die Entdeckung der festen Jodsäure; die andere, größere, enthält Versuche und Bemerkungen über die Farben, mit welchen die Alten gemalt ha-

ben. Davy ſtellte dieſe Verſuche mit Farben an, welche man in den Bädern des Titus, ferner in den unter dem Namen der Bäder der Livia bekannten Ruinen, und endlich in den Ueberreſten andrer Paläſte und Bäder des alten Roms ſowie in Pompeji gefunden hat. Durch die Gefälligkeit ſeines Freundes, des berühmten Canova, welchem in Rom die Aufſicht über alle in Verbindung mit der alten Kunſt ſtehenden Werke anvertraut war, ſah er ſich in den Stand geſetzt, mit eigner Hand Proben der verſchiedenen Malerfarben auszuſuchen welche ſich in Gefäßen befanden, die man beim Nachgraben in den Ruinen des Palaſtes des Titus vor Kurzem entdeckt hatte, und dieſe Farben mit denen zu vergleichen, welche ſich dort noch auf den Wänden und auf einzelnen umherliegenden Kalkſtucks befinden. Die Ergebniſſe ſind äußerſt intereſſant, und die Schlußbemerkungen, in welchen er die größere Wichtigkeit der Beſtändigkeit vor der des Glanzes bei den Farben zum Malen hervorhebt, ſcheinen beſonders der Aufmerkſamkeit der Künſtler werth.

Sogleich nach ſeiner Zurückkunft nach London las Davy einen intereſſanten Aufſatz „über die Wirkung der Säuren auf chlorſaure Salze und die dabei erzeugten Gasarten" der königlichen Societät vor (den 4. Mai 1815). Wir wollen dieſe Abhandlung, welche mehr für den Chemiker von Profeſſion wichtig iſt, an dieſem Orte blos erwähnt haben und eilen lieber zur Darlegung einer Reihe von Unterſuchungen, welche von allgemeinem Intereſſe ſein muß, da ihr Reſultat die Erfindung eines Mittels war, um ſo manches theure Leben zu erhalten und bejammerswerthe Verſtümmlungen, oft noch ſchrecklicher als ſelbſt der Tod, zu verhüten: nämlich die Erfindung der Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke.

Die Häufigkeit der Unglücksfälle, welche die Exploſion der ſchlagenden Wetter in den Kohlengruben herbeiführten, veranlaßten zu Sunderland die Bildung einer Commiſſion für den Zweck, die Urſachen dieſer Unglücksfälle aufzuſuchen und dann ſich zu bemühen, ein Mittel dagegen aufzufinden und in Anwendung zu bringen. Sir Humphry Davy erhielt 1815 vom Dr. Gray, einem der Mitglieder jener Commiſſion, eine Einladung. In Folge derſelben reiſte er in den Norden von England, beſuchte einige der vornehmſten Gruben in der Nähe von Newcaſtle und überzeugte ſich, daß in der Art der Lüftung keine Verbeſſerung angebracht werden könnte, ſondern daß das geſuchte Sicherungsmittel in einer neuen Art von Beleuchtung der Minen angebracht werden

müßte, die ohne mit Gefahr verbunden zu sein, dem Bergmanne den Zustand der Luft in dem Theile der Grube, wo das entzündliche Gas sich so entwickelt, daß es explosibel wird, anzeigt, damit er sich so lange zurückziehen könne, bis die Luft gehörig gereinigt sei. Das gewöhnliche Mittel, was damals zur Erleuchtung der gefährlichen Orte der Minen angewandt wurde, bestand in einem Stahlrade, was, in Berührung mit einem Flintensteine in Umdrehung gesetzt, eine Reihe von Funken gab: aber diese Methode erfoderte entweder eine besondere Maschine oder eine Person, welche das Stahlrad in Bewegung erhielt, gab eine nur dürftige Beleuchtung und war nicht ganz frei von Gefahr. Man wußte übrigens schon damals, daß die schlagenden Wetter aus den Ritzen der gebrochenen Schichten in der Nähe von Wasser hervordringen und aus einem Gemenge des ersten Kohlenwasserstoffgases (Sumpfluft) mit atmosphärischer Luft bestehen; aber die Verhältnisse des ersten bei seinem Verbrennen waren noch nicht ermittelt.

Sir Humphry Davy machte daher zuerst mehre Versuche über seine Verbrennlichkeit und seine verpuffende Natur, und entdeckte, daß sowol das reine Gas als jenes aus den Kohlenminen einen sehr starken Hitzegrad erfoderten, um in Berührung mit Sauerstoff entzündet zu werden; daß Stickstoff- und kohlensaures Gas auch in kleinen Mengen zur explosiven Mischung hinzugesetzt die Schnelligkeit der Entzündung vermindern; daß verpuffende Gasgemische nicht in Metallröhren oder Hölen explodiren, deren Durchmesser geringer ist als $\frac{1}{4}$ Zoll, und deren Tiefe in Vergleich mit ihrem Durchmesser beträchtlich ist, daß eine Verpuffung auch nicht durch solche Kanäle oder durch feine Drahtsiebe oder Netze sich fortpflanze. Nach diesen Thatsachen gab Davy eine Lampe an, in welcher die Flamme, welche in einer abgeschlossenen Menge von Luft brennt, hier eine solche Menge von Stickstoff- und kohlensaurem Gas erzeugt, daß die Explosion des schlagenden Wetters verhindert wird; die Lampe müsse zudem durch die Beschaffenheit ihrer Oeffnungen, um die nothwendige atmosphärische Luft zuzuleiten, und die unbrauchbar gewordene fortzuführen, unfähig gemacht werden, eine Explosion in die äußere Luft fortzuleiten. Diese Erfoderniße, fand man, bieten luftdichte Laternen (aus Glas) dar, von verschiedener Einrichtung, in deren Inneres die Luft durch Röhren oder Kanäle von einem sehr geringen Durchmesser geleitet wurde, oder durch Oeffnungen, welche man mit einem unter der Flamme angebrachten Drahtnetze verschloß, wodurch sich die

Explosionen nicht fortpflanzen konnten, und welche oben eine auf gleiche Weise eingerichtete Esse hatte, durch welche die schlechte Luft fortging. Da aber die Zerbrechlichkeit solcher Laternen ein großer Uebelstand war, so machte Davy, da er, wie erwähnt, schon gefunden hatte, daß eine Flamme auf eine explodirende Mischung durch die Oeffnungen eines Drahtnetzes nicht hindurchwirken könne, den Versuch, eine kleine brennende Lampe, die in einem Cylinder von sehr feiner Drahtgaze sorgfältig eingeschlossen war, in eine der allerexplosivsten Gasmischungen einzusenken. Der Versuch übertraf die Erwartungen: die Flamme des Dochtes verlor sich und der ganze innere Raum des Cylinders füllte sich mit einer schwachen, aber stetigen Flamme von grüner Farbe, welche einige Minuten lang brannte, bis sie völlig die explodirende Kraft der Atmosphäre zerstört hatte. Diese Entdeckung führte zu einer sehr wichtigen Verbesserung der Lampe, wodurch die schlagenden Wetter aller ihrer schrecklichen Wirkungen beraubt, und noch außerdem zur Erzeugung eines nützlichen Lichtes gebraucht werden konnten. Einige kleine Verbesserungen, welche aus Davy's fortgesetzten Untersuchungen über diesen Gegenstand sich ergaben, wurden nachgehends noch angebracht. Versuche der überzeugendsten Art waren in den Gruben schnell angestellt, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge und zur vollkommenen Befriedigung der erstaunenden Bergleute. Die Eigenthümer der Kohlengruben am Tynn und Wear drückten die Gefühle ihrer Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche aus dieser Erfindung einer höchst nützlichen Klasse von Menschen erwuchsen, dadurch aus, daß sie Sir Humphry Davy ein Geschenk mit einem silbernen Service von 2000 Pf. Sterling am Werthe machten und ihm ein öffentliches Diner zu Newcastle den 11. Oktober 1817 gaben. Die Bergleute nennen die Lampe „den Davy" (the Davy).

Die Aufgabe, welche sich Davy gestellt hatte, war also glücklich und vollständig gelöst. Allein er hat noch mehr geleistet: seine Untersuchungen, die dem Menschenwohle galten, haben auch der Wissenschaft genutzt. Wir verdanken dieser Gelegenheit seine trefflichen Arbeiten über die Flamme. In den erstern Abhandlungen, welche Davy über die Verbrennung schrieb, war er der Meinung, daß in allen Fällen die Flamme nichts Anderes sei als ein anhaltendes Verbrennen explosiver Mengungen. Da nun aber eine Mischung von Steinkohlengas und atmosphärischer Luft in der Sicherheitslampe schwach und blaß brennt; dagegen das erste Gas, wenn es in einem Strome in die atmosphärische Luft ent-

weicht, mit einer äußerst glänzenden Flamme brennt, so kam Davy bei weiterm Nachdenken „über die verschiedene Erscheinung beim Verbrennen explosiver Mengungen unter verschiedenen Umständen" auf die Idee, die Ursache, daß ein Strom von Steinkohlengas ein viel stärkeres Licht gibt, möge darin liegen, daß ein Theil des Gases nach dem Innern der Flamme zu, wo sich atmosphärische Luft in kleinster Menge befindet, zersetzt werde und Kohlenstoff in fester Gestalt absetze, welcher erst durch sein Glühen und dann durch sein Verbrennen die Intensität des Lichtes in hohem Grade verstärke. Wir müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, es uns versagen, die höchst sinnreichen Versuche, welche zur Ueberzeugung führten, daß dies die wahre Auflösung des Problems sei, sowie die Anwendungen zu erzählen, welche, wie er zeigte, das Princip, daß die Flamme an Glanz und Intensität durch das Erzeugen und das Glühen einer festen Substanz gewinnt, zuzulassen scheint. Aus der vorletzten Abhandlung über diesen Gegenstand, welche er der königlichen Societät vorlegte, wollen wir nur die allgemeinen Betrachtungen und praktischen Folgerungen anzuführen uns erlauben, weil darin Erklärungen über die Wirkung der Sicherheitslampen enthalten sind.

Die Flamme ist eine gasartige Materie, bis zu dem Grade erhitzt, daß sie leuchtet, und daß ihre Temperatur die Weißglühhitze der festen Körper übersteigt. Dies beweist ein sehr einfacher Versuch. Wenn man nämlich einen dünnen Platindraht etwa $\frac{1}{10}$ Zoll von der Flamme einer Weingeistlampe hält, und diese Flamme mit einem undurchsichtigen Körper so bedeckt, daß sie, aber nicht der Draht dem Auge entzogen wird, so sieht man den Draht durch die Wirkung der Hitze der Flamme weißglühen, obgleich er sich an einem Orte befindet, wo kein sichtbares Licht ist. Versucht man daher eine Flamme durch ein sehr dichtes Drahtgewebe von gewöhnlicher Temperatur hindurchgehen zu lassen, so zeigt es sich, daß dieses Gewebe das hindurchgehende Gas so stark erkältet, daß letzteres unter die Temperatur kommt, in der es leuchtend ist. Das dem Gewebe eigne Vermögen, Explosionen zu verhindern, muß hiernach abhängen sowol von der Wärme, welche zum Verbrennen erfoderlich ist, als von der Wärme, welche das Drahtgewebe annimmt. Da nun hierzu noch kommt, daß die Verbrennlichkeit der verschiedenen gasförmigen Körper bis auf einen gewissen Punkt im Verhältnisse mit der Masse steht, welche ein erhitzter Körper haben muß, damit die Entzündung derselben stattfinde, so erklärt

ſich, warum ein Drahtgewebe, wenn es die Exploſion einer Mengung von Waſſerſtoff- und Sauerſtoffgas nicht hindurchlaſſen ſoll, ſehr enge ſein muß, dahingegen das Drahtgewebe ſehr weitmaſchig ſein kann, um eine Miſchung von Sauerſtoff und den ſchlagenden Wettern nicht zum Explodiren kommen zu laſſen. Bringt man über eine möglichſt kleine Flamme an einem in Oel getauchten baumwollenen Faden einen kleinen Kreis von dünnem Eiſendraht von $\frac{1}{150}$ Zoll Dicke, ſo verlöſcht die Flamme, wenn der Draht kalt iſt, noch ehe er dieſelbe berührt, dahingegen, wenn er heiß iſt, die Flamme durch ihn hindurchgeht, ohne zu verlöſchen. Wenn ein ſchneller Strom eines brennenden exploſiven Gasgemenges auf ein Drahtgewebe einwirkt, ſo wird dieſes immer ſehr ſchnell erhitzt; darin liegt der Grund, daß daſſelbe Gewebe, welches die Flamme in der Ruhe zurückhält, ſie durch ſich hindurchgehen läßt, wenn das Gasgemenge ſich mit Geſchwindigkeit bewegt. Ganz dieſelben Geſetze ſind auf die Exploſionen anwendbar, welche in verſchloſſenen Gefäßen vorſichgehen. Sehr kleine, in geringer Anzahl vorhandene Oeffnungen laſſen die Exploſionen durch ſich hindurch, indeß viel größere, wenn ſie über die ganze Oberfläche vertheilt ſind, die Exploſionen hindurchzudringen verhindern. Die Drahtgewebe der Sicherheitslampen kommen bald in ſchlagenden Wettern bis zu einem äußerſten Grade von Hitze. Das Vermögen deſſelben auszuſtralen und das durch Beimengung des brennbaren Gaſes erhöhte Erkältungsvermögen der Atmoſphäre erlauben dem Drahte nicht, ſich bis zur Temperatur des dunkeln Rothglühens zu erheben. Die Intenſität der Hitze aber, über welche das Drahtgewebe, wenn ſchlagende Wetter in der Sicherheitslampe brennen, nicht hinausgehen ſoll, iſt ganz in der Willkür und der Macht des Verfertigers der Lampe; denn durch Verkleinerung und durch Vermehrung der Oeffnungen und durch Vergrößerung der Maſſe des Metalles oder der ausſtralenden Oberfläche läßt ſich die Hitze nach Belieben vermindern. Die Erklärung der Natur des Lichtes der Flamme und ihrer Geſtalt, welche Davy nach ſeinen geführten Unterſuchungen gibt, glauben wir nicht übergehen zu dürfen, indem es für Jeden von Intereſſe ſein muß, die Ideen eines Davy über ein täglich vorkommendes Phänomen kennen zu lernen. „Wenn reine Gasarten mit Flamme brennen, ſo iſt das Licht dieſer Flamme immer außerordentlich ſchwach. Die Dichtigkeit einer gemeinen Flamme iſt der Menge feſten Kohlenſtoffs proportional, welche in ihr erſt ſich abſcheidet und dann verbrennt. Die Flamme hat die Geſtalt eines Kegels, weil die größte

Hitze im Mittelpunkte der explosiven Mischung ist. Bei aufmerksamem Betrachten einer Flamme erscheint die Stelle, wo der verbrennliche Körper sich verflüchtigt, dunkel, im Vergleich mit der Stelle, wo er anfängt zu brennen. Hier vermengt sich dieser Dampf so mit der Luft, daß er explosiv wird. Nach der Spitze der Flamme zu nimmt die Wärme ab, weil hier das Sauerstoffgas in geringster Menge vorhanden ist. Entsteht durch Anhäufen von Kohlenstoff eine beträchtliche Schnuppe, so erkältet diese die Flamme durch Stralung und verhindert, daß sich nicht hinlänglich viel Luft dem innersten Theile derselben beimengen kann; daher kommt der in der Spitze der Flamme sich ausscheidende Kohlenstoff nur zum Glühen und entweicht großentheils unverbrannt". Endlich sieht Davy in den von ihm gefundenen Thatsachen einen Beweis, daß das Licht der Sternschnuppen und der Meteore nicht von einem Entflammen elastischer Flüssigkeiten herrühre, sondern daß es auf dem Glühen fester Körper beruhen müsse.

Mit den Untersuchungen, die wir soeben den Lesern vorgelegt haben, hängt noch eine Abhandlung zusammen, welche „neue Versuche und Bemerkungen über das Verbrennen von gasförmigen Mengungen" enthält. Davy theilt hier die Entdeckung des nachher sogenannten Glühlämpchens mit, sowie auch der, von Faraday näher untersuchten Lampensäure. Von der ersten Entdeckung sagt Davy: „Ich verweile mich jetzt nicht dabei, nachzuweisen, in welchem Zusammenhange diese, das langsame Verbrennen betreffenden Thatsachen stehen, die ich in der chemischen Geschichte der Flamme beschrieben habe. Er kann uns zu neuen theoretischen Ansichten und zu neuen Untersuchungen führen, welche ich in einer andern Abhandlung weiter zu verfolgen hoffe". Eine solche ist aber leider, so viel wir wissen, von ihm nicht erschienen.

In den folgenden beiden Jahren hat sich, wie es scheint, Davy fast beständig wieder außer England und zwar wieder in Italien aufgehalten und von Rom aus der königlichen Societät zu London einen Bericht über den Zustand der zu Herculanum aufgefundenen Handschriften und über sein chemisches Mittel, sie lesbar zu machen, abgestattet. Er ist der Meinung, daß, der allgemeinen Annahme zuwider, nicht die Einwirkung von Feuer die Manuscripte in den jetzigen Zustand versetzt habe, sondern daß die Blätter durch eine Substanz aneinandergeleimt worden seien, welche sich während einer so lang fortgesetzten Einwirkung von Feuchtigkeit und

dadurch bewirkten Gährung erzeugt habe. In manchen Fällen vergleicht Davy diese zwischen die Blätter abgesetzte Materie mit einer Art Tuff. Daher sei auch nicht überall dasselbe chemische Mittel, oder zum wenigsten nicht überall auf dieselbe Weise anzuwenden. Unter den jetzt zu Neapel aufbewahrten Manuscripten aus Herculanum, welche sich auf 1265 belaufen, konnte Davy wenig mehr als 100 auffinden, welche einen glücklichen Erfolg versprachen. Er hat übrigens sein chemisches Mittel, die Handschriften lesbar zu machen, nicht bekanntgemacht.

Davy, welcher unterdessen (1818) zum Baronet creirt worden war, kehrte im Jahr 1820 nach England zurück und in dem nämlichen Jahre starb sein verehrter Freund Sir Joshua Banks, Präsident der königlichen Societät der Wissenschaften zu London. Es erhoben sich mehre Discussionen über die Wahl eines geeigneten Nachfolgers, da Personen von hohem und selbst sehr erhabenem Range als Candidaten genannt wurden. Aber Wissenschaft, vorzüglich in diesem Falle, mußte den Rang überflügeln. Unter den Naturforschern, deren Arbeiten die „Transactionen der königlichen Societät" besonders bereichert hatten, waren 2 ganz vorzüglich zu berücksichtigen, nämlich Dr. Wollaston und Sir Humphry Davy. Ersterer ward zwar vom Concilium der Societät einstimmig zum Präsidenten erwählt; allein er lehnte die Bewerbung um jede Stelle neben seinem Freunde Davy ab und nahm den Präsidentenstuhl nur bis zur Wahl durch die gesammte Gesellschaft, welche im November stattfinden sollte, ein. Bei dieser Wahl entschied die Gesellschaft zu Gunsten Davy's: er ward Präsident und blieb es bis zum Jahre 1827, wo er in Folge seiner wankenden Gesundheit, welche er dem Studium der Chemie geopfert hatte, auf den Rath der Aerzte auf den Continent zu gehen sich entschloß. Er legte daher die Würde als Präsident der königlichen Societät nieder und überließ sie vorläufig an Davies Gilbert Esq., welcher in der Jahressitzung am 27. November 1827 einstimmig zum Präsidenten erwählt ward.

Indem wir uns wieder zur Darlegung der wissenschaftlichen Thätigkeit Davy's wenden, kommen wir zunächst auf ein neues Beispiel, welches darthut, mit welchem Eifer und welchem Fleiße Davy die bedeutendern Entdeckungen Anderer prüfte, nicht ohne ihnen immer etwas Neues hinzuzufügen. Die Aehnlichkeit der Gesetze elektrischer und magnetischer Anziehung war Vielen aufgefallen, und schon vor geraumer Zeit, als die Entdeckung der Volta'schen Säule die Physiker

beschäftigte, hatten einige nachzuweisen gesucht, daß beide Kräfte dieselben seien oder doch in innigem Zusammenhange stehen. Aber entweder waren ihre Ansichten dunkel und ihre Versuche unrichtig, oder es blieben, ohne Zweifel auch, weil die chemisch-elektrischen Erscheinungen die Aufmerksamkeit der physikalischen Welt zu sehr in Anspruch nahmen, die mancherlei Bemühungen, die Gemeinschaft zwischen Elektricität und Magnetismus nachzuweisen, für diese Zeit fast unbeachtet. Was aber Forschungen und Bemühungen nicht hatten geben wollen, das brachte dem Professor Oerstedt in Kopenhagen ein Zufall während seiner Vorlesungen, welche er im Winter $18\frac{1}{10}$ über Elektricität, Galvanismus und Magnetismus hielt. Aus einigen Versuchen schien zu erhellen, daß die Magnetnadel sich mittelst des galvanischen Apparats aus ihrer Lage bringen lasse, und zwar bei geschlossenem galvanischen Kreise, und nicht bei offenem, wie vor mehren Jahren einige berühmte Physiker umsonst es versucht hatten. Diese wichtige und unerwartete Entdeckung war von dem höchsten Interesse und öffnete ein neues Feld von Untersuchungen, denen sich Davy bei seiner Lebhaftigkeit durchaus nicht entziehen konnte. Den Abhandlungen der königlichen Societät zu London sind in den Jahrgängen von 1821 und 1823 3 Aufsätze Davy's über diesen Gegenstand einverleibt. Wir können aus diesen Aufsätzen, wie wir es aus den wichtigsten der frühern gethan haben, keinen Auszug geben; denn es ist in ihnen nur die Erzählung einer außerordentlich großen Menge von Versuchen enthalten, von denen zwar einer aus dem andern folgt, welche jedoch kein allgemeines Band, das durch eine Grundansicht, oder durch eine während der Versuche sich ergebende Theorie an die Hand gegeben hätte, im Geringsten verknüpft. Davy sagt selbst: „Ueber einen so dunkeln Gegenstand als der Elektromagnetismus, welcher durch mehr oder weniger bestimmte Analogien mit den Lehren von der Wärme, dem Licht, der Elektricität und chemischer Anziehung verbunden ist, lassen sich sehr leicht Hypothesen schmieden; aber die Wissenschaft liegt dem Zustande der Kindheit noch zu nahe, um schon die Entwickelung einer genügenden Theorie zu erwarten; man kann dieselbe nur durch neue Thatsachen und Versuche fördern, welche den Weg zu allgemeinen Betrachtungen über die Grundsätze derselben bahnen". Dieser Ansicht ungeachtet kann Davy interessanten Speculationen nicht entsagen. Dahin gehören zum Beispiel Fragen wie folgende: „Ob nicht der ganze Magnetismus der Erde blos von ihrer Elektricität herrühre, und ob nicht die Verän-

derungen der magnetischen Abweichung auf den Veränderungen beruhen, welche in den elektrischen Strömen der Erde durch die Bewegungen des Erdkörpers, durch chemische Veränderungen im Innern desselben, und durch dessen Beziehungen zur Sonnenwärme hervorgebracht werden? Und sollte nicht auch zu Folge dieser neuen Thatsachen das Nordlicht blos elektrischer Natur sein? So viel ist wenigstens in die Augen fallend, daß wenn man starke elektrische Ströme der täglichen Bewegung der Sonne folgend denkt, der Magnetismus der Erde gerade so beschaffen sein müßte, als wir ihn finden". Um aber doch gleichsam eine Probe von Davy's Versuchen über diesen Gegenstand den Lesern vorzulegen, erlauben wir uns, 2 auszuheben, welche theils an und für sich zu den interessantesten zu gehören, theils auch Beispiele des Elektromagnetismus abzugeben scheinen.

Durch mehre Umstände veranlaßt versuchte Davy, auf welche Weise ein Magnet auf den Strom der Volta'schen Batterie bei seinem Durchgange durch die Luft wirke. Als eine Volta'sche Batterie von 2000 Plattenpaaren mittelst angesäuerten Wassers in Thätigkeit gesetzt wurde, so entstand zwischen den beiden Schließungsdrähten, welche mit Kohlenstreifen versehen waren, ein Flammenbogen oder eine Säule elektrischen Lichtes, welche, je nachdem die umgebende Luft dünner oder dichter war, 1 — 4 Zoll hatte. Wenn nun Davy der Flammensäule den einen Pol eines mächtigen Magneten unter einem sehr spitzigen Winkel gegenüberhielt, wurde sie von demselben mit einer rotirenden Bewegung angezogen oder abgestoßen, oder, wenn die Pole in verschiedene Lagen versetzt wurden, nach einem bestimmten Gesetze zum Umkreisen gebracht. Daß diese Bewegung im Magnetismus ihren Grund hatte, zeigte sich dadurch, daß weiches Eisen und andere Metalle jene Erscheinung nicht hervorriefen. Mit diesem Versuche scheint der zweite, welchen wir erzählen wollen, in gewisser Uebereinstimmung zu stehen. Durch Faraday's Versuche über elektromagnetische Drehung veranlaßt, kam Davy auf die Idee, die Wirkung eines Magnets auf Quecksilber, welches sich im elektrischen Kreise befand, zu versuchen, indem er hoffte, daß hier, wo der Leiter nicht aufgehangen war, die Erscheinungen sich in ihrer einfachsten Gestalt zeigen würden. Er fand, daß, wenn 2 Drähte in ein Gefäß mit Quecksilber senkrecht auf die Oberfläche gestellt und mit den Polen einer starken Volta'schen Batterie verbunden wurden, das Quecksilber sogleich, als man den Pol eines starken Magnets über oder unter die Drähte hielt anfing sich um die Drähte, als

um Axen zu drehen, ganz wie bei gewöhnlicher elektromagnetischer Drehung. Wurde dagegen der Pol des Magnets über das Queckſilber zwiſchen die beiden Dräthe gehalten, ſo hörte die kreisförmige Bewegung auf und es entſtanden im Queckſilber Ströme nach entgegengeſetzten Richtungen. Dieſe und mehre andere Umſtände, deren Entwickelung hier zu weitläufig ſein würde, führten Davy zur Vermuthung, daß der Uebergang der Elektricität durch das Queckſilber Bewegungen erzeuge, welche von der Wirkung des Magnets unabhängig ſeien, und daß die beſchriebenen Erſcheinungen von einer Zuſammenſetzung der Kräfte herrühre. Da mehre Bemühungen, bei der jetzigen Geſtaltung des Verſuches die Exiſtenz der Bewegungen im Queckſilber nachzuweiſen, mislangen, ſo gerieth Davy auf den Gedanken, daß, wenn wirklich Ströme ſtattfänden, ſie wegen der Stellung der Dräthe im untern, nicht im obern Theile des Queckſilbers vorhanden ſein müßten. Der Verſuch ward alſo folgendermaßen angeſtellt. Es wurden ziemlich dicke Kupferdräthe ſo in Queckſilber eingeführt, daß nur die breiten und ſorgfältig polirten Enden mit dem Queckſilber, welches etwa noch eine Linie über denſelben ſtand, in leitende Berührung kommen konnten. Bei Verbindung der Dräthe mit einer kräftigen Volta'ſchen Batterie, ſah man das Queckſilber ſogleich in lebhafter Bewegung. Seine Oberfläche erhob ſich über jedem Drahte zu einem ſchmalen Kegel, von welchem ſich nach allen Richtungen Wellen verbreiteten. Der einzige Punkt der Ruhe war der, wo die Wellen in der Mitte des Queckſilbers zwiſchen den beiden Dräthen zuſammenkamen. Ward der Pol eines kräftigen Magnetſtabes einige Zoll über einen dieſer Kegel gehalten, ſo verminderte ſich ſeine Höhe und ſeine Grundfläche erweiterte ſich; bei Näherung des Poles ward die Wirkung des letztern noch verſtärkt und die Undulationen wurden ſchwächer. In einer noch geringern Entfernung wurde die Fläche des Queckſilbers eben und es entſtand eine langſame Rotation um den Draht. Je näher der Magnet kam, deſto ſchneller ward die Drehung und war er etwa einen halben Zoll über dem Queckſilber, ſo bemerkte man eine große Depreſſion desſelben über dem Drahte und einen Strudel, welcher faſt bis zur Oberfläche des Drahtes reichte. Da die Undulationen um die Spitze der Kegel ſo ſchnell waren, ſo glaubte Davy, daß ſie leichte über das Queckſilber gebrachte Körper in Bewegung ſetzen könnte; ein ſehr leichtes, an einer Achſe hängendes Rad ward jedoch nicht im Geringſten zur Bewegung vermocht, und wenn feine Pulver von irgend einer Art über

die Oberfläche gestreut wurden, so kamen sie nur in Undulation, ohne die Stelle zu ändern. Feine Eisenfeile aber, welche auf die Spitze der Kegel zerstreut wurde, ordnete sich selbst in gerade Linien, welche rechtwinklich auf der die beiden Drähte verbindenden Linie standen, und dann, selbst im Mittelpunkte des Kegels, stationair blieben.

Wenden wir uns nun von dieser dunkeln und unerforschten Materie, welche selbst Davy's Scharfsinn und Forschungsgeist nicht aufzuhellen vermochte, zu seinen übrigen Untersuchungen, so haben wir zunächst, indem wir der Kürze wegen nur die wichtigsten aussuchen, einen Bericht von seiner Methode zu geben, den Kupferbeschlag der Schiffe gegen das Anfressen durch Seewasser zu schützen. Die Bevollmächtigten des Navy Board und der Schiffswerften, sehr beschäftigt mit dem Schaden, welcher durch den zerstörenden Einfluß des Seewassers auf den Kupferbeschlag der königlichen Kriegsschiffe erwuchs, wendeten sich an die königliche Societät, in der Hoffnung, daß ein Mittel ausfindig gemacht werde, wodurch der Schaden an einem so theuern Materiale wenn auch nicht ganz aufgehoben, doch vermindert werden möchte. Sir Humphry Davy unterzog sich selbst dieser Untersuchung und trug die Resultate derselben in einer Abhandlung vor, welche am 22. Januar 1824 der Societät vorgelesen, deren Fortsetzung am 17. Juni desselben Jahres und deren Schluß am 9. Juni 1825 mitgetheilt wurde. Wir wollen versuchen, dem Leser wenigstens die Grundthatsachen, welche durch diese Untersuchungen erläutert wurden, vorzulegen. Es wird noch erinnerlich sein, daß Davy die Hypothese aufgestellt hat, chemische und elektrische Veränderungen seien identisch oder hängen von der nämlichen Eigenschaft der Materie ab; und daß von ihm gezeigt worden sei, chemische Anziehung könne durch Veränderungen des elektrischen Zustandes der Körper erhöht, modificirt oder ganz aufgehoben werden; Substanzen verbänden sich nur miteinander, wenn sie in verschiedenem elektrischen Zustande sich befinden; und die gewöhnlichen Verwandtschaften eines von Natur positiven Körpers würden sämmtlich zerstört, wenn man denselben in den Zustand negativer Elektricität versetze. Durch die Anwendung dieses Princips zersetzte er ja die Alkalien; durch die Anwendung des nämlichen Princips war er jetzt so glücklich, ein Mittel gegen das rasche Zerfressen des Kupferbeschlages aufzufinden. Wir wollen sehen, wie geschickt er die Schwierigkeiten seines Gegenstandes bekämpfte. Wenn ein Stück polirtes Kupfer in Meerwasser gelegt wird, so ist die erste Wirkung ein gelbli-

cher Ueberzug der Oberfläche und eine Trübung des Waſſers. Beides hat in 2 oder 3 Stunden ſtatt. Die Trübung hat erſt eine weißliche Färbung, wird aber nach und nach grün. In weniger als 24 Stunden erſcheint ein bläulichgrüner Präcipitat am Boden des Gefäßes, welcher immerfort zunimmt, und hauptſächlich aus einer unlöslichen Verbindung des Kupfers (einem Oxychlorid) und Magneſiahydrat beſteht. Zu gleicher Zeit wird das Kupfer auf der Oberfläche angefreſſen, zeigt ſich roth im Waſſer und grün, wo es mit der Luft in Berührung iſt. Beim Ueberdenken dieſer Erſcheinungen kam Davy auf den Schluß, daß das Kupfer nur als ein poſitives Metall auf das Seewaſſer zu wirken vermöchte, und daß alſo, wenn es in negativen Zuſtand verſetzt werden könnte, die Einwirkung des Seewaſſers auf daſſelbe Null ſein würde. Aber wie war das zu bewerkſtelligen? Zuerſt dachte er: durch den Gebrauch einer Volta'ſchen Batterie. Aber dieſe konnte ſchwerlich hier angewandt werden. Nun kam er darauf, es mit Zinn, Zink oder Eiſen in Berührung zu ſetzen. Aber er ward eine Zeit lang abgehalten, dies zu verſuchen, indem er bedachte, daß das Kupfer in der Volta'ſchen Batterie ebenſo gut wie das Zink durch die Wirkung verdünnter Salpeterſäure aufgelöſt werde, und weil er fürchtete, daß, trotzdem, daß das Kupfer in der elektrochemiſchen Reihe nur ein ſchwach poſitives Metall iſt, eine zu große Maſſe von poſitiverm Metalle möchte erfodert werden, um entſcheidende Reſultate zu erhalten. Als er jedoch nach einiger Zeit auf die langſame und ſchwache Wirkung des Seewaſſers auf Kupfer, und auf die geringe Verſchiedenheit, welche zwiſchen den elektriſchen Kräften beider Subſtanzen beſtehen müßte, Rückſicht nahm, und erwog, daß eine ſehr ſchwache chemiſche Wirkung durch eine ſehr ſchwache elektriſche Kraft aufgehoben werden könnte, ſo wurde er ermuthigt, den Verſuch anzuſtellen, und der Erfolg war von der genügendſten Art. Ein Stück Zink, ſo groß als eine Bohne oder die Spitze eines kleinen eiſernen Nagels wurde als vollkommen hinlänglich erkannt, um 40 — 50 Quadratzoll Kupferblech zu ſchützen, und zwar überall, wo es angebracht wurde, am obern oder untern Ende, auf der Mitte der Fläche, das Kupfer mochte gerade oder auf irgend eine Weiſe gebogen ſein, oder in ſcharfe Ecken auslaufen. Auch wo die Verbindung zwiſchen verſchiedenen Stücken Kupfers, von denen nur ein einziges armirt war, durch Kupferdraht von $\frac{1}{4}$ Linie und noch geringerer Dicke hergeſtellt war, zeigte ſich die nämliche Wirkung: jede Kante, jede Fläche, jedes Theilchen von

Kupfer blieb blank, während das Eisen oder das Zink sich langsam oxydirte. Es wurden noch andere zahlreiche Versuche angestellt und mit Ergebnissen, welche ebenso genügend die Richtigkeit der Theorie, welche Davy aufgestellt hatte, bezeugten. Es blieb nur noch übrig, die Versuche ganz im Großen auszuführen. Hierzu erhielt Davy von den obern Behörden leicht Erlaubniß; er ward mit allen den Hülfsmitteln unterstützt, welche die vortrefflichen Schiffsanstalten zu Chatham und Portsmouth zu liefern im Stande sind, und die Resultate der Versuche übertrafen, um seine Worte zu gebrauchen, seine eignen Erwartungen. Kupferplatten, armirt mit $\frac{1}{4}\sigma$ bis $\frac{1}{1000}\sigma$ ihrer Oberfläche von Zink, Schmiede- und Gußeisen, wurden mehre Wochen lang im Hafen von Portsmouth unter Wasser gesenkt, nachdem man das Gewicht desselben vor dem Versuche bestimmt hatte. Wenn der metallische Schützer $\frac{1}{10}\sigma$ bis $\frac{1}{11}\sigma$ der Fläche hatte, so war kein Anfressen oder Verlust von Kupfer zu bemerken; bei kleinern Mengen des schützenden Metalles ergab sich ein Verlust. Der Beschlag von Booten und Schiffen, geschützt durch die Berührung mit Zink, Guß- oder Schmiedeeisen, was in verschiedenen Verhältnissen angebracht war, zeigten im Vergleiche mit dem Beschlage ähnlicher Bote und Schiffe, welcher nicht geschützt war, glänzende Oberfläche, während das nicht geschützte Kupfer schnelles Anfressen erlitt, wobei es erst roth, dann grün wurde und einen Theil seiner Substanz in Schuppen verlor. Ist es also eine außer allen Zweifel gesetzte Thatsache, daß kleine Mengen elektro-positiver Metalle das Anfressen oder die chemischen Veränderungen des Kupfers im Seewasser verhindern, und daß die Ergebnisse die nämlichen zu sein scheinen, mögen die Versuche nun nach einem kleinen Maßstabe angestellt werden und in abgeschlossenen Portionen von Wasser, oder nach dem größten Maßstabe und im Ozean; wie ist es gekommen, — denn die Thatsache ist bekannt und hat manchen Versuch zur Verkleinerung Davy's hervorgerufen — wie ist es gekommen, daß diese Methode der Schützung nicht angenommen worden ist? Die Sache ist einfach diese, daß nach Beseitigung eines Uebels ein anderes erwuchs. Davy hatte vorausgesagt, daß alkalische Substanzen auf das negativ-elektrische Kupfer unter gewissen Bedingungen sich ablagern würden. Dies traf wirklich ein. Einige Kupferplatten, welche, mit $\frac{1}{3}\sigma$ bis $\frac{1}{80}$ ihrer Oberfläche von Zink und Eisen armirt, beinahe 4 Monate lang der Einwirkung des Seewassers ausgesetzt wurden, überzogen sich mit einer Rinde von kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia und Magne-

siahydrat. Dasselbe ereignete sich mit 2 Hafenbooten, wovon das eine mit einem Zink-, das andere mit einem Eisenstreifen von $\frac{1}{35}$ der Kupferfläche armirt waren; ja, von einem Schiffe gab man an, daß es so mit Pflanzen und Zoophyten und kalkartiger Masse bekleidet worden sei, daß es kaum damit habe fortsegeln können. Davy zeigte zwar, daß auf Kupferplatten, die mit Gußeisen oder Zink in einem geringern Verhältnisse als $\frac{1}{150}$ der Oberfläche armirt worden, (indem nun der elektrische Zustand des Kupfers gegen den des flüssigen Mittels weniger negativ und mehr neutral war) keine solche Ablagerung stattfand, sondern ihre Oberfläche vollkommen glänzend blieb, obgleich sie einen geringen Grad von Auflösung erlitten hatte, und machte auf diesen Umstand als von der größten Wichtigkeit, da er die Grenze der Beschützung ausspreche, ganz besonders aufmerksam; er konnte zwar manche andere Verbesserung in seiner Erfindung aus den Ergebnissen seiner fortgesetzten Untersuchungen über diesen Gegenstand herleiten, und noch manche Schwierigkeit aus dem Wege räumen; allein zu vollständiger Ausbildung derselben vermochte er doch nicht zu gelangen. Seine Gesundheit fing unglücklicherweise an zu wanken; eine bedenkliche und langwierige Krankheit entzog ihn diesem Wirkungskreise. Künftige Naturforscher werden die Sache zur Vollendung bringen; der Ruhm der Entdeckung wird aber billig Dem bleiben, welcher zuerst die Grundsätze angab. Abgesehen von aller speziellen Anwendung dieser Grundsätze, muß man zugeben, daß die von ihm erhaltenen Resulte zu den allerinteressantesten gehören; sie sind jedoch auch sehr verschiedener und nützlicher Anwendungen fähig, von welchen einige von Davy selbst, andere von mitlebenden Chemikern angegeben und aufgefunden wurden. Durch Einführung eines Stückes Zink oder Zinn in den eisernen Dampfkessel einer Dampfmaschine kann man die Gefahr der Explosion vermeiden, welche besonders beim Gebrauche von Seewasser, durch den Angriff auf einen Theil des Dampfkessels entstehen kann. Eine andere wichtige Anwendung ist die Verhütung der Abnutzung der Schaufeln oder Räder, welche durch Salzwasser rasch angegriffen werden; ferner die Bewahrung feingetheilter astronomischer Instrumente von Messing durch Eisen. Herr Pepys hat das Princip auf die Erhaltung der Stahlinstrumente angewandt; und Rasirmesser und Lanzetten sind mit dem glücklichsten Erfolge durch Anwendung von Zink geschützt worden.

Davy ging, wie wir schon erwähnt haben, 1827 nach

dem Rathe der Aerzte, auf das Festland, fuhr aber fort, die Resultate seiner gelegentlichen Untersuchungen der königlichen Gesellschaft mitzutheilen. Letztere erkannte ihm auch in der Jahressitzung von 1827 für die Mittheilung einer Abhandlung „über die Beziehungen der elektrischen und chemischen Veränderungen", welche die Baker'sche Vorlesung des vorigen Jahres ausgemacht hatte, eine der königlichen Medaillen zu. „Es kann", schloß Davies Gilbert seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede, in welcher er summarisch die Verdienste Davy's durchgegangen hatte, „nicht der geringste Zweifel stattfinden, ihm jetzt die königliche Medaille zu überreichen, da bei der frühern Gelegenheit, die sich zur Ueberreichung derselben darbot, Davy's Präsidentenwürde als Hinderniß entgegentrat. Dieses Hinderniß hat, zum Unglück für die Wissenschaften, nicht mehr statt; und die königliche Gesellschaft nimmt die erste Gelegenheit wahr, ihre hohe Achtung den großen Talenten und den Arbeiten zu bezeugen, welchen ganz Europa Bewunderung zollt".

Hier schließen wir unsern Bericht über die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten Davy's; und, man kann wol nicht mit Unrecht sagen, das wissenschaftliche Leben Davy's hatte aufgehört. Seine Productionskraft wandte sich nun leichtern Gegenständen zu. Wohlbewandert in den sogenannten Schulwissenschaften und wohlunterrichtet in fremden Sprachen, hatte Davy immer einen großen Geschmack an literarischen Vergnügungen behalten. Jetzt in den letzten Jahren seines Lebens, welche er auf dem Continente, und auch jetzt wieder großentheils in Italien zubrachte, verfaßte er außer 2 Abhandlungen, welche in den „Transactionen" der londner Societät aufgenommen worden sind, 2 Schriften philosophischen, zum Theil poetischen Inhalts, von denen die eine während seines Lebens, die andere aber erst nach seinem Tode herauskam. Da uns keine von beiden im Originale zugänglich war, so müssen wir uns begnügen, theils nach dem Urtheile der englischen Journale, theils nach den von ihnen mitgetheilten Proben einen kurzen Bericht darüber vorzulegen. Die erste Schrift ist: „Salmonia, oder Tage des Angelns" (1828), eine der anmuthsvollsten Früchte von Mußenstunden, die sich darbieten können. Es sind hier nicht wenige der schönsten Naturerscheinungen beschrieben und deutlich erklärt; und doch zeigen die Blätter nichts von dem Firnisse philosophischen Unglaubens oder von beschränkten Ansichten. Das Werk ist in eine Reihe von Unterhaltungen eingekleidet und in der Vorrede gesagt, daß „diese Blätter die Beschäftigung

des Verfassers während einiger Monate bedenklicher und gefährlicher Krankheit ausgemacht habe, wo er nützlichern Studien obzuliegen oder ernsthaftern Untersuchungen zu folgen nicht vermochte. Sie verschafften ihm Ergötzung und Erheiterung in manchen Stunden, welche ihm sonst ohne Beschäftigung und langweilig verflossen wären". — „Die Form des Gesprächs und der Unterhaltung war als die angemessenste für den Gesundheitszustand des Verf. gewählt worden, da er beträchtlicher Anstrengungen und anhaltender Arbeiten unfähig war". Das Buch ist dem Dr. Babington dedicirt, „als Erkenntlichkeit für einige angenehme Tage, welche er in seiner Gesellschaft verlebt hatte, und aus Dankbarkeit für seine ununterbrochene Freundschaft während eines Vierteljahrhunderts"; und die Aehnlichkeit eines der in den Gesprächen vorkommenden Charaktere mit diesem geachteten Arzte kann als treffend gerühmt werden. Viele Stellen der „Salmonia" sind mit großer Kraft und Schönheit ausgedrückt und enthalten erhabene Wahrheiten. Als Proben geben wir folgende.

„Ein voller und klarer Fluß ist meiner Meinung nach ein sehr poetischer Gegenstand der Natur. Plinius soll, wenn ich mich recht erinnere, einen Fluß mit dem menschlichen Leben verglichen haben. Ich habe die Stelle in seinen Schriften nicht gelesen, aber ich bin hundert Mal über die Aehnlichkeit erstaunt, besonders zwischen gebirgiger Scenerie. Der Fluß, schmal und klein bei seinem Ursprunge, ergießt sich von Felsen, und fällt in tiefe Schluchten, und windet und schlängelt sich durch eine wilde und pittoreske Landschaft, nur den wildwachsenden Baum oder eine Blume mit seinem Schaume und seinem verspritzten Wasser ernährend. Hierin kann sein Zustand von Kindheit und Jugend mit dem menschlichen Geiste verglichen werden, in welchem Launen und Phantasie vorherrschen, — er ist schöner als nützlich. Wenn die verschiedenen Bäche und Ströme in ihm sich vereinigen und er auf das flache Land herniederströmt, wird er langsamer und seine Bewegung gleichmäßiger; man benutzt ihn jetzt, Maschinen zu bewegen, Wiesen zu bewässern und auf seinen Wellen stattliche Barken zu tragen; — in diesem reifern Zustande ist er tief, mächtig und nützlich. Wie er abwärts der See zufließt, verliert er seine Kraft und seine Bewegung, und zuletzt verliert er sich gleichsam und verläuft sich in dem mächtigen Abgrunde der Gewässer".

Auf einer andern Seite:

„Ich beneide Niemand um Geist oder Verstand, nicht um Genie, Kraft, Phantasie oder Witz; aber wenn ich wäh-

len sollte, was mir am angenehmsten wäre, und was ich für mich für das Nützlichste hielte, so würde ich einen festen religiösen Glauben jedem andern Segen vorziehen; denn er macht das Leben zu einer Lehre von der Güte Gottes; schafft neues Hoffen, wenn alle irdische Hoffnungen verschwinden, und verbreitet über das Unglück, die Zerstörung des Daseins das herrlichste Licht; erweckt das Leben selbst im Tode, und aus Verderben und Verwelken ruft er Schönheit und Göttlichkeit hervor; er macht ein Werkzeug der Qual und des Schmerzes zur Leiter, in das Paradies zu steigen, und weit über allen Combinationen irdischer Hoffnungen ruft er die schönsten Visionen von Palmen und Amaranten, den Gärten der Seligen, der Sicherheit der ewigen Freuden da hervor, wo der Sinnliche, der Zweifler nur Nacht, Tod, Vernichtung und Verzweiflung sieht".

Wie schön ist die folgende Stelle, wo der Angler die Natur mit dem Auge des Dichters und des Philosophen zugleich beschaut!

„Der Fischer, welcher Forellen nachstellt, braucht neben dem Köder nicht blos Maschinerie, um seine physischen Kräfte zu unterstützen, sondern auch Scharfsinn und Witz, um Schwierigkeiten zu besiegen, und das Vergnügen, welches ihm sinnreiche Mittel und ausgedachte List ebenso gut wie die wirkliche Jagd verschaffen, gehört zu seinem Gewinne. Dann ist das Fischen, von philosophischer Seite, eine praktische Moral, indem Geduld, Enthaltsamkeit und Herrschaft des Temperamentes dabei geübt werden. Als zusammenhängend mit Naturwissenschaft kann davon gerühmt werden, daß es eine Kenntniß der Lebensart einer beträchtlichen Classe von Geschöpfen, der Fische, verlangt, eine Kenntniß der Thiere, welche ihnen nachstellen, und Bekanntschaft mit den Zeichen und Merkmalen des Wetters und seiner Veränderungen, der Beschaffenheit der Gewässer und der Atmosphäre. In Hinsicht seiner poetischen Beziehung leitet es in die wildeste und schönste Scenerie der Natur, an die Bergseen und an die klaren und reizenden Bäche, welche von den höhern Kreisen aufgethürmter Berge sich herabstürzen, oder welche ihren Weg durch die Höhlen der Kalklager nehmen. Wie schön ist's im ersten Frühling, nach dem dumpfen, langweiligen Winter, wenn der Frost nachläßt und die Sonnenstralen Erde und Wasser durchwärmen; wie schön ist's dann, an einem klaren Bache aufwärts zu wandern, das Blatt zu sehen, wie es aus der purpurnen Knospe bricht, die Gerüche einzuziehen, welche die Veilchen am Ufer, das sich mit Primeln und Maßliebchen

geschmückt hat, um sich her verbreiten; zu wandern auf dem frischen Rasen, unter dem Schatten der Bäume und des Gesträuches, dessen lichte Blüten mit Bienengesurre erfüllt sind, und auf der Fläche des Wassers zu schauen die glänzende Fliege, funkelnd im Sonnenstral wie belebtes Edelgestein, indeß die glatte und schlanke Forelle ihr aus der Tiefe auflauert; das Geschrei der Wasservögel zu hören, welche, bei eurem Nahen aufgescheucht, eilig hinter die Blumen und Blätter der Wasserlilie sich bergen, und, wenn die Jahreszeit verrückt, alles dies vertauscht zu finden mit Anderm der nämlichen Art, nur besser und glänzender, bis die Schwalbe und die Forelle um die glänzende Maifliege gleichsam streiten; wenn ihr dann euer Vergnügen beim ruhigen und balsamischen Abend verlängert, hört ihr das Abendlied der lustigen Grille und der melodischen Nachtigall, die die Pflichten der Aelternliebe erfüllen in Gebüschen, geschmückt mit Rosen und Lilien".

Davy brachte fast den ganzen Sommer 1828 mit Fischfang und Vogelstellen in der Nähe von Laibach zu; und es ist von einem Manne, welcher ihm auf eine Jagdpartie begleitete, erzählt worden, daß das relative Gewicht der verschiedenen Theile jedes Vogels, die Menge des verdauten und unverdauten Futters u. s. w. von dem aufmerksamen Naturforscher genau notirt ward. Man glaubte, daß er ein großes Werk über Naturgeschichte vorbereitete.

Die zweite Schrift philosophischen Inhalts ist unmittelbar nach jener ersten, unter ähnlichen ungünstigen Umständen und in einer Periode entstanden, wo die Gesundheit des Verfassers durch neue Krankheitsanfälle litt. Da die meisten andern Quellen des Trostes und der Erheiterung ihm verschlossen waren, so schöpfte er Beides aus dieser Beschäftigung des Geistes. Die Arbeit war, fast möchte man sagen, im letzten Augenblicke seines Lebens beendet, und es ist wahrscheinlich, daß, wie auch der Herausgeber bemerkt, einige Zusätze und Veränderungen stattgefunden haben würden, wenn der Verfasser leben geblieben wäre. Diese Schrift führt den Titel: „Tröstungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Philosophen" (1830), und besteht aus 6 Dialogen: 1) Die Vision; 2) Untersuchungen, verknüpft mit der Vision im Coliseum; 3) Der Unbekannte; 4) Proteus oder Unsterblichkeit; 5) Der chemische Philosoph; und 6) Pola oder Zeit. — Im ersten Dialoge erzählt unser Verfasser eine Vision, welche er, im Anschauen der Ruinen des Coliseums versunken, gehabt habe. Eine Erscheinung tritt vor

ihn und gibt ihm eine kurze Uebersicht der verschiedenen Zustände der Gesellschaft von den frühesten bis in die spätesten Zeiten. Er wird dann aufwärts zu den Himmeln geführt und hat seine Aufmerksamkeit auf die Gegend des Saturns gerichtet, dessen Bewohner er beschreibt, als mit Organen und Kräften begabt, welche viel ausgebildeter sind als die der Menschen, und welche ihnen eine Einsicht in den Bau des Weltalls, von dem wir uns keinen Begriff machen können, verstattet. Der erste Theil dieser Vision ist äußerst interessant; aber der letzte Theil ist vollständig das Werk der Phantasie und entbehrt ganz des Gewandes der Wahrscheinlichkeit. Im dritten Gespräche begegnen der Verfasser und seine Freunde in den Ruinen von Pästum einem Fremden, welcher viel interessante Nachrichten über die Naturgeschichte des Landes gibt, wie über die Solfatara. Hier findet sich auch noch Gelegenheit, eine Hypothese über die Bildung des Erdballes vorzutragen. Im vierten Gespräche wird die Beschreibung einer der sonderbarsten Arten von Thieren, des Proteus, gegeben. Dieses Thier ist, nach Davy's Annahme, eine der jüngsten unter den Thierschöpfungen, welche alle noch vor der Erschaffung des Menschen nach Maßgabe der fortschreitenden Abkühlung des Erdballs, stattgefunden haben sollen. Im fünften Dialoge beweist der Verfasser die Nützlichkeit der Chemie, indem er auf die durch dieselbe gemachten Entdeckungen hinweißt, erklärt die Nothwendigkeit, das Studium dieser Wissenschaft auszubreiten, und macht auf die Einfachheit der heutzutage nöthigen Mittel, um sich demselben zu überlassen, aufmerksam. „Man hat von der Alchemie gesagt", fügt er hinzu, „daß ihr Anfang eine Verirrung, ihre Fortsetzung eine nutzlose Arbeit, ihr Ende die Armuth sei; mit gleichem Rechte kann man von der neuern Chemie sagen, daß sie von Anfang herein Vergnügen, beim Weiterschreiten Kenntnisse und Aufklärung und am Ziele Wahrheit und Nutzen zugleich gewährt". Im sechsten Gespräche wird auf eine einfache und klare Weise die Wirkung der Zeit auf alle Dinge auseinandergesetzt. Wir können es uns nicht versagen, aus diesem Gespräche folgende Stelle herauszuheben. „Die Wirkungen von Wasser und Luft werden von denen der Elektricität unterstützt, und ihre vereinten Effecte, verbunden mit denen der Schwere und mannichfaltiger anderer mechanischen Kräfte, sind zureichend, um die „Wirkungen der Zeit" zu erklären. Aber den physischen Kräften der Natur, um Zerstörung zu bewirken, kommen noch Kräfte organischer Wesen zu Hülfe. Die polirte Oberfläche eines Gebäudes

oder einer Statue ist nicht so schnell durch die erwähnten Ursachen rauh gemacht, als dort Lichenen und Mooſe (deren Samen beſtändig in unſerer Atmoſphäre ſchweben, hier einen Ruhepunkt finden, keimen und aufgehen), nach ihrem Tode zerfallend, kohlige Subſtanz zurücklaſſen und mit der Länge der Zeit eine Boden erzeugen, in welchem Gras ſeine Wurzeln ſchlagen kann. In den Riſſen der Mauern, in welchen ſolche Erde zuſammengeführt wird, wachſen ſelbſt Bäume, und in dem Grade, als ein Gebäude zuſammenfällt, bedeckt es Epheu und andere paraſitiſche Gewächſe. Auch die thieriſche Schöpfung leiſtet ihre Hülfe bei dieſem Vorgange der Zerſtörung, wenn der Menſch nicht länger mehr für die Erhaltung ſeiner Werke ſorgt. Der Fuchs untergräbt die Ruinen, Fledermäuſe und Vögel niſten in den Löchern der Mauern, Schlangen und Eidechſen ſchlagen hier ihre Wohnungen auf. Inſecten ſind in geringerm Grade thätig, aber ſie bewirken durch vereinte Kraft bisweilen größere Zerſtörungen; die Ameiſe untergräbt oft, wo ſie ihre Colonie anlegt und ihre Magazine errichtet, den Grund der ſtärkſten Gebäude, und das unſcheinbarſte Geſchöpf triumphirt gleichſam über die größten Werke des Menſchen. Nehmt zu dieſen langſamen aber ſichern Wirkungen noch die Verheerungen des Kriegs, die Werke des zerſtörenden Eifer des Fanatismus, die räuberiſche Wuth der Barbaren, welche unter dem Grunde der Gebäude Schätze wähnten und jede metalliſche Suſtanz von den Mauern riſſen, — und es iſt eher zu verwundern, daß einige von den Werken der großen Nationen des Alterthums noch beſtehen. Das Wirken der Natur, wenn auch langſam, iſt doch um nichts weniger ſicher; wenn auch der Menſch für einige Zeit die Herrſchaft über ſie ſich anmaßt, ſie gewinnt ihr Reich doch wieder. Er verwendet ihre Felſen, ihre Steine, ihre Bäume zu ſeinen Paläſten, ſeinen Häuſern und Schiffen; er gebraucht die im Innern der Erde verborgenen Metalle zu Werkzeugen ſeiner Kraft, und den Sand und den Ton, der die Oberfläche der Erde ausmacht, zu Verzierungen und zu Gegenſtänden des Luxus; er ſperrt Luft durch Waſſer ein und zwingt das Waſſer durch Feuer, die natürlichen Formen der Dinge zu ändern oder zu zerſtören. Aber nach einigen Jahrzehnden fangen ſeine Werke an ſich zu verändern und in wenigen Jahrhunderten zerfallen ſie und werden Ruinen; und ſeine mächtigen Tempel, aufgeführt wie zu unſterblichen und göttlichen Zwecken, und ſeine Brücken, aus Granit gebaut und mit Eiſen zuſammengeklammert, und ſeine Mauern zur Vertheidigung, und die glänzenden Monumente, durch

welche er bemüht ist, seinen vergänglichen Ueberresten die Ewigkeit zu sichern, werden allmälig zerstört; und diese Baue, welche den Wellen des Ozeans getrotzt haben und den Wettern des Himmels und der Macht der Blitzstralen, weichen doch der Wirkung des Thaues, des Frostes, des Regens und Dunstes und der unmerklichen atmosphärischen Einflüße; und wie der Wurm die Züge sterblicher Schönheit zernagt, so nähren sich die Flechten und Moose und die unbedeutendsten Pflanzen auf seinen Säulen, seinen Pyramiden, so untergraben die niedrigsten und unscheinbarsten Insecten den Grund seiner kolossalen Werke und bauen ihre Wohnungen unter den Ruinen seiner Paläste und den zusammenfallenden Sitzen seines irdischen Ruhmes".

Durch das ganze interessante Buch bemerkt man Spuren der aufrichtigsten und wahrsten Frömmigkeit, und die deutlichsten Beweise, daß der Verfasser in seinen letzten Tagen den Lehren des Christenthums nachgedacht und aus ihnen den Trost, welchen sie so reichlich spenden, geschöpft habe. In den jetzigen Zeiten, wo man Vermessenheit und Zweifelsucht so häufig als Begleiter von Wissenschaft erblickt, wird es daher keine unnütze Lehre sein, im Leben eines Newton und eines Davy zu finden, daß bei den größten Menschen Demuth und Frömmigkeit die echten Sprößlinge wahrer Wissenschaft sind.

Sir Humphry Davy beschloß seine irdische Laufbahn zu Genf. Er war in dieser Stadt nur den Tag vorher eingetroffen, nämlich Freitags den 29. Mai 1829. Seine Reise von Rom hatte er in kurzen Stationen gemacht, ohne besondere Unbequemlichkeiten zu fühlen und ohne einen Zufall, welcher angekündigt hätte, daß er sobald seine letzte Schuld an die Natur abtragen sollte. Doch scheint er selbst eine Ahnung von seinem Ende gehabt zu haben. Denn man erzählt, daß, als er des Abends Forellen zu essen gewünscht, und man, unvermögend seinen Wunsch zu erfüllen, ihn auf den andern Tag vertröstet habe, von ihm erwidert worden sei: „Ach, da möchte es wol zu spät sein!" Während der Nacht bekam er einen Anfall von Apoplexie und starb des Morgens um 3 Uhr. Davy hatte einige Monate zu Rom gelebt und daselbst eine ernsthafte und beunruhigende Krankheit paralytischer Art gehabt, von welcher er aber dem Anscheine nach, obgleich langsam genas; seine besten Freunden wagten jedoch nicht zu hoffen, daß dies theure Leben länger zu erhalten sein möchte. Lady Davy war, als sie von seinem beunruhigenden Zustande Nachricht erhalten hatte, zu ihm nach

Rom gekommen, wo sie auch seinen Bruder fand, den Dr. John Davy, Arzt bei der Station auf Malta.

Sobald der Tod Davy's bekannt ward, empfing die gebeugte Witwe die Beileidsbezeugungen und eifrigsten Diensterbietungen von den ausgezeichnetsten Männern von Genf. Decandolle, der berühmte Botaniker, übernahm die Sorge für die Anordnung der Leichenbestattung; und die Regierung des Cantons, die Akademie von Genf, das Consistorium der genfer Kirche und die Gesellschaften der Künste, der Naturgeschichte und der Geschichte sowie fast alle dortwohnenden Engländer und eine große Anzahl von Mechanikern begleiteten die Ueberreste des großen Naturforschers zu Grabe. Das Ganze wurde mit würdiger Ordnung und mit Anstand geleitet; und während jeder Gedanke dem Andenken eines Mannes geweiht wurde, welcher einen so großen Antheil an den Fortschritten des Menschengeschlechtes während seines Lebens gehabt hatte, und dessen Name der Nachwelt mit jenen übergeben wird, welche zur Erweiterung der Grenzen der Wissenschaft beigetragen haben, hielt sich das Ceremoniel in den Grenzen jener bescheidenen Einfachheit, welche Davy stets gewünscht hatte, so oft er von seiner Beerdigung sprach.

Da Davy ohne Leibeserben starb, erlischt sein Adel mit ihm.

Verzeichniß

der Schriften und Abhandlungen Sir Humphry Davy's.

a) Schriften.

Researches, chemical and philosophical, chiefly concerning nitrous oxyd and its respiration. 1800. (S. oben S. 11.)

Eine Uebersetzung ist davon nicht erschienen; eine Stelle daraus (S. 331—450) ist in Gilbert's Annalen, Bd. XIX, 1805, S. 298 fg., gegeben.

A syllabus of a course of lectures on chemistry at the Royal Institution. 1802.

A discourse, introductory to a course of lectures on chemistry. 1802.

Electro-chemical researches on the decomposition of the earths, with obss. on the metals obtained from the alkaline earths, and an amalgam procured from ammonia. (? 1809.)

Lecture on a plan for improving the Royal Institution, and making it permanent. 1810.

Elements of chemical philosophy. Bd. I. 1812.

Uebersetzung: H. Davy's Beiträge zur Erweiterung des chemischen Theils der Naturlehre. A. d. E. v. Friedr. Wolff. Berlin, 1820.

Ein 2. Theil ist nicht erschienen Das Buch enthält die Entdeckungen Davy's bis 1812 sowie seine ganzen Ansichten über die Wissenschaft.

Elements of agricultural chemistry, in a course of lectures before the board of agriculture. 1813, 4. und 8. (S. oben S. 13.)

Uebersetzung: Elemente der Agriculturchemie, in einer Reihe von Vorlesungen gehalten vor der Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues von Sir H. D. A. d. E. von Fr. Wolff, und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von d. königl. preuß. Staatsrath Albrecht Thaer, M. D. M. 1 K. Berlin, 1814.

Practical hints on the application of wire gaze to lamps, for preventing explosions in coal-mines. 1816.

On safety lamps, and on flamme. 1818.

Six discourses delivered before the Royal Society, at their anniversary meetings, on the award of the royal and copley medals; preceded by an adress to the society, delivered in 1800, on the progress and prospects of science. 1828.

Salmonia, or days of fly-fishing. 1828, 12. (S. oben S. 54.)

Consolations on travels, or the last days of an philosopher. 1830. 12. (S. oben S. 57.)

b) Abhandlungen in Zeitschriften.

Essay on heat, light, and the combinations of light, by H. Davy. In den Contributions to physical and medical knowledge, collect. by Th. Beddoes. Bristol, 1799. S. 1—147. Ausgezogen in Gilbert's Annal., Bd. XII, 1802. Ueber Wärme S. 546 fg. und 566 fg.; Theorie des Lichts (nach Davy selbst eine unreife Speculation) S. 574 fg.

Nachrichten von einigen merkwürdigen Versuchen Davy's. Aus einem Briefe H. D.'s an Will. Nicholson in Nicholson's J. of nat. philos., Bd. III, S. 515, übersetzt in G.'s A., Bd. VI, 1800, S. 105 fg. (1. Vers. mit Stickstoffoxydulgas; 2. Lichterzeugung beim Reiben unter Wasser und in mephit. Gasarten; 3. Zersetzung ammon. Salze.)

Merkwürdige Versuche mit Volta's galvanischer Säule, angestellt von H. D. — Zusammengezogen aus 2 wichtigen Aufsätzen D.'s in Nicholson's J. of n. ph., Bd. IV, S. 275 u. 326, von Gilbert in seinen Annalen, Bd. VI, 1801, S. 114 fg. (Zersetzung verschiedener Substanzen mit Gold-, Silber- und Kohlenenden). (S. oben S. 14.)

Bemerkungen und Versuche über die Oxydirung des Zinks in verschiedenen Mitteln, als Ursache der Wirksamkeit galvanischer Batterien, und eine Methode, die Kraft dieser Batterien beträchtlich zu erhöhen. Zusammengezogen aus 3 Aufsätzen D.'s in Nicholson's J. of n. ph., Bd. IV, S. 337, 380 und 394, von Gilbert, in seinen Annal., Bd. VIII, 1801, S. 1 fg. (Inhalt oben S. 15.)

Beobachtungen über die Gaserzeugung in den einzelnen Ketten galvanischer Batterien von H. D. Zusammengezogen aus Nicholson's J. Bd. V, S. 396 und 527, von Gilbert in seinen Annal., Bd. VIII. S. 300 fg. (Ohne bestimmtes Resultat.)

Galvanische Batterie aus einem Metalle und verschiedenartigen Flüssigkeiten untersucht von H. D. Aus den Philosoph. transact. for 1801 in G.'s A., Bd. XI, 1802, S. 388 fg. (Vergl. oben S. 15.)

Galvanische Batterie aus Holzkohle und Flüssigkeiten von H. D. Aus Nicholson's J., 1802, Febr., S. 144, in G.'s A., Bd. XI, 1802, S. 394. (Vergl. S. 16.)

Merkwürdige Versuche mit einem Trogapparate aus 13zölligen Platten, die Kraft der galvanischen Elektricität, Wärme und andere Veränderungen in Flüssigkeiten hervorzubringen, betreffend, angestellt im Laborat. der Roy. Inst. zu London von H. D. Aus den Journals of the Royal Institution entlehnt in Nicholson's J., Oktober 1802, S. 135, in G.'s A., Bd. XII, 1802, S. 353 fg. (Unter Anderm: Kohle kommt unter Wasser und andern Flüssigkeiten zum Glühen. — Nichts für die Speculation!)

Methode, mittelst der Einwirkung des Lichts auf salpetersaures Silber Gemälde auf Glas zu copiren und Schattenrisse zu machen, erfunden von F. Wedgwood und beschrieben von H. D. Aus dem Journal of the Roy. Inst. I. 170, in G.'s A., Bd. XIII, 1803, S. 113.

Eine einfache Methode, die nöthige Correction für das Vol. eines Gases zu finden, wenn während des Vers. d. Temp. oder d. Luftdruck sich geändert hat, von H. D. Aus dem Journ. of the Roy. Inst. in G.'s A., Bd. XVI, 1804, S. 104.

Bemerkungen über die Funken, welche entstehen, wenn Stahl gegen harte KK. geschlagen wird, von H. D. Aus dem Journ. of the Roy. Inst., Bd. I., S. 264, in G.'s A., Bd. XVII, 1804, S. 446. (Ohne klar ausgesprochenes Resultat.)

Davy's neues Eudiometer, und Versuch damit. Aus dem Journ. of the Roy. Inst., 1801, S. 45 fg., u. Nicholson's Journ., 1802, Febr. S. 107. In G.'s A., Bd. XIX, 1805, S. 394. (Salpetergas von Eisenoxydulauflösung absorbirt.)

Ueber die Säure im Wawellit. Notiz aus Nicholson's Journ., Bd. XIV, S. 267, in G.'s A., Bd. XXIV, 1806, S. 119. (Flußs.)

(Diese Abhandlungen sind uns bis auf eine nicht im Orginale bekannt geworden; daher wir auch nicht die englischen Titel anführen konnten. Nun folgen wir der Hauptreihe von Davy's Abhandlungen in den Philosophical transactions, und es schließen sich also die folgenden an die schon oben S. 16 angeführten an.)

The Bakerian lecture on some chemical agencies of electricity. Read Nov. 20, 1806. Ph. Tr., Bd. XCVII, S. 1. Aus franz. Uebers. frei übers. von Gilbert, in seinen Annal., Bd. XXVIII, 1808. S. 1. fg. (Siehe oben S. 17 fg.)

The Bakerian lecture. On some new phenomena of chemical changes, produced by electricity, particularly the decomposition of the fixed alkalies, and the exhibition of the new substances which constitute their basis, and on the general nature of alkaline bodies. Read Nov. 19, 1807, Bd. XCVIII, S. 1. Frei übersetzt von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXI, 1809, S. 113 fg. (S. oben S. 25. fg.)

Electro-chemical researches on the decomposition of the earths; with obss. on the metals obtained from the alkaline earths; and on the amalgam procured from ammonia. Read June 30, 1808. Bd. XCVIII, S. 333. Aus dem Franz. übers. von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXII, 1809, S. 365 fg. und XXXIII, 1809, S. 245 fg. (S. oben S. 30 fg.)

The Bakerian lecture. An account of some new analytical researches on the nature of certain bodies, particularly the alkalies, phosphorus, sulphur, carbonaceous matter, and the acids hitherto undecomposed; with some general obss. on chemical theory. Read Dec. 15, 1808. Bd. XCIX, S. 39. Frei übersetzt von Gilbert, in

seinen Annal., Bd. XXXV, 1810, S. 149. (Eingeschoben sind in der Uebersetzung: Bemerkungen von Gay-Lussac und Thenard über verschiedene Gegenstände dieser Abhandl.) (S. oben S. 30.)

New analytical researches on the nature of certain bodies; being an appendix to the Bakerian lecture for 1808. Bd. XCIX, S. 450. Nach dem Auszuge in d. Bibl. brit., Mai 1810, bearbeitet von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXVI, 1810, S. 180. (S. oben S. 31.)

Ein neuer Versuch Davy's mit einem Commentare und ein Brief D.'s an Prieur. G.'s A., Bd. XXXVI, S. 191. (Ersterer über die olivenf. Subst., s. oben S. 32, Letzterer über Fehler in Uebersetzungen seiner Abhandl.)

Beantwortung der Einwürfe und Kritiken, welche Gay-Lussac und Thenard gegen mehre seiner neuern Untersuchungen bekanntgemacht haben, von H. D. und

Gegenbemerkungen der Herren G. L. und Th. Frei bearbeitet (ohne Angabe der Quellen) von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXVI, 1810, S. 199 fg. (S. oben S. 31.)

The Bakerian lecture for 1809. Some new electro-chemical researches, on various objects, particularly the metallic bodies from the alkalies and the earths, and on some combinations of hydrogen. Read Nov. 16, 1809. Bd. C, S. 16. Frei übersetzt von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXVII, 1811, S. 34 fg. und 155 fg. (S. oben S. 31.)

Ein Schreiben Sir H. D.'s über seine neuesten Arbeiten und seine Schriften an Gilbert, in seinen Annal., Bd. XXXVIII, 1811, S. 464. (Ueber die Chlor. u. Ankündigg. der Elem. of chem. philos.)

Researches on the oxymuriatic acid, its nature and combinations, and on the elements of the muriatic acid; with some expp. on sulphur and phosphorus, made in the laboratory of the Roy. Inst. Read Jul. 12, 1810, Bd. C, S. 231.

The Bakerian lecture. On some of the combinations of oxymur. gas and oxygen, and on the chemical relations of these principles to inflammable bodies. Read Nov. 15, 1810. Bd. CI, S. 1.

Continuation of the same subject. Read Febr. 21, 1811. S. 155.

Diese 3 Abhandl. sind frei übersetzt von Gilbert in seinen Annal., Bd. XXXIX, 1811, S. 1 fg. (S. oben S. 33 fg.)

On some combinations of phosphorus and sulphur, and on some other subjects of chemical inquiry. Read Jun. 18, 1812, Bd. CII, S. 405. Frei bearbeitet von Gilbert in seinen A., Bd. XLVI, 1814 S. 273 fg. (Verbindungen des Ph. und des Schw. mit Chlor. — Ueber das Verhalten des Wassers in Beziehung der Zusammensetzung der KK.; Niederschläge aus Auflösungen enthalten oft chemisch gebund. Wasser.)

On a new detoning compound, in a letter to Sir Joshua Banks. Read Nov. 5, 1812. Bd. CIII, S. 1.

Some further obss. on a new detoning substance. Read Jul. 1, 1813, Bd. CIII, S. 242.

Als Zusatz zu Dulong's Abhandl. über denselben Gegenstand gibt Gilbert: „Einige historische Notizen und vorläufige Nachricht von Sir. H. D.'s Arbeiten über diese deton. Verbindung". (Auszug aus den beiden Originalaufs. D.'s in d. Gött. g. A.) G.'s A., Bd. XLVII, 1814, S. 49. (Der Schluß scheint gegen Berzelius gerichtet

zu ſein: gegen alle Diejenigen, welche Hypotheſen mit den Reſultaten der Erfahrung vermengen.) (Siehe oben S. 38.)

Ueber die Urſache der Farben, mit welchen der Stahl in der Hitze anläuft, von Sir H. D. Aus einem Briefe an Dr. Thomſon (d. d. Jan. 13, 1813), wahrſcheinlich aus deſſen Annals in G.'s A., Bd. LI, 1815, S. 206. (Seiner frühern und Th.'s Meinung zuwider nimmt er, auf genauere Verſuche geſtützt, jetzt an, daß das Erſcheinen von einer oberflächlichen Oxydirung herrühre.)

Some expp. and obss. on the substances produced in different chemical processes on fluor spar. Read Jul. 18, 1813. Ph. Tr., Bd. CIII, S. 263.

An account of some new expp. on the fluoric compounds; with some obss on other objects of chemical inquiry. Read Febr. 13, 1814. Ph. Tr., Bd. CIV, S. 62.

Ein Auszug aus beiden Abhandl. in einem Schreiben des Hrn. van Mons in Brüſſel, das in einer ſehr unverſtändlichen Sprache abgefaßt iſt, in G.'s A., Bd. XLVI, 1814, S. 288. (Vergl. oben S. 39.)

Some expp. and obss. on a new substance, which become a violet-coloured gas by heat. Read Jan. 20, 1814. Ph. Tr., Bd. CIV, S. 74.

Further expp. and obss. on jodine. Read Jun. 16, 1814. Ph. Tr., Bd. CIV, S. 487.

Von beiden ſcheint keine Ueberſetzung zu exiſtiren. In G.'s A., Bd. XLVIII, 1814, S. 19, iſt nur eine „Nachricht von einem der londner Societät der Wiſſenſchaften aus Paris überſchickten Aufſatze Sir H. D.'s" aus Nicholſon's und Tilloch's Philos. mag. and journ., V. XLIII, gegeben, ſowie (a. a. O. S. 32), ein „Schreiben an den Ritter Cuvier über die neuen von Hrn. Courtois im Tang entdeckten Körper von Sir H. D." (d. d. Paris, Dec. 11, 1813) aus dem Journ. de phys., tom. 77.

Some expp. on the combustion of the diamond, and other carbonaceous substances. Read Jun. 23, 1814. Ph. Tr., Bd. CIV, S. 557. Frei bearbeitet von Gilbert in ſeinen Annal., Bd. L, S. 1 fg. (S. oben S. 39.)

Some expp. and obss. on the colours used in the painting by the ancients. Read Febr. 23, 1815. Ph. Tr., Bd. CV, S. 197. Frei überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Gilbert in ſeinen Annal., Bd. LII, S. 1. fg. (S. oben S. 39.)

Some expp. on a solid compound of jodine and oxygen, and on its chemical agencies. Read Apr. 20, 1815. Ph. Tr., Bd. CV, S. 203. (S. oben S. 39.)

On the action of acids on the salts usually called hyperoxymuriates, and on the gases produced from them. Read May 14, 1815. Ph. Tr., Bd. CV, S. 314.

On the fire-damp of coal-mines, and on methods of lighting the mines so as to prevent explosion. Read Nov. 19, 1815. Ph. Tr., Bd. CVI, S. 1.

An account of an invention for giving light in explosive mixtures of fire-damp in coal-mines, by consuming the fire-damp. Read Jan. 11, 1816. Ph. Tr., Bd. CVI, S. 23.

Further expp. on the combustion of explosive mixtures confined by wire-gauze with some obss. on flame. Read Febr. 25, 1816. Ph. Tr., Bd. CVI, S. 115.

Some researches on flame. Read Jan. 16, 1817. Ph. Tr., Bd. CVII, S. 45.

Some new expp. and obss. on the combustion of gaseous mixtures; with an account of a method of preserving continued light in mixtures of inflammable gases and air, without flame. Read Jan. 23, 1817. Ph. Tr., Bd. CVII, S. 77.

Von den letzten 5 Abhandlungen sind nur die letzten 3 ausführlicher mitgetheilt oder frei bearbeitet worden von Gilbert in seinen Annal., Bd. LVI, 1817, S. 112 fg., 242 fg. u. S. 437. (S. oben S. 40 fg.)

Ueber die Analogien unter den unzersetzten KK. u. die Constitution der Säuren. Von Sir H. D. Aus dem Journ. of the sc. and arts ed. at the Roy. Inst. London 1816. In G.'s A., Bd. LIV, 1816, S. 372. (S. oben S. 37.)

Ueber die Basis der Blausäure. Von Sir H. D. (Wahrscheinlich aus der nämlichen Quelle) in G.'s A., Bd. LIV, 1816, S. 383. (G.-Lussac's Arbeit wird sehr gelobt. Cyanide auch zu erhalten durch Erhitzung von Cyan-Queckſilber mit den verſchiedenen KK.)

Ueber das Königswasser. Von Sir H. D. Frei bearbeitet nach dem Journ. of the Roy. Inst., V. I., von Gilbert, in seinen Annal., Bd. LVII, 1817, S. 296. (Es wirkt durch die freiwerdende Chlorine, und oxydirt nicht Gold und Platin, sondern gibt Chloride dieſer MM. zuletzt ein Ausfall gegen Berzelius.)

Ueber die Ursache der Verminderung der Temperatur des Meeres in der Nähe von Land und auf Untiefen. Von Sir H. D. Aus dem Journ. of sc. etc., Bd. III, 1817, frei bearbeitet; mit einigen Zusätzen von Gilbert, in seinen Annal., Bd. LXVI, 1820, S. 139.

On the fallacy of the expp. in which water is said to have been formed by the decomposition of chlorine. Read Febr. 12, 1818. Ph. Tr., Bd. CVIII, S. 169.

New expp. on some of the combinations of phosphorus. Read Apr. 8, 1818. Ph. Tr., Bd. CVIII, S. 316.

Uebersetzung in Schweigger's J. f. Ch. u. Ph., Bd. XXX, 1820, S. 294 fg. (Gegen Berzelius und Dulong: der Ph. soll sich mit Sauerstoff und Chlorine in Mengen verbinden, welche sich wie 1: 2, nicht wie 3: 5, verhalten.)

Obss. on the formation of mists in particular situations. Read Febr. 25, 1819. Ph. Tr., Bd. CIX, S. 123.

On the magnetic phenomena produced by electricity. Read Nov. 16, 1820. Ph. Tr., Bd. CXI, S. 7. Frei übersetzt von Gilbert in seinen Annal., Bd. LXXI, 1822. S. 225, fg.

Obss. and expp. on the papyri found in the ruins of Herculanum. Read March 15, 1821. Ph. Tr. Bd. CXI, S. 191. Frei übersetzt von Gilbert in seinen Annalen, Bd. LXIV, 1820. S. 31. (S. oben S. 45.)

Researches on the magnetic phenomena produced by electricity, with some new expp. on the properties of electrified bodies, in their relation to their conducting powers and temperature. Read Jul. 5, 1821. Ph. Tr., Bd. CXI, S. 425.

Dieser und der vorletzte Aufsatz sind frei übersetzt von Gilbert in seinen Annal., Bd. LXXI, 1822 S. 225, fg. und S. 241 fg. (s. oben S. 46 fg.)

On the electrical phenomena exhibited in vacuo. Read Dec. 20, 1821. Ph. Tr., 1822. S. 64. Notiz aus den Annal. de ch. et de phys., Bd. XX, in Schweigger's J. f. Ch. u. Ph., Bd. XXXV, 1822, S. 495.

H. D. über eine im Mineralwaſſer zu Lucca ſich abſetzende Subſtanz. Aus den Annal. of philos., 1822 March, in Schweigger's J., Bd. XXXV, 1822. S. 78. (Beſtand aus Kieſelſäure und Eiſenoxyd.)

On the state of water and aëriform matter in cavities found in certain crystals. Read Jun. 23, 1822. Ph. Tr., 1822. S. 367. In Poggendorf's Annalen, Bd. VII, 1826, S. 485. fg. Note.

On a new phenomenon of electro-magnetism. Read March 6, 1823. Ph. Tr., 1823. S. 153. Ueberſ. in Schweigger's J., Bd. XL, 1824, S. 332. (S. oben S. 48.)

On the condensation of muriatic gas into the liquid form. Notiz in Schweigger's J., Bd. XXXVIII, 1823, S. 116.

On the application of liquids formed by the condensation of gases as mechanical agents. Read April 17, 1823. Ph. Tr., 1823, S. 199.

On the changes of volume produced in gases in different states of density by heat. Read May 1, 1823. Ph. Tr., 1823, S. 204.

On the corrosion of copper sheathing by seawater, and on methods for preventing this effects and on their application to ships of war and other ships. Read Jan. 24, 1824. Ph. Tr., 1824, S. 151. Ein Auszug iſt in Poggend.'s Annal., Bd. III, 1825, S. 211 in der Note gegeben.

Additional expp. and obss. on the application of electrical combinations to the preservation of the copper sheathing of ships and to other purposes. Read Jun. 17, 1824. Ph. Tr., 1824, S. 243. Ein Auszug in Poggend.'s Annal., a. a. O. (Text).

Further researches on the preservation of metals by electro-chemical means. Read Jun. 9, 1825. Ph. Tr., 1825, S. 328. In Poggend.'s Annal., Bd. IV, 1825, S. 466.
(Hinſichtlich der 3 letzten Abhandl. ſ. oben S. 50.)

The Bakerian lecture on the relations of electrical and chemical changes. Read Jun. 8, 1826. Ph. Tr., 1826, S. 383. (I. Einleitung. Die Entdeckung von Oerſtedt und die von Morichini verknüpfen elektriſch-chem. Veränderungen mit einer ganz neuen Claſſe von Thatſachen und geben zur Hoffnung Veranlaſſung, daß man viele bis jetzt unerklärte, complicirte Erſcheinungen von körperlichen Veränderungen als von der nämlichen Urſache am Ende abhängig befinden, und daß die Einfachheit unſerer wiſſenſchaftlichen Syſteme mit jedem Fortſchritt in der wahren Kenntniß der Natur zunehmen werde. II. Einige geſchichtliche Details. III. Ueber die Arten, den elektriſchen Zuſtand der KK. zu entdecken, nebſt Definitionen der Ausdrücke. IV. Ueber die elektriſchen und chemiſchen Wirkungen, welche durch Ketten aus einzelnen Metallen und Einer Flüſſigkeit hervorgebracht werden. V. Von elektriſchen Ketten aus 2 unvollkommenen und einem vollkommnen Leiter; oder 2 Flüſſigkeiten und 1 M. oder Kohle. VI. Ueber Ketten aus 2 Leitern der vollkommnen Claſſe und einer Flüſſigkeit. VII. Ueber die Anhäufung der El., und die chemiſchen Veränderungen, welche ſie in galvaniſchen Ketten veranlaßt. VIII. Allgemeine Beobachtungen und praktiſche Anwendungen.)

On the phenomenon of Volcanos. Read March 20, 1828. Ph. Tr., 1828, S. 241. (Es wird den Alkalimetallen eine große Rolle dabei zugeſchrieben.)

An account of some expp. on the Torpedo. Read Nov. 20, 1828. Ph. Tr., 1829, S. 15. In Poggendorf's Annalen, Bd. XVI, 1829, S. 311.

Es dürfte nicht unpassend sein, hier noch anzuführen, daß in diesem Jahre

Memoirs of the life of Sir H. Davy, Bart. etc. By J. A. Paris, M. D. F. R. S. 4.

herausgekommen sind. Auszüge daraus finden sich in The London literary gazette, Nr. 729 — 732, und daraus in den Blättern für literarische Unterhaltung und andern deutschen Zeitschriften.

Biographiſche Andeutungen.

Fürst Blücher v. Wahlstadt. *)

Von Friedrich Cramer.

Bei den Franzoſen hat der alte Blücher üble Nachrede; der Nationalhaß wider den Beſieger ihres Kriegerſtolzes findet noch immer Gelegenheit, ſeine Stimme geltendzumachen; ſonderbar genug iſt es, daß hierdurch ein Wunſch des alten, ſchon zum ewigen Frieden hinübergegangenen Marſchalls Vorwärts erfüllt wird. Wie glücklich er ſich 1813 und 1815 fühlen mochte, als zweimaliger Eroberer der feindlichen Hauptſtadt die Kriegerehre Preußens zu verherrlichen, es galt ihm in ſeinem Innern noch mehr, daß er, ein Heerführer der „Barbaren des Nordens", den vermeſſenen Franzoſen die Geißel recht tüchtig fühlen ließ. Wer ihn darin zu ſtören wagte, gegen den hatte ſein Unmuth keine Grenzen. So konnte er nie vergeſſen, daß er bei der zweiten Einnahme von Paris bei der Sprengung der Brücke von Jena geſtört, und mit der Foderung von 100 Millionen Francs nicht ganz zum beabſichtigten Ziele gekommen war.

Nicht ohne geſchichtliches, beſonders biographiſches Intereſſe iſt es, über dieſen Zeitpunkt die Dame von Stande in ihren „Denkwürdigkeiten" reden zu hören; da ſie aus einem Standpunkte berichtet, wo ſie über manche Vorfälle und über die Tagesneuigkeiten gut unterrichtet ſein, und als Vertraute des Königs Ludwigs XVIII. Vieles erfahren konnte; doch darf man bei ihren Erzählungen nie vergeſſen, daß ſie als

*) Nachtrag zu der trefflichen Biographie des alten Preußen-Helden von Varnhagen von Enſe (Berlin, 1826.) Hier iſt beſonders zu verweiſen auf Seite 544 und 545.

Französin, als Frau und als Geliebte jeden Widersacher recht schwarz malen mußte, um ihn sicher treffen zu können. Sie läßt sich im 2. Theile, Seite 318 fg., jener „Denkwürdigkeiten", welche wenigstens Kurzweil gewähren, also vernehmen:

„In der That war das Benehmen der Verbündeten 1815 sehr besorgnißerregend. Kaum war der König in den Tuilerien angelangt (am 9. Jul. 1815), als sich die Preußen aller Zugänge des Schlosses bemächtigten, das Geschütz gegen die Mauern desselben richteten und den Garten mit Wachen besetzten. In der That war Ludwig XVIII. in seiner Residenz Gefangener. Bald erreichte der Schimpf das Uebermaß. Man benachrichtigte den König, daß die Preußen die Sprengung der Brücke von Jena vorbereiteten und dieserhalb schon eine Mine gefüllt hätten. Bei der Kunde von diesem übermüthigen Beginnen ließ der König den Feldmarschall Blücher *) rufen. Dieser Krieger, ohne wirkliche Feldherrntalente, hielt sich für einen großen Mann, weil der Marschall Grouchy einen Fehler machte, und suchte durch Prahlerei und Windbeutelei den ihm mangelnden Werth zu ersetzen. **) Verwundert über die Berufung zum Könige, erschien er vor Sr. Majestät mit der Miene der Rauhheit und Wichtigkeit, ohne irgend ein Zeichen der Ehrfurcht, selbst mit Vernachlässigung jeder achtunggebietenden Rücksicht. Der König schien die Rohheit dieses halbwilden Soldaten nicht zu bemerken und sagte ihm mit großer Anmuth: „Herr Marschall, die Feinde des Königs, Ihres Herrn, behaupten, daß Sie nach seinen Befehlen sich anschicken, ein Denkmal meiner Hauptstadt zu zerstören, dessen Name allein Ihnen ärgerlich ist. Ich kann dieses nicht glauben. Doch bei dem Verlangen, mich meinen Verbündeten gefällig zu beweisen, werde ich befehlen, daß die Brücke von Jena den Namen der Brücke der Kriegsschule erhält. Dieses habe ich Ihnen selbst sagen wollen, um es Ihrem Gebieter wissen zu lassen".

„Blücher, anstatt sich in die versöhnlichen Worte Ludwigs XVIII. zu fügen, antwortete mit der ihm eignen Grobheit: „Sire! Ich kann in Paris kein Denkmal lassen, wel-

---

*) Sollte Blücher so willfährig auf den Ruf Ludwigs XVIII. erschienen sein?

**) Die Dame von Stande versteht sich schlecht auf Würdigung der Feldherrngröße; warum dringt sie sich aber dazu, wie zu manchem andern, außer dem Bereiche weiblicher Sittsamkeit liegenden Unternehmen auf?

ches meine Nation beleidigt. Die Brücke von Jena wird zerstört, und ihre Trümmer sollen der Nachwelt bezeugen, daß Preußen es verstanden hat, sich zu rächen".

„Sie sind sehr streng, Herr Marschall! Genügt es Ihnen nicht, 2 Mal mit bewaffneter Hand in Paris eingezogen zu sein, und müssen leblose Steine, des ihnen beigelegten Namens halben, bestraft werden?"

„Bonaparte hat die Bronzepferde vom Triumphthore Berlins fortgenommen; dieses fodert Vergeltung".

„Dann wäre es angemessener", antwortete der König spöttisch lächelnd, „die Brücke mitzunehmen, als sie in die Flut zu werfen".

„Blücher, ungeachtet seiner rauhen Schaale, fühlte den Spott. Er erröthete; doch wiederholte er, wie ihn nichts abhalten solle, diese ausgezeichnete Rache für alle seinem Vaterlande zugefügte Beleidigungen zu nehmen".

„Dann", fuhr der König fort, „fällt auf mein Haupt der Schimpf, welchen Sie einem Anderen nachtragen. Ich rathe Ihnen, Herr Marschall! dieses einige Augenblicke zu überlegen, ehe Sie mich aufs Aeußerste bringen. Ich könnte eine verzweifelte Maßregel ergreifen, welche sogleich die ganze Würde meiner Krone herstellen und die vorgeblichen Sieger in eine schwierige Lage versetzen würde".

„Der König konnte diese Aeußerung des Unwillens, welcher seine Politik überwog, nicht unterdrücken und glich so unwillkürlich den unglücklichen Brief an den Prinzen-Regenten aus".

„Blücher, der fühlen mußte, wie tief der König von seiner abschläglichen Antwort verwundet sei, grüßte Se. Maj. kalt, ohne ein Wort, und entfernte sich".

„Mittlerweile trat ich ein; der König erzählte mir den Vorfall und sammelte sich nach und nach, während der Erzählung. „Sire"! sagte ich ihm, „Ihre Ehre fodert, Ihren Widerstand so offenkundig, als möglich, zu machen, um den Franzosen zu beweisen, daß ein solcher Schimpf Ihre Einwilligung nie erhalten hat".

„Gewiß nicht", erwiderte der König lebhaft; „ich werde nicht ruhig meine Ehre zu Grunde richten lassen. Denen, die hieran zweifeln, will ich beweisen, daß in diesem von Leiden entkräfteten Körper noch Muth wohnt. Ich werde mich diesen Barbaren widersetzen; wenigstens soll mein Volk, wenn es nicht hilft, nicht sagen, daß ich an dem Frevel Theil nahm. Wir wollen sehen, ob der König von Preußen nicht mehr Höflichkeit besitzt, als sein thöriger, ungezogener Marschall".

Digitized by Google

„Er nahm die Feder und schrieb schnell folgendes Billet, dessen Worte ich genau behalten habe:

„Mein Herr Bruder! Der Feldmarschall Blücher misbraucht Ihre Befehle, und ordnet die Vernichtung der Brücke von Jena, deren Namen ich bereits in den der Brücke der Kriegsschule verändert habe, an. Diese unziemliche Maßregel entzweit mich mit meinen Unterthanen, welche glauben können, daß ich solche billige. Meine Krone geräth ins Gedränge; denn ich bin ja in Paris und man nimmt an, Paris sei noch meine Hauptstadt. Ich bitte Eure Majestät, Ihre Macht geltendzumachen; ich bitte Sie darum, als um eine Gnadenbezeigung. Wollen Sie mir dieselbe aber durchaus nicht zugestehen, so beschränke ich mich darauf, Sie zu ersuchen, mir die Stunde wissen zu lassen, wann die Brücke gesprengt werden soll; dann werde ich auf deren Mitte Platz nehmen".

„Der König selbst versiegelte den Brief und sandte ihn eilig an den König von Preußen; zu gleicher Zeit schrieb er einen weniger energischen Brief an den Kaiser von Rußland, welcher soeben angekommen war. (Diese Correspondenz wie jene Audienz Blüchers müssen also den 10. Juli stattgefunden haben, wenn nicht die eine, oder die andere eine französische Windbeutelei ist.) Letzteres hatte bald Wirkung. Eine Stunde nachher brachte ein Adjutant Alexanders Antwort. Er versicherte, die Brücke von Jena solle erhalten werden, mit dem Beifügen: „Ich lasse Blücher'n soeben sagen, daß er unter Androhung meiner persönlichen Ungnade sich nicht unterstehen soll, die Handlung des Vandalismus, die er begonnen hat, zu vollbringen, und wenn er, ungeachtet meines Verbotes, es dennoch wagen würde, auf diese grobe Beleidigung des Königs von Frankreich zu beharren, ich genug Macht habe, ihn zur Wiederherstellung des Denkmales auf seine Kosten und durch preußische Handwerker zu zwingen".

„Blücher tobte beim Empfange dieser Botschaft; er lärmte arg, aber er wagte nicht, weiter zu gehen. Er versicherte dem Boten Alexanders, daß er aus Ehrfurcht für den Kaiser sogleich die Unterminirung der Brücke einstellen lassen würde. „Ich habe", fuhr der Bote des Kaisers fort, „den Befehl, eine Abtheilung unserer Truppen nach der Brücke zu schicken, um sie gemeinschaftlich mit den Preußen zu besetzen". Blücher, um diese unangenehme Maßregel zu hintertreiben, gab die förmlichste Zusicherung unbedingter Befolgung des Willens des Kaisers. Die Brücke wurde erhalten".

„Der König von Preußen war weit entfernt, das Be-

tragen Alexanders nachzuahmen. Das Seinige war kleinlich, Verlegenheit verrathend. Er verzögerte daher ſeine Antwort auf das Schreiben des Königs von Frankreich, in der Hoffnung, in der Zwiſchenzeit werde die Sprengung der Brücke zur Ausführung kommen; als er ſpäterhin die Freiſinnigkeit und Entſchloſſenheit ſeines Bundesgenoſſen hinſichtlich dieſer Angelegenheit erfuhr, zeigte er eine lächerliche Verſtimmung. *) Auch hatte Blücher ſchon die Abſicht, die Nationalgarde zu entwaffnen, verlauten laſſen; er wollte, daß Paris, welches nur in Verfolg einer Uebereinkunft die Thore geöffnet hatte, wie eine eroberte Stadt behandelt würde. Doch Alexander machte ſeine Kraft geltend, entſchied die Erhaltung der Nationalgarde und ſicherte ihr eine ihren Verdienſten entſprechende Behandlung".

Soweit die Gräfin Octavie du Cayla, der man es nicht verargen kann, wenn ihr, wie allen Franzoſen, der freundlich-ritterliche Kaiſer beſſer zuſagte, als der ſchroffe Ernſt des alten preußiſchen Haudegens, der von der Stadt Paris, unmittelbar nach dem zweiten Einzuge, vorläufig 100 Millionen Francs und Bekleidung für ſein Heer foderte, und noch außerdem die Brücke von Jena in die Luft zu ſprengen beabſichtigte. Nicht einmal ſo viel Ehre erwies Blücher der Hauptſtadt, daß er mit militairiſchem Pomp eingezogen wäre; er wollte den Pariſern keine Kurzweil gönnen; aber unter Zittern und Zagen ſollten ſie, ſo meinte er, das Nationaldenkmal eines Napoleoniſchen Sieges in die Luft fliegen ſehen.

Unterm 10. Juli ſchrieb der Feldmarſchall an den Finanzminiſter v. Bülow:

„Von der Stadt Paris habe ich 100 Millionen Franken gefodert, 2 Monate Tractement führ (sic) die Armee als Duceur und 110,000 Mann neu gekleidet. Hindert mich der König nicht, ſo ſoll Alles richtig beigetrieben werden".

Die Brücke von Jena in Paris laſſe ich heute ſprengen, ſoeben geht die Nachricht ein, daß die beiden Kaiſer und unſer König noch heute hir (sic) in Paris eintreffen ſollen, was ich kaum glaube.

„ich wohne hier in St. Cloud und habe in Paris ein Abſteigequartir; ich mag nicht einmal nach der Stadt, die Burbons und das ganze Volk ſind mich (sic) zuwider. Iſt

*) Weder dieſe, noch jene zweideutige Verzögerung der Antwort auf Ludwigs XVIII. angebliches Schreiben liegen im Charakter Friedrich Wilhelms III.

unser König nur fest und hört mich, so soll das Otterngezücht diesesmahl nicht so davon kommen. 200,000 Preußen müssen bezahlt sein. adio. —"

Was nun die vielbesprochene Brückensprengung anbetrifft, so faßte Blücher den Plan dazu wahrscheinlich am 7., als er über dieselbe in Paris einzog; war doch der Name derselben schon hinreichend, seinen patriotischen Zorn zu wecken. Noch an demselben Tage erhielt die mansfelder Pionniercompagnie, welche der Capitain Nauck führte, den Befehl von Sevres nach Paris zu marschiren und sich dort beim General v. Ziethen, der den Krieg am 15. Juni durch die Gefechte an der Sambre eröffnete, und ihn gewissermaßen durch die kräftige Vertheidigung von Issy, 18 Tage darauf, beschloß, zu melden. Von diesem an den Oberst v. Schulz gewiesen, erhielten die Pionniere den Befehl, vorläufig nach den Tuilerien ins Bivouac zu ziehen, wo sie durch den Oberstlieutenant des Generalstabes, v. Reiche, erst am folgenden Tage (den 8. Juli) Nachmittags um 3 Uhr beordert wurden, nach der Brücke von Jena zu marschiren und das Zerstörungswerk zu beginnen. Hier commandirte der General v. Jagow ein Bataillon zu Deckung der Arbeit, welche aber wegen mangelnder Geräthschaft an Fahrzeugen, Ankern, Tauen u. s. f. nicht so schnell ins Werk zu richten war. Der kräftige Nauck machte dieserhalb dem General v. Jagow Vorstellung; er wurde an den Commandanten, Obersten v. Pfuel, gewiesen; dieser wies die Foderungen der Pionniere an den Präfecten von Paris, der sofort beschickt wurde. Nauck selbst hatte sich dieser Sendung unterzogen; er ward vom Präfecten der Stadt Paris an den Polizeipräfecten verwiesen und von diesem abgefertigt, mit einem Empfangsscheine des erhaltenen Befehles. Wer möchte es den französischen Behörden veragen, daß sie so wenigen Diensteifer bewiesen? Die Pionniere ließen sich hierdurch nicht abschrecken, den erhaltenen Befehlen nachzukommen. Als Nachmittags bis 5 Uhr keine Anstalten gemacht wurden, das erfoderliche Geräth herbeizuschaffen, suchte sich Nauck zu helfen wie es gehen wollte. Er ließ einen Theil seiner Leute sich ausziehen, um schwimmend vorüberfahrende Fahrzeuge anzuhalten. Kaum war er hierdurch im Besitze einiger Kähne, so legte er sich mit denselben an die Pfeiler der Brücke und fing an zu bohren; ein ebenso mühsames, als zeiterfoderndes Geschäft, womit nicht in wenigen Stunden, oder in Einem Tage so weit vorgeschritten werden konnte, daß an eine Sprengung der gar dauerhaft construirten Brücke zu denken gewesen wäre. Nauck setzte

eine Arbeiten bis zum 10. Juli fort, wo er, unmittel-
ar nach der Ankunft des Königs Friedrich Wilhelms III.,
on dieſem den Befehl erhielt: alle zur Sprengung der Brücke
on Jena getroffenen Vorkehrungen ſofort einzuſtellen.

Hiernach ſteht geſchichtlich feſt, daß der Theil der Er-
ählung der „Dame von Stande" über die beabſichtigte Ver-
ichtung der Brücke von Jena, welcher Anſchuldigungen ge-
en den König von Preußen enthält, Unwahrheiten auftiſcht.
kaum war Friedrich Wilhelm III. in Paris angekommen und
on dem rächeriſchen Beginnen des alten Feldmarſchalls be-
achrichtigt, ſo ward der Vernichtungsbefehl deſſelben von
hm ſelbſt widerrufen, ohne daß die gefabelte Intervention
es Kaiſers Alexander Noth gethan hätte. Auch die Ge-
chichte einer Audienz Blücher's beim Könige Ludwig XVIII.
ieht einem pariſer Toilettenanekdötchen ſehr ähnlich; wahr
ber bleibt es immer, daß der alte Vorwärts die Ausfüh-
ung der Vernichtung der Brücke von Jena ſehr ernſtlich im
Sinne hatte. Aus den oben berichteten Thatſachen iſt faſt
u vermuthen, daß die, ſolches Unternehmen ruhiger erwä-
ende Umgebung Blücher's, da ſie ihm nicht geradehin zu
iderſprechen wagte, durch abſichtliche Verzögerung einen
Widerruf des Zerſtörungsbefehls begünſtigt und herbeigeführt
abe. Niemand wird die Offiziere des Generalſtabes des
Feldmarſchalls, die ſo oft zu ſeines Ruhmes Verherrlichung
oirkſam waren, deshalb tadeln. Parteilos erwogen, war die
eabſichtigte Zerſtörung jener herrlichen Brücke zu Paris ein
Beginnen, welches, nicht mit Unrecht barbariſch genannt, auf
ie Geſittung des Zeitalters kein günſtiges Licht geworfen
ätte; deshalb mag es den Siegreichen ſehr erwünſcht ſein,
aß die beſiegten Franzoſen ſie nicht anklagen dürfen: die
Preußen bezeichneten ihre Siegerfreude zu Paris durch Zer-
törungswuth.

Deshalb braucht man aber auch nicht den alten Blücher
rg anzuſchuldigen, daß er, nach ſeiner Individualität, ein Denk-
nal vernichtet wiſſen wollte, welches durch den bei der Ein-
eihung erhaltenen Namen darauf berechnet war, das An-
enken einer ſchmachvollen Niederlage der Preußen zu ver-
egenwärtigen. Hierin mit ſich vollkommen im Reinen, tobte
er Marſchall nicht wenig, als er von dem Unternehmen ab-
tehen mußte, und dieſes, wie es ihm ſchien, mit um ſo grö-
erem Rechte, da die Beitreibung der von ihm von der Stadt
Paris gefoderten Kriegsſteuer der 100 Millionen Francs
nicht ſchnell und nach ſeinem Sinne erfolgte. Er machte
einem Unmuthe Luft an Schimpf der Miniſter und der Di-

plomaten. Letztere besonders gereichten ihm fortwährend zum großen Aergernisse. Ihm war der Krieg ein großartiges Glücksspiel; hatte er die Karte gewonnen, so schien es ihm fast ehrlos, an Unterhandlung, Vermittlung und Ausgleichung zu denken; seine Spielerpolitik war ganz einfach: wer verliert, bezahlt; wer gewinnt, streicht den Gewinn ein.

Die Unterhandlungen über die 100 Millionen der Stadt Paris auferlegter Kriegssteuer wurden, nach vielem Hin- und Herreden, französischerseits dem Finanzminister Louis, preußischerseits dem Finanzminister Grafen v. Bülow aufgetragen und erst am 31. August 1815 abgeschlossen. Mancherlei Ab- und Gegenrechnungen verminderten den festgestellten Betrag der wirklichen Zahlung auf die Summe von 41,782,856 Francs 9 Centimes. Die Nachricht, wie diese Verhandlung dazu führte, daß Preußen eine schöne Zierde seiner Hauptstadt, als billige Zugabe, erbeutete, mag einer, näher hierauf Bezug habenden biographischen Aufgabe vorbehalten sein.

Michael Graf Wiczay.

Am 18. März 1831 verlor die Numismatik einen ihrer großartigsten und kenntnißreichsten Förderer, den k. k. Kämmerer, Grafen Michael Wiczay, zu Hedervar im raaber Comitate des Königreichs Ungarn, wo er am 26. Juli 1756 geboren war. In ihm hatten die Freunde der Numismatik seit Gosselin's Tode den Doyen aller Sammler verehrt, aber längst schon waren sie übereingekommen, in ihm zugleich eine Umsicht, Liebe, Ausdauer anzuerkennen, wie kaum ein anderer, unter den vielen Förderern der Münzkunde, vor ihm sie bewährt hatte. Bei Graf Wiczay war Sammlerfleiß und Liebe zu wissenschaftlichen Besitzthümern eine ererbte Tugend. In dem älterlichen Hause des Grafen, wo er seine erste Erziehung erhielt, waren sie gleichsam die Lebensluft, in deren Anhauche der Knabe heranwuchs. Literarische, Kunst- und Alterthumssammlungen waren schon auf dem Schlosse zu Hedervar angelegt, aber ihre europäische Berühmtheit sollten sie doch erst seiner Betriebsamkeit verdanken. Den früher erhaltenen Unterricht setzte Graf Wiczay auf der theresianischen Ritterakademie in Wien fort, wurde dann, nachdem er eine Zeitlang, wie es in Ungarn gewöhnlich, juridische Praxis betrieben, von der Kaiserin Königin bei der königl. ungarischen Statthalterei angestellt, entsagte aber, als der einzige Sohn eines der reichsten Magnaten Ungarns, bald dem öffentlichen Geschäftsleben, die häusliche Ruhe und Ungebundenheit allen den Aussichten vorziehend, die sich ihm und seinem Talente am Hofe und im Staatsleben eröffneten. Die Anfoderungen des Staatsdienstes, denen er bei seiner Gewissenhaftigkeit mit ganzer Kraft sich würde gewidmet haben, schienen unvereinbar mit der Liebe zu tiefgehenden wissenschaftlichen

Beschäftigungen, zu denen er sich von seinen frühesten Jahren hingezogen fühlte. Außerdem brachte die Verwaltung der weitläufigen Güter, die ihm sein Vater im Jahre 1781 hinterlassen, eine solche Menge von Geschäften mit sich, daß er nicht zu besorgen hatte, daß die Zeit ihm ein überflüssiges Gut oder gar eine drückende Last werden würde. Der Besitz der Herrschaften Hedervar, Ireg und Losing, sowie der Rang eines k. k. Kämmerers genügte seinen Wünschen, und beglückt als Gatte und Vater (er hatte sich im zwanzigsten Jahre mit einer Fürsten Grassalkovich vermählt) fand er in diesem freiwillig umgrenzten Kreise äußrer Begünstigungen die Sphäre einer Wirksamkeit, deren noch lange wird segnend gedacht werden. Seine volle Neigung und Sorge wandte jetzt der Graf jenen ererbten Sammlungen zu, deren Anordnung, Pflege und Illustration (um ein bei den Italienern gewöhnliches Wort in der ganzen Fülle seiner Bedeutungen zu gebrauchen) von nun an nicht das Spielzeug müßiger Stunden, sondern ein sehr ernster Beruf ward. Der wissenschaftliche Standpunkt, den er gewonnen, erhob ihn über die Unstätigkeit gewöhnlicher Liebhabereien. Die überall eingreifende Bedeutendheit dieser Schätze war ihm deutlich geworden, und sie vermehrte sich unter seinen Händen, da sein regsamer Geist keine der Beziehungen übersah, die sich daran nach allen Seiten anknüpfen ließen. Reiche Sammlungen, und dazu gehörten die seinen, haben aber den Vorzug, daß man mit einiger Sicherheit auf die Schlüsse bauen kann, wenn sie auch, wie sich das immer beim tiefern Eindringen in einen Gegenstand ergeben wird, häufig genug Lücken darthun müssen, die nur Spornen zu neuen Nachforschungen sein werden. Keine der obengedachten Sammlungen ward vom Grafen Wiczay vernachlässigt, doch wandte er seine vorzügliche Liebe der Erweiterung der griechischen und römischen Münzsammlung zu. Seinem Bemühen gelang es, dieses **Museum Hedervarianum** zu einem der gefeiertsten in Europa zu erheben und Hedervar ist dadurch zu einem europäischen Namen geworden, der auf keiner Charte von Ungarn jetzt fehlen darf. Der Schatz an Münzen war dort so groß, daß man darauf denken durfte, die bisher noch nicht bekannt gemachten der Sammlung in einem eignen Werke zusammenzustellen. So entstanden die: „**Musei Hedervariani in Hungaria numi anecdoti**“, (Wien, 1814), 2 dicke Quartanten, denen 31 Kupfertafeln für griechische, 26 für römische und Consularmünzen beigegeben waren. Aber der Text, verfaßt vom Abate Caronni, fand lebhaften Wider-

ſpruch, namentlich durch den Alderman aller europäiſchen Münzkenner, den gelehrten Profeſſor Dom. Seſtini, der gegen die Beſtimmung und Zutheilung der Münzen Einſpruch that, den abſoluten Werth der zu Tage gekommnen Schätze unbedingt anerkennend. Seſtini war mehr als jeder Andere zu dieſen Berichtigungen geeignet, weil er 4 Male an Ort und Stelle die Urſtücke mit alle dem vergleichen konnte, was die Erfahrung langer Jahre ihm an die Hand gab. In einer Reihe von Schriften hat der nie raſtende Greis daher die Wiczay'ſchen Münzſchätze der Welt genauer bekanntzumachen geſucht und beide Namen haben gegenſeitig ſich die höhere Berühmtheit geſichert, die ohne dieſes Zuſammentreffen jedem im mindern Grade geblieben wäre. Durch eine „Diss. sopra le medaglie antiche relative alla confederazione degli Achei“ (Mailand, 1817, 3 Kupfer in klein Fol) eröffnete Seſtini die Reihe der Schriften, in Bezug auf die Hedervar'ſche Sammlung. Dankbar iſt ſie dem Grafen geweiht, deſſen Cabinet 15 verſchiedene Medaillen mehr als irgend ein anderes Muſeum in Europa aufweiſen kann zu den hier aufgeführten darbot. In dem folgenden Jahre erſchien die „Descr. delle medaglie ispane appartenenti alla Lusitania, alla Betica e alla Tarragonese, che si conservano nel Museo Hedervariano“ (Florenz, kl. Fol., mit 11 Kupfern) die, wie die vorhergehende, dadurch vor vielen Schriften S.'s ſich auszeichnet, daß mehr fortlaufender Text darin vorkommt. In der reichen Sammlung antik ſpaniſcher Münzen, die der Graf durch einen glücklichen Zufall erworben, gab es ſo viele noch unbeſtimmte, daß der Divination viel zu errathen nachblieb. Seſtini ſchloß ſich an Florenz an, und ſuchte durch das älteſte griechiſche Alphabet die celtiberiſchen Aufſchriften zu deuten. Ein ſpaniſcher Arzt Puertas, der mit dem Herzog v. Alba damals in Florenz lebte, ging ihm bei dieſen paläographiſchen Unterſuchungen zu Hülfe. Später kam der bekannte Sonderling Arens aus Altona, nach Hedervar, und verkündigte ſeine Weisheit, die S.'s ganze Zuſammenſtellung umgeſtürzt hätte. Mit lebhaftem Unwillen ſprach er ſich daher in der Vorrede einer dritten, auf die Schätze von Hedervar Bezug habenden Schrift gegen Arens' Deutungen des Celtiberiſchen aus, nämlich in der „Descrizione di molte medaglie antiche greche esistenti in più Musei, distribute secondo ili sistema geogr. numism. (Florenz, 1828, kl. Fol., mit 41 Kpfr.). Seſtini trat in dieſem Werke beſtimmter polemiſch gegen die von Caronni in dem Kataloge begangenen Irrthümer auf,

und da er nicht der Mann ist, der einem Collegen einen unglücklichen Eingriff in seine Domaine ungestraft hingehen läßt, so fügte er diesem Werke eine eigne Abhandlung unter dem Titel: „In Catalogi Musei Hedervariani partem primam, numos graecos amplectentem, castigationes“ (Florenz 1828, kl. Fol.) bei, wo jedoch häufig genug Vermuthungen nur durch Vermuthungen ersetzt werden. Durch alle diese Werke des nie rastenden Sestini wurden die Besitzthümer des Wiczay'schen Cabinets dem größern Publicum immer genauer bekanntgemacht; doch war die Sammlung in so raschem Wachsthume begriffen, daß man fast jedes Jahr aus ihren neuerworbenen Schätzen Unbestimmtheiten in frühern Angaben berichtigen, Zweifel lösen, Lücken ausfüllen konnte. Noch im Jahre 1828 erschien der zweite Theil jener obengenannten „Descr.“ unter dem etwas veränderten Titel: „Descr. delle medaglie antiche greche del Museo Hedervariano dal Bosforo Cimmerio fino all' Armenia Romana con altre di più musei ecc “ (Florenz, mit 21 Kupfern), wo die indessen erworbenen Stücke der ehemals Ennery'schen Sammlung und des Cabinets der Gräfin Bentink ihre Stelle finden konnten und beim Erscheinen des dritten Theils, unter gleichem Titel, der die syrischen Könige bis zu den mauritanischen umfaßt (Florenz, 1829, 8 Kupfer), dauern die Sterne noch fort, welche die neuern Erwerbungen anzeigen. Seitdem sollen 2 ähnliche Bände in Florenz herausgekommen sein, die der Verfasser dieser Anzeige aber noch nicht gesehen hat. Das Cabinet war dieser öffentlichen Besprechungen werth, denn auch an Zahl können kaum 3 in Europa sich mit diesem Schatze messen. Im Jahre 1826 belief er sich auf nicht weniger als 11,432 griechischer Münzen, darunter Medaillons oder Münzen vom größten Modulus in Golde 5, in Silber 356, in Kupfer 40. Die Zahl der römischen Münzen war 13,411, unter denen im Ganzen 1243 goldene waren. Medaillons gab es darunter in Golde 48, in Silber 272, in Bronze 576, und seit diesem Jahre ist keines vergangen, das nicht neue Erwerbungen gebracht hätte. Zu einem Werke über Contorniaten, das der gelehrte Director der k. k. Münzsammlungen in Wien, H. v. Steinbüchel, vorbereitet, konnten ihm 106 Stück von Hedervar beigesteuert werden. Die höchste Aufmerksamkeit wurde auf Echtheit aller neuen Erwerbungen verwandt; doch klagt Sestini in der Vorrede zum ersten Theile der „Descrizione“, daß ein gewisser Bukard, der sich später als Arzt in Pera niederließ, mehre falsche Gold- und Silbermünzen aus der

neuen Fabrik in Smyrna während seiner Abwesenheit einzuschwärzen verstand. Diese Sinonen wurden Sestini der Anlaß zu seinem bekannten und verdienstlichen Werke: „Su i falsificatori“. Was nach des Grafen Tode aus der Sammlung werden wird, ist wol noch unentschieden. Frühere Nachrichten aus Ungarn ließen glauben, daß sie würde verkauft werden, und um der Wissenschaft willen müßte man wünschen, daß sie in Deutschland bliebe; aber wie wenige Regierungen haben die Mittel, diesen Schatz in seiner Ganzheit zu erwerben. Für Privatleute möchte er vollends zu bedeutend sein.

Ein fortwährender, nach allen Richtungen Europas hingerichteter Briefwechsel mußte dem Erhalter und Mehrer einer solchen Sammlung zwar reichliche Beschäftigung geben, aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, Graf Wiczay habe, um dieser Lieblingsneigung willen, die Interessen verabsäumt, welche sein Beruf als Territorialbesitzer ihm so nahe legte. Agricultur und Oekonomie betrieb er mit Einsicht und Liebe, und allgemein anerkannt ist, wie viel er für die Veredlung der ungarischen Pferdezucht gethan, wie er zuerst mit in der östreichischen Monarchie auf die Verbesserung der Schafzucht dachte, und Ungarn den Segen des jetzt so allgemein verbreiteten Kohlsaatbaues zuwandte. Ueberhaupt durfte jede neue und wirklichen Vortheil versprechende Erscheinung in der Landwirthschaft auf seine Prüfung und, wenn sie sich auswies, auf seine Anwendung rechnen; sowie er denn überhaupt jede gemeinnützige Anstalt mit großherziger Freigebigkeit unterstützte, jedem Talent, das ihm als des Schutzes bedürftig bekannt wurde, seine pflegende Theilnahme und seine vielgeltende Obhut zuwandte. Ueberhaupt gehörte Graf Wiczay in seinem Umgange zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Menschen, wie auch den vielen Gelehrten bekannt geworden ist, denen das gemeinsame wissenschaftliche Interesse die Auszeichnung seines Briefwechsels verschaffte. Reisen waren weniger vereinbar mit seinen gewählten Beschäftigungen. Blos eine darf in diesem Umrisse seines Lebens nicht vergessen werden, die er mit Vorwissen und Bewilligung seines Monarchen, des Kaisers Joseph, im Jahre 1783 mit dem Grafen Zapary als Deputirter sämmtlicher ungarischer Freimaurerlogen zu dem wilhelmsbader Convente unternahm. Der Kreis seiner streng erfüllten Pflichten band ihn später immer mehr an den Platz seiner Wirksamkeit; doch hinderte dies nicht, daß die Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung und seine großen Verdienste um das ganze Vaterland

auch im weitesten Kreise seiner Zeitgenossen anerkannt wurde, die im Leben ihm die innigsten Beweise von Liebe darbrachten und jetzt nach seinem Verluste ihn betrauern. Graf Wiczay starb nicht schmerzlos. Seine frühern Leiden bildeten sich zur Brustwassersucht aus, die ihn erst nach siebenwöchentlichem Todeskampfe befreite. Er hinterläßt 2 Söhne und eine Tochter, sowie zahlreiche Enkel, von denen das Vaterland hofft, daß sie einer künftigen Zeit die Verdienste des Grafen Michael Wiczay in stets frischem und geehrtem Andenken erhalten werden.

H. H.

Louis François Elisabeth Baron Ramond.

Louis François Elisabeth Baron Ramond, französischer Staatsrath, Mitglied der Akademie, Commandeur der Ehrenlegion, Ritter des St.-Michaelordens und Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, welcher den 24. Mai 1827 zu Paris starb, war nicht nur einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, als Geolog und Naturkundiger in Europa berühmt, als Staatsdiener hervorstechend, als Mensch liebenswürdig, sondern auch durch seine seltsamen Lebensschicksale, als der vertrauteste Freund und Retter des Cardinal Rohan bekannt, und als einer der ältesten und eingeweihtesten Adepten des berufenen Cagliostro anziehend. In ihm verschmilzt sich das Interesse, welches die gelehrten und fruchtreichen Forschungen des ersten Geognosten Frankreichs in den Alpen, den Pyrenäen, die man seine Pyrenäen nennen kann, und den Gebürgen der Auvergne erregen, mit dem allgemeinen Interesse der Geschichte Frankreichs, mit der Theilnahme an den beinahe romantischen Begebenheiten seines thätigen Lebens und dem Antheil, den wir natürlich an der Wirksamkeit eines so ausgezeichneten Staatsdieners nehmen. Nicht leicht aber wird Jemand die Verdienste dieses Gelehrten um die Geologie so zu würdigen vermögen, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, der die Pyrenäen auf Ramond's Fußstapfen durchwanderte und aus dieser Wanderung eine Dankbarkeit und eine Verehrung für ihn entlehnte, wie der Eifer der Wissenschaft sie nur irgend gewähren kann.

Dieser Mann, dem die Naturkunde so viel verdankt und der unsere Aufmerksamkeit in einer ungewöhnlichen Weise in Anspruch nimmt, entfaltete von seiner ersten Kindheit an den hervorstechenden Charakter, den er ein langes Leben hindurch

treu bewahrte. Sein Vater, Pierre Ramond, Kriegs[illegible] meister im Elsaß, war aus dem südlichen Frankreich ge[illegible] tig; seine Mutter, Marie Eisentraut, stammte aus einer [illegible] deutschen Familien des linken Rheinufers, welche re[illegible] Intoleranz im Elsaß Zuflucht zu suchen genöthigt [illegible] Aus dieser gemischten Geburt entlehnte der junge Ra[illegible] wahrscheinlich jene lebhafte und etwas phantastische Gem[illegible] art, welche den Südfranzosen eigen, sich in ihm mit [illegible] Tiefe, der Ausdauer, der Redlichkeit und dem Enthusias[illegible] der deutschen Natur verschmolz.

Strasburg, sein Geburtsort, war zu dieser Zeit vie[illegible] unter allen Orten derjenige, wo solche Anlagen am e[illegible] ihre volle Entwickelung erhalten konnten. Die Stadt h[illegible] eine Art von republikanischer Verwaltung im Innern ge[illegible] tet: durch äußere Bande gehörte sie einem großen Reiche [illegible] Ihre Universität verdankte dem Rufe Schöpflin's das H[illegible] beiströmen einer großen Anzahl junger Deutschen, welche [illegible] unter ihm der Diplomatik und dem Staatsrechte widme[illegible] und Ramond, der eben diesen Studien folgte, hatte hier [illegible] Commilitonen Männer, welche später in Europa die erst[illegible] Rollen in der Wissenschaft, wie in der Politik und in de[illegible] Dichtkunst einnahmen. Die verschiedenen Abtheilungen de[illegible] Rechtsstudiums genügten seinem nach Wissen dürstenden Geis[illegible] nicht; er fügte ihnen die Naturkunde und die Medizin hinzu [illegible] und es stand nach Vollendung seiner Studien völlig in sei[illegible] ner Wahl, Advokat oder Arzt zu werden. Er erwählte den erstern Beruf, blos deshalb, weil er ihm mehr Zeit übrig zu lassen versprach, seinen Lieblingsstudien, der Physik und der Naturkunde, zu folgen. Doch sein Körper verlangte nach Bewegung und äußerer Thätigkeit. Aus den Hörsälen flüchtete er auf die Berggipfel der Vogesen, und sog hier die leidenschaftliche Liebe für die Berge ein, die ihm bis ins späteste Alter hin treu blieb, und die ihm nach einem langen Leben, das ihnen geweiht schien, den Beinamen der „gelehrten Gemse" erwarb. Die romantischen Reste des Mittelalters in den Vogesen begeisterten ihn zu einer Dichtung völlig neuer Art im damaligen Frankreich, zu einem historischen Drama: „Guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident", das 1780 in Basel gedruckt, ins Deutsche übersetzt und auf deutschen Bühnen gespielt, in Frankreich, das zu der Zeit noch in den classischen Fesseln gefangen lag, seiner hochdichterischen Vorscene ungeachtet, wenig Eingang fand.

Als Verehrer der Berge, als Naturkundiger, Dichter und Historiker betrat Ramond im Jahre 1777 die Schweiz.

) eine Scene für einen jungen Mann wie er war. ner ununterbrochenen Begeisterung durchirrte er das Al- nd, erregte Lavater's hohe Theilnahme, gewann den n Haller zum Freunde und rang selbst dem 83jährigen aire durch seinen Enthusiasmus Aufmerksamkeit ab. Die ndigkeit der Eindrücke, welche er hier empfing, malt sich einer Bearbeitung der Briefe Coxe's über die Schweiz, he unter dem Titel: „Lettres de Will. Coxe à M. moth sur l'état polit., civil et naturel de la Suisse", Anmerkungen und Zusätzen vom Uebersetzer im Jahre 1, in 2 Bänden zu Paris erschien. Der Reiz seiner begei- en Schilderungen wetteifert hierin mit der Gelehrsamkeit) der Gründlichkeit seiner Forschungen um den Vorrang,) die Bescheidenheit des Bearbeiters, der seine eignen Ein- ten hier in Noten zu dem Werke eines Andern niederzu- en nicht verschmähte, machte Ramond's Charakter die größte re. Das Werk fand einen lauten und verdienten Bei- ll, ja etwas, was vielleicht noch nie geschehen war, geschah it ihm: die Uebersetzung wurde in die Originalsprache zu- ckübersetzt.

Diese Arbeit machte Ramond in Paris bekannt; es er- egte Erstaunen, daß ein junger Elsasser ein so hinreißendes französisch zu schreiben verstand. Als Ramond daher einige Jahre später in der Hauptstadt erschien, hatte er die Wahl unter den ersten und glänzendsten Verbindungen von Paris. Das Hôtel de la Rochefoucault war und blieb jedoch sein vorgezogener Aufenthalt; hier versammelte sich, was Paris an hervorstechenden Geistern aufzuweisen hatte, und Ramond ward der Liebling der Herzogin v. Anville und des ehrwür- digen Malesherbes. Unglücklicherweise für ihn zog ihn jedoch zu derselben Zeit ein anderer Beschützer, den sein Eifer für die Naturwissenschaften und seine hohe Phantasie ihm gewon- nen hatten, in seine nähere Gesellschaft. Dies war der be- rühmte Cardinal Rohan, Bischof und gleichsam Fürst von Strasburg, ein Mann, den die Eitelkeit zu den Gesellschaften der Gelehrten hinführte, während Geschmack und Leidenschaft ihn zur Aufsuchung der niedrigsten Vergnügungen antrieb. Die Folge einer solchen Verbindung für den jungen Ramond war, daß er seinen neuen Beschützer an seinen Hof nach Sa- vern folgte, und sein geheimer Rath ward hier bald sein vertrautester Freund, ein Theilnehmer an seinen wunderlichen Studien, welche dem Mystischen zugewendet waren, und an seinen Vergnügungen. Um diese Zeit traf, im Jahre 1781, der Wundermann Cagliostro in Strasburg ein, für den Car-

dinal, dessen von Vergnügungen ermüdeter Geist um jede Preis nach etwas Neuem haschte, das ihn anregen konnte, ei Mann, wie er ihm gerade fehlte. Ramond diente dem Car dinal zum Vermittler zwischen ihm und Cagliostro. Es is nicht zu leugnen, auch auf Ramond's jugendlich lebhafte un dem Neuen ergebene Phantasie scheint die Erscheinung de Mannes, gefolgt von einem Schwarm Hülfloser, die er ge rettet, unheilbarer Kranker, die er hergestellt, begeisterter Schü ler, die er in der geheimen Wissenschaft eingeweiht, und Be wunderer, die er durch Mirakel in Erstaunen gesetzt hat, einen tiefern Eindruck gemacht zu haben, als er uns jetzt wol er klärlich dünkt, wo wir wissen, was wir von allen diesen Din gen zu halten haben. Damals war dies Unwesen neu. De Cardinal, ein Fürst der Kirche, Akademiker, Diplomat und Gelehrter, ward der ergebenste Schüler des Sohnes eines Schenkwirths aus Palermo. Bald kann er sich nicht mehr von ihm trennen, mit Mühe läßt er ihn von seiner Seite, und wenn es geschieht, muß Ramond, sein geheimer Rath, durch Reisen nach Strasburg, nach Basel, nach Lyon die aufgelockerte Verbindung erhalten. War dies Nachgiebigkeit gegen einen geliebten Gebieter? War es Theilnahme an sei ner Verblendung? Wir wissen es nicht zu entscheiden; doch wahrscheinlich bleibt es, daß auch Ramond, wie so viele Gei ster, getäuscht, Anfangs Wirklichkeit hinter den Blendwerken des Betrügers suchte und daß sein Eifer dadurch wach er halten wurde, daß der Charlatan auch ihm einen Theil seines geheimen Maschinenwerkes zu verbergen wußte und Federn vor ihm spielen ließ, deren treibende Kraft er nicht wahrnahm. Später indeß ward auch er enttäuscht, allein bis in sein Al ter hin sprach er nie gern von diesen Dingen, und brach, wenn man in ihn drang, das Gespräch gewöhnlich mit einer Wendung ab, die seine Erleuchtung kundgab, jedoch zu gleich den Widerwillen verrieth, über vergessene Irrthümer Rede zu stehen.

Unterdeß führte die Unwürdigkeit dieses Verkehrs und seines ganzen Wandels den unglücklichen Fürsten Rohan zu der weltkannten Katastrophe mit dem königlichen Halsbande. Der Cardinal, von elenden Helfershelfern getäuscht, glaubte sich zur heimlichen Erwerbung gewisser Diamanten von Sei ten der Königin Marie Antoinette beauftragt und beging die unbegreifliche Thorheit, diese Edelsteine eben jenen Elenden auszuliefern, unter deren Händen sie verschwanden. Die Folge hievon war ein demüthigender Prozeß, welcher die Ver haftung des Cardinals nachsichzog. Bei diesem erschüttern=

den Unfall blieb Ramond seinem Gebieter treu, im Augenblick seiner Verhaftung fand er Mittel, die Papiere des Cardinals den Händen seiner Feinde zu entreißen und ihn dadurch vor Anklagen anderer Art zu schützen, die ihn in der öffentlichen Meinung tief herabgesetzt haben würden. Während des Prozesses selbst unterhielt sein treuer Freund trotz Wachen und Bastille seine Verbindung mit dem Gefangenen; ja, er folgte den Betrügern nach England, in die niedrigsten Höhlen des Lasters selbst und war endlich so glücklich, sie auszumitteln und den Verkauf der Diamanten in England nachzuweisen, ein Umstand, der den Cardinal von dem beschimpfenden Theil der Anklage allein zu reinigen im Stande war. Diese Reisen nach England und mit ihnen der ganze für die Sittengeschichte der Zeit so anziehende Vorgang selbst waren niedergeschrieben; die Kosacken zerstörten dies Manuscript im Jahre 1814 mit vielen andern.

Die Ehre des Cardinals war durch die Zeugen, welche Ramond für ihn stellte, gerettet; allein noch immer war der betrogene Fürst ein Gefangener in der Bastille. Keiner seiner Angehörigen hatte Zutritt zu ihm, keiner seiner Freunde wagte die Gefahr zu bestehen, sich ihm zu nahen. Ramond allein drang mehre Mal verkleidet in seinen Kerker ein. Endlich erschien das Urtheil, und der treue Diener hatte die Freude, seinen Gebieter und Cagliostro von aller Schuld freisprechen zu sehen. Dennoch erhielt der Cardinal seine Freiheit nicht wieder, seine Feinde benutzten das Unglück des Gefallenen, um ihn noch tiefer zu demüthigen; er ward zunächst nach der Abtei Chaise-Dieu in den Bergen der Auvergne und von hier nach Marmoutiers les Tours verwiesen, von Aufpassern und Kundschaftern umringt, mit denen der treue Ramond, der ihm überall folgte, im beständigen Kampfe lag. Von dem letzten Aufenthaltsort seines Gebieters aus besuchte Ramon im Jahre 1789 zum ersten Mal die Pyrenäen, und mit diesem Besuch begann eine neue Lebensperiode für ihn. Es ist hier nicht die Stelle, die Verdienste ausführlich zu erörtern, welche Ramond um die Kenntniß dieses Gebirges besitzt, und es genüge uns, anzuführen, daß er es war, der die bis dahin bezweifelte Ordnung in diesem Gebirge nachwies, der das Chaos der Begriffe entwirrte, welche über die Pyrenäen im Schwange waren, und das Zutreffen der geologischen Gesetze und Regeln Saussure's und Coxe's auch in diesen Bergen zeigte, die man bis auf ihn für eine verworrene Ausnahme von aller Regel, für ein gesetzloses und aller Ordnung spottendes Werk der Natur hielt. Sein er-

stes Werk über die Natur der Pyrenäen erschien in eben
sem Jahre unter dem Titel: „Observations faites dans
Pyrénées pour servir de suite à des observ. sur
Alpes etc.“ (2 Bde., Paris). Der Leser dieses Werkes
in der That nicht, was er darin mehr bewundern soll,
Schärfe der Beobachtung, die Tiefe der Entdeckungen in
senschaftlicher Hinsicht, oder die Kunst und das Interesse
Darstellung, die völlig neu, eigenthümlich und von
Reiz ist, den wir an keiner wissenschaftlichen Arbeit
Art weiter kennen. Die Größe der Ideen, der Genauigkeit
bei den kleinsten Beobachtungen, gegenüber der hinreißenden
Schwung der Phantasie des Autors, zusammengestellt
dem wissenschaftlichen, strengen und kritischen Beobachtungsgeist
desselben, machen dies Werk zu einer Lecture, die
unvergleichlich, ja fast einzig in ihrer Art dasteht, und
dem Verfasser in gleichem Maße unsere Hochachtung
unsere Liebe erwirbt. Dies Buch ist in seiner Gattung
einmal übertroffen und zwar durch Ramond's zweites
über die Pyrenäen, die „Voyage au Mont-Perdu“.

Mit diesen Erstlingen seines Geistes hatte sich Ramond
Frankreich angekündigt, als die Revolution ausbrach. Die
nächste Folge der Auftritte vom 14. Juli 1789 für ihn war
die Freilassung des Cardinals, seines Freundes, mit dem er
nun nach Paris zurückkehrte. Für einen Mann wie Ramond
war es schwer, ja völlig unmöglich, den Vorgängen fremd zu
bleiben, welche von nun an in reißender Folge Alles ergriffen
und mit in ihren Strudel dahinrissen, was in Frankreich
durch Rang oder Talent aus dem Kreise des Gewöhnlichen
hervortrat. Ramond hatte kaum einmal öffentlich geredet,
als seine unwiderstehliche Beredtsamkeit ihn berühmt machte.
Er stand an der Spitze einer Section der Hauptstadt, wie
er von sich selbst sagt, als eine der kleinen Potenzen, die sich
einbildeten, den Strom der Begebenheiten lenken zu können,
und die doch in jeder Bewegung durch seine Strudel ge-
hemmt oder mit fortgerissen wurden. Beständig in Confe-
renzen mit Condorcet und Mirabeau, oder als Redner im
Hôtel de la Rochefoucault und im Hôtel de Ville beschäftigt,
eng vereint mit den Freunden des Guten, und von den Be-
förderern des Bösen beständig besiegt, sah er die Verwirrung
täglich wachsen, ohne die Mittel auszufinden, ihr zu steuern.
Endlich trat er selbst als Deputirter in die Legislatur. Neue
Kämpfe! Die unverständigen Freunde des Thrones und seine
ebenso verblendeten Gegner standen auf gleiche Weise wider
ihn: umsonst beschwor Ramond seine Collegen um Ruhe, um

leranz, umsonst foderte er sie bei jedem Anlaß auf, die reitfragen der Religion aus dem Spiele zu lassen; der schluß gegen die nicht beeideten Priester ging seinem be- ten Widerspruch zum Trotz durch. Später kämpfte er ge- n die Gesetze wider die Emigrirten ebenso vergeblich an; nm suchte er die Entlassung der königl. Garde zu hindern; nsonst, das Werk der Revolution schritt seinen rastlosen Be- ühungen zum Trotz, unaufhaltsam fort. Ramond, der Sache r Wahrheit und der Billigkeit standhaft ergeben, sah seine Sorte verloren, ja, sich selbst oft wider seinen Willen zum eförderer Dessen verkehrt, was er zu hindern entschlossen ar. So geschah es, beispielsweise, in der Sache gegen die Minister Narbonne und Delessart; Ramond bot alle seine Kräfte auf, sie und durch sie den König zu retten; doch ge- ade seine beredte Schutzrede, von dem berüchtigten Brissot ntstellt, mußte dazu dienen, sie und das ganze Ministerium, ie letzte Stütze des Königthums, zu stürzen. Das war der luch der Revolution, daß gerade die Gesinnung der Be- ten zum Werkzeug der Zwecke der Bösen zu dienen aus- ersehen war! Das Wort der Wahrheit ward nicht mehr gehört, als um daraus ein Signal für die Thätigkeit der Bösen zu machen, und Ramond sah mit seinen Freunden nicht allein Mühe und Arbeit verloren, sondern sich selbst zum Gegenstand des Volkshasses hingestellt. Von Anstren- gung erschöpft, sank er auf ein gefahrvolles Krankenlager nie- der; man sandte ihn nach Barèges. Durch diese Entfernung entging er den Greueln des 10. August, allein die Verfol- gung wußte ihn selbst in den unzugänglichsten Schluchten der Pyrenäen aufzufinden, und er mußte zu den Hirten der höchsten Berggipfel flüchten, um ihr zu entgehen. Eine Zeit- lang lebte er hier, inmitten seiner geliebten Berge, von der Milch und dem schwarzen Brot der Hirten; doch endlich er- reichten ihn auch hier seine Feinde. Er ward ergriffen und im Januar 1794 in die Kerker von Tarbes abgeführt. Die sinnreiche List eines Offiziers vom Genie, Lomet, rettet ihn vor dem Schreckenstribunal; während seine Freunde als Opfer der Revolution fallen, berieth Ramond mit seinem Retter über die Anlegung von Hospitälern in dem ihm so bekannten Gebirge. Carnot, um seine Freilassung angegangen, gab zur Antwort, er solle zufrieden sein, daß man ihn in seinem Kerker vergesse, und der Deputirte des Convents, Monestier, umging den Befehl, Ramond zur Hinrichtung nach Paris zu senden, durch glückliche Verzögerung. Der Gerettete blieb im Gefängniß, von der Handarbeit einer liebenden Schwester

kärglich erhalten, und verließ dies nicht eher, als zu Ende des Jahres 1794, im strengsten Sinn des Worts von Allem entblößt. Die Begebenheiten dieses erfahrungsreichen Lebens drängen sich dergestalt, daß wir kurz sein müssen, um nur das Wichtigere berühren zu können; so genüge es denn, zu bemerken, daß Ramond nach 2 noth- und sorgenvollen Jahren, endlich die Professur für Naturgeschichte an der Centralschule der Oberpyrenäen zu Tarbes erhielt.

Hier blieb er 4 Jahr lang, vielleicht die glücklichsten seines Lebens. Er war die Freude seiner Schüler und Zuhörer; er durchwanderte mit ihnen die ihm so theuren Gebirge; 35 Mal erstieg er in dieser Zeit den Pic du Midi; kein Stein, keine Pflanze dieses Gebirges blieb ihm unbekannt; 2 Versuche, den Mont-Perdu zu erklimmen, scheiterten im Jahre 1797; endlich erreichte er den ersehnten Gipfel im Jahre 1802. Im ganzen Gebiet des Gebirges war Ramond bekannt und führte den ehrenden Beinamen der „gelehrten Gemse".

Diesen Bemühungen verdanken wir die unvergängliche: „Voyage au Mont-Perdu", welche 1801 in einem Bande zu Paris erschien, und der 1803 die „Voyage au sommet du Mont-Perdu" folgte. Die secondaire Gebirgsnatur des höchsten Gipfels der Pyrenäen ward dadurch nachgewiesen; Pallas, Saussure's und Coxe's für die Bildung der Alpen gegebene Regeln, wider Erwarten, gerettet, über die Natur der Gletscher und die Gesetze der Pflanzenwelt eine lange vergeblich gesuchte Aufklärung erlangt und die Kenntniß des Gebirges in geologischer, botanischer und mineralogischer Beziehung vollendet. Von dieser Zeit an blieben diese Studien die Hauptaufgabe seines Lebens, und noch vor 2 Jahren weihte er ihnen eine neue Arbeit: „Sur la végétation du Pic du Midi" (Paris, 1826), zu der er, mitten im Gewirr zahlloser administrative Beschäftigungen, Zeit und Muße gefunden hatte.

Der Zauber des Ausdrucks, welcher alle seine schriftlichen Arbeiten so unnachahmlich durchzieht, begleitete auch seine Rede. Es war eine Lust, ihn unter Freunden, in der Akademie, oder vor einem geistesverwandten Auditorium reden zu hören; die ihm eigenthümliche Kunst, mit der er Gegenstände der abstracten Wissenschaft in das Gewand einer spannenden und fesselnden Erzählung zu kleiden verstand und die dichterische Wärme seines Ausdrucks hierbei, riß jedes Gemüth hin und das Ohr glaubte oft einem Roman oder einem Dichterwerk der fesselndsten Art zuzuhören, wenn er eine

Pflanze oder eine Steinbildung schilderte und beschrieb. Ein so reichbegabter Geist konnte sich dem Auge des militairischen Gewalthabers von Frankreich nicht entziehen. Man bot ihm eine Präfectur an. Ramond schlug diese aus, so lange es noch erlaubt war, sich solchen Gunstbezeugungen zu versagen; er zog es vor, als Deputirter seines ihm so unvergeßlichen Pyrenäendepartements in das Corps législatif zu treten. Allein man verdoppelte seine Bemühungen, als man in dieser Stellung einen Mann in ihm erkannte, der sich nicht vorschreiben ließ, was und wie er zu denken habe, der, was er dachte, mit unwiderstehlicher Gewalt den Gemüthern seiner Zuhörer eindrückte, und der sich nicht scheute, die Plane des Herrschers, wie er sie selbst durchschaute, auch Andern einsichtlich zu machen. Sein Witz ward berühmt in demselben Maße, wie der einer gelehrten Dame, die man deshalb Landes verwies. Doch mit einem Vicepräsidenten des Corps législatif mußte man andere Wege einschlagen, wie mit einer wehrlosen Frau; man erwartete ungeduldig das Ende der Sitzung und ernannte ihn dann, ohne ihn weiter um seine Einwilligung zu fragen, zum Präfecten des Departements Puy-de-Dôme. Vielleicht verband man bei dieser Ernennung Ramond's zum obersten Regierungsorgan in einem der durch den Reiz ihrer Berglandschaften anziehenden Departements die Absicht, sie ihm eben durch diesen Umstand annehmlich zu machen, und diese Absicht verfehlte dann auch ihres Zweckes nicht. Ramond, bestochen durch die Aussicht, hier mitten unter den uralten Vulkanen Frankreichs seinen Lieblingsstudien leben zu können, nahm die mehr aufgedrungene als dargebotene Stelle an, und begnügte sich damit, sich vorzugsweise den Préfet par lettre de cachet zu nennen. Als Beamter der Krone erwarb sich Ramond die ungetheilte Liebe seiner Provinz, die ihm ein seltenes Verdienst, das, nicht zu viel zu regieren, gewann; er schützte sie vor den Vexationen, denen andere, weniger gut verwaltete Departements unterworfen waren, durch sein persönliches Ansehen und die Kraft seines Widerstandes, und hinterließ in den Arbeiten, welche die Bäder von Mont-d'or zu einer der ersten Heilquellen Frankreichs machen, ein schönes Denkmal seiner administrativen Thätigkeit und seines Eifers für das Beste seiner Verwalteten.

Doch was sind diese Arbeiten im Vergleich zu seinem Verdienst als Gelehrter und Naturforscher? Dies ist es, dessen Andenken die Wissenschaft bewahren wird, und durch sie die Welt, so lange Talent und Geist noch etwas gelten werden! Durch ein günstiges Geschick sah Ramond sich an

die Spitze einer Provinz gestellt, welche Pascal's Forschungen berühmt gemacht hatten, einer Provinz, welche für die Geologie classisch zu nennen ist. Die uralten Krater der Auvergne, Lavaströme und Basaltbildungen umringten ihn und riefen von allen Seiten seine Aufmerksamkeit auf sich; die Geschichte der Vulkane und ihres Antheils an der Bildung unsers Erdkörpers, ist hier, wie aus einem aufgeschlagenen Buche, zu studiren. Ramond benutzte die Gunst des Geschicks zum Besten der Wissenschaft. Die Berichtigung des Gebrauchs des Barometers für die Höhenmessung war das erste Geschenk, das die Wissenschaft ihm aus seiner neuen Stellung her verdankte. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle die Verbesserungen namhaft machen, die er für den Gebrauch des Barometers, als Höhenmessers, erfand; es sei genug, summarisch anzuführen, daß er die Regel Pascal's, Laplace's und seiner Nachfolger so wesentlich verbesserte und berichtigte, daß erst durch ihn dies Instrument zu einem wahrhaft zuverlässigen und für die Wissenschaft brauchbaren umgewandelt wurde, ein Verdienst, das jeder Sachkundige, als ein unvergängliches bezeichnen wird.

In 2 kleinen Schriften: „**Mémoire sur la formule barométrique etc.**“ und „**Nivellement barométrique des Monts-d'ors et des Monts-Dômes**“, welche 1811 und 1815 erschienen, gab Ramond von seinen neuen Entdeckungen und von der Anwendung seiner Methode auf nicht weniger als 400 Höhenmessungen in den Gebirgen der Auvergne, Rechenschaft. Allein nicht hierauf beschränkte sich das Verdienst seiner Arbeiten. Das bloße Nivellement dieser Höhen führte ihn zu Betrachtungen und Entdeckungen über die Natur dieser Vulkane, welche ebenso neu als überraschend waren; er erkannte die größere Erhebung der alten Lavamassen, ihr längeres Bestehen als flüssige Substanzen, ihren Basalt-, Prophyr- und Klingsteingehalt und endlich die einer jeden Lavalage eigenthümliche Vegetation. Alle diese wissenschaftlichen Resultate stellte er in einer dritten Schrift: „**Application des nivellemens exéc. dans le dep. de Puy-de-Dôme**“, 1815 zusammen.

Ungeachtet einer so verdienstlichen Anwendung aller der müßigen Augenblicke, welche seine Administration ihm übrigließ, fühlte Ramond doch, daß die Geschäfte dieser Stelle, welche so viele Andere ausfüllen konnten, seinen Lieblingsstudien Eintrag thaten, und soderte seine Entlassung. Er erhielt sie im Jahre 1813 und ließ sich nun zu Paris nieder, um den Rest seiner Jahre der Erziehung seines Sohnes und

seiner Wissenschaft allein leben zu können. Die Memoiren seines vielbewegten Lebens füllten einen ansehnlichen Theil seiner Zeit aus; allein ein ungünstiges Geschick entriß uns diese und viele andere Arbeiten dieses unermüdlichen Geistes. Alle seine Papiere, jene Memoiren mit eingeschlossen, seine Sammlungen und die Resultate 40jähriger Forschungen, wurden an einem Tage von den Kosacken zerstört und ihm blieben von allem diesem nur Erinnerungen übrig. Ramond bedurfte der Zerstreuung, um einen solchen Unfall zu verschmerzen, und betrat von Neuem die öffentliche Laufbahn. Im August 1815 zum Maître des requêtes ernannt, war er im Jahre 1816 Mitglied der Liquidationscommission für die englischen Foderungen. Auch in dieser Stellung verdankt ihm Frankreich viel. Eine vollkommene Kenntniß der englischen Sprache, die Feinheit seines Benehmens, der Reiz seines Umganges und das natürliche Uebergewicht seines Verstandes rangen den Feinden solche Verwilligungen ab, daß er von 3¼ Million gefoderten Renten nur 2,950,000 zugestehen durfte, und dennoch zu keiner einzigen Beschwerde Anlaß gab. Der Herzog v. Richelieu wußte sein Verdienst zu würdigen, und erklärte laut, daß unter allen mit diesem so schwierigen Geschäfte beauftragten Personen Ramond der glücklichste gewesen sei. Als Belohnung dafür, ward er im Jahre 1818 zum Staatsrath ernannt, eine Stelle, die er 3 Jahre lang im activen Dienst bekleidete. Seit 1822 erschien er nicht mehr auf der Liste der diensthuenden Staatsräthe, man weiß nicht, warum; allein seine Zurücksetzung unter die bloßen Titularstaatsräthe erregte das Bedauern aller erleuchteten Staatsmänner.

Ramond ertrug diese Ungunst des Geschicks, wie er so viele andere Wechselfälle im Leben ertragen hatte, mit der Ruhe eines Philosophen. Weder die heitere Fülle seiner Unterhaltung noch sein sprühender Witz litten darunter. Das Feuer seiner Rede, der Reiz seines Umganges schienen vielmehr noch zu wachsen, und bis in die letzten Tage seines Lebens verkündeten seine phantasievolle Darstellungsgabe, die Lebendigkeit seiner Bewegungen und die Tiefe seines Blickes den leidenschaftlichen Maler der Berge, den Mann voll reichen Wissens, und die Schuldlosigkeit und Reinheit seiner allem Guten und Tugendhaften geweihten Seele.

Eine chronische Entzündung der Eingeweide verkümmerte seine letzten Jahre und weihte sie herben körperlichen Leiden. Er starb daran den 24. Mai 1827. Ein Sohn aus seiner Ehe mit Madame Cherin, der Tochter Dacier's, überlebt

Digitized by Google

ihn. Seine Stelle in der Akademie nahm der bekannte Mineralog Berthier ein; der berühmte Cuvier hielt seine Gedächtnißrede, der ein Theil unserer Anführungen entnommen ist; doch sein Andenken selbst wird in der Erinnerung aller Freunde der Wissenschaft, aller Freunde seines Vaterlandes, ja des ganzen französischen Volkes überhaupt, wie er es verdient, noch lange und ehrenvoll fortleben.

W. v. L.

Biographien und Charakteristiken.

Don Gaspar Melchor de Jove Llanos. *)

Von V. A. Huber.

In dem bodenlosen Elende, worein die heuchlerische Politik einer auswärtigen Macht das hochherzige, edle, reichbegabte Volk der Spanier gestürzt hat, bildet, wenn nicht den schwersten, doch vielleicht den schmerzlichsten Theil die Gleichgültigkeit Europas gegen das Schicksal dieses Volkes, dem es nächst Gott vor Allem die Befreiung von dem Joche des Gewaltigen der Zeit verdankt — die herzlose, selbstgefällige Schlaffheit, womit die Meisten nach einer ganz oberflächlichen Kenntniß des Ausganges den Besiegten, den Unglücklichen verdammen und mit einigen allgemeinen Phrasen der Vergessenheit übergeben, ohne nach der Geschichte des langen und harten Kampfes, noch seinen schweren Opfern, einen treuen muthigen Helden, nach den Ursachen der Niederlage weiter zu fragen, ohne dem Besiegten auch nur den Trost der Achtung, der Theilnahme, der Geduld zu gewähren, die dem unglücklichen verstümmelten Krieger bei der Erzählung seiner Thaten, bei der Klage über sein Unglück so wohlthut. Indem uns nun Anfangs der Zufall, dann herzliche Achtung und Zuneigung zu einer nähern Bekanntschaft mit denen Verhältnissen geführt, entstand der Wunsch, der sich allmälig als Pflicht und innerer Beruf gestaltete: soweit unsere schwache Stimme reichen möge, das Andenken der Männer, die als Opfer für die Freiheit und das Glück des spani-

*) So, getrennt, und nicht Jovellanos muß der Name geschrieben werden, der nach spanischer Sitte die Verschwägerung zweier alter asturischer Geschlechter der Joves und der Llanos bezeichnet, die getrennt und in andern Verbindungen häufig vorkommen.

schen Volkes litten und fielen, und den Namen des Volkes, das solcher Opfer werth ist, gegen die Verleumdungen ihrer Feinde und Verfolger und gegen die noch schmerzlichere gleichgültige Geringschätzung und Vergeßlichkeit der Zeitgenossen zu schützen. Fragten wir uns aber bei solchen Gesinnungen, welcher Name unter so vielen und theuern es vor allen verdiene der Vergessenheit entrissen zu werden, so drängte sich unabweislich der Name Jove Llanos auf, den wir von den Edlern, Bessern seines Volkes so oft und nie anders als mit einer fast religiösen Verehrung hatten aussprechen hören. Je mehr wir nun selbst nach der Ursache einer, bei so manchem Zwiespalt der Meinungen, wie sie besonders das Unglück so leicht erzeugt, so allgemeinen Uebereinstimmung in dem Urtheil über diesen einen Mann forschten, desto schöner, erhebender und rührender gestaltete sich vor uns das Bild dieses Mannes, desto dringender ward der Trieb, durch eine treue Darstellung seines Lebens, seines Wesens und Wirkens nicht nur ihm selbst, sondern auch den Ansichten, dem Streben der Zeit, der Partei, als deren edelster Repräsentant er erscheint, ein Denkmal zu weihen. Wenn wir aber nicht ganz der Hoffnung entsagen, daß es uns gelingen möge, unsere Landsleute zu überzeugen, daß Jove Llanos, der auch nur dem Namen nach kaum einigen Wenigen bekannt ist, als Mensch, als Staatsmann, als Bürger, als Schriftsteller einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, unserer Zeit, war, so beruht diese Hoffnung nicht auf eitler Schätzung unsers eignen Berufes zu einem solchen Unternehmen, sondern auf der innigen Ueberzeugung, daß die einfachste Darstellung der Thatsachen laut und eindringlich genug sprechen werde.

Die Geschichte eines Mannes, der sowie Jove Llanos sein ganzes Dasein dem Wohl seines Vaterlandes weiht, kann nur im Zusammenhange mit den Verhältnissen und Ansprüchen seiner Zeit, dem ganzen Zustande seines Volkes verstanden und gewürdigt werden; und wir müssen daher auch, ehe wir das Streben, die Thätigkeit jenes Mannes schildern, eine möglichst gedrängte Uebersicht der Verhältnisse voranschicken, in welche er einzutreten und einzugreifen berufen war.

Bekannt genug ist der traurige Verfall der spanischen Monarchie unter den letzten Fürsten des Hauses Oestreich seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, der endlich im Anfang des achtzehnten zu einem entschiedenen und allem Anscheine nach unheilbaren Marasmus wurde *); und ebenso bekannt,

*) Wir erinnern nur an einige Thatsachen. „Die Mauern und Wälle

nn auch nur in ihren äußern Erscheinungen, ist die Regene-
tion der Monarchie unter den 3 ersten Fürsten aus dem
auſe Bourbon. Die Bevölkerung von Spanien, welche
ter Karl II. kaum 7 Millionen betragen hatte, erhob sich
halbes Jahrhundert später unter Karl III. auf beinahe 11
illionen; die Staatseinkünfte waren in derselben Zeit von
um 30 Millionen Reales auf 100 Millionen gestiegen, und
panien nahm durch zahlreiche, im Lande selbst vollkommen
sgerüstete Heere und Flotten wiederum seine Stelle als eine
r ersten europäischen Mächte ein. Eine so auffallende
ränderung konnte nur dadurch herbeigeführt werden, daß
Hindernisse aus dem Wege geräumt wurden, welche bis
hin nicht nur die Entwickelung der Hülfsmittel des Landes,
ndern auch die angemessene Benutzung derselben zu den
rklichen oder vorgeblichen Bedürfnissen des Staates störten.
iese Hindernisse waren zwar Spanien nicht ausschließlich
gen, sondern lagen zum Theil in dem Wesen aller übrigen,
m germanischen Mittelalter angehörigen Staaten; aber ei-
ge von ihnen haben sich nirgends so unbegrenzt entwickelt
s in Spanien. Sie lassen sich besonders darauf zurück-
hren, daß in Spanien das Misverhältniß zwischen der ar-
itenden, der auf irgend eine Weise producirenden Classe der
evölkerung und der arbeitlosen oder arbeitscheuen Classe,
r Geistlichkeit und dem Adel, ferner das Misverhältniß
ischen dem producirenden und nicht producirenden Grund-
genthum überhaupt, endlich das Misverhältniß zwischen dem

---

der Festungen", sagt der Marques de San-Felipe, „fielen in Trüm-
mern, die Breschen von Barcelona waren noch offen, von Cadiz
bis Rosas gab es nicht einen festen Platz der Besatzung oder brauch-
bares Geschütz gehabt hätte. Nicht besser war der Zustand der
Nordküste. Die Magazine, die Arsenale waren leer, die Werk-
stätten verlassen. Die Schiffsbaukunst war so gut wie vergessen
in Spanien. Sechs Galeeren verfaulten in dem Hafen von Car-
tagena; 7 andere, worin die ganze brauchbare Seemacht bestand,
mußte man von den Genuesern leihen. Die ganze bewaffnete Macht
der ungeheuern, von gierigen Feinden umlagerten Monarchie be-
trug kaum 20,000 Mann, und diese in der elendesten Verfassung".
Noch trauriger war der innere Zustand. Sevilla besaß schon un-
ter Philipp IV. von 3—5000 Webstühlen nur noch 60, und 9
Zehntel der früher angebauten Wein- und Oelberge lagen wüste.
Granada erntete statt einer Million Pfund Seide kaum noch 100,000,
und über die Hälfte der Dörfer der Provinz waren menschen-
leer und Ruinen. Die Bevölkerung von Burgos war von 6000
auf 600 Familien gesunken, und im selben Verhältniß bei den
meisten andern Städten.

Theil der Bevölkerung und des Grund und Bodens, welcher zu den Bedürfnissen des Staates beitragen mußte, und demjenigen Theile beider, welcher mehr oder weniger durch Staatsprivilegien von dem Beitrage zu den Bedürfnissen des Staates befreit war, durch Sitten, Vorurtheile und Gesetze über alle Maßen begünstigt wurde. Dies geschah besonders durch die Art, wie die Vermehrung von Majoraten und von Gütern der geistlichen und weltlichen todten Hand, die Stiftung von Klöstern und andern geistlichen Instituten, wohin der Stolz und die zum Aberglauben entartete Religiosität der Nation ohnehin neigte, durch Gesetze befördert wurde. Da es kaum einen alten Christen in Castilien gab, der nicht zur Noth seine ejecutoria (Adelsbriefe) auftreiben konnte, und der nicht, sobald er es irgend vermochte, durch ein kleines Majorat den Glanz seines Namens sichern zu müssen glaubte, so nahm die Zahl der adeligen Majorate ins Unendliche zu, und im selben Maße die Zahl der jüngern Brüder, welche dem Müßiggang und dem Staate oder der Kirche anheimfielen, während nicht nur der Anbau des Landes abnahm, sondern auch der Staat seine Ansprüche an dessen Ertrag größtentheils verlor. Noch nachtheiliger mußte die ungeheure Zunahme der geistlichen Stiftungen sein, worin jeder gute Katholik ein wesentliches Mittel zu seinem Seelenheile sah, und welche nicht nur die Zahl der Müßiggänger vermehrten, sondern durch Keuschheit oder Sittenlosigkeit die Zunahme der Bevölkerung gradezu verhinderten, während die Producte ihres Grundeigenthums ebenfalls vom Staate nicht in Anspruch genommen werden durften, ihnen selbst aber durch den Zehnten ein großer Theil aller Erzeugnisse zufiel. Hierzu kam ein ganz widersinniges Colonialsystem, das nicht nur die Vortheile, welche aus dem Verkehr mit den Colonien entspringen konnten und sollten, auf eine einzige Seestadt und auf wenige Individuen, und im selben Maße diesen Verkehr selbst beschränkte, sondern auch eine Haupturſache des Verfalls der Industrie in Spanien und der Abhängigkeit von fremden Fabrikaten sowol für den eignen Bedarf als für den der Colonien wurde, wodurch der größte Theil der aus den Colonien bezogenen edeln Metalle nach dem Auslande abfloß. Während so die Erzeugnisse des Landes in allen Zweigen der Industrie abnahmen, nahmen im selben Maße die Bedürfnisse des Staates zu, theils durch die Verschwendungen des Hofes, die Verwirrung und Nachlässigkeit der Verwaltung, besonders aber durch die Kriege, welche Spanien seit den Zeiten Philipps II. führte, nicht nur um die Grenzen einer so weit verbreiteten und doch so unzusammenhängenden Monarchie zu schützen und noch weiter

auszudehnen, sondern auch um den Geist der Reformation im Norden von Europa zu unterdrücken. Diese meist unglücklichen Kriege verschlangen nicht nur, was die zunehmende Anzahl der Geistlichen und die Auswanderungen nach der neuen Welt von dem kräftigsten Theil der Bevölkerung übrigließen, sondern auch fast alle aus Amerika der Staatscasse zufließenden Schätze, alle Hülfsmittel, welche Spanien selbst nur irgend zu erschwingen vermochte, und endlich die schon unter Philipp II. zu übermäßigen Zinsen bei Fremden gemachten Anleihen, ohne daß der Halbinsel dafür jemals irgend ein Ersatz geworden wäre, da die Heere immer entweder in Feindesland oder in entfernten, mit Spanien selbst in keiner weitern Verbindung stehenden Theilen der Monarchie kämpften und dort verpflegt und ausgerüstet wurden, ohne irgend einem Zweige der spanischen Industrie Nahrung zu geben. So ist es erklärlich, daß schon Philipp II. mit den dringendsten Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte und zur Herabsetzung des Münzfußes seine Zuflucht nehmen mußte, welche das Uebel nur noch vergrößerte. Dennoch aber waren dies immer noch äußere Uebel, denen eine bessere Einsicht, ein kräftiges Volks- und Staatsleben mit der Zeit von selbst gesteuert hätte. Aber eben eine solche Reaction war unmöglich geworden durch die gänzliche Entartung und Desorganisation aller Hauptelemente und Organe des Staatslebens, der Kirche, des Adels und der bürgerlichen Corporationen des Mittelalters und endlich des Königthums selbst, nachdem dasselbe zum Theil absichtlich dazu beigetragen hatte, jene zu zerstören. Es lag in der ganzen Art, wie die christlichen Staaten in Spanien sich aus fortwährenden Kreuzzügen gegen den Islam entwickelten, daß die Kirche mehr als in irgend einem andern Lande der Mittelpunkt und die Urquelle des geistigen Lebens der Nation und das wichtigste Organ des politischen Lebens wurde. In der That gab es auch eine Epoche, wo die Kraft des Staates hauptsächlich in der Kirche ruhte, wo sie großartig, würdig an der Spitze des Volkslebens stand; um so verderblicher aber mußte ebendeshalb der Verfall der Kirche dem National- und Staatsleben werden. Ohne diesen innern Verfall der Kirche in Doctrin und Disciplin, durch Curialismus, Unwissenheit, Aberglauben und Mönchthum, im offensten Gegensatz zu den wesentlichsten Grundsätzen der Schrift, der Kirchenväter und der Concilien, wäre auch das Uebergewicht, welches die geistliche Macht, deren Mittelpunkt außerhalb des Staates lag, über die weltliche Macht erlangte, nicht so unbedingt verderblich und läh-

Digitized by Google

mend geworden, und Spanien hätte, wenn auch keine kräftige Monarchie, doch eine kräftige Theokratie werden können. Nicht die Theokratie an und für sich, sondern der Verfall, die Entartung der Theokratie war die Haupturſache des Verfalls der ſpaniſchen Monarchie. Was die weltlichen Organe des mittelalterlichen Staatslebens betrifft, die zahlreichen, mannichfaltigen Corporationen des Adels und des Bürgerſtandes, mit ihren Privilegien und zum Theil ihrem Antheil an der Stellvertretung des Volks in den Cortes, ſo waren ſie ohne Zweifel in ihrem Urſprunge dem ganzen Weſen und der Entwickelung des Volkslebens angemeſſen, obgleich ſie, wie jede menſchliche Einrichtung, Vortheile und Nachtheile, Vorzüge und Mängel vereinten, und obgleich die Gefahr verderblicher Misbräuche in ihnen lag. Als aber die königliche Macht ſelbſt die Thätigkeit, das Leben dieſer Inſtitutionen in allen denen Aeußerungen lähmte und zerſtörte, die ſie ſelbſt beſchränken konnten, da erkrankten und erſtarrten ſie in ihrem innerſten Lebensprincip, der Freiheit und dem Recht, der belebende Geiſt wich aus ihnen, die Nachtheile überwogen immer mehr und endlich unbedingt die Vortheile, die Mängel die Vorzüge, die Misbräuche den Gebrauch, und ſie wurden endlich nur noch verknöcherte, todte und tödtende Hinderniſſe für jede kräftige Thätigkeit des Volks- und Staatslebens in allen ſeinen Richtungen. Wiederum alſo war es nicht die mittelalterliche Staatsverfaſſung (im weiteſten Sinn) an und für ſich, welche als Urſache des Verfalls der ſpaniſchen Monarchie angeſehen werden kann, ſondern der Verfall, die Entartung dieſer Inſtitutionen. Daſſelbe gilt von dem Königthum. Nicht ſowol daß die königliche Macht alle übrigen Organe des Staatslebens unterdrückte, ſondern daß ſie ſelbſt (freilich eine auf die Länge unvermeidliche Folge) ſich endlich ganz unfähig zeigte, die Functionen jener Organe zu erſetzen, daß ſie ſich dem lähmenden Einfluſſe einer entarteten Theokratie hingab, führte endlich die Monarchie einem elenden, ruhmloſen Untergange entgegen, einem Zuſtande, von dem in jeder Hinſicht der letzte Fürſt des Hauſes Oeſtreich ein treues Bild war. Aus dem Geſagten ergibt ſich von ſelbſt, welches die Stellung, welches die Aufgabe der neuen Dynaſtie war. Was in den vorhandenen Organen und Elementen des mitteralterlichen Staates noch Lebensfähigkeit, noch die Möglichkeit einer geſunden Thätigkeit zeigte, mußte beibehalten, aber gereinigt und reorganiſirt werden. Was entſchieden todt oder unheilbar war, mußte abgethan und durch irgend eine andere Kraft, ein anderes Element erſetzt werden. Die Kirche,

rotz ihres tiefen Verfalls, trug in der Religion, deren Bewahrer und Träger ſie war, eine ſo unverſiegbare urkräftige Quelle des Lebens in ſich, daß kein Zweifel an der Möglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Regeneration entſtehen konnte. Wie aber ſtand es mit den weltlichen Organen des mittelalterlichen Feudalſtaates? Höchſt ſchwierig, ja unmöglich und anmaßend wäre es, aus der Entfernung der Zeit und des Ortes, worin wir ſtehen, beſtimmt angeben und entſcheiden zu wollen, ob in dieſen Organen und Elementen, trotz ihrer anerkannten, in die Augen fallenden Desorganiſation, Vernöcherung und Fäulniß, dennoch eine zu ihrer Wiederbelebung hinreichende Lebenskraft verborgen war oder nicht. Die weiſeſten, tüchtigſten Männer der Zeit in Spanien haben durch That und Wort das Gegentheil ausgeſprochen, und die anmaßende Allwiſſerei, die ſophiſtiſche ſyſtematiſche Afterconſequenz unſerer Legitimitiſten kann wahrlich nur ſehr wenig gegen ein ſolches Urtheil in Betracht kommen. Zwar hatte freilich der Succeſſionskrieg das Daſein eines kräftigen Lebenselementes in der unerſchütterlichen Treue, dem Heldenmuth, dem Unabhängigkeitstrieb der Caſtilier entwickelt; aber dies Element war ein von den Einrichtungen des Feudalſtaates ganz unabhängiges, es war ſeinem Weſen nach ein ſolches, was unſere legitime Diplomatie ohne allen Zweifel ein revolutionaires nennen würde. Sollte nun das neue Königthum dieſes Element verſtehen, anerkennen und durch ſeine weitere Entwickelung in angemeſſenen geſetzlichen Organen die Regeneration der Monarchie befördern? Sollte der Enkel Ludwigs XIV., des Ideals aller monarchiſchen Despoten, Spanien eine auf ſolchen Elementen begründete freie Verfaſſung geben, oder auch nur die todten Formen der alten Cortesverfaſſungen mit dieſem Geiſte zu beleben ſuchen? Es liegt im Tage, daß eine ſolche Anfoderung, unter den damaligen Umſtänden, auf dieſer Stufe der europäiſchen Civiliſation, thöricht und unſtatthaft wäre. So mußte alſo die Regeneration der Monarchie von dem Königthum ausgehen, was durch eine neue Dynaſtie neue Lebenskraft erhalten hatte; ſie mußte mit einer Reform der Kirche beginnen und auf ſie geſtützt ſein, ſie konnte aber die Organe des Feudalſtaates nicht weiter benutzen, ſondern mußte ſie im Gegentheil allmälig durch die Ausdehnung und Entwickelung der königlichen Macht ganz erſetzen. Das Königthum alſo und die reformirte Kirche*) mußz-

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir dieſen Ausdruck hier nicht in dem begrenzten gewöhnlichen Sinne brauchen.

ten die belebenden Elemente des neuen Spaniens werden. Wenn auch höhern, geistigen Beziehungen allerdings wesentlich untergeordnet, so drohten dennoch die materiellen Uebel, unter denen Staat und Volk erlag, die gänzliche Erschöpfung aller Hülfsmittel des Staates und ihrer Quellen, mit der fühlbarsten, nächsten und dringendsten Gefahr. Es handelte sich zunächst wirklich um die materielle Existenz der Monarchie, ohne welche die höhere, geistige denn doch auch nicht denkbar ist. Um diese zu fristen mußten in allen Zweigen der Verwaltung zweckmäßige, den Bedürfnissen des Staates und des Volkes angemessene Gesetze und Einrichtungen an die Stelle der bisherigen ganz unzweckmäßigen treten. Damit dies möglich werde, mußten aber nicht nur bei Denjenigen, welche an der Spitze der Verwaltung standen, sondern auch bei den untergeordneten Gliedern derselben und bei der Nation selbst so viel wie möglich richtige Ansichten von den Ursachen der Uebel, von den Heilmitteln und ihren Wirkungen verbreitet werden. Es mußten überhaupt an die Stelle der Unwissenheit Kenntnisse, wissenschaftliche Bildung treten, es mußte vor allen Dingen das Studium der Staatswirthschaft von der höchsten Wichtigkeit werden. So geschah es auch wirklich; und wenn Spanien mehr als irgend ein Land ein Opfer der grenzenlosesten Unwissenheit, der lächerlichsten und verderblichsten Vorurtheile, der unsinnigsten Verstöße gegen alle Grundsätze der Staatswirthschaft gewesen, so ist Spanien auch dasjenige Land, wo richtigere Ansichten zuerst mit der größten Consequenz und mit der größten Umsicht, Mäßigung und Schonung und mit den bedeutendsten Resultaten in die Verwaltung eingeführt wurden. Sowie nun der geringe Nutzen, den Spanien von seinen reichen Colonien zog, die auffallendste Erscheinung in dem bisherigen Zustand der Dinge war, so wurde auch die Reform des Colonialwesens, die Ausdehnung und Erleichterung des Verkehrs zwischen den Colonien und dem Mutterlande die Grundlage der Wiederbelebung der Gewerbsthätigkeit und des zunehmenden Reichthums des Mutterlandes und des Anbaus der Colonien, und als nothwendige Folge auch die Hauptquelle der zunehmenden Bevölkerung und der vermehrten Staatseinnahme. Es mußten aber die meisten Industriezweige geradezu erst wieder eingeführt und erlernt werden, man konnte in vielen Fällen die ersten Anlagen nicht ohne bedeutende Vorschüsse unternehmen, es mußte endlich das tiefgewurzelte Vorurtheil, das Faulheit für ehrenvoller hielt als Arbeit, bekämpft werden; und auch in diesen Beziehungen griff die Regierung

kräftig fördernd ein durch Herbeirufung fremder Künstler und Handwerker, durch Unterstützungen Einheimischer bei ihrer Ausbildung zum Theil im Auslande, durch Vorschüsse, durch Prämien (irrige Maßregeln und Ansichten waren nicht ganz zu vermeiden), dadurch, daß ausgezeichnete, nützliche Thätigkeit ehrenvoll anerkannt wurde. Auch der Ackerbau wurde nicht vergessen; doch lagen die Ursachen seines Verfalls tiefer im ganzen politischen, gesellschaftlichen und gesetzlichen Zustande der Dinge und waren schwerer von Grund aus zu heben als bei andern beweglichern Zweigen der Erwerbsthätigkeit. Der unmäßigen Vermehrung der Majorate und des Grundbesitzes der geistlichen und weltlichen todten Hand wurden indessen doch für die Zukunft einige Schranken gesetzt, und noch mehr geschah durch Aufhebung mancher Hindernisse des innern Verkehrs, durch Vertheilung der unbebauten Gemeinländereien (baldios), durch Ansiedelung der Heimathlosen, durch Beschränkung des erdrückenden Weiderechtes der Schafheerdenbesitzer (mesta), durch Anlage von Straßen.

Alle diese Veränderungen konnten nicht ohne entsprechende Verbesserungen der Gesetzgebung stattfinden, und obgleich in dieser Hinsicht vielleicht mit zu viel Schonung bestehender, unnützer, widersprechender oder geradezu absurder Einrichtungen verfahren wurde, so wurde doch schon unter Ferdinand VI. durch Mayans, Campillos, Acevedo, Franc. de Castro, Jarava und vor Allen durch den großen Minister Ensenada eine zeitgemäße Reform der Gesetze vorbereitet und begonnen. Alle diese Bestrebungen konnten jedoch nur dann bedeutende Resultate geben, wenn ihnen eine angemessene Entwickelung der wissenschaftlichen und humanen Bildung der Nation im Allgemeinen zum Grunde lag; denn nicht nur alle Zweige geistiger Bildung, in Wissenschaft, Poesie, Kunst, Literatur, waren so gut wie ganz erstorben, oder noch ärger in Unsinn, Dummheit und Geschmacklosigkeit ausgeartet, sondern die herrliche Sprache Castiliens, die Sprache, welche Cervantes, Granada, Leon, Calderon, Lope zur höchsten Blüte des Wohllautes, der Kraft, des Reichthums, der Gewandheit, der Würde ausgebildet, diese Sprache war in einem Wust von Barbarei versunken und gänzlich unkenntlich geworden. Auch hier ist Das, was seit der Thronbesteigung des Hauses Bourbon geschehen, von der höchsten und heilsamsten Wichtigkeit, wenn wir es nur mit Berücksichtigung Dessen beurtheilen, was nach Zeit und Umständen überhaupt noth that und möglich war. Freilich, die echt volksthümliche Lebenskraft, die Tiefe der Poesie, die Originalität des Genies, welche in dem goldenen

Zeitalter der spanischen Literatur (von der Mitte des sechszehnten bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) uns entgegenströmt, dürfen wir hier nicht erwarten; aber wo war sie denn überhaupt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Europa zu finden? Aus der urkräftigen Rohheit des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts konnte sich jener reiche Blütengarten entwickeln, aber nicht aus der barbarischen Entartung der faulen Stagnation des siebzehnten Jahrhunderts. Was hier möglicherweise geschehen konnte, was vor allen Dingen geschehen mußte, war eigentlich nur negativer Art. Die nüchternste Correctheit der Sprache, der Literatur, wie sie in dem Wesen der französischen Pseudoclassicität lag, war schon ein unendlicher Fortschritt, ja vielleicht die einzig mögliche Rettung aus dem Abgrunde einer noch nüchternern Barbarei und Geschmacklosigkeit. Und überdies, wenngleich der Einfluß der französischen Schule auf die Regeneration der spanischen Literatur groß und unleugbar ist (besonders was die leidigen Boileau-Aristotelischen Grundsätze der Poesie betrifft), so tritt doch schon bei den Männern, welche unter Ferdinand VI. mit Velasco de Velasquez zu der einflußreichen Tertulia der Marqueſe de Sarria gehörten, sehr bestimmt ein echt nationelles Element und Streben, ein Zurücksteigen zu den reinen und reichen Sprachquellen der classischen spanischen Schriftsteller hervor, was auf die weitere Ausbildung der spanischen Literatur einen sehr überwiegenden Einfluß ausübte. Auch in der gleichzeitigen Entwickelung der wissenschaftlichen Bildung in Spanien dürfen wir freilich ebenso wenig wie bei andern Nationen zu jener Zeit einen höhern philosophischen Standpunkt, ein tieferes gemüthvolleres Eindringen erwarten; aber es war immer ein großer Fortschritt von dem gänzlichen Verfall aller einst in Spanien so kräftig blühenden Zweige wissenschaftlicher Bildung, von dem Abgrund der Unwissenheit, der Absurdität, des Aberglaubens zu der allgemeinen Verbreitung nützlicher Kenntnisse und wenn auch nicht tiefer und umfassender, doch richtiger und gesunder Ansichten, die um die Mitte und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Spanien in so hohem Grade stattfand als in irgend einem andern europäischen Lande zur selben Zeit. Es herrscht aber über diesen Punkt, wie fast über Alles, was die innere Geschichte von Spanien betrifft, eine solche Unwissenheit, daß es uns viel zu weit führen würde, in dieser Hinsicht auch nur die nöthigsten Erläuterungen und Belege beizubringen; und wir begnügen uns zu erinnern, daß während dieser Epoche fast in allen Zweigen der Wissenschaft,

fern sie irgend eine praktische Beziehung haben konnte, ebenso
ele, ebenso bedeutende und in manchen Fällen bedeutendere
Werke erschienen sind als irgendwo sonst in Europa, daß
er Wirksamkeit der Akademien der Geschichte, der spanischen
Akademie, der von San-Fernando und ähnlicher Anstalten
n andern Städten nicht zu gedenken) in Madrid allein seit
em „Teatro critico“ des trefflichen Feijoo (1726) bis in
ie achtziger Jahre nicht weniger als einige 20, zum Theil
hr gehaltreiche literarische Zeitschriften erschienen sind. *)
Vergleicht man damit den gleichzeitigen Zustand der Journa-
istik in Deutschland, England und Frankreich, so ergibt sich
ie Stelle, welche Spanien in Hinsicht auf allgemeine Bil-
ung gebührt.

Allerdings hatte die damalige Richtung dieser Bildung
n Spanien eine entschieden und zu vorherrschend praktische,
materielle Tendenz, als daß sie unbedingt erfreulich erscheinen
könnte. Sie theilt in dieser Hinsicht das Schicksal der gan-
zen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, mögen wir sie in
der französischen sogenannten Philosophie suchen oder in un-
serem philanthropischen Rationalismus, der Engländer gar nicht
zu gedenken. Dennoch aber ist es ein ebenso großer als all-
gemein verbreiteter Irrthum: daß die neuere Bildung in Spa-
nien, der Charakter der Regeneration der spanischen Monar-
chie, besonders unter Karl III., ein und derselbe mit der von
Frankreich ausgegangenen Philosophie des achtzehnten Jahr-
hunderts sei. Es zeigt sich im Gegentheil ein wesentlicher,
ursprünglicher und höchst wichtiger Unterschied zwischen beiden
darin, daß, während die französische Philosophie ein dem Chri-
stenthum wesentlich feindseliges und ebendeshalb antisociales,
zur Barbarei führendes Element enthielt, die spanische Rege-
neration sich nicht nur niemals von den Grundlagen des ka-
tholischen Christenthums entfernte, sondern, daß im Gegen-
theil eine Reform der Kirche, auf die Schrift, die Kirchen-
väter und die Concilien begründet, die wichtigste und we-
sentlichste Seite dieser Regeneration war. In dieser Hinsicht
waren die spanischen Philosophen weit näher mit den Janse-
nisten als mit den französischen Philosophen verwandt. Hier-
durch aber hatte die Regeneration Spaniens den unermeß-
lichen Vortheil, immer auf dem tiefsten und weitesten Grunde
des Volkslebens zu wurzeln, niemals wesentlich antinationell

*) Ich nenne blos das „Semanario erudito“ von Valladares, was besonders als historische Zeitschrift auch den besten unsrer Zeit an die Seite gesetzt werden kann.

zu sein. Diesen Grundcharakter behielt die spanische Regeneration im Ganzen auch dann noch bei, als sie durch die unselige Schwäche und Verblendung der Fürsten, die ihr eignes Werk treulos verriethen, zur Revolution geworden war. Mag man es nun als Lob oder als Vorwurf ansehen, so muß es übrigens dennoch ausgesprochen und festgehalten werden, daß die ganze Tendenz der Regierung der beiden trefflichsten und weisesten Fürsten, die Spanien je besessen, Ferdinands VI. und Karls III., nach unsern neusten und orthodoxesten legitim historischen Systemen eine revolutionnaire war, insofern sie dahin ging, an die Stelle der abgestorbenen, entarteten Feudalmonarchie und Theokratie einen den Bedürfnissen, Begriffen und Rechten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, den Ansprüchen der Religion, der Moral, der Menschlichkeit, der gesunden Vernunft, der Billigkeit angemessenern bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustand zu setzen. Dies war die unumgängliche Aufgabe der Zeit, und sie mußte erfüllt werden. Sowie aber Anfangs die Lösung dieser Aufgabe ausschließlich von dem Königthum ausgehen zu sollen schien, so mußte später, als das Königthum sich in verhängnißvoller Verblendung der Erfüllung dieser Aufgabe entzog, ja ihr feindselig entgegentrat, das Volk ausschließlich die Lösung übernehmen. War nun das letztere allerdings ein großes, wenn auch unvermeidliches Unglück, so konnte es vielleicht als ein Fehler Ferdinands VI. und Karls III. und ihrer Rathgeber angesehen werden, daß sie es verabsäumten, die Mitwirkung des Volkes bei ihrem großen, herrlichen Werke hervorzurufen, daß sie an die Stelle der erstorbenen, unbrauchbaren und ebendeshalb hinderlichen Institutionen des Mittelalters nur die königliche Macht und nicht auch den Bedürfnissen der Zeit angemeßnere volksthümliche Institutionen setzten. Ein Vorwurf aber kann aus diesem Fehler keineswegs für jene edeln Männer entstehen; denn theils konnten sie nicht umhin, ihrer Zeit anzugehören, der solche Ansichten fremd waren; theils konnte kein menschlicher Geist damals voraussehen, welche furchtbaren Stürme die Zukunft verbarg; theils war der thätige und noch mehr der unthätige Widerstand, die vis inertiae des Alten, noch so groß, so vielfach verzweigt, daß die größte Behutsamkeit und Umsicht eine ebenso unumgängliche Bedingung des Gelingens war, als die größte Beharrlichkeit und Festigkeit, und daß eine Mitwirkung des Volkes ohne gehörige Vorbereitung und Ausbildung der öffentlichen Meinung eher verderblich als heilsam werden konnte. Endlich aber darf nicht vergessen wer-

ben, daß vorbereitende Schritte zu einer solchen Mitwirkung durch Verbesserungen der Municipalverfassungen allerdings unter Karl III. geschehen sind. So sehr nun aber Behutsamkeit und Schonung bestehender Verhältnisse und Rechte diese Regeneration Spaniens auszeichnet, so wenig auch sogar die bestehenden Institutionen und Corporationen irgend unmittelbar und formell gefährdet wurden, so zeigte sich doch sehr bald der entschiedenste Widerstand des Alten und seiner Anhänger. Zwar hatte man damals noch nicht, wie es jetzt von den Restauratoren der Staatswissenschaft, den Verfechtern einer ganz neu erfundenen Legitimität, wie den Haller, Buchholz, Jarke und dem Pagliaccio der Partei, Pfeilschifter, u. s. w., geschieht, jede Unterdrückung, jeden Misbrauch der Gewalt, jede Absurdität des formellen oder historischen Rechtes, jede Verletzung der heiligsten Rechte der Menschheit, der Freiheit des Geistes und aller Pflichten der Religion in consequente, zusammenhängende, philosophische Systeme gebracht und mit wissenschaftlichen Terminologien ausgestattet; dennoch aber reichte der Instinkt des Egoismus vollkommen hin, um alle Diejenigen, deren Interessen durch eine Regeneration der Monarchie auch in ihren entferntesten Folgen leiden mußten, schon gleich bei ihren ersten Schritten zu warnen und zum hartnäckigsten Widerstande aufzufodern. Sowie nun aber der Verfall, die Entartung der Kirche die Hauptursache des Verfalls der Monarchie gewesen, sowie eine Reform der Kirche die unerläßliche Bedingung der Regeneration der Monarchie war, so wurde auch der Widerstand der entarteten Kirche der Mittelpunkt, die Grundlage jedes andern Widerstandes. Zwar fand das Königthum in vielen und, wie sich von selbst versteht, in den gelehrtesten und frömmsten Gliedern der Kirche eifrige und aufrichtige Beförderer der Kirchen- und Staatsreform (wir nennen aus der frühern Zeit nur den Großinquisitor Bertran und den trefflichen Bischof von Barcelona, Climent), aber dies waren immer nur Ausnahmen, und schon bei den ersten Maßregeln des Grafen Aranda erhob der Bischof von Cuenca, Carvajal, den Ruf: Der Altar, die Religion ist in Gefahr! — ein Ruf, der noch bis auf unsere Tage in dem Feldgeschrei der apostolischen Demagogen wiederhallt, nur daß die Thorheit der Fürsten ihnen seitdem gestattete, Thron und Altar darin zu vereinigen, zu gleicher Lästerung und gleichem Misbrauch. Von dem Augenblicke, wo das Haupt der Kirche nicht nur der Reform derselben seine Mitwirkung und Billigung verweigerte, sondern auch den Widerstand der Kirche in allen andern Zweigen der Regeneration der Mo-

narchie öffentlich oder heimlich unterstützte und billigte, mußte auch die Verminderung des curialistischen Einflusses, die Wiederherstellung der ursprünglich viel größern Unabhängigkeit der spanischen Kirche von Rom die wichtigste Aufgabe des Königthums sein, und theilweise wurde diese in den Concordaten von 1753 gelöst. Es waren aber während der Ohnmacht des Königthums und dem Verfall der Monarchie nicht nur die Kanzeln, die Beichtstühle, sondern auch die Lehrstühle der Universitäten und die Druckerpressen zu ausschließlichen Organen des Curialismus, des Decretalismus und der crassesten Unwissenheit, des geschmacklosesten, unkirchlichsten und irreligiösesten Aberglaubens geworden, sodaß seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich kaum eine einzige Stimme zu Gunsten der Rechte des Königthums, der spanischen Kirche und der Religion selbst erhob oder erheben konnte, ohne als ketzerisch von Rom aus verfolgt und von der weltlichen Macht preisgegeben zu werden. Kaum aber zeigte sich das Königthum geneigt, den Anmaßungen Roms zu begegnen, so fanden sich auch eifrige, gelehrte und fromme Verfechter der Nationalkirche, denen es nicht schwer wurde, im Schriftenwechsel, der sich entspann, die Curialisten zu widerlegen. *) Auch die Reform der Universitäten, die Besetzung mehrer Professuren mit tüchtigen Anticurialisten war von dem günstigsten Einflusse; dennoch aber blieb der größte Theil des öffentlichen Unterrichts in den Händen der Hauptstützen, der Vorkämpfer des Curialismus, in den Händen der Jesuiten, sowie es denn überhaupt, wenn auch nicht geradezu das Wesen, doch der innere Verfall des Ordens mitsichbrachte, daß er in der Kirche wiederum der Mittelpunkt des Widerstandes gegen die monarchisch-kirchlich Regeneration und Reform wurde. An eine theilweise Beschränkung der verderblichen Thätigkeit des Ordens war, wie leicht zu erachten, nicht zu denken, und seine gänzliche Aufhebung war unumgänglich nöthig; leider aber bleibt die Art, wie diese geschah, die Vorwände, deren man sich bediente, immer eine Ungerechtigkeit, deren moralische Vergeltung nicht ausblieb. Was die Inquisition betrifft, so hing sie ihrer ganzen Stellung und Einrichtung nach zu sehr von der weltlichen Macht ab, als daß sie unter einem kräftigen Fürsten sehr gefährlich hätte werden können. Aber da

*) Von großem Einfluß auf die öffentliche Meinung, besonders in Bezug auf die lächerlichen und absurden Seiten des Prediger- und Kirchenunwesens, war der classische Roman des Pater Isla: „Historia del frai Gerundio de Campazas“.

ie Reinigung und Reinerhaltung des katholischen Dogmas ine wesentliche Bedingung der monarchischen Regeneration Spaniens war, da jede Art von Ketzerei dem Gewissen der ürsten und Staatsmänner, welche dies Werk übernommen, ufrichtig fremd und ein Greuel war, so konnte bei einiger lusdehnung des so schwer zu begrenzenden Begriffs von ketzerei die Inquisition leicht in dem Gewissensscrupel des ürsten eine Rechtfertigung oder Duldung für ihre Verfol- ungsversuche gegen die Anticurialisten finden, und immer stand ie drohend im Hintergrunde, jeden Augenblick bereit, auch die remdartigsten Fragen der Staatswirthschaft unter ihre Ge- ichtsbarkeit zu ziehen, jede Schwäche des Königthums zur Ver- olgung seiner reinsten und aufrichtigsten Freunde zu benutzen.

Nachdem wir so den Charakter und das Streben je- er wichtigen und an Hoffnungen so reichen Epoche der panischen Geschichte kurz dargestellt haben, wird das Wesen, er Charakter, die Thätigkeit des edeln und großen Mannes, essen Bild wir in diesen Blättern den Zeitgenossen vorzuführen enken, dem Leser in seinen allgemeinen Umrissen deutlich wer- en, wenn wir sagen, daß in Jove Llanos sich das Wesen nd Streben jener Zeit in allen seinen Beziehungen in der einsten, kräftigsten und höchsten Entwicklung darstellt. Er ist as Ideal, der Repräsentant, der Vorkämpfer der monarchisch- eligiösen und im edelsten Sinne humanen Regeneration, die ene Epoche dem später so grausam betrogenen Spanien zu ersprechen schien.

Don Gaspar Melchor de Jove Llanos ward den 5. Januar 1744 zu Gijon geboren, einem damals sehr un- edeutenden Hafenorte der asturischen Küste. Seine Familie gehörte zu den angesehensten der Provinz durch alten christ- ichen Adel, makellose Ehre, rühmliche Dienste, dem König nd Vaterlande geleistet, Liebe und Achtung des Volks. Sein Vater verwaltete das ehrenvolle Amt eines Regidor und Ban- nerherrn (alférez mayor) seiner Vaterstadt zu merklichem Vortheil des Gemeinwesens, großer Zufriedenheit seiner Mit- bürger und mit einer Uneigennützigkeit, die um so mehr an- erkannt wurde, da er keineswegs reich war, und die Einkünfte eines kleinen Eisenwerkes kaum hinreichten sein Hauswesen mit einem seiner Stellung und seinem Namen geziemenden äußern Anstand zu erhalten. Wenn er dennoch seinen 9 Kin- dern eine solche Erziehung zu geben vermochte, daß die Söhne alle mit Auszeichnung dem Könige dienen konnten, die Töchter aber ebenso ehrenvolle als glückliche Ehen schlossen, so schrieb das Volk einen solchen Segen, an dem sich die ganze Umgegend

erfreute, besonders dem Einflusse der Mutter zu, einer durch große Schönheit, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, milden und ernsten Geist gleich ausgezeichneten Frau. Auch der Vater galt nach den Ansprüchen seiner Zeit und Umgebung für einen wohlunterrichteten, auch den schönen Wissenschaften nicht fremden Mann; und so geben überhaupt die wenigen Züge, die wir von diesen Verhältnissen aufgezeichnet finden, ein gar erfreulich schönes, wenn auch in diesem Grade nicht gewöhnliches Bild von dem Familienleben und der ganzen Stellung des spanischen Provinzialadels jener Epoche.

Der junge Jove Llanos wurde als einer der jüngsten Söhne zum geistlichen Stande bestimmt. Er besuchte bis zu seinen Knabenjahren die lateinische Schule seiner Vaterstadt, und ward dann nach den Universitäten von Oviedo und von Avila geschickt, nachdem er 1757 die ersten Weihen und ein kleines Beneficium erhalten hatte. Daß seine wissenschaftliche Entwickelung auf diesen mit dem Namen Universitäten prunkenden Schulen nicht bedeutend sein konnte, läßt sich denken; doch mögen die Spitzfindigkeiten der Scotisten von Oviedo seinem Scharfsinn einige Uebung gewährt haben, und in Avila begann er das Studium des canonischen Rechtes mit solchem Eifer, daß er in kurzer Zeit die Würde eines Licentiaten erlangte und auf die Empfehlung des Bischofs von Avila nicht nur 2 neue Beneficien erhielt, sondern auch zum Mitgliede des Collegiums von San-Ildefonso zu Alcalá de Henáres erwählt wurde. *) Hier kam ihm die um Zeit begonnene Reform und Ausdehnung der akademischen Studien zu statten, und er machte solche Fortschritte in theologischen und juristischen Wissenschaften, daß er (1765) in seinem einundzwan-

*) Die Einrichtung der größern Universitäten in Spanien und namentlich der von Alcalá gleicht wesentlich derjenigen der englischen. Die Corporation der Universität besteht aus mehren kleinern Corporationen oder Stiftungen (colegios, in England colleges), die eine, nach Umständen verschiedene, klosterähnliche Regel, doch fast republikanische Verfassung, unabhängiges Eigenthum und mancherlei Privilegien haben, deren Mitglieder (colegiales, in E. fellows) zum geistlichen Stande gerechnet werden und die verschiedenen Lehrstellen an der Universität (ebenfalls Stiftungen) versehen. Neben diesen colegiales nehmen nun die colegios als Kostgänger auch die eigentlichen Studirenden auf, von denen jedoch auch mehre, um der strengern Zucht zu entgehen, Privatwohnungen nehmen. Die Mitglieder eines jeden colegio wählen das Haupt und andere Beamte desselben, die Mitglieder aller colegios wählen den Rector u. s. w. der Universität. Die Vorlesungen werden in einem Universitätsgebäude gehalten.

igſten Jahre mit Auszeichnung disputiren, die Baccalaureus-
ürde erlangen und einigen der Profeſſoren in ihren Vorle-
ungen als Subſtitut nützlich ſein konnte. Sein Charakter
nd ſein Betragen erwarben ihm das Wohlwollen und die
chtung aller Derer, die ihn kennen lernten, und die dauernde
reundſchaft mehrer zum Theil bedeutender Männer. Unter
ieſen verdient beſonders Don Juan Arias Saavedra genannt
u werden, der ſich in Glück und Unglück bis zu ſeinem Tode
n Geſinnung und That als ein zweiter Vater gegen Jove
lanos bewährt hat. Im Frühling des Jahrs 1767 begab
ich Jove Llanos nach Madrid, in der Abſicht, ſich um ein
acantes Canonicat an der Kathedrale von Tuy zu bewerben,
ozu ſeine Familienverbindungen ihm Anſpruch und Hoff-
ung gaben. Das Schickſal hatte ihn jedoch für eine andere
Bahn beſtimmt, auf der er ſeine eigne Ruhe, ſein Glück, ſein
anzes Daſein in raſtloſer Thätigkeit dem Vaterlande zum
Opfer bringen ſollte. Die Aufnahme, welche er bei manchen
influßreichen Männern fand, die Vorſtellungen ſeiner Freunde
nd Verwandten, vor Allem wol ſein eigner innerer Be-
uf vermochten ihn, ſich um eine Richterſtelle zu bewer-
en, und der Graf Aranda, nur ſeinen Werth, der dem
eiſen Staatsmanne nicht entging, und nicht ſeine große Ju-
end berückſichtigend, ernannte ihn zum Beiſitzer des Crimi-
algerichtes (alcalde de la sala del crimen) an dem ober-
ten Gerichtshof (audiencia) von Sevilla. Nachdem er auf
iner Reiſe nach Aſturien von ſeinen Aeltern, die er nie
iederſehen ſollte, von ſeinen Verwandten und Freunden
bſchied genommen, ging er im Frühjahr 1768 nach Sevilla
b, von ſeinem väterlichen Freunde Saavedra mit den nöthi-
en Geldmitteln verſehen, um in ſeinen neuen Verhältniſſen
nſtändig und ſorgenfrei auftreten zu können.

Dieſe Verhältniſſe, die Menſchen, mit denen ſie ihn in Be-
ührung brachten, boten dem jungen Jove Llanos manche
rfreuliche und für ſeine weitere Ausbildung wohlthätige
Anregungen dar. Die Lebhaftigkeit des Geiſtes, die Leich-
igkeit und Anmuth des geſelligen Lebens, wodurch ſich die
Bewohner des ſchönen Andaluſiens auszeichnen, mußte ſein
eſelliges, mildes, aber faſt zu ernſtes und reizbares Gemüth
ohlthätig anſprechen. Mit einzelnen bedeutendern Männern
nüpften ſich bald nähere Beziehungen, und beſonders fand
ein für alles Schöne empfänglicher Geiſt reiche Nahrung in
en Schätzen altſpaniſcher Kunſt, beſonders der Malerei,
odurch Sevilla ſich vor allen Städten der Halbinſel aus-
eichnet, und vielſeitige Anregung in dem Kunſtſinn, der ſeit

der goldenen Zeit der sevillaschen Schule unter den Einwohnern nie ganz erstorben und seit Kurzem durch die Vereinigung einiger gebildeter Kunstfreunde in einer Akademie von Neuem belebt worden war. Auch Jove Llanos' Auftreten machte auf das dortige Publicum einen sehr günstigen Eindruck, wozu sein einnehmendes und würdiges Aeußere bei der lebhaften Phantasie der Andalusier nicht wenig beigetragen zu haben scheint. Folgendes Bild gibt einer der Freunde, die er dort gewann und sein ganzes Leben hindurch bewahrte, von ihm: Er war von mehr als mittlerer Größe, wohlgestaltet, mit stolzer Haltung des Kopfes, anmuthigem Gange, durchdringendem Blick, blühender Gesichtsfarbe, Händen und Füßen von ausgezeichneter Schönheit. Als den Geist der Zeit bezeichnend führen wir den an und für sich geringfügigen Umstand an, daß nicht nur seine große Jugend, sondern auch der Mangel einer Perücke, ein damals unerhörter Verstoß gegen die richterliche Würde, viele seiner Collegen gegen ihn einnahm. Der ausdrückliche Befehl des Grafen Aranda, dem bei der Abschiedsaudienz die reiche Fülle seiner Locken aufgefallen war, konnte ihn zwar hierin rechtfertigen, und die Stimme des Publicums war so sehr auf seiner Seite, daß er in dieser Ketzerei bald Nachahmer fand; nicht so leicht jedoch ging ihm eine andere, nur zu auffallende Abweichung von althergebrachter Sitte hin, nämlich seine in manchen Fällen bis zur Pedanterie gehende Uneigennützigkeit und Delicatesse, die ihm nicht erlaubte die hergebrachten Sporteln oder auch nur die unverfänglichsten Geschenke anzunehmen, sowie er denn auch seine geistlichen Beneficien, deren Pflichten an täglichen Gebeten und Messehören er gewissenhaft erfüllte, aufgab, sobald er seinen vollen Gehalt bezog, was nicht gleich beim Antritt geschah. Die Einfachheit seiner Lebensart, die Reinheit seiner Sitten in der an Versuchungen so reichen Stadt waren im Einklang mit dieser seltenen Uneigennützigkeit. Was seine amtliche Wirksamkeit betrifft, so widmete er sich derselben zwar mit einer Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit, die bei seinen gründlichen Kenntnissen und der großen Gewandheit seines Geistes ihn bald alle Schwierigkeiten, welche aus den Formen einer sehr verworrenen Gesetzgebung und eines endlosen Geschäftsganges entstehen, überwinden ließ; doch sagte das Criminalwesen, besonders bei der Strenge der Gesetze, seinem weichen Gemüthe nicht zu, obgleich er jede Gelegenheit ergriff, die Gesetze, besonders auch in Hinsicht auf die peinliche Frage und die Tortur, in der Anwendung zu mildern und auf die Nothwendigkeit einer Re-

form in einigen wesentlichen Punkten hinzudeuten. Dagegen nahm seine geistige und wissenschaftliche Entwickelung und seine äußere Thätigkeit immer mehr eine Richtung, die seinem ganzen Wesen mehr zusagte. Schon früher hatten manche Zweige der Staatswirthschaft seine Aufmerksamkeit erregt, und wie durch einen entschiedenen innern Beruf hatte er jede Gelegenheit, besonders auch auf seinen Reisen benutzt, um sich auf diesem Gebiete genaue Kenntnisse der bestehenden Verhältnisse und richtige Ansichten von ihren Ursachen und Wirkungen zu verschaffen. Während seines Aufenthalts in Sevilla führte ihn die weitere Entwickelung dieser Elemente immer mehr zu einer wissenschaftlich begründeten zusammenhängenden Ansicht dieser Gegenstände und zur Erkenntniß ihrer Beziehungen zu der Gesetzgebung und den höchsten Zwecken des Staates. Hierbei war der Umgang mit einigen Männern, deren Streben eine ähnliche Richtung genommen (unter denen wir nur den durch die Anlegung einer deutschen Colonie in der Sierra Morena bekannten Olavides nennen), sowie die Gelegenheit, welche sich ihm in Sevilla darbot, französische und englische Schriften in diesem Fache kennen zu lernen, allerdings von großem und wohlthätigem Einfluß; dennoch aber würde man Jove Llanos' Verdienste sehr verkennen, wenn man ihn als einen bloßen Schüler der Franzosen und Engländer ansähe, und Dasselbe gilt von andern gleichzeitigen spanischen Schriftstellern und Staatsmännern. Ja, wenn man die Arbeiten Jove Llanos' aus jener Epoche, z. B. sein Gutachten über Pfandhäuser, wenn man seines Freundes Campomanes treffliches Werk: „Ueber die volksthümliche Erziehung der Handwerker" *), mit Demjenigen vergleicht, was die Italiener, Franzosen und Engländer bis dahin geleistet hatten, so wird man sich leicht überzeugen, daß diese mehr von den Spaniern lernen konnten als umgekehrt. In Frankreich selbst war das von Italien ausgegangene Colbert'sche Merkantilsystem von dem ebenso einseitigen der Physiokraten verdrängt worden; und wenn auch in England Hume's „Essays" (1752) und Stewart's „Inquiries" (1767) die Sache einen Schritt weiter förderten, so war in Spanien schon Ustariz in seiner „Teoria del comercio" (1742) ihnen vorangegangen.

*) „Sobre la educacion popular de los artesanos", ein Werk, was unter einem so bescheidenen Titel eine vollständige und meisterhafte Abhandlung über alle wichtigen Zweige der Industrie und des Handels, über die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel sie zu beleben enthält.

Adam Smith's (von seinem Standpunkte aus) classisches Werk (1776) übte zwar auch in Spanien einen großen und zum Theil wohlthätigen Einfluß; allein Campomanes war (1775) in seinem obenerwähnten Werk, wenn auch mit weniger systematischer Consequenz, doch mit tieferer praktischer und historischer Gründlichkeit in Beziehung auf viele der wichtigsten Seiten der Industrie und des Handels dem Schotten vorangeeilt; und obgleich Jove Llanos' Werk über den Zustand des Landbaues in Spanien und die Mittel ihn zu befördern („Informe sobre el expediente de la lei agraria", worauf wir noch einmal wieder zurückkommen werden) erst 1794 erschien, so trägt es doch zu offenbar den Charakter und Stempel der selbständigsten Meisterschaft, als daß es Jemanden einfallen könnte, es als eine Frucht irgend einer ausländischen Schule anzusprechen. Aeltere spanische Schriftsteller, wie Deza, Criáles, Pérez de Herrera, Navarete, Moncada, Osorio, Mata ꝛc., boten zwar viele einzelne richtige Gedanken und einen reichen Schatz von Beobachtungen dar, den Jove Llanos ohne allen Zweifel gewissenhaft benutzt hat; aber die Einseitigkeit, womit fast jeder dieser Schriftsteller nur Einen Grund des Uebels und nur Ein Heilmittel sieht, der gänzliche Mangel an Uebersicht, an Logik und an praktischen Kenntnissen machte sie ohne Ausnahme ganz unfähig zu einer wissenschaftlichen und praktisch anwendbaren Begründung der Staatswirthschaftslehre, und dies Verdienst gebührt unstreitig Jove Llanos, Campomanes, Ward und einigen andern seiner Zeitgenossen in Spanien.

Es gehörte wesentlich zu dem Charakter der Regierung Karls III., unter dem großen Staatsmanne, der damals an ihrer Spitze stand, jeder ausgezeichneten Fähigkeit einen angemessenen Wirkungskreis anzuweisen, und so wurde auch Jove Llanos bald der eigentlich criminalistischen Geschäfte enthoben und durch seine Beförderung zum Auditor bei dem Acuerdo *)

*) Dieser, wie viele andere technische Ausdrücke, läßt sich nicht wohl übersetzen. Die Audiencien der spanischen Provinzen (ehemals von einander unabhängiger Reiche) waren in mehre Sectionen (salas) für die verschiedenen Zweige der gerichtlichen Geschäfte eingetheilt. Die Vereinigung von Mitgliedern dieser verschiedenen Salas hieß el acuerdo, und seine Wirksamkeit war nicht blos eine richterliche (als höchstes Civiltribunal), sondern auch eine, weder genau begrenzte noch definirte administrative und consultative. In mancher Hinsicht hatten diese Audiencias eine große Analogie mit dem Consejo de Castilla, und dieser wieder mit den ehemaligen französischen Parlamenten.

in den Kreis der höhern Verwaltung eingeführt, wo er beſonders durch Gutachten über ſehr mannichfaltige und wichtige Gegenſtände, deren Abfaſſung gewöhnlich ihm übertragen wurde, einen bedeutenden Einfluß auch auf die Anſichten und Maßregeln der höchſten Behörden ausübte. Einen vielleicht noch folgereichern Wirkungskreis fand Jove Llanos bald auch in den um dieſe Zeit nach dem Beiſpiel der Sociedad Vascongada in den meiſten Hauptſtädten Spaniens ſich bildenden Vereinen der Freunde des Vaterlandes (amigos del pais, oder wie ſie ſich ſonſt nennen mochten), von denen mehre (zunächſt der von Sevilla) ihn zum Mitglied ernannten. Die wohlthätigen Zwecke dieſer Vereine, durch Verhandlungen, Schriften, Unterrichtsanſtalten, Belohnungen und Unterſtützungen nützliche Kenntniſſe und wahre Religioſität unter dem Volk zu verbreiten und der Unwiſſenheit, dem Aberglauben entgegenzuwirken, half er während ſeines ganzen Lebens mit unermüdlicher Thätigkeit fördern, und zwar in Sevilla und Madrid durch unermüdlichen unmittelbaren Antheil an allen Arbeiten, Sitzungen u. ſ. w., in der Entfernung aber durch ununterbrochene Korreſpondenz. In Sevilla begann Jove Llanos auch ſeine dichteriſche Laufbahn durch das Luſtſpiel: „El delincuente honrado“, das Trauerſpiel: „Pelayo“, und einige lyriſche und ſatyriſche Verſuche. Die Poeſie gewann zwar allerdings wenig durch dieſe Erzeugniſſe, denn Jove Llanos war überhaupt kein Dichter, und die Recepte und Krücken der franzöſiſchen Schule waren nicht geeignet, ihm auch nur einigen Erſatz für Das zu geben, was ihm die Natur verſagt hatte. Den Satyren, als deren Verfaſſer Jove Llanos erſt kürzlich bekannt geworden iſt, fehlt es indeſſen keineswegs an der Poeſie der Indignation, und in Hinſicht auf Sprache und Ausdruck ſind ſie, wie faſt Alles, was Jove Llanos ſchrieb, claſſiſch. Zum Lobe der beiden obengenannten Dramen dagegen, wovon das erſte zu der Gattung des larmoyanten Luſtſpiels mit beſtimmt moraliſcher Tendenz, das andere der franzöſiſchen Schultragödie angehört, können wir weiter nichts ſagen, als daß ſie zu den beſſern dieſer Gattung und dieſer Schule gehören. Das will freilich nicht viel ſagen; indeſſen darf man auch hier nicht vergeſſen, was wir ſchon oben über die Entwickelung der neuern ſpaniſchen Poeſie ſagten, und jedenfalls hatten die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen Jove Llanos mit einigen ſeiner Zeitgenoſſen ſtand, welchen ein wirklicher Beruf zur lyriſchen Poeſie wenigſtens nicht abzuſprechen iſt, wie Meléndez Valdes, Diego Gónzalez de Carvajal, Quintana u. ſ. w, einen ſehr wohlthätigen und anerkannten

Einfluß auf ihre poetische Entwickelung. Eine so nützliche, vielseitige und weitumfassende Wirksamkeit, so angenehme, ungetrübte amtliche und gesellschaftliche Verhältnisse machten den Aufenthalt in Sevilla für Jove Llanos zur schönsten Zeit seines Lebens, deren er sich bis an seinen Tod mit wehmüthiger Sehnsucht erinnerte. Ebendeshalb war ihm auch seine 1778 erfolgte Beförderung zum Beisitzer des obersten Criminalgerichtshofes in Madrid (sala de los alcaldes de casa y corte) keineswegs sehr willkommen, und er hätte die in gleichem Range stehende Präsidentschaft einer der Kanzleien des Reiches (chancilleria) vorgezogen, wozu ihm, dem Herkommen gemäß, die Wahl frei stand, wenn seine Vermögensumstände und seine Gewissenhaftigkeit ihm den damit verbundenen Aufwand erlaubt hätten. Jove Llanos' Thätigkeit in Madrid hielt sich im Ganzen auf denselben Bahnen, die er schon in Sevilla betreten; aber der größere Schauplatz der Hauptstadt mußte ihre Entwickelung und ihre Wirksamkeit begünstigen. Als Mitglied der patriotischen Gesellschaft, der Akademie der Geschichte, der spanischen Akademie, der Akademie der schönen Künste (de San-Fernando) wurde er bald eine der Hauptstützen aller dieser Anstalten, deren Wirkungskreis seinen Fähigkeiten ebenso angemessen war als seinem Charakter, und einige der Abhandlungen, wozu diese Verhältnisse den Anlaß gaben, gehören in jeder Hinsicht zu den bedeutendsten und classischen Erzeugnissen der spanischen Literatur, wie z. B. diejenige über öffentliche Vergnügungen („Sobre las diversiones públicas"), in der Akademie der Geschichte, die Lobrede auf D. Ventura Rodiguez, in der von San-Fernando, diejenige auf Karl III, in der Gesellschaft der amigos del pais vorgelesen. Auch seine gesellschaftlichen Verhältnisse gestalteten sich bald auf eine erfreuliche und ersprießliche Weise; und obgleich das geräuschvolle, durch so viele Rücksichten beengte Leben der Hauptstadt seinem stillen Sinne nicht so zusagen konnte wie das leichte anmuthige, andalusische Wesen, so fand er doch in mancher Hinsicht Ersatz in der Freundschaft einiger und dem Umgange fast aller bedeutender Männer, die sich damals in der Hauptstadt befanden, des Wiedersehens seines alten treuen Arias Saavedra nicht zu gedenken. Unter Denjenigen, deren näherer Umgang für Jove Llanos von Wichtigkeit wurde, nennen wir nur seinen Landsmann Campomanes (damals Fiscal des hohen Rathes von Castilien), den gelehrten und geschmackvollen Kunstkenner Ponz und den kühnen, geistreichen, ehrgeizigen und heftigen Cabarus, der schon damals mit seinen oft mehr glänzen-

den als ausführbaren Projecten aller Art sich und andern viel zu schaffen machte und die Zurechtweisungen, Berichtigungen und Warnungen des besonnenen und sachkundigen Jove Llanos mit mehr gutmüthiger Geduld als Nutzen und Frucht hinnahm.

Die größten Unannehmlichkeiten entstanden für Jove Llanos aus seinen eigentlichen Amtsgeschäften, indem zu seiner angeborenen Abneigung gegen die Criminaljustiz und deren Gegenstände noch die, seiner strengen Gewissenhaftigkeit unerträglichen Einflüsse von Protectionen und andern Rücksichten auf den geraden, unparteiischen Rechtsgang kamen, welche in der Hauptstadt, in der Atmosphäre des Hofes noch fühlbarer waren als in Sevilla. Die Hindernisse, auf welche eben diese Einflüsse bei einem solchen Manne stoßen mußten, begünstigten ohne Zweifel die Erfüllung seines eignen Wunsches, in einen andern Kreis amtlicher Thätigkeit versetzt zu werden. Dies geschah 1780 durch seine Anstellung als Mitglied des Ordensrathes (consejo de ordenes). Dieses Collegium ist die oberste administrative und zum Theil auch gerichtliche Behörde für die so sehr verwickelten Angelegenheiten, die so ausgedehnten Besitzungen und mannichfachen Einkünfte der geistlichen Ritterorden, besonders der von Calatrava und Santyago, und ein Mann wie Jove Llanos mußte hier einen ebenso angemessenen und zusagenden als gemeinnützigen Wirkungskreis finden. Außer den laufenden Geschäften ließ sich Jove Llanos besonders die Verbesserung des Unterrichts in den Ordenshäusern, die Sammlung, Bewahrung und Ordnung der zum Theil außerordentlich wichtigen Archive und Bibliotheken der Orden und die genaue Aufnahme ihrer Besitzungen angelegen sein. Diese und andere Geschäften boten ihm erwünschte Gelegenheit zu mehren Reisen in verschiedene Gegenden von Castilien, unter denen besonders diejenige erwähnt zu werden verdient, die er 1782 nach Leon und von da nach Asturien und durch Galicien zurück machte. Straßenbau, die Bearbeitung der reichen Steinkohlenlager Asturiens, Landbau, öffentlicher Unterricht, Kunst, Alterthümer *), Archive, Seewesen, alle diese Gegenstände umfaßte sein reger Eifer; überall suchte er auch bei Andern einen Funken der Vaterlandsliebe, deren Glut ihn verzehrte, zu entzünden; überall zog er die Bessern an, ermuthigte, ver-

*) Einige der interessantesten Briefe in Ponz's „Viage de España" sind von ihm auf auf dieser Reise geschrieben.

einigte sie; überall bekämpfte er die Schlaffheit, den Egoismus, die Schwerfälligkeit, die sich hartnäckig hinter den zu Misbräuchen gewordenen alten Formen und Gebräuchen verschanzte. Ging auch das Meiste von Dem, was er auf diese Weise eingeleitet und angeregt hatte, nach seiner Abreise wieder zu Grunde, so brachte er doch eine reiche Ausbeute an praktischen Localkenntnissen zurück, die in seinen spätern Arbeiten reiche Früchte trugen. Die bedeutendste unter diesen begann um das Jahr 1784 auf Veranlassung der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde von Madrid, von welcher der hohe Rath von Castilien ein Gutachten über eine große Menge den elenden Zustand des Ackerbaus in Spanien betreffende Documente verlangt hatte, worauf diese einstimmig eine so schwierige und, wie sich erwarten ließ, bedenkliche Arbeit Jove Llanos übertrug. Dieser war weit entfernt, sich durch irgend eine Rücksicht bewegen zu lassen, die Untersuchung, wozu er auf diese Weise aufgefodert wurde, zu beschränken, und so entstand jenes „Informe sobre la lei agraria", woran er mit solcher Gewissenhaftigkeit arbeitete, daß er es erst 1794 als seinen eignen Ansprüchen einigermaßen genügend der Gesellschaft vorlegte. An gesundem Urtheil, logischer Consequenz, umfassender Sachkenntniß und klarer, eindringlicher Darstellung sind dieser Schrift wol sehr wenige der Art gleichzusetzen, in welcher Literatur wir uns auch umsehen mögen. *)

*) Der Verfasser einer 1821 erschienenen Schrift: „Spanien und die Revolution", nennt die Tendenz dieser Schrift atheistisch und revolutionnair im schlimmsten Sinne; und dies Urtheil ist sehr erklärlich, da ihm Majorate, Fideicomisse, privilegirte Corporationen, Immunität des Adels und der Geistlichkeit u. s. w. auf ewigen Gesetzen der Natur und Religion gegründet zu sein scheinen. Merkwürdig bleibt es aber immer, daß der streng katholisch fromme Spanier Jove Llanos von einem Deutschen (wahrscheinlich einem Protestanten) als Atheist gebrandmarkt wird, weil er die Majorate angreift! Doch diese und ähnliche seit 1821 noch weiter ausgebildete Ansichten möchten als Denkmäler beschränkter pedantischer Eitelkeit und Systemssucht hingehen, wenn diese Herren nur nicht auf eine historische Begründung ihrer Sophismen Anspruch machten, indem sie irgend eine Epoche der ewig wechselnden Geschichte der Völker, die nun gerade ihren Grillen entspricht, herausreißen und nun als eine unwandelbare, ewige Norm herausputzen und hinstellen. Es ist aber in allen Zuständen der Völker so viel Schlimmes und bei jedem Wechsel so wenig entschieden überwiegender Vortheil, daß nichts leichter fällt, als, indem man die beste Seite des einen idealisirend hervorhebt und der schlimmsten Seite des andern, die man noch etwas dunkler färbt, entgegenstellt, ganz artige optische

Indem aber Jove Llanos eine umfassende, treue Darstellung der Ursachen des furchtbaren Verfalls des spanischen Landbaus und der Mittel ihm aufzuhelfen gab, mußte er sich die unversöhnliche Feindschaft aller Derjenigen zuziehen, deren wirkliches oder vorgebliches Interesse auf den bestehenden Verhältnissen beruhte. Die Abschaffung der Mesta, die allmälige Verminderung der Majorate, jeder Art von todter Hand, die Freigebung des innern Verkehrs, die Beschränkung des Zehntenwesens, die Verminderung der geistlichen Stiftungen, die Gleichheit der Lasten u. s. w. waren unumgängliche Bedingungen einer Wiederbelebung des Ackerbaus. Die meisten dieser Bedingungen waren zwar einzeln schon öfters ausgesprochen und ihre Erfüllung gefodert worden, besonders so lange in der Volksvertretung durch die Cortes noch ein Schatten von Freiheit herrschte; aber so unumwunden, so unwiderleglich, so umfassend waren diese Wahrheiten nie ausgesprochen worden; und war Jove Llanos' ganze bisherige Wirksamkeit den Anhängern des alten Unwesens ein Dorn im Auge, so wurde er nun das Hauptziel ihres Hasses und ihrer geheimen und öffentlichen Angriffe.

Zum Unglücke für Spanien hatten aber schon mehre Jahre vor der Erscheinung dieser Schrift Veränderungen in dem Charakter der obersten Staatsverwaltung stattgefunden,

---

Kunststücke hervorzubringen. Was wird aber damit gefördert? So sieht sich denn auch das ganze System von moralischen Personen des Mittelalters, d. h. Adel, Kirche und Corporationen, wie es der Verf. und Seinesgleichen ausmalen, ganz hübsch an, und obgleich es zu keiner Zeit Das war, wozu sie es herausputzen, obgleich es nie ohne sein völlig hinreichendes Gegengewicht von Absurditäten und Abscheulichkeiten existirt hat, so war doch gewiß zu seiner Zeit, als es noch kräftig, lebendig war, das Gute darin überwiegend. Seit dieser Zeit aber ist dies ganze Wesen in sich zerfallen, entartet, erstorben; und die sogenannte Revolution hat dabei nichts gethan, als ausgesprochen, was sich nicht mehr verbergen ließ, als das durch Zeit und Despotismus zertrümmerte, morsche Gebäude vollends niedergeworfen, den Schutt weggeräumt und ein neues gebaut. Daß nun in diesem neuen organischen Leben der Völker (um von demselben Bild eines Gebäudes loszukommen), wie es aus der Revolution sich allmälig entwickelt, gar viel Ungesundes ist, daß es den prahlenden Lobreden vieler seiner systematischen Wortführer ebenso wenig entspricht als das Mittelalter dem Systeme der historischen Legitimisten, ist leider nur zu wahr. Aber was ist dabei zu thun? Ist dadurch etwa bewiesen, daß jenes Alte besser war, oder gar, daß es wiederhergestellt werden solle oder könne? Keineswegs! Jenes Alte ist unwiderruflich gerichtet, es hat sich selbst gerichtet!

die solchen Angriffen viel größere Aussichten des Erfolgs eröffneten, als sie früher gehabt haben würden. Nach dem Tode Karls III. (1788) hatte zwar sein Nachfolger Karl IV. Anfangs den besten Willen gezeigt, auf der großartigen, heilbringenden Bahn fortzuschreiten, die er in allen Zweigen der Verwaltung begonnen oder vorgezeichnet fand, auch behielt er die Häupter der bisherigen Verwaltung, den Grafen Floridablanca und Campomanes, bei; allein nur zu bald zeigte sich der verderbliche Einfluß der unüberwindlichen Schlaffheit und Sorglosigkeit, der Beschränktheit und Bigoterie des neuen Königs in dem vorherrschenden Einfluß, den einerseits die Geistlichkeit als Vorkämpferin des alten Unwesens auf das Gewissen des Königs, andererseits ein unwürdiger, gewissenloser Günstling auf das Herz der Königin und durch sie auf ihren schwachen Gemahl erhielt. Sowie nun aber das Bessere, das Element der Regeneration der Monarchie, bisher ausschließlich von der königlichen Gewalt ausgegangen und in ihr, d. h. in den Gesinnungen zweier edler Fürsten, seinen Mittelpunkt, seine Hauptstütze gefunden hatte; sowie man zum Theil absichtlich versäumt hatte, ihm in dem Volke selbst gesetzlich begründete, unabhängige Organe zu geben; sowie überhaupt ebendeshalb zwar viel geschehen war, aber doch noch unendlich viel mehr zu thun übrigblieb, da fast Alles nur angelegt, eingeleitet, angefangen worden, und zu seiner Begründung und Entwickelung noch wenigstens ein Menschenalter unter gleich günstigen Umständen nöthig war: so mußte nun, da durch die Schwäche und Unfähigkeit des neuen Königs plötzlich jene ausschließliche Quelle versiegte, jene einzige Stütze wankte, da dieselbe Macht, von der ausschließlich das Gute ausgegangen war, ein willenloses Werkzeug in den Händen der Bösen und des Bösen wurde, sehr bald das alte, durch anderthalb Jahrhunderte in den Begriffen und Interessen einer großen Anzahl von Menschen tief begründete Böse das verhältnißmäßig neue, verhältnißmäßig nur von Wenigen mit Eifer ergriffene Gute ersticken und verdrängen. *) Zu den beiden oben angedeuteten verderblichen Elementen, welche

*) Eine warnende Nutzanwendung des Schicksals der spanischen Monarchie auf die Gegenwart und Zukunft Preußens drängt sich uns hier auf, würde aber ohne Zweifel von Berlin aus mit gewohnten halboffiziellen Redensarten zurückgewiesen werden. Und doch hatte Spanien unter Karl III. nicht weniger Hoffnung zu einer glücklichen Zukunft als Preußen unter seinem jetzigen trefflichen Könige. Und wie grausam wurde es unter Karl IV. getäuscht!

Digitized by Google

die Schwäche des Königs zu ihren Zwecken zu benutzen such-
ten, kam nun noch, daß unter Denjenigen selbst, die bisher an
der Spitze der Regeneration gestanden, Unsicherheit, Schwan-
ken und Uneinigkeit sich zeigte. Dies war theils eine Folge
der wenigen Sicherheit, welche der Charakter des neuen Kö-
niges darbot, theils der Furcht, welche die Grundsätze und der
Gang der französischen Revolution erregten, eine Furcht, welche
bei den Meisten jede besonnene, klare Ansicht und Haltung
verdrängte. Statt um so rascher und kräftiger auf der Bahn
der Regeneration fortzuschreiten und dadurch dem etwanigen
Einfluß der französischen Revolution zu begegnen, die übri-
gens in Spanien damals kaum irgend eine Nahrung hätte
finden können, that Floridablanca selbst Rückschritte, die ihm
das Vertrauen Derjenigen raubten, mit denen er bisher ge-
meinschaftlich gehandelt hatte, und doch weder die furchtsame
Bigoterie des Königs und einer großen Mehrzahl Schwach-
sinniger beruhigen, noch die entschiedenen Feinde der Regene-
ration versöhnen konnten.

Es lag in Jove Llanos' ganzer Stellung, daß er unter
den Ersten sein mußte, welche die Folgen dieses unheilvollen
Wechsels der Verhältnisse erfuhren. Die nähere Veranlassung dazu
gaben die Verfolgungen, die sich gleich nach dem Tode Karls
III. gegen den Grafen Cabarus erhoben, und die besonders
von der Königin und von deren Creatur, dem Finanzminister
Cerena, ausgingen, welchen sich bald alle Die anschlossen, deren
Stolz oder Eitelkeit Cabarus durch seine Unvorsichtigkeiten,
oder deren Interessen er, besonders bei der Verwaltung der
Bank von San-Carlos, beeinträchtigt hatte. Diese Anstalt
war nach seinem Plan organisirt worden, und obgleich sie
ohne allen Zweifel dem Ganzen des Handels und der Indu-
strie große Vortheile gewährte, so mußte sie ebendeshalb
alle Diejenenigen gegen sich haben, welche bei dem bisherigen
Zustande des Handels und der Industrie, wodurch die meisten
Zweige derselben in der That zu Monopolen wurden, ihren
Vortheil fanden. Hierzu kamen aber auch bald Diejenigen,
welche in der neuen Anstalt nicht die Vortheile fanden, die sie
erwartet hatten, und die in der Art, wie Cabarus sie verwal-
tete, wirkliche oder vorgebliche Veranlassungen zu Klagen fanden.
Wodurch Cabarus sich die Ungnade der Königin zugezogen, ist
uns nicht bekannt, sie genügte aber unter den bestehenden Ver-
hältnissen, um alle seine bisherigen öffentlichen und heimlichen
Feinde gegen ihn zu vereinigen und fast alle seine Freunde
von ihm zu entfernen. Nur Jove Llanos, wenn auch nicht
von der Tadellosigkeit, doch von der Rechtlichkeit seines Freun-

des und von der Gemeinnützigkeit seiner Amtsführung überzeugt, trat sowol in seiner amtlichen Stellung, als Mitglied der Junta für Handel und Münzwesen, als in der Gesellschaft offen und kräftig als sein Vertheidiger auf, und so groß war damals noch die Scheu vor einer solchen Stimme, daß man, um den Sturz des Grafen zu vollenden, erst Jove Llanos von Madrid entfernen zu müssen glaubte. Dies geschah 1790 durch einen ihm zu jeder andern Zeit sehr willkommenen Auftrag, die Studienreform des Ordenshauses von Calatrava in Salamanca und den Betrieb der Kohlengruben in Asturien betreffend. Noch hatte Jove Llanos aber seine Geschäfte in Salamanca nicht beendigt, als er die Nachricht von der Verhaftung des Grafen Cabarus erhielt. Sogleich wandte er sich unmittelbar an den König um die Erlaubniß nach Madrid zurückkehren, und kaum hatte er sie erhalten so eilte er zurück, um seinen Freund zu retten. Alle seine Schritte und Anstrengungen waren jedoch vergebens, da Niemand den Muth hatte ihn darin zu unterstützen *), und wiederholte drohende Befehle zwangen ihn, nach wenig Tagen, ohne seinen Freund auch nur gesehen zu haben, nach Salamanca zurückzukehren, während Cabarus nach dem Castel von Batres abgeführt wurde.

Seit diesem Augenblick war seine Entfernung von Madrid nichts als eine Art von Verbannung, die ihm indessen nur deshalb empfindlich war, weil sie ohne irgend eine Erklärung stattfand, und ihm also auch keine Rechtfertigung weder vor seinen Vorgesetzten noch vor dem Publicum vergönnt war. Andererseits aber mußten die Geschäfte, wozu ihn während dieser Zeit theils die amtlichen Aufträge, welche seiner Verbannung zum Vorwande dienten, theils seine eigne unersättliche Vaterlandsliebe veranlaßten, und der Aufenthalt in seiner Vaterstadt, wohin er sich im Herbst 1790 begab, ihm unbedingt mehr zusagen als die damaligen Verhältnisse in Madrid; und während seine dortigen Freunde mit scheuem Bedauern, seine Feinde aber mit Schadenfreude seiner gedachten, fühlte er sich in rastlos gemeinnütziger Thätigkeit, in dem Umgang einiger Jugendfreunde, der Gesellschaft seiner Schwe-

*) Einer der angesehensten und einflußreichsten unter den ehemaligen Freunden von Cabarus weigerte sich sogar Jove Llanos zu sehen und antwortete auf dessen Anfrage: „Wenn Jove Llanos heroisch sein wollte, so sei das seine Sache, er aber könne und wolle es nicht"; eine der Höflinge aller Zeiten und Länder würdige Antwort.

ſter und umgeben von der treuherzigen Liebe und aufrichtigen Achtung ſeiner Mitbürger ſo glücklich, wie er es ſeit ſeiner Abreiſe von Sevilla nicht geweſen. *)

Die Aufträge, welche ihm die Regierung gab, betrafen beſonders die vortheilhaftere Benutzung der Kohlenlager und, als zum Theil damit zuſammenhängend, die Erleichterung des innern Verkehrs durch die Anlegung neuer Straßen. Beide Gegenſtände betrieb er auch mit der bewundernswertheſten Beharrlichkeit, die um ſo nöthiger war, da die Regierung ihn wenig oder gar nicht unterſtützte, und ſeine Ungnade bei Hofe die Läſſigkeit oder den böſen Willen der Behörden, deren Mitwirkung er dabei in Anſpruch nehmen mußte, nur zu oft veranlaßte und immer ungeahndet ließ. Dennoch gelang es ihm in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Hauptſtraße von Oviedo nach Gijon, welche noch jetzt als ein Meiſterſtück der Straßenbaukunſt gelten kann, zu vollenden und die Arbeiten an

*) In einem ſpätern Briefe an einen Freund drückte er ſich unter Anderm auf folgende Weiſe aus: „Arias meint, es ſei nun Zeit für mich nach Madrid zurückzukehren. Ich wünſche es nicht; ich ſcheue mich davor. Ich werde dort nicht den kleinſten Theil des Glückes genießen, was ich hier empfinde. Ich leugne nicht, daß ich ein öffentliches Zeichen der Anerkennung von Seiten der Regierung zu erhalten wünſche, um dadurch die Art von Sanction zu erlangen, deren das Verdienſt in den Augen einiger Thoren bedarf. Doch mag dies eine Eingebung der Eitelkeit ſein, und ich hoffe, die Nachwelt wird mich nicht nach meinen Titeln ſondern nach meinen Werken beurtheilen. Mein Betragen war rein, rechtlich und makellos, und ich hoffe, es ſoll als ſolches anerkannt werden. Wenn dem ſo iſt, ſo muß dieſe Anerkennung mich für jede Misgunſt des Glückes entſchädigen; wo nicht, ſo muß ich mich mit dem Zeugniß meines Gewiſſens begnügen, das mir nur ſolche Schwächen vorwirft, die unzertrennlich von der menſchlichen Natur ſind. Ich denke ein kleines Werk über öffentlichen Unterricht zu ſchreiben und habe ſchon viele Bemerkungen und Notizen geſammelt. Wenn ich nach Madrid zurückkehrte, ſo müßte ich das aufgeben. Dort werde ich weder Luſt noch Muße haben u. ſ. w..... Alles wohlbetrachtet, muß ich nicht ſchließen, daß ich hier dem Vaterlande mehr Nutzen ſchaffe als dort? Und da dem ſo iſt, muß es nicht meine erſte Pflicht ſein, meinen Aufenthalt hier ſo viel wie möglich zu verlängern? Das werde ich denn auch thun, ohne irgend Jemanden zu beläſtigen, obgleich ich freilich unſerm Freund Arias nicht die Hände binden kann. Gunſt, Einfluß, Freundſchaft, Anſehen, ſoferne ich ſie beſitze oder erlangen kann, Alles will ich zum Beſten dieſer neuen Anſtalt (das instituto alturiano) verwenden, das mir anvertraut iſt, zum Beſten der Provinz, in der ich geboren bin, und wo ich zu ſterben gedenke, und zum Troſt und Beiſtand der Unglücklichen und der Gutgeſinnten".

mehren andern Straßen in Gang zu bringen. Noch eifriger, wo möglich mit noch größerer Vorliebe betrieb Jove Llanos seine Aufträge in Bezug auf den asturischen Steinkohlenbau. Nach der gewissenhaftesten und umfassendsten Untersuchung reichte er der Regierung ein Gutachten ein, welches besonders folgende Vorschläge nebst den genausten Angaben der Mittel zu ihrer Ausführung enthielt: die größte Freiheit für den Betrieb der Kohlengruben und die Ausfuhr der Kohlen für alle Grundbesitzer, auf deren Ländereien sich Kohlenlager fänden, durch Aufhebung aller bisherigen, zum Theil unerhörten und absurden Beschränkungen; Anlegung von Fahrstraßen von den bedeutendsten Minendistricten, besonders von Langreo aus nach dem Hafen von Gijon; Beförderung der Bildung einer Kohlen- und Küstenfahrtsmarine durch Verminderung der Hafenzölle und anderer Abgaben, durch Prämien und besonders durch Anlegung einer Unterrichtsanstalt für Nautik und Bergbau in Gijon. Die Ausführung dieser Pläne wäre von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen, da Asturien und Galicien einen Reichthum von Steinkohlen besitzt, der demjenigen von Großbritannien wenig nachsteht, und der, gehörig benutzt, eine Quelle des Wohlstandes, ein Hebel der Industrie, des Handels, des Ackerbaus für ganz Spanien werden, ja einen entschiedenen Einfluß auf die größern Verhältnisse des Welthandels haben könnte. Diese Aussichten erfaßte Jove Llanos mit patriotischer Begeisterung, und für ihre Verwirklichung arbeitete er mit einer Beharrlichkeit, die weder körperliche und geistige Anstrengungen, noch Kränkungen, Widerstand und Mislingen abschrecken konnte. Seine Vorschläge wurden zwar dem Anscheine nach mit Dank und Interesse aufgenommen, auch fehlte es nicht an mancherlei vorbereitenden Anstalten; in der That aber geschah theils wenig oder nichts, und in Dem, was geschah, wurde Jove Llanos' Meinung wenig berücksichtigt und ebendeshalb große Geldsummen unnütz verschleudert. Es wurde nämlich statt einer Straße von Langreo nach Gijon beschlossen, den Fluß Nalon zu einem schiffbaren Kanal nach dem kleinen Hafen von San-Estevan de Pravia zu benutzen; und mochte nun dieser Plan durch die Localverhältnisse an und für sich unausführbar sein, oder wurden in der Ausführung Fehler begangen — genug, nachdem weit größere Summen daran verschwendet worden waren, als die Ausführung aller von Jove Llanos gemachten Vorschläge gekostet hätte, wurde die Arbeit unvollendet und ohne irgend einen Vortheil gebracht zu haben aufgegeben. Jove Llanos hatte übrigens von dem Augenblicke an,

o es entschieden war, daß statt einer Straße ein Kanal ngelegt werden solle, dessen Ausführbarkeit immer möglich in konnte, diese mit demselben Eifer zu befördern gesucht, en er seinem eignen Plane hätte widmen können.

Bedenkt man, wie mannichfaltig, wie groß, wie kränkend st, wie ermüdend die Schwierigkeiten sind, die für einen pa- riotischen, rastlos thätigen Mann aus dem Eigennutz, der Böswilligkeit oder Faulheit und Unwissenheit Derjenigen ent- ehen, auf deren Mitwirkung er angewiesen ist, so wird man lauben, daß diese seinen amtlichen Verhältnissen und Auf- rägen verbundenen Geschäfte seine ganze Zeit und Kräfte in nspruch nehmen mußten, um so mehr da sie wiederholte Rei- n durch alle Theile von Asturien und die benachbarten Pro- inzen nöthig machten; und dennoch machen andere, aus eig- em Antriebe übernommene gemeinnützige Arbeiten fast den rößern Theil der Thätigkeit dieses Mannes während jener poche aus.

Schon seit 1782 hatte Jove Llanos an einem Plane zur rrichtung einer höhern Unterrichtsanstalt, besonders für ma- hematische und physikalische Wissenschaften, in seiner Vater- tadt Gijon gearbeitet; 1791 war dieser Plan vom König enehmigt und einige Geldmittel zu seiner Ausführung waren ngewiesen worden. Seit dieser Zeit war diese Anstalt (welche en Namen des Real instituto asturiano erhielt) der Lieb- ingsgegenstand der Thätigkeit, der Sorge und der Freude ür Jove Llanos und blieb es unter so mancherlei Schicksals- echseln bis an seinen Tod; diese Vorliebe wurde um so ehr bis zu einer beinahe väterlichen Zärtlichkeit gesteigert urch die Ueberzeugung, daß die Existenz und Fortdauer der nstalt so ganz mit seiner eignen Existenz verschmolzen, auf hn allein verwiesen sei, und durch die hämischen Angriffe sei- er Feinde, welche bald herausgefunden hatten, daß gerade ier sein Herz, seine innigsten Gefühle verwundbar seien.

Die von der Regierung bewilligten Geldmittel waren ür die Gründung und Erhaltung der Anstalt keineswegs inreichend, und Jove Llanos mußte theils durch eigne Opfer, ie bei seinen beschränkten Vermögensumständen bedeutend aren, theils durch die dringendsten, wiederholten Auffode- ungen an den Gemeingeist, den Provincialpatriotismus der sturianer in der alten und neuen Welt das Fehlende her- eischaffen. So wurde es ihm möglich, 1795 den ersten Un- errichtscursus durch einen feierlichen Actus zu eröffnen, und ald zeigte sich der Nutzen dieser Anstalt für die Stadt Gijon nd für die ganze Provinz und verschaffte ihr eine allge-

meinere Theilnahme und Unterſtützung, ſodaß er 1797 den Grundſtein zu einem neuen, den Bedürfniſſen der Anſtalt angemeſſenen Gebäude legen konnte, deſſen Vollendung aber durch ſeine bald darauf erfolgte Entfernung verhindert wurde. Während er dieſen Bau, der zugleich eine Hauptzierde ſeiner Vaterſtadt zu werden verſprach, mit ebenſo viel Sachkenntniß als Geſchmack und Luſt betrieb, während er der unmittelbaren Aufſicht über den Unterricht in der Anſtalt, über die Fortſchritte und das Betragen der Schüler, den Reden, wozu der Anfang und das Ende der Curſe und andere feierliche Gelegenheiten Anlaß gaben, den vielfachen brieflichen und mündlichen Verhandlungen zur Beförderung der Anſtalt einen großen Theil ſeiner Zeit widmete, wandte er auch andern Zweigen des öffentlichen Unterrichts ſeine thätige Theilnahme mit demſelben Eifer, derſelben Aufopferung ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeines Vermögens zu. So vermochte er einen ſeiner Freunde bei deſſen Tode, ſein ziemlich bedeutendes Vermögen der Gründung einer Freiſchule für den Elementarunterricht zu vermachen, welche unter ſeiner Leitung und Aufſicht bald ein Muſter in ihrer Art und eine treffliche, unentbehrliche Vorbereitung für den Unterricht im aſturiſchen Inſtitut wurde; ſo gründete auf ſeine Veranlaſſung und mit ſeiner Hülfe ſeine Schweſter eine ähnliche Anſtalt für den Unterricht der weiblichen Jugend. Auch dieſe Thätigkeit in allen Zweigen des öffentlichen Unterrichts konnte ſeiner unerſättlichen Menſchen- und Vaterlandsliebe nicht genügen. Nichts von alle Dem, was irgend das geiſtige oder materielle Wohl ſeiner Vaterſtadt fördern konnte, entging ſeiner Aufmerkſamkeit. Die Erbauung einer Caſerne, um ſeinen Mitbürgern die Laſten der häufigen Einquartirungen zu erleichtern, die Verbeſſerung der Einnahmen und der Verwaltung des Hospitals und des Armenweſens überhaupt, die Erbauung einer neuen, der zunehmenden Bevölkerung angemeſſenen Kirche, die Anlage eines neuen Kirchhofes außerhalb der Stadt, die Errichtung eines Conſulats und einer Handelsſchule waren Gegenſtände, zu deren Erreichung er unabläſſig, wiewol, bei der immer mehr ſich ausſprechenden unheilvollen Veränderung in dem Geiſte der Regierung, vergeblich mit Plänen, Vorſchlägen, Anerbietungen, Auffoderungen, Bitten bemüht war. Glücklicher war er in ſeinen Anſtrengungen zur Verſchönerung des äußern Anſehens ſeiner Vaterſtadt und zur Verbeſſerung mancher Zweige der Stadtpolizei. Ihm verdankte ſie die Erbauung eines neuen Thores, die Anlage von ſchattigen Spaziergängen, ein neues Straßenpflaſter, die

gung und Wiederherstellung der Brunnen, die Aufführ- neuer Schutzmauern gegen die Wellen des Meeres, die esserung der Gasthäuser, die Errichtung einer Anstalt zu schaftlichen Vereinen; diese Vortheile, wodurch Gijon einem häßlichen, schmuzigen und finstern Flecken zu ei- freundlichen, heitern Städtchen wurde, verdankt es der igkeit und dem Kunstsinn dieses einen Mannes. Und er diese Werke nicht allein, nicht mit eignen schwachen eln ausführen konnte, wird die Bewunderung, die wir zollen, nur steigern müssen; denn viel leichter ist es dem en, Mächtigen, wenn er nur irgend löbliche Gesinnungen Dies und Das auf eigne Kosten und nach eignem Gut- en zu schaffen, als für einen Mann in Jove Llanos' ältnissen, Hunderte von zum Theil lauen, eigensinnigen und issenden Menschen zu gemeinsamen Opfern und vereinter samkeit zu verbinden. Nur ein Mann wie Jove Llanos, der dem festesten Willen, der höchsten Begeisterung, der dlichsten Sachkenntniß die größte Milde, Bescheidenheit, uld, das einfachste, einnehmendste, würdigste Wesen ver- d und sich so die allgemeine Liebe und Verehrung von g und Alt, Vornehm und Gering, Männern und Frauen, stlichen und Weltlichen in seiner Vaterstadt erwarb, nur konnte so Vieles und so Großes gelingen.

Rechnen wir nun zu allem bisher Gesagten noch, daß ve Llanos unablässig bemüht war, den Kreis seiner Kennt- e zu erweitern, daß auf seinen Reisen die Beschaffenheit, Anbau, die Producte des Landes, die Sitten, Sprache, sinnungen, Bedürfnisse des Volkes, Kunst, Geschichte und erthum ihn unablässig beschäftigten; berücksichtigen wir seine gebücher, seine Briefe an seinen Freund Ponz (zum Theil dessen „Viage de España" benutzt), seine Correspondenz mit dern Freunden und mit den Gesellschaften, deren Mitglied war, seine Vorarbeiten zu einem geographischen und zu ei- m Wörterbuch des asturianischen Dialekts, seine Untersu- ungen und Abhandlungen über Volkserziehung und öffent- chen Unterricht, endlich seine während dieser Periode vollen- te Schrift über den Ackerbau („Informe sobre la lei agraria"), können wir wol ohne Uebertreibung sagen, daß unsere Be- griffe und unsere Ausdrücke hinter einer solchen Thätigkeit zu- rückbleiben. Die Verdienste, welche Jove Llanos sich auf iche Weise um sein Vaterland erwarb, hatten indeß von Seiten des Hofes kein anderes Zeichen der Anerkennung er- angt als eine Titularstelle im hohen Rathe von Castilien, u welcher er 1794 berufen wurde, die ihm aber schon dem

gewöhnlichen Gange der Beförderung nach seit Jahren bührte. Um so überraschender war es ihm daher, als er einer Reise, die er Herbste 1797 nach den Eisenwerken Vizcaya machte, die Nachricht erhielt, er sei zu dem schaftsposten in Petersburg ernannt. Kaum hatte er nach Gijon zurückgekehrt, die Freudenbezeigungen seiner bürger angenommen und die ersten eiligen Schritte zur lehnung einer seinem ganzen Wesen und seiner Ge so wenig zusagenden Beförderung gethan, als ein neuer noch auffallenderer Beweis von dem sonderbaren Wech Hofgunst ihn traf, indem er zum Justizminister (gra justicia) ernannt wurde. Jove Llanos kannte die Men und die Verhältnisse am Hofe zu gut, um nicht diese s erwartete als ungesuchte Gunst als ein wahres Unglück sich selbst anzusehen, wobei ihn nicht einmal die Mögl tröstete, in seinem neuen, ausgedehntern Wirkungskreis aller Aufopferung seiner eignen Ruhe etwas dauernd G bewirken zu können. Er sah es voraus, daß eine um so derblichere Reaction ihn sehr bald von der gefährlichen H wohin man ihn lockte, um so tiefer herabstürzen werde, ein Blick auf die damaligen Verhältnisse wird hinreichen, finstern Ahnungen zu rechtfertigen und zu erklären.

Nachdem Godoy's Intriguen den mit dem bittern Ha einer wiederkehrenden Scheingunst geschärften Sturz Aranda Floridablanca's und Campomanes' herbeigeführt hatten, n der Günstling seit 1792 öffentlich an die Spitze der Verw tung als erster Minister getreten. Kaum bietet wol die G schichte ein zweites Beispiel dar, daß ein in jeder Hinsicht so ge unbedeutender Mensch wie Godoy so furchtbares Unglück ü ein edles Volk und eine uralte mächtige Monarchie gebra Die bisher in Spanien beispiellose, selbst von einem C varez nicht erlangte Unumschränktheit, womit er in al Zweigen der Staatsverwaltung und in allen innern und ß ßern Angelegenheiten des Staates schaltete, beruhte nicht e einer einzigen Eigenschaft des Herzens, des Geistes oder V stándes, die ihn zu einer solchen Wirksamkeit tüchtig hä machen können, sondern lediglich auf der ehebrecherischen sin lichen Neigung der Königin und der schlaffen Sorglosigk des Königs. Allerdings hatte seine grenzenlose Eitelkeit z weilen einen Anstrich von Ehrgeiz, und er wünschte etw zu thun, zu schaffen, um sich den Ruhm eines großen Ma nes zu erwerben; und da er selbst nicht durch Grundsät religiöse oder politische Ansichten oder Vorurtheile irgend ner Art geleitet, nicht durch Ehrfurcht vor dem Alten zurü

en wurde; da er überdies in der Partei des Alten durch
influß der Geistlichkeit auf das Gewissen des Königs
Gefahr für seine eigne Macht fürchtete: so war er an
ür sich nicht abgeneigt, auf der Bahn der Regeneratio-
und Reform fortzugehen, und demgemäß fehlte es nicht
uten Vorsätzen, vielversprechenden Reden und Anfängen
einigen zweckmäßigen, gemeinnützigen Beförderungen in
und jenem Zweige der Verwaltung; aber alles Dies
keinen Augenblick den grenzenlosen Leichtsinn, die Ver-
ndungssucht, die schmuzige Habgier, die despotischen Lau-
des Günstlings und seiner zahlreichen Creaturen beschrän-
noch weniger durfte der Einfluß wirklich bedeutender
ner, die er aus Eitelkeit zuweilen beförderte, seinen eignen
luß im geringsten gefährden oder seine eigne Unbedeu-
heit zur Schau stellen. Unter diesen Umständen konnte
wenige Gute, was nebenbei dennoch geschah oder gedul-
wurde, gegen die grenzenlosen Nachtheile eines solchen
esens gar nicht in Betracht kommen, und es kam bald
weit in Spanien, daß der Sturz des frechen Günstlings
jeden Preis ein Glück schien, auch wenn Inquisitoren und
chtväter die Erben seiner Macht geworden wären. Unter
wirklich bedeutenden und wohlmeinenden Männern, welchen
Augenblick von philanthropischem Ehrgeiz einigen Einfluß
den Günstling verschaffte, war auch der Graf Cabarus *),
d dieser war es, der ihn auf Jove Llanos aufmerksam
chte und seine Mitwirkung so dringend als das einzige
ittel einer dauernden und von der wechselnden Gunst der
rsten unabhängigen Begründung seines Ruhmes darstellte,
ß Godoy sogar die heftige Abneigung der Königin nicht
rücksichtigte und Jove Llanos' Ernennung beim König durch-
zte, während Cabarus seinerseits auch alle Mittel der Ueber-
dung, alle Gründe der Vaterlandsliebe, allen Einfluß der
reundschaft anwandte, um diesen zu bewegen, ein Opfer zu
ringen, worin noch eine Möglichkeit der Rettung für das
Vaterland lag, wenn es Jove Llanos gelang seine Stellung
zu behaupten, um so mehr, da zu gleicher Zeit auch Don
Francisco de Saavedra ins Ministerium gerufen wurde, dessen
Ansichten und Gesinnungen in vieler Hinsicht mit den seini-
gen übereinstimmten.

*) Wodurch er aus seiner Verbannung und Verhaftung befreit wor-
den und wieder an den Hof gekommen war, ist uns nicht bekannt
geworden.

Ohne sich jedoch einer solchen Hoffnung hinzugeben trat Jove Llanos im Dezember 1797 seinen neuen Wirkungskreis an, und das Unvermeidliche erfolgte auch sehr bald. Anfangs zwar zeigte sich der König sehr erfreut über die gemeinnützigen Vorschläge und Pläne, welche Jove Llanos und Saavedra ihm vorlegten, und sprach davon gegen Jedermann mit naiv-gutmüthiger Freude; aber schon dies hätte hingereicht, um die Eifersucht Godoy's zu erwecken, der gleich nach Jove Llanos' Ernennung sogar durch den allgemeinen, lauten Beifall, welchen dieser Schritt bei allen Bessern fand, verstimmt worden war. Nähere Veranlassungen zu unangenehmen Reibungen konnten nicht lange ausbleiben, da Jove Llanos sehr oft in den Fall kam, bei Besetzung wichtiger Stellen und bei andern Maßregeln sich dem Günstling zu widersetzen, wenn dieser, wie fast immer der Fall war, nicht das Beste des Staates, Recht und Billigkeit oder Anstand berücksichtigt wissen wollte, sondern nur seine und seiner frechen Creaturen Launen, Eigennutz und persönliche Neigungen oder Feindschaft. Kam hierzu nun noch die unversöhnliche Feindschaft der Königin, so war Jove Llanos' Sturz so unvermeidlich, daß die nähern Veranlassungen und Einzelnheiten eigentlich gleichgültig erscheinen. Einen Augenblick zwar schien es, als wenn der gute Genius Spaniens siegen sollte, indem es den vereinten Bemühungen Saavedra's und Jove Llanos' gelang, den König, dessen Gewissen überdies von einer ganz entgegengesetzten Seite bearbeitet wurde, zu vermögen, den Günstling von dem Vorsitz im Ministerium zu entfernen; dessenungeachtet aber dauerte der nichtamtliche geheime Einfluß Godoy's in seiner ganzen Ausdehnung fort, und diese öffentliche Zurücksetzung trug nur dazu bei, seine eigne und der Königin Erbitterung gegen jene beiden Männer zu schärfen. Die Folgen zeigten sich bald, indem schon im August 1798 Jove Llanos und Saavedra ihrer Stellen entsetzt, und dieser nach Sevilla, jener nach Asturien verbannt wurden. Bezeichnend für den damaligen Zustand der Monarchie waren die Aeußerungen, womit Jove Llanos vom Könige bei seiner Abschiedsaudienz entlassen wurde: er selbst sei mit seiner Person und Amtsführung sehr zufrieden, aber er (Jove Llanos) habe viele Feinde, gegen die er ihn nicht schützen könne.

Jove Llanos begab sich vorläufig zur Wiederherstellung seiner während der letzten Monate ganz zerrütteten Gesundheit nach den Bädern von Trillo und von da nach Gijon, in der Hoffnung, daß seine Feinde ihn in seinem frühern nützlichen und anspruchslosen Wirkungskreise vergessen würden; daß er sich jedoch hierin

etäuſcht, bewieſen ihm bald die vermehrten Hinderniſſe, die
it hämiſcher Abſichtlichkeit bei vielen Gelegenheiten ſeiner
emeinnützigen Thätigkeit, beſonders in Bezug auf das aſtu-
ſche Inſtitut in den Weg gelegt wurden. Schwierigkeiten
nd Angriffe dieſer Art kränkten ihn allerdings mehr als Alles,
as er bisher gelitten; aber ſeine Beharrlichkeit, ſeine Thä-
gkeit konnten ſie nicht ſchwächen. So zogen ſich dieſe un-
ngenehmen Verhältniſſe hin bis zum 13. März 1801, wo
r vor Tagesanbruch plötzlich in ſeinem Hauſe verhaftet und
hne die geringſte Rückſicht auf Anſtand, auf den Zuſtand
einer Geſundheit, ohne ihm zu geſtatten, ſeine Freunde und
Verwandte zu ſehen und ſein Haus zu beſtellen, ohne Beobach-
ung irgend einer Rechtsform, ohne ihm irgend einen Grund
ines ſolchen Verfahrens mitzutheilen in eiligen Tagereiſen
ls Staatsverbrecher nach Barcelona und von da nach Palma
uf der Inſel Mayorca geſchleppt wurde. Die unmittelbare
Veranlaſſung dieſes Verfahrens iſt uns nicht genau bekannt
eworden, auch bedurfte es dazu keines Grundes, ſondern
öchſtens eines Vorwandes, da wahrſcheinlich nur die gut-
nüthige Fürbitte des Königs es verhindert hatte, daß ſeine
Feinde dieſen Schlag ſchon früher und gleich bei ſeiner Ent-
aſſung vom Miniſterium gegen ihn führten. Als Vorwand
ann indeſſen die Verbreitung einer ſpaniſchen Ueberſetzung
es „Contrat social“ von Rouſſeau erſcheinen, welche ihm
hne irgend einen Schein von Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben
urde; denn Jove Llanos' Grundſätze und religiöſe Anſichten
atten in der That nicht mehr mit dem „Contrat social“
emein als mit dem Koran.

Der Generalcapitain von Mayorca, eine würdige Crea-
ur Godoy's, ließ Jove Llanos, ohne ihm auch nur einen Au-
enblick Ruhe zu vergönnen, gleich nach ſeiner Ankunft nach
er Karthauſe von Valdemuza, einige Meilen von der Haupt-
adt, abführen, welche ihm als Staatsgefängniß dienen ſollte.
Die berechnete Grauſamkeit, womit ein ſolcher Mann der
Aufſicht von Mönchen übergeben wurde, deren Standesvor-
rtheile in ihm einen Feind der Kirche, einen Ketzer ſehen
ußten, wurde jedoch durch die echt chriſtliche Geſinnung der
uten Karthäuſer von Valdemuza getäuſcht. Sie nahmen
hn freundlich auf, verſchafften ihm alle Pflege und Bequem-
ichkeit, die ihre beſchränkten Mittel ihnen erlaubten, während
ugleich Jove Llanos' unwiderſtehliche Milde und Geduld
owie ſeine aufrichtige Rechtgläubigkeit ſehr bald alle Herzen
ewann, ſodaß ſich ein für alle Theile, beſonders aber für
hn ſehr erfreuliches und wohlthuendes Verhältniß bildete.

Charakteristisch, wenngleich an sich unbedeutend, ist in dieser Hinsicht ein Zug, den wir deshalb nicht übergehen mögen: Jove Llanos' Gesundheitszustand erregte die Besorgnisse der guten Väter in so hohem Grade, daß sie, in der Meinung die in ihrer Ordensregel vorgeschriebenen Fasten, besonders die ausschließlichen Fischspeisen seien ihm nicht zuträglich, ohne sein Vorwissen für ihn eine Dispensation auswirkten und ihm eines Tages mit gutmüthiger Freude eine feinere Fleischspeise vorsetzten. Jove Llanos aber, obgleich ihm die Dispensationsbulle vorgewiesen wurde, weigerte sich standhaft, so lange er die Karthause bewohne, die Regeln des ehrwürdigen Ordens zu übertreten. Auch bedurfte seine Gesundheit eines solchen Opfers von Seiten seines Gewissens nicht *), indem sie sich zusehends besserte, sowie auch seine Stimmung sehr bald in gottergebener Frömmigkeit und nützlicher Thätigkeit ihr Gleichgewicht wiederfand. Die Bibliothek des Klosters bot ihm einige alte Bücher dar, die bald seine vielseitige Wißbegierde fesselten, während er selbst sie mit einigen andern neuern Werken vermehrte. So fand auch sein ämsiger Kunstsinn Gelegenheit sich zu üben, indem eben ein neuer Kirchenbau im Werke war, wozu er mit Rath, Aufsicht und Geld beitrug, während er zugleich auf seine Kosten einen Spaziergang in der Nähe des Klosters anlegen ließ, dessen Bäume er selbst pflanzte und pflegte. Besondere Freude und Stärkung aber gewährten ihm die Spaziergänge in der Umgegend, wobei ein Mönch sein Begleiter war, der einige botanische Kenntnisse hatte und in Jove Llanos einen eifrigen Schüler fand.

Diese harmlos glückliche Lage dauerte jedoch nicht lange. Jove Llanos hatte es sich selbst und seinen Mitbürgern schuldig zu sein geglaubt, gegen das unerhörte Verfahren, dessen Opfer er geworden war, zu protestiren und eine gerichtliche Untersuchung seiner Sache zu verlangen. Eine Vorstellung an den König, die er in dieser Absicht aufsetzte und einem zuverlässigen Freund zukommen ließ, fiel seinen Feinden in die Hände und hatte zur Folge, daß nicht nur mehre seiner Freunde verhaftet wurden, sondern, daß auch er selbst im Mai 1802 der freundlichen Pflege der frommen Väter von Valdemuza entrissen und mit gesuchtem Aufsehen und absichtlicher Rohheit

*) Aufgeklärte Liberale werden ein solches Gewissen mitleidig belächeln, mögen aber doch nicht vergessen, daß Tausende von ihnen nicht ein Tausendstel eines Mannes wie Jove Llanos aufwiegen.

unter militairiſcher Bedeckung nach dem Caſtel von Belver geſchleppt wurde. Hier wurde er von nun an mit der kleinlichſten, berechnetſten Härte behandelt, ohne die geringſte Rückſicht auf ſeine Geſundheit, die der dumpfen Hitze ſeines, den Stralen einer afrikaniſchen Sonne ausgeſetzten Kerkers bald zu unterliegen drohte, und erſt als ſein Tod unvermeidlich ſchien, wurde ihm geſtattet, Seebäder zu nehmen. Dieſe verſchafften ihm einige Erleichterung, und ſogleich fand er auch wieder Muth und Fähigkeit zu neuer Thätigkeit. Durch Hülfe eines Geiſtlichen, deſſen Umgang ihm vergönnt war, verſchaffte er ſich einige Werke aus der Stadtbibliothek von Palma. Unter dieſen war ein noch ungedrucktes Manuſcript von Raimund Lullus, und ein anderes von dem großen ſpaniſchen Baumeiſter Juan de Herrera *); Jove Llanos ſchrieb beide ab und verſah ſie mit Noten zu einer künftigen Herausgabe. Außerdem gelang es ihm, Materialien für 2 Werke zu ſammeln, die er noch während ſeiner Gefangenſchaft ausarbeitete; nämlich eine Beſchreibung des Schloſſes Belver und ſeiner Umgebung, und eine Abhandlung über die gothiſche Baukunſt, beſonders in Beziehung auf das alte Kaufhaus (Lonja) von Palma.

In dieſen Beſchäftigungen unterbrach ihn im April 1808 ein Befehl vom Hofe, der ihm endlich nach 7jähriger Gefangenſchaft ſeine Freiheit wiedergab, ohne jedoch irgend eine Urſache ſeiner Verhaftung oder eine Erklärung ſeiner Unſchuld zu enthalten. Jove Llanos hatte, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, zu viel rechtlichen, männlichen Stolz, als daß unter ſolchen Umſtänden die wiedererlangte Freiheit ihm genügt hätte, und während er von allen Seiten Glückwünſche erhielt, ſah er dies Verfahren als eine Ungerechtigkeit und Beleidigung an, die ihm ſogar kränkender war als ſeine Verhaftung und Gefangenſchaft. Die Begebenheiten, welche ſeine Befreiung herbeigeführt hatten und fortwährend von allen Seiten ſich drängten, eine welthiſtoriſche Kriſe in dem Schickſal der ſpaniſchen Monarchie verkündend, und von denen er großentheils jetzt erſt Kenntniß erhielt, ließen ihn jedoch bald ſeine eignen Angelegenheiten vergeſſen und ſich ganz und unbedingt wie bisher dem Vaterlande widmen.

---

*) Italiener und Franzoſen haben ſich die Ehre der Erbauung des Escorial angemaßt, ſie gebührt aber ohne allen Zweifel den Spaniern Juan Bautiſta de Toledo und ſeinem Schüler Herrera. Von dieſem iſt auch die Lonja von Sevilla und mehre andere Meiſterwerke der Baukunſt in Spanien.

Die Revolution von Aranjuez, Godoy's Sturz, die Thronentsagung Karls IV., die Thronbesteigung Ferdinands VII. konnten Spanien nicht mehr aus dem Abgrunde des Verderbens reißen, worein der nichtswürdige Günstling, besonders seit dem unheilvollen und widersinnigen Vertrag von San-Ildefonso, es gestürzt hatte; sie trugen nur dazu bei, die Ausführung der mit unwürdiger List vorbereiteten Pläne Napoleons zu beschleunigen. Die Verhandlungen von Bayonne schienen gleich darauf das Schicksal Spaniens entschieden zu haben. Die spanischen Bourbons hatten zu Gunsten Joseph Napoleons abgedankt; die Großen, die Beamten, die hohe Geistlichkeit, die Inquisition hatten mit wenig Ausnahmen den neuen Herrscher anerkannt und buhlten um seine Gunst; die Versprechungen, der Charakter, das Interesse Josephs, die ganze Lage der Dinge, endlich die Constitution von Bayonne schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, daß die neue Dynastie in Spanien das Werk der ersten Bourbons vollenden, die Wunden der letzten Unglückszeit heilen könnte und würde; und diese Hoffnung führte auch einige wahre Vaterlandsfreunde in die Reihen der Feigen, der Eigennützigen, der Ehrgeizigen, mit einem Worte der Höflinge und der Großen, die sich um die neue Macht drängten. So schien Widerstand gegen diese kaum denkbar, und im Fall er irgendwo von vereinzelter tollkühner Verblendung und Halsstarrigkeit versucht wurde, waren die unbesiegten französischen Heere über die ganze Halbinsel verbreitet, die festen Plätze in ihren Händen, und die in Blut ersäufte Empörung Madrids drohte unvermeidlich jedem ähnlichen Beginnen ähnlichen Ausgang. So meinten die Großen und Weisen, die Fürsten, Staatsmänner und Feldherren Europas; nicht aber das spanische Volk, das stolze, hochherzige, starre, treue, fromme. Ihm war der blutige 2. Mai der heroischen Hauptstadt nur das Vorbild und das Zeichen zum Kampfe gegen fremde Hinterlist und Unterdrückung. Binnen wenigen Wochen hatte in allen den Städten, die nicht als Festungen von zahlreichen französischen Besatzungen im Zaum gehalten wurden, das Volk die alten Behörden entweder verjagt, oder gezwungen, Ferdinand VII. den Eid der Treue zu erneuen, dem Usurpator abzuschwören; Valencia, Zaragoza hatten den Angriff sieggewohnter Heere abgeschlagen; die Niederlage von Baylen endlich hatte den Siegeszauber des Adlers gebrochen und Madrid vom Feinde befreit. Während diese gewaltigen Begebenheiten in reißender Schnelle aufeinanderfolgten, hatte Jove Llanos in Jadra-

que*) in dem Hause seines alten Freundes Arias Saavedra die Ruhe und Pflege gesucht, die sein tiefserschüttertes Gemüth, seine zerrüttete Gesundheit so dringend bedurfte. Wie konnte aber ein solcher Mann den Anfoderungen einer solchen Zeit ausweichen? Schon in Zaragoza hatte Palafox ihn zurückzuhalten gesucht, um seines Rathes und seines Namens unter so schwierigen, fast verzweifelten Umständen sich zu bedienen; doch zeigte der Augenschein, daß Jove Llanos vor allen Dingen, sollte er überhaupt dem Vaterlande nicht ganz verloren sein, Ruhe bedürfe; außerdem aber mochte Vieles in den dortigen Verhältnissen und in den Plänen der beiden Palafox ihm nicht zusagen, er verließ daher Zaragoza nach einer langen Unterredung mit Palafox. Gleich nach seiner Ankunft in Jadraque trafen ihn Aufforderungen von andern Seiten: ein Befehl von Napoleon selbst aus Bayonne, sich sogleich nach Aragon zu begeben, um die Provinz zu beruhigen, d. h. unter das Joch der Usurpation zurückzuführen, und zugleich dringende Aufforderungen von seinen Freunden, besonders vom Grafen Cabarus, sich nach Madrid zu begeben, wo von König Joseph das Ministerium des Innern für ihn offen gehalten werde. Sie zeigten ihm die Aussicht auf die Erfüllung aller seiner patriotischen Wünsche durch die neue Dynastie, auf die Verwirklichung so vieler Pläne, denen er sein mühevolles Leben unter der alten, vom Schicksale selbst und eigner Schuld und Verblendung gestürzten Dynastie vergeblich geopfert; sie nahmen sein Gewissen, seine Vaterlandsliebe in Anspruch, um ihn für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, mit der sein Name allein vielleicht die Edlern der Nation aussöhnen konnte. Jove Llanos aber, so tief ihn auch alle diese, in mancher Hinsicht durch Vernunftgründe kaum zu widerlegenden Betrachtungen bewegen mußten, war doch zu sehr, zu durch und durch Spanier, als daß Sophismen oder Vernunftgründe bei ihm das kräftige, einfache, natürliche Gefühl der Treue gegen den angestammten Fürsten, des Abscheus gegen einen der Nation durch fremde Gewalt und Treulosigkeit aufgedrängten fremden Herrscher und seine Wohlthaten hätten überwinden können. Er antwortete dankbar, ehrerbietig, aber bestimmt ablehnend. Als aber bald darauf Joseph und sein Hof vor den Siegern von Baylen aus Madrid entfliehen mußte, als die Junta von Oviedo sich beeilte, die

*) Kleiner Ort in der Nähe von Siguenza.

Dankbarkeit, das Vertrauen Asturiens gegen seinen würdigsten Sohn dadurch an den Tag zu legen, daß sie Jove Llanos nebst dem Marques von Campo Sagrado zu ihren Repräsentanten in der Junta central erwählte, welche fortan im Namen des gefangenen Ferdinand VII. das Regiment führen sollte, da konnte keine Rücksicht auf seinen eignen Zustand Jove Llanos ferner abhalten dem Ruf des Vaterlandes zu folgen, und er eilte sogleich nach Aranjuez, wo die Junta im September 1808 ihre Sitzungen eröffnete.

Von diesem Augenblicke an hört die Lebensgeschichte Jove Llanos' eigentlich ganz auf Geschichte eines Individuums zu sein; denn so innig, so unbedingt vereinigte und weihte er seine ganze Existenz dem Vaterlande in dem Kreis, wohin es ihn berufen hatte, daß die Geschichte seines Lebens mit der Geschichte der Junta central zusammenfällt, sodaß nur eine Uebersicht der Elemente, des Geistes, der Handlungen dieser Versammlung hier eine, sonst unvermeidliche Lücke in Jove Llanos' Lebensgeschichte ausfüllen kann, während zugleich eine richtige Erkenntniß jener Verhältnisse uns den großen, edeln Mann gerade während dieser verhängnißvollen Epoche ehrwürdiger, aber auch vielleicht unglücklicher zeigen wird als je zuvor.

Schon der erste Blick auf die Zusammensetzung der Junta central überzeugt uns, daß nur die unerhörteste Zerrüttung und Umwälzung aller moralischen und bürgerlichen Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft die Vereinigung so ungleichartiger Elemente in der obersten Staatsgewalt herbeiführen konnte. Der engelsreine Märtyrer Jove Llanos neben dem ruchlosen, blutbefleckten Ungeheuer Tilly! *) Ehrgeizige Demagogen, aufgeklärte weise Patrioten, aufrichtige religiöse Fanatiker, starre Anhänger alter Formen, eigennützige Verfechter alter Misbräuche, in nichts einmüthig als im Widerstand gegen die fremde Herrschaft: diese Vereinigung so verschiedenartiger, zum Theil so unverträglicher Elemente war aber ein nothwendiges Resultat, ein Bild des

*) Don Francisco de Guzman, Graf Tilly (aus dem Geschlechte des Eroberers von Magdeburg), ein gewandter, talentvoller, geistreicher, aber in Lastern und Verbrechen versunkener Abenteurer, hatte sich des von den wackern Patrioten Jap und Esquivel begonnenen Volksaufstandes von Sevilla (zu Gunsten Ferdinands VII.) bemächtigt und ihn zum Werkzeuge seines eignen Ehrgeizes herabgewürdigt. Er war schuld an der Ermordung des unglücklichen Solano in Cadiz und an so vielen andern Gewaltthätigkeiten.

damaligen Zustandes der Nation, an deren Spitze sie gestellt waren. Alle Elemente des Volkslebens waren aufgewühlt, losgelassen, die edelsten wie die gemeinsten, die gesundesten wie die verderbtesten; die Gewalt war durch die Volksempörungen gegen die fremde Usurpation theils in die Hände der Kühnsten gekommen, die aber nicht immer die Uneigennützigsten, Fähigsten, Besten sind, theils war sie in den Händen der alten Staatsbeamten geblieben, so fern diese schnell genug der Volksbewegung nachgaben; diese Alten waren aber im Durchschnitt so gewaltigen Anfoderungen und Begebenheiten der Zeit gegenüber eben die Unfähigsten. So waren also im Anfange das kräftige, aber unbändige, ordnungsscheue, demagogische Element und das Element des alten, morschen, unfähigen, schlaffen Despotismus vorherrschend; allein der Sieg von Baylen, wodurch für den Augenblick der nächste Zweck des Aufstandes, die Wiederherstellung der Autorität Ferdinands VII., im größten Theil von Spanien erreicht wurde, mußte nothwendigerweise den alten Machthabern und Beamten wieder das Uebergewicht geben, und diese meinten denn auch, es handle sich um nichts weiter, als das ganze alte Unwesen gegen die Angriffe der fremden Usurpation und gegen die Eingriffe der Demagogie nicht nur, sondern auch gegen die Foderungen einer zeitgemäßen Regeneration zu vertheidigen. Dies wäre, wenn auch blos auf kurze Zeit, nur dann möglich gewesen, wenn dieses System und diese Menschen im Stande gewesen wären, den Widerstand gegen den gemeinsamen Feind, die französische Usurpation, auch nur mit einigem Vortheil und Glück zu leiten; dazu aber fehlte es ihnen geradezu an allen Fähigkeiten, einem so furchtbaren, übermächtigen Feinde gegenüber, und endlich mußte eine in der Geschichte unerhörte Folge von blutigen Niederlagen die gänzliche Unfähigkeit dieser Menschen, die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit des ganzen Systems, an dem sie festhielten, so klar darthun, daß die Nation es endlich müde wurde, immer von Neuem und immer vergeblich die ungeheuersten Opfer zu bringen, und einstimmig deswegen, als Bedingung neuer Opfer für die Fortsetzung des Kampfes, andere Menschen, ein anderes System verlangte. Nun aber kam es darauf an, ob die wildeste Anarchie der Demagogen- und Pöbelherrschaft, oder ob die, seit fast einem Jahrhundert unter dem Schutz der weisesten Fürsten genährten und durch die Noth der letzten Zeiten noch mehr erstarkten Elemente einer heilsamen Regeneration das Uebergewicht erhalten sollten. War nun im ersten Falle der Untergang Spaniens durch Sieg oder Niederlage gleich

unvermeidlich, so ist leicht zu ermessen, was Spanien und was Europa den Männern schuldig ist, die ein solches Unheil verhüteten, indem sie die Sache des Nationalkampfes gegen die Fremden, die Interessen der rechtmäßigen Dynastie mit den Interessen der innern Regeneration des Staates unauflöslich vereinigten und so einer dreifach heiligen und gerechten Sache den Sieg verschafften — den Männern, denen eben deshalb auch Europa nächst Gott den ersten Schritt zur Befreiung aus den Fesseln des Mächtigen zu danken hat. Diese Männer aber sind keine andern als die spanischen Liberalen. Nein, wie frech sich auch die Feinde der Liberalen dies Verdienst ausschließlich anmaßen; wie leicht sich auch unser eigner selbstgefälliger, aufgeklärter Liberalismus mit seinen abgedroschnen Phrasen von Einfluß der Geistlichkeit, Fanatismus, Bigoterie zur Erklärung jenes großen Volkskampfes begnügt; wie begierig auch die Gemäßigten, die Diplomaten jeden Vorwand festhalten, um die Verdienste jener edeln spanischen Patrioten zu schmälern, zu vergessen: nein, nicht die Geistlichkeit nicht der Adel, nicht die Anhänger des alten Despotismus haben Spanien und Europa befreit, sondern das Volk und die Liberalen; nicht für die Inquisition, nicht für Höflingstyrannei, nicht für die Wiederherstellung des alten verknöcherten, verfaulten Unwesens hat das spanische Volk jenen Riesenkampf gekämpft, sondern für die Regeneration der Monarchie durch Zusammenwirken des rechtmäßigen Königthums mit dem Volke in und durch eine freie Verfassung, worin die Rechte und Pflichten beider festgesetzt würden. Die hohe Geistlichkeit, die Inquisition, der hohe Adel, die Höflinge, die Staatsbeamten, alle Die, welche Jahrhunderte lang in dem geistigen und leiblichen Elende des Volkes geschwelgt, welche an dem Sturz der alten Monarchie, an der Entwürdigung des rechtmäßigen Königthums schuld waren und wie giftiges Unkraut üppig in dem allgemeinen Verderben emporwucherten, alle diese, mit wenig Ausnahmen, war die Ersten und fast die Einzigen, welche dem Usurpator zufielen, den rechtmäßigen König und das Vaterland verriethen; und erst als sie sahen, daß sie hier nicht ihre Rechnung fanden, als sie sahen, daß der Usurpator gesonnen war, Das auszuführen, was die edelsten und weisesten Fürsten der rechtmäßigen Dynastie versucht und begonnen hatten, daß die Verfassung von Bayonne dem heillosen Unwesen ein Ende zu machen drohte, erst da wandten sie sich von ihm ab; aber nicht um an dem Kampfe für König, Vaterland und Freiheit Theil zu nehmen, sondern um in Sevilla und Cadiz sich und ihre Schützlinge

nd Creaturen durch gefahrlose und einträgliche Stellen, durch hrenzeichen und Beförderungen für ihren Patriotismus und re Loyalität bezahlen zu lassen, um, wie einst den Fürsten, en Günstling, so nun die Machthaber des Augenblicks in iederträchtiger, unersättlicher Gier zu umlagern. Aber auch Diejenigen unter dieser Partei, welche die Treue gegen ihren Fürsten bewahrten, welche freiwillig oder gezwungen sich an ie Spitze des hochherzigen Aufstandes der Nation stellten, as haben sie gethan? was verdankt ihnen Spanien und Europa? Zwanzig blutige ruhmlose Schlachtfelder, wo die tupide Unfähigkeit, der engherzige Nepotismus dieser Menchen Gut und Blut des Volkes in Strömen dem Feinde um leichten Opfer brachte, der ganze, fast rettungslos zerrüttete Zustand Spaniens vor dem Zusammentreten der Cortes möge diese Frage beantworten. Dem Volke allein und den Männern, die aus dem Volke hervorgegangen waren, die ihm einen würdigen Kampfpreis setzten und ihm sein Vertrauen auf sich selbst und seine Führer wiedergaben, diesen gebührt die Ehre des Kampfes und des Sieges. Zu dem Volke aber gehörte nicht nur der wilde Pöbel, das unwissende, aber kräftige, treue, fromme Landvolk, sondern auch die mittlern und höhern Stände; und wenn auch jene in Spanien so wenig wie anderswo einen klaren Begriff von bürgerlicher Freiheit hatten, so war doch das Bedürfniß und das Verlangen nach einem bessern Zustande auch hier allgemein, während bei den höhern und mittlern Ständen eine richtige Würdigung der Ursachen, welche die Monarchie ins Verderben gestürzt hatten, welche auch jetzt noch jede Möglichkeit des Sieges in dem furchtbaren Kampfe zerstörten, so allgemein verbreitet war, daß das Aufhören dieser Ursachen, daß mit einem Wort eine innere zeitgemäße Regeneration des Staates bei diesem ganzen Theil der Nation eine unerläßliche Bedingung für die Fortsetzung des Kampfes wurde, eine Bedingung, deren Erfüllung von Seiten der rechtmäßigen Regierung um so dringender wurde, da von der andern Seite die Usurpation sie als Preis des Abfalls darbot. Wirft man also den Liberalen vor, sie haben, statt zu kämpfen, statt sich ausschließlich mit dem Widerstand gegen die Usurpation zu beschäftigen, sich mit unnützen, unpassenden Discussionen herumgetrieben; sie haben, statt dem Könige Krone und Scepter unverkürzt zu erhalten, durch eine revolutionnaire Verfassung seine Rechte beschränkt: so verräth ein solcher Vorwurf, im besten Falle, eine gänzliche Unwissenheit über die damaligen Verhältnisse; denn eben die Garantie einer zeitgemäßen

Regeneration, worauf jene Discussionen sich bezogen, war die einzige Bedingung, unter welcher das Volk ferner den Kampf führen konnte und wollte; und sollte der rechtmäßigen Dynastie der Thron überhaupt erhalten werden, so konnte es nur dadurch geschehen, daß auf irgend eine Weise dem heillosen Misbrauch der Gewalt, welcher Thron und Monarchie in den Abgrund gestürzt hatte, für die Zukunft vorgebeugt wurde. *) Was aber den Kampf selbst betrifft, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Einfluß der niedern Geistlichkeit auf den religiösen Fanatismus des Volkes (dem übrigens die meisten Liberalen keineswegs fremd waren) von großer Wichtigkeit war, daß viele von den kühnen Führern, die im Volkskriege, im Kleinen und Einzelnen die Niederlagen der Heere wieder aufwogen, der liberalen Partei fremd oder feindselig waren; aber gegen einen Solchen gab es 10 Andere, die damals und bis auf diesen Augenblick mit gleicher Begeisterung für König, Religion, Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit fochten. Die Namen eines Mina, Empecinado, Palarea, Porlier, Jauregui und so vieler Andern verkünden ebenso laut, wer mit den Waffen des Armes, als die Namen eines Jove Llanos, Villanueva, Muñoz Torrero, Argueles, Martinez de la Rosa, Ciscar, Toreno, Cayetano Valdes u. s. w. verkünden, wer mit den Waffen des Geistes Spanien befreit hat. In den Angriffen unserer neuen Legitimisten gegen die Cortes und die Verfassung von Cadiz vereinigen sich 2 Elemente im höchsten Grade, welche jede ersprießliche, verständige Discussion ausschließen: mauvaise foi und Pedanterie; wir wollen uns daher auf eine ernstliche Widerlegung derselben hier um so weniger einlassen, da Jove Llanos keinen unmittelbaren Antheil an den Verhandlungen in Cadiz hatte. Die Verfassung von Cadiz war allerdings so wenig frei von großen, wesentlichen Mängeln als irgend ein Menschenwerk der Art, und in einem Augenblick wo 9 Zehntel der britischen Nation eingestehen, daß ihre gepriesene historische Verfassung nichts als eine schmähliche erdrückende Oligarchie war, brauchen sich die Urheber der Cortesverfassung ihrer Irrthümer eben nicht zu schämen. Mit gegenseitigem Vertrauen zwischen König und Nation war sie mit allen ihren Mängeln sehr ausführbar und allen ihren Mängeln mit der Zeit leicht ab-

*) Jedem, dem an einer richtigen Ansicht dieser Epoche gelegen ist, können wir des Hrn. v. Schepeler „Geschichte der spanischen Revolution" nicht dringend genug empfehlen.

zuhelfen. Ohne dies Vertrauen, bei der anerkannten Unredlichkeit des Königs war auch das Ideal aller Verfassungen unausführbar. Hatte übrigens 1814 die Nation das Recht, dem König die Krone, die er von sich geworfen, die sie mit Strömen Blutes wiedererkämpft hatte, nur unter gewissen Bedingungen wieder anzubieten, so hatte der König ebenso unbestreitbar das Recht, diese Bedingungen nicht anzunehmen und, wenn er es vermochte, die Krone ohne diese Bedingungen zu nehmen. Dies gelang ihm theils durch Ueberraschung und Gewalt, besonders aber deshalb, weil die Nation, zwar keineswegs, wie man behauptet hat, den Cortes und der Constitution feindselig war, aber weil sie in der herzlichen Freude des Sieges, in dem Bewußtsein der unerhörten Opfer, die sie dem König gebracht, keinen Augenblick zweifelte, daß der König alles Das erfüllen werde, was sie von der Verfassung erwartete. So blieben die Bedingungen, unter denen Ferdinand die Krone übernahm, wesentlich dieselben: eine zeitgemäße Regeneration der Monarchie, Abhülfe der alten Mißbräuche, des alten Unwesens und Sicherheit gegen dessen Wiederkehr. Ja, der König selbst erkannte diese Bedingung und den allgemeinen, dringenden Wunsch der Nation, die dringenden Anfoderungen der Zeit an, und sprach sie in demselben Decret von Valencia aus, worin er die Verfassung der Cortes verwarf. Hätte Ferdinand seinem Volke gehalten, was er damals feierlich versprach — und welches Volk hatte je ein solches Recht, die Erfüllung eines solchen Versprechens zu fodern —, hätte er die Bedingungen erfüllt, unter denen er freiwillig die Krone annahm, die das Volk ihm erkämpft hatte, hätte er das große Werk fortgesetzt, was Ferdinand VI. und Karl III. begonnen: so würde freilich weder von Constitution noch von Revolution je die Rede gewesen sein. Aber wie wurde dieses Versprechen, diese Bedingungen, erfüllt! Wie schändlich wurde das Wort des Königs gebrochen, die gerechte Hoffnung der Nation getäuscht! Die Regeneration der Monarchie war und blieb aber die unvermeidliche, unumgängliche Aufgabe der Zeit, deren Lösung von irgend einer Seite kommen mußte. Das entwürdigte, treulose, von der Camerilla prostituirte Königthum hatte der Lösung dieser Aufgabe entsagt, welche die selbst anerkannte Bedingung seiner Existenz war, sie mußte also von der Nation übernommen werden, und so wurde die ohne Mitwirken und gegen den Willen des Königthums unternommene Regeneration zur Revolution. Eine glückliche Lösung dieser Aufgabe war aber freilich nur dann möglich, wenn das Königthum sich früher oder später, freiwillig oder

der Nothwendigkeit nachgebend wiederum aufrichtig mit der Revolution versöhnte und ihr eben damit den Charakter einer Revolution nahm und sie wieder zur Regeneration machte; oder wenn es die Revolution besiegte und an deren Stelle trat. Durch die Intervention der heiligen Allianz gelang es Ferdinand wirklich, die Revolution zu besiegen — aber wer, der ihn nur irgend kannte, konnte auch nur einen Augenblick hoffen, er werde nun freiwillig das Versprechen erfüllen, was er 1814 gegeben und gebrochen, es werde nun endlich das Königthum die Bedingung seiner Existenz, der Existenz der Monarchie, die Aufgabe der Zeit lösen? Die heilige Allianz konnte die Lösung dieser Aufgabe zur Bedingung ihres Beistandes machen — sie hatte das Recht und die Pflicht, darauf zu bestehen, wenn sie das Recht und die Pflicht der Intervention hatte. Aber vielleicht hatte man damals keinen andern Zweck als ein aus Heuchelei und Sophismen zusammengesetztes System aufrechtzuhalten, dem nicht nur das Glück des spanischen Volkes, die Existenz der Monarchie, sondern jeder Grundsatz, jedes Interesse einer gesunden, großartigen Politik aufgeopfert wurde.

Bei dieser Gelegenheit drängen sich uns aber unabweislich einige Gegensätze aus jener und einer spätern Epoche auf. Während damals die spanischen Liberalen an der Spitze des blutigsten Kampfes standen, den vielleicht je ein Volk für seinen rechtmäßigen Fürsten, seine Religion, seine Unabhängigkeit und Freiheit gefochten hat — was trieben die Staatsmänner der nachmaligen heiligen Allianz? Sie buhlten in Erfurt um die Gunst des Kaisers von Frankreichs, des Usurpators, um die Gunst seiner Diener und seiner Krieger; sie schalten mit ihnen, bei Gelagen und Festen, bei schlauen, weisen Berathungen die heldenmüthige Treue der Spanier Empörung, ihre kühnen Führer, ihre begeisterten Redner Insurgenten und Räuber. Bald darauf erkannte man die Cortes, Cadix und ihre Verfassung wieder an, als man ihrer bedurfte, um sie 1814 wieder zu verleugnen, 1821 wieder anzuerkennen und 1823 von Neuem zu verleugnen. Und nun? Wahrlich wir irrten uns, wenn wir meinten einen Gegensatz zu finden zwischen damals und jetzt, da uns doch im Gegentheil die schönste Uebereinstimmung und Consequenz entgegentritt. Man hat freilich seitdem das unglückliche Spanien in einen Zustand gestürzt, der ärger ist als derjenige, aus dem jene Insurgenten und Empörer es 2 Mal gerettet; aber jetzt wie damals leben die Staatsmänner und Diplomaten an verschiednen Orten in ungetrübter Selbstgefälligkeit, in großer Gewissensruhe, bei

Festen und Gelagen, die Götter der Welt, bei schlauen Beratungen, mit feinen Redensarten über Legitimität, Verträge, Interventionen u. s. w., über die bald vergessene große Woche und den lästigen Riesenkampf der Polen. Jene Männer aber heißen jetzt wie damals in jenen hohen, edeln, legitimen Kreisen Empörer, Insurgenten, Räuber, sofern ihrer überhaupt noch gedacht wird, nachdem viele der Edelsten durch Henkers Hand, oder im Verzweiflungskampfe, oder in Hunger und Elend umgekommen, und die übrigen in Verbannung, in Armuth, im Kerker schmachten, verrathen, verlassen, vergessen von Allen, aber unerschütterlich treu ihrer heiligen Sache. Um aber den Hohn des Schicksals vollzumachen, sind viele von Denjenigen, die sie damals als Helfershelfer der fremden Usurpation bekämpften, jetzt ihre Henker, ihre Kerkermeister, ihre Verfolger, im Namen und auf Befehl eben des Fürsten, für den sie damals Gut und Blut opferten. Quousque tandem!

Wir kehren zu der Junta central zurück. Ihre Zusammensetzung läßt sich aus dem oben Gesagten beurtheilen. Es herrschte darin die Partei des Alten vor, indem mit mancherlei Abstufungen die meisten ihrer Mitglieder entweder mit entschiedenen Ansichten und Thätigkeit, oder mit schwerfälliger Unbedeutendheit dahin gehörten; unter den Ersten finden wir z. B. Riquelme, la Torre, Valdes, Garay und sogar den Präsidenten Floridablanca, in welchem Furcht und Abscheu vor der französischen Revolution und starrer, advokatischer Formalismus mit dem Alter immer mehr vorherrschend geworden waren. Diesen gegenüber erscheinen Calvo de Rozas, Don Francesco de Palafox und vor Allen der Graf Tilly, die, aus einer ihrem ganzen Wesen angemessenern Sphäre demagogischen Treibens herausgetreten, ihren rücksichtlosen Ehrgeiz und rastlose Intriguen in den Kreis der höchsten Staatsgewalt mitbrachten. Was vermochte neben einer solchen Mehrzahl der reine aufgeklärte Patriotismus eines Jove Llanos, der zwar in seinen Freunden Saavedra, Camposagrado und einigen Andern Uebereinstimmung der Gesinnungen, aber keine hinreichende Energie fand? Unter diesen Umständen könnte man es vielleicht Jove Llanos zum Vorwurfe machen, daß er sich einer solchen Aufgabe überhaupt unterzog, oder, daß er in dem Verhältniß zu seinen Collegen nicht mehr Energie zeigte, um Gutes durchzusetzen und Böses oder Thörichtes zu verhindern. Diese Vorwürfe zeigen sich jedoch bei geringem Nachdenken als sehr ungerecht. Was die größere Energie betrifft, so war allerdings Jove Llanos' ganzes

Weſen nicht geeignet, in gewaltſamen Verhältniſſen die aufgeregten Leidenſchaften zu beherrſchen und zu verſöhnen: die Art von Energie, die er im höchſten Grade beſaß, war die des guten Gewiſſens, des ruhigen überlegenen Verſtandes, der ſichern Sachkenntniß, der wohlwollendſten Geſinnung; aber gerade dieſe Art von Energie war es allein, welche in den collegialiſchen Verhältniſſen einer ſolchen Behörde, in Berührung mit ſtarren, hartnäckigen, ſchwerfälligen oder leidenſchaftlichen und ſchlau abſichtlichen Menſchen zwar wenig, aber doch einiges Uebel verhindern, zwar wenig, aber doch einiges Gute wirken konnte. Eine andere Art von Energie freilich, z. B. Mirabeau's Rieſenkräfte, hätte ſolche Verhältniſſe und Schranken ohne Weiteres zerriſſen und durchbrochen, aber innerhalb dieſes Kreiſes hätte Niemand und keine Art von Energie Mehr oder Beſſeres wirken können, als Jove Llanos gewirkt hat. Die Möglichkeit einer ſolchen Wirkſamkeit war aber ſchon ein hinreichender Grund für ſeinen aufopfernden Patriotismus, in ſo ſchwierige Verhältniſſen einzutreten, welche ihm die ſchwere Mitverantwortlichkeit für Maßregeln auferlegen mußten, denen oft ſeine Anſichten, ſeine Wünſche geradezu widerſprachen. Dies war gewiß das höchſte, ſchmerzlichſte Opfer, was er dem Vaterlande bringen konnte, um ſo mehr, da die gewöhnliche Anſicht der Dinge ſolche Opfer gar nicht zu begreifen und zu beurtheilen vermag, während ſie das oft ſehr bequeme Zurücktreten aus ſchwierigen Verhältniſſen, wo es darauf ankommt, auch in Anſichten und Grundſätzen alle Nebendinge der Hauptſache zu opfern, als politiſche Conſequenz und Unabhängigkeit preiſt.

Uebrigens täuſchte ſich Jove Llanos nicht über den Geiſt und die Zuſammenſetzung der Behörde, der er beitreten ſollte, und ebendeshalb war es vom erſten Augenblick ſein unabläſſiges Streben, dieſe Behörde ſobald wie möglich durch eine ihrer hohen Aufgabe, ihrer in der Geſchichte einzigen Stellung würdigere zu erſetzen. Dies konnte nur durch die Cortes geſchehen, als Organe und Repräſentanten der Nation, welche, da ſie vom Königthum verlaſſen und an die Uſurpation abgetreten worden, die höchſte Gewalt im Staate und die Quelle aller Gewalt, der That und dem Rechte nach, geworden war. *) Die Zuſammenberufung der Cortes war

*) Wir wollen den abgeſchmackten Streit über Volksſouverainetät und Legitimität hier nicht weiter berühren und es den Legitimiſten überlaſſen, zu erklären, auf welchen haltbaren Grund ſich der Widerſtand der Spanier gegen Napoleons Dynaſtie ſtützen konnte,

nd blieb daher das Ziel, wonach er unablässig, mit heißer Sehnsucht und Anstrengung aller seiner Kräfte strebte; die Hoffnung, die Möglichkeit, zur Erreichung dieses Zieles mitzuwirken, war der Hauptgrund, der ihn bewegen konnte, alles Andere, nicht nur seine Ruhe, seine Kräfte, sein Leben, sondern auch in allen untergeordneten Fragen seine Ueberzeugung zum Opfer zu bringen. *) Es lag in seinem ganzen

---

als darauf: daß Ferdinand nicht das Recht habe, die Souveränität zu verschenken, weil sie nicht sein, sondern dem Volke angehöre. Uebrigens bemerken wir noch, daß die soberania de la nacion nicht von den Liberalen zuerst proclamirt wurde, sondern von ihren heftigsten Gegnern, zumal dem wackern Bischof von Orense.

*) Es dürfte nicht überflüssig sein zu hören, wie Jove Llanos selbst sich in dieser Hinsicht in der Einleitung zu seiner „Memoria a mis compatriotas" äußert: „Endlich wird die spanische Nation in Cortes zusammentreten u. s. w. Indem ich diesen großen Gedanken betrachte, schlägt mein Herz hoch in meiner Brust vor Freude, daß ich endlich den Augenblick sich nähern sehe, den ich so heiß ersehnt habe. Nachdem ich der Erste war, der in der obersten Regierungsjunta die Nothwendigkeit bewies, der Nation allgemeine Cortes zu versprechen; nachdem ich auf alle Weise die Gerechtigkeit und den Nutzen dieser Maßregel dargethan habe; nachdem ich mit dem reinsten Eifer an den Verordnungen gearbeitet habe, durch welche ihre Zusammenberufung beschlossen und bestimmt worden; nachdem ich während 8 Monaten mit allen Kräften meines Geistes an der Art ihrer Organisation und an den Vorbereitungen zu ihren Verhandlungen gearbeitet habe: was blieb mir noch zu wünschen übrig als den Anfang dieses großen Werkes zu sehen? Es war wahrlich nicht Eigennutz, der mir diesen Wunsch eingab. Kein Ehrgeiz, keine Aussicht auf persönlichen Vortheil erregte ihn in mir. Es erregte ihn allein die glühende Liebe zu meinem Vaterlande, die mich beseelt, und die Hoffnung der großen Wohlthaten, die ich durch diese Maßregel demselben zu sichern hoffte. Ich glaubte, daß nur eine so erhabene, so rechtmäßige Versammlung die großartigen Gefühle einflößen, die ungeheuern Opfer verlangen, die heroischen und einmüthigen Anstrengungen hervorbringen könne, welche die Gefahren des Vaterlandes foderten. Ich glaubte, daß sie allein es retten, daß sie allein, nachdem sie es gerettet, unsere durch den Despotismus und die Zeit zerstörte Verfassung wiederherstellen und verbessern, daß sie allein unsere verworrene Gesetzgebung vereinfachen und vervollkommnen könne, um durch sie die politische und bürgerliche Freiheit des Volkes zu sichern; die Quellen der Volksbildung öffnen und leiten durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, die Quellen des Volksreichthums durch Beschützung der Gewerbe und des Ackerbaus, so viele Unordungen verbannen, so vielen Misbräuchen abhelfen, so viele Ungerechtigkeiten wiedergutmachen, so viele Thränen trocknen, welche die Willkür der früheren und der freche Despotismus der letzten Regierung verursacht hatte — alles Dies erwartete

Charakter, daß er bestehende Rechte und Formen hierbei so viel wie möglich zu schonen suchte, und daß er deshalb die alte Form der Berufung und Zusammensetzung der Cortes por estamentos möglichst beizubehalten wünschte, im Gegensatz zu Denjenigen, die eine, den Umständen, dem veränderten Zustand der Nation angemessenere Nationalrepräsentation wünschten. Rücksichten des Staats- und Völkerrechts konnten indessen dieser Ansicht von Jove Llanos nicht zum Grunde liegen, sondern nur Rücksichten der Billigkeit und der Zweckmäßigkeit, und die Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht in der Junta central machte, mußten ihn bald überzeugen, daß die Zusammenberufung einer außerordentlichen Nationalrepräsentation allein den Ansprüchen der Zeit und dem Vertrauen der Nation entsprechen könne, weshalb er auch später die Berufung der Cortes extraordinarios mit dem

---

ich nur allein von den Cortes. Ich glaubte endlich, daß, wenn in dem unerforschlichen Willen der Vorsehung das alte Festland Spaniens verurtheilt sei, die Beute des Tyrannen Europas zu werden, die Cortes allein, unüberwindlich fest in ihren Vorsätzen, das Vaterland nach einer neuen Welt hinüber retten, nur die Saat des Hasses und der Treue in den Herzen ihrer unterdrückten Söhne zurücklassend, damit sie in glücklichern Zeiten emporkeime, mit der Verfassung und den Gesetzen, die sie zu ihrem Glücke gegeben, nach jenen fernen Ländern hinüberziehen könne, um in ihrer Mitte den Schwur unerschütterlicher Treue und Liebe gegen den unglücklichen Ferdinand und ewigen Hasses gegen Bonaparte und seine fluchwürdige Dynastie erneuen könnten".

Unsere pseudohistorischen Legitimisten haben es nicht an Sophismen fehlen lassen, um zu beweisen, daß die Cortes nur dann gültig und rechtmäßig sein konnten, wenn sie por estamentos und nach Art und Weise der frühern Cortes zusammenberufen wurden. Sie würden sich indessen in großer Verlegenheit befinden, wenn sie sagen sollten, welche Epoche der Geschichte der Cortes eigentlich als Norm dienen sollte? — wie weit man zurückgehen sollte, um Das zu finden, was sie die alte Verfassung der Monarchie zu nennen belieben? Es würde sich dann von Neuem zeigen, was davon zu halten ist, wenn sie von Verletzung bestehender Rechte, Umsturz bestehender, historisch begründeter und entwickelter Formen sprechen. Sie meinen immer nur damit die Rechte und Formen einer ganz willkürlich aus der Geschichte herausgerissenen Epoche, die ihren Interessen, ihren Systemen eben zusagt, und stellen diese als unabänderliche Norm auf. Von den Rechten der moralischen Personen des Mittelalters, der Kirche, Adel, Corporationen, wissen sie gar viel zu sagen; aber daß der Depotismus der Könige und die Zeit diese Personen getödtet hat, und daß die Revolution an ihre Stelle eine andere und viel ältere moralische Person, das Volk, wiedereingesetzt hat, können und wollen sie nicht begreifen.

ufrichtigſten Eifer betrieb. In der That hätten Cortes por stamentos, worin der hohe Adel, die hohe Geiſtlichkeit und inige privilegirte Bürger einiger privilegirten Städte allein Sitz und Stimme hatten, gerade das Gegentheil von Dem ewirkt, was Noth that, worauf die Rettung der Monarchie allein beruhte. Alle Mängel und Gebrechen, welche urch das Vorherrſchen der Elemente des Alten die Centraljunta zur Rettung des Vaterlandes von der Uſurpation oder der Anarchie gänzlich untauglich machten, hätten ſich in ſo zuſammengeſetzten Cortes in noch höherm Grade wiedergefunden, und überdies war ein großer Theil es hohen Adels und der hohen Geiſtlichkeit zum Uſurpator bergegangen.

Als die Central ihre Sitzungen eröffnete, handelte es ſich ibrigens noch gar nicht um die Form der Zuſammenberufung er Cortes, ſondern darum, daß überhaupt eine ſolche Maßegel als nöthig anerkannt und als eine der Hauptaufgaben er Central erklärt werde. In dieſer Hinſicht waren zwar chon damals manche Verhältniſſe außerhalb der Central günig. Theils konnte nämlich der hohe Rath von Caſtilien — er ſeiner Stellung nach am eheſten Anſpruch hatte, in Abweſenheit des Königs die höchſte Staatsbehörde zu bilden, deſſen mehr wie zweideutiges Benehmen vor der Schlacht on Baylen, aber fürs erſte jeden Anſpruch der Art beſeitigen mußte — dennoch die Autorität der Central nicht ohne Empfindlichkeit und Eiferſucht anerkennen, und ſprach daher, und um ſeine Popularität wiederherzuſtellen, von der Nothwendigkeit, Cortes zuſammenzurufen, theils waren auch die Provinzialjunten um ſo eiferſüchtiger auf die Macht der Central, da dieſelbe ihnen ihren Urſprung verdankte, und ſie verlangten deshalb ebenfalls die Zuſammenberufung der Cortes. Doch war dieſer Wunſch von dieſer Seite zu wenig aufrichtig und uneigennützig, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer ſolchen Maßregel wurde damals, nach einem Siege, weniger allgemein gefühlt als ſpäter nach einer Reihe von Niederlagen, welche die Unfähigkeit der Central und ihrer Beamten nur zu unwiderleglich darthaten. So hatte alſo Jove Llanos einen harten Stand in der Central, deren meiſten Mitglieder aus leicht begreiflichen Urſachen von Cortes, die jedenfalls ihrer Macht eine Ende drohten, ganz und gar nichts wiſſen wollten. Eine ganz allgemeine Erklärung zur Vertröſtung des Staatsraths und der Provinzialjunten war daher auch Alles, was Jove Llanos auf ſeinen Vorſchlag erlangte: der Nation die Zuſammenberufung der

Cortes spätestens auf den November 1810 zu versprechen. Ebenso wenig Beifall fand er, als er darauf drang, daß, um den Geschäftsgang zu vereinfachen, eine Regentschaft durch einen Ausschuß der Junta gebildet, die Junta selbst aber auf 14 Mitglieder beschränkt und ihr die Stellung einer correspondirenden Mittelbehörde zwischen ihren Committenten, den Provinzialjunten, und ihrem Ausschuß, der Regentschaft, gegeben werden sollte. Alles, was er bewirken konnte, war eine Erklärung an die Nation, worin die Ausrottung der alten Misbräuche, Erleichterung der Staatslasten, strenge Handhabung der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bei Vertheilung der Aemter versprochen wurde. Mit der Erfüllung aller dieser schönen Dinge gedachte man sich dann entweder gar nicht oder so spät wie möglich zu beschäftigen, und namentlich wurde der letzte Punkt zu einer wahren Ironie, denn niemals zeigte sich der Nepotismus, dieses alte Uebel, an dem Spanien von jeher so viel gelitten, frecher und verderblicher als unter der Verwaltung der Junta central, deren 34 Mitglieder als ebenso viele Quellen der Beförderung und Protection angesehen wurden.

Der Gang der Kriegsereignisse, die Anfoderungen des nächsten Augenblickes drängten indessen bald alles Andere in den Hintergrund. Wenn die schimpfliche Uebergabe von Madrid, die übereilte Flucht von Aranjuez nach Sevilla die Unfähigkeit der Machthaber an den Tag legte, so bewies dagegen das Manifest, womit die Central das Jahr 1809 eröffnete, daß ihre unerschütterliche Beharrlichkeit im Widerstande gegen die fremde Usurpation der Gesinnungen der Nation würdig war; ja, diese starre Hartnäckigkeit des moralischen Widerstandes, bei einer gänzlichen Unfähigkeit und Hülfslosigkeit im materiellen Widerstande, und einer gänzlichen Unabhängigkeit von Sieg oder Niederlage, ist charakteristischer und, man möchte fast sagen, großartiger Zug dieser Gattung von Menschen.

Zu den aus der längern Dauer einer so zusammengesetzten Behörde nothwendig entstehenden und sich häufenden Uebeln gesellten sich seit der Verlegung der Central nach Sevilla noch andere, die aus den Localverhältnissen dieser Stadt und aus dem Gange der Angelegenheiten überhaupt entsprangen. So wurde das Gewebe von sich durchkreuzenden, kleinlichen, egoistischen Intriguen, deren schimpflicher Schauplatz damals Sevilla war, während die Nation auf Schlachtfeldern sich hinopferte, noch vermehrt und noch verworrener durch die Umtriebe der Provinzialjunta von Sevilla,

welche bis dahin unter dem Einfluß eines kräftigen, aber ebenso ehrgeizigen als patriotischen Demagogen, des Pater Gil — ein merkwürdiger, kühner, echt spanischer Charakter — ziemlich unumschränkt in Andalusien geherrscht hatte, und sich nur ungern von der obersten Staatsbehörde zu einer untergeordneten Stelle herabdrängen ließ, durch die immer mehr hervortretenden Intriguen des Grafen Tilly, der in dem Pöbel von Sevilla seine alte Stütze wiederfand, durch das engherzige Absonderungssystem der Palafox, die in Spanien immer nur Aragon sahen und deren Ansprüchen allerdings der heldenmüthige Untergang Zaragozas großes Gewicht gab, durch die Umtriebe zu Gunsten des Herzogs v. Albuquerque, des Marquis Romana, des Grafen Montijo und endlich der englischen Militair- und Civilagenten *) und der spanischen Amerikaner. Es wäre übrigens sehr unbillig, alle Diejenigen, welche an dem Sturz der Central mittelbar oder unmittelbar arbeiteten, unbedingt zu verdammen, denn die immer wiederholten Beweise ihrer Unfähigkeit machten die Nothwendigkeit, sie durch eine andere Gewalt und andere Menschen zu ersetzen, immer unabweislicher, und Männer wie Romana und Albuquerque konnten sich, der Central gegenüber, ohne große Anmaßung berufen glauben, durch eine Regentschaft oder Dictatur das Vaterland zu retten. Ebenso waren auch die bald sich häufiger wiederholenden Unruhen und Volksaufläufe in manchen Theilen Spaniens, besonders in den vom Feinde bedrohten Städten, eine natürliche Folge der Unfähigkeit der Central, da das Volk leicht von Jedem in Bewegung zu setzen war, der Das verhieß, was die Central offenbar nicht vermochte: eine kräftige und glückliche Leitung des Nationalkampfes. Die strengen Verordnungen der Central gegen solche Tumulte konnten nur dann gerechtfertigt oder auch nur ins Werk gesetzt werden, wenn ihre Ursache, eben die Unfähigkeit der Central, wegfiel. In manchen dieser Bewegungen, sowie überhaupt in der öffentlichen Meinung sprach sich immer bestimmter das Verlangen nach der Erfüllung der im

*) England lag zunächst nur daran, daß die in Spanien herrschende oberste Behörde dem gemeinsamen Widerstande die größtmöglichen Vortheile darbiete. Dies konnte aber auf sehr verschiedene Weise geschehen, z. B. durch eine kräftige Behörde, welche alle Hülfsmittel des Landes zu benutzen verstünde und das Vertrauen des Volks besäße, durch eine sehr schwache Regierung, welche zum willenlosen Werkzeug in den Händen Englands wurde. Im ersten Fall konnte wieder theils eine Regentschaft, eine Dictatur, Cortes dienlich sein, je nach den Umständen und Menschen.

Anfang von der Central gegebenen Verheißungen, und beſonders nach Cortes aus, alſo das Vorherrſchen der ſogenannten liberalen Anſichten, ſtatt aber die Central zur Erkenntniß und Beſinnung zu bringen, hatte dies ein Verfolgungsſyſtem gegen die Liberalen zur Folge, was nur eine um ſo kräftigere Reaction bewirken mußte. Immer bleibt es aber merkwürdig, daß noch im Anfang des Jahrs 1809 die Central wähnte, mitten in der gänzlichen Zerrüttung und Auflöſung aller Elemente des alten Staates, mitten in einem Kampfe, der nur durch den höchſten Grad der Aufregung aller Leidenſchaften des Volkes möglich war, die alte Cenſur aufrechtzuerhalten. Dieſe hartnäckige Verblendung mußte indeſſen doch allmälig der Gewalt der Dinge weichen, und wer am meiſten dazu beitrug, war der gemeinſame Feind ſelbſt, theils durch das Glück ſeiner Waffen, da jeder Sieg der Franzoſen ein Beweis von der Nothwendigkeit der Zuſammenberufung der Cortes war; theils durch die wenigſtens von Seiten des König Joſeph und einiger ſeiner ſpaniſchen Räthe aufrichtigen und zweckmäßig entworfenen, wenn auch bei der Zügelloſigkeit der franzöſiſchen Feldherrn fürs erſte unausführbaren Maßregeln zur Regeneration der Monarchie. Auf dieſe geſtützt, konnten die Joſephiner mit einigem ſcheinbaren Recht den Patrioten vorwerfen, daß ſie ebenſo gewiſſenlos als thöricht ſich und die Nation aufopferten für eine Staatsverwaltung und für Menſchen, welche an dem Elend der Nation, dem Untergang der Monarchie Schuld ſeien, und einiges Gewicht mußte die Auffoderung erhalten durch eine Anerkennung des Uſurpators, unter ſolchen Bedingungen, die das Heil des Vaterlandes ſichern könnten, dem furchtbaren Kampf ein Ende zu machen. War nun auch die Antwort, welche Jove Llanos und ſeine Freunde Saavedra und Venegas im April 1809 auf ſolche Vorſchläge des Generals Sebaſtiani, von dringenden Vorſtellungen ehemaliger Freunde unter den Joſephinern begleitet, gaben: „daß ſie keineswegs für die Inquiſition und für veraltete, dem Gemeinwohl verderbliche Privilegien kämpften, ſondern für den rechtmäßigen König, die Religion, die Unabhängigkeit der Nation und eine ihren Bedürfniſſen und Rechten angemeſſene Verfaſſung"; war dieſe Antwort auch ſolcher Männer würdig und ſprach ſie die Geſinnungen des beſſern Theils der Central aus, ſo mußte ſie auch durch irgend eine Maßregel dieſer Behörde gerechtfertigt werden. In der That bewirkten auch Jove Llanos und ſeiner Freunde unabläſſige Bemühungen das Decret vom 22. Mai, worin wiederum die Zuſammenberufung der Cortes aufs nächſtfolgende

Jahr verheißen, und als deren Aufgabe besonders die Aufrechthaltung der Grundgesetze des Reichs und die Verbesserung der Gesetzgebung und Verwaltung bezeichnet wurde. Die Reform der Gesetzgebung und Verwaltung war nie und nimmer von den Cortes por estamentos und ohne eine gänzliche Reform der sogenannten Grundgesetze zu erlangen, und der Zustand der Nation, die Stellung des Feindes machte die Zusammenberufung in dieser Form geradezu materiel unmöglich; diese Verheißung enthielt also Widersprüche, die bei der weitern Erörterung in einer zu den vorbereitenden Arbeiten ernannten Commission sogleich hervortreten mußten. Die hieraus entstehende Meinungsverschiedenheit in der Commission, deren Mitglied auch Jove Llanos war: ob die Cortes por estamentos oder als Cortes extraordinarios, generales, nach den Bedürfnissen und Möglichkeit der Gegenwart, berufen werden sollten, verzögerte die Beendigung ihrer Arbeiten, und die Majorität der Central ließ sich diese Verzögerung gerne gefallen. Statt einer Verordnung über die Zusammenberufung der Cortes, welche die Nation erwartete, erschien im Juni eine Verordnung zur Wiederherstellung und Ergänzung des hohen Rathes von Castilien, des Schlußsteines des ganzen alten Unwesens, der noch überdies durch seine Treulosigkeit alle Achtung bei der Nation verloren hatte. Glücklicher als in seinen Bemühungen für diesen Hauptpunkt, war Jove Llanos in Beziehung auf einen andern, dessen Wichtigkeit zwar weniger unmittelbar sich aufdrängte, den aber in einer solchen Epoche dennoch so ernstlich und gewissenhaft betrieben zu haben, ebendeshalb um so verdienstlicher erscheinen muß.

Eine von der Central, freilich mehr der Form wegen, ernannte Commission beauftragte Jove Llanos mit dem Entwurf eines Planes für eine zeitgemäße Reorganisation des öffentlichen Unterrichtes, und dieser benutzte diese Veranlassung, um die Resultate der umfassenden Untersuchungen und Erfahrungen niederzulegen, die er seit so vielen Jahren über diesen wichtigen Gegenstand gemacht. Mit welchem Erfolge, geht schon daraus hervor, daß seine Arbeit nicht nur der bald darauf von der josephinischen Regierung beabsichtigten Reform zum Grunde gelegt wurde, sondern daß sie auch 1823 von der constitutionnellen Regierung bei der damals begonnenen Reform des öffentlichen Unterrichts fast ohne wesentliche Veränderungen angenommen worden. *)

*) Während dieser Zeit machte der edle Lord Holland Jove Llanos'

Indeſſen näherte ſich eine unvermeidliche Kriſe immer mehr; die Niederlage von Ocaña, die Invaſion von Andaluſien, die unglaubliche, unerhörte Unfähigkeit, welche die Central und ihre Feldherren und andere Beamten bei dieſer Gelegenheit bewieſen, gab den Ausſchlag. Die Umtriebe aller Parteien in Sevilla verdoppelten ſich, die Verſetzung der Regierung nach der Isla de Leon wurde zur unordentlichen Flucht und gab das Zeichen der Revolution vom 23. Januar, wodurch in Sevilla eine Regentſchaft, aus Romana, Palafox, Montijo und Egnia beſtehend, ſich an die Spitze der Verwaltung ſtellte, die aber nach wenig Tagen durch das Einrücken der Franzoſen — Sevilla konnte kein zweites Zaragoza werden — zerſtreut wurde.

In dieſer furchtbaren Kriſe, wo der lange zurückgehaltene, gerechte Unwillen der Nation ſich mit den gehäſſigen Leidenſchaften der Factionen vereinigte, um die Mitglieder der Junta central ohne Rückſicht auf ihre perſönlichen Anſichten und ihre Wirkſamkeit mit Verachtung und Haß zu überſchütten, entwickelte Jove Llanos eine wahrhaft bewundernswerthe Beſonnenheit und Thätigkeit. Nachdem er noch bis auf den letzten Augenblick Alles aufgeboten hatte, um die tolle Verwirrung der Flucht aus Sevilla zu mindern, um Archive u. ſ. w. zu retten, eilte er mit ſeinem Freunde Compoſagrado nach der Isla und brachte es durch unermüdete Anſtrengungen dahin, daß eine Mehrzahl der Mitglieder der Junta, von denen mehre ſich wie flüchtige Verbrecher verborgen hatten, ſich hier vereinten und, nachdem ſie die Verordnung zur Zuſammenberufung der außerordentlichen Cortes auf den 1. März erlaſſen, eine Regentſchaft ernannten, deren Mitglieder der Biſchof v. Orenſe, S. Franc. Saavedra, der General Caſtaños, Escaño und Lardizabal, am 31. Januar 1810 in die Hände der Regentſchaft den Eid ablegten, die katholiſche Religion und die Rechte Ferdinand VII. aufrechtzuhalten und das Decret in Bezug auf die Cortes auszuführen.

Die außerordentliche und wohlthätige Wichtigkeit dieſer Maßregeln in der damaligen Kriſe läßt ſich leicht ermeſſen, wenn man bedenkt, daß, indem an die Stelle der bis dahin beſtandenen rechtmäßigen und allgemein anerkannten höchſten Gewalt eine auf rechtmäßigem Wege aus ihr entſprungene

---

Bekanntſchaft, und wie ſehr er deſſen Werth erkannte, bewies er, indem er ſpäter in Hollandhouſe Jove Llanos' Büſte neben der des großen Fox (ſeines Oheims) aufſtellte.

Behörde trat, einer gänzlichen Auflöſung aller Elemente des Staates in demagogiſcher Anarchie vorgebeugt wurde, indem die ganze Nation ſich allmälig um ſo vertrauensvoller an die Regentſchaft anſchloß, da die meiſten der Mitglieder, aus denen ſie beſtand, und noch mehr ihre ganze Stellung eine Bürgſchaft für die baldige Erfüllung des dringendſten Wunſches und Bedürfniſſes der Nation und aller Parteien, die Zuſammenberufung der Cortes, gab; denn die Lage der Dinge war damals von der Art, daß die Regentſchaft nichts mehr wünſchen mußte als die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf ihr laſtete, mit einer ſolchen Verſammlung zu theilen. Beherzigen wir alles Dies, ſo können wir mit Recht ſagen, daß es in jener Kriſe, der furchtbarſten, welche ſich in der Geſchichte des ſpaniſchen Volkskampfes findet, 2 Männer waren, denen Spanien und mit Spanien Europa ſeine Rettung verdankte, Jove Llanos und Albuquerque. Jener, indem er durch die Regentſchaft die Zuſammenberufung der Cortes ſicherte und der Anarchie vorbeugte; Dieſer, indem er durch ſein raſches Vordringen und die Beſetzung der Brücke von Zuazo, die Isla de Leon und Cadiz, dieſe letzten Bollwerke der Unabhängigkeit des europäiſchen Feſtlandes, dieſe Wiege der Regeneration Spaniens, gegen die ſiegreiche Uebermacht des Feindes ſicherte.

Albuquerque's jugendliche Heldenbahn wurde bald darauf durch den Tod unterbrochen, der ihn nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern auf dem Krankenlager traf; Jove Llanos' Lohn waren die Verleumdungen, die kleinlichen Verfolgungen ſeiner Feinde, denen es ſogar eine Zeitlang möglich wurde die öffentliche Meinung irrezuführen. Die Autorität der Regentſchaft war noch nicht feſt genug begründet, um die Anmaßungen der Factionen, beſonders der Junta von Cadiz ganz zurückzuweiſen, und dieſe theilte den öffentlichen Unwillen gegen die Central, der in der erſten Aufwallung keinen Unterſchied zu machen wußte; während zugleich gerade Jove Llanos und die wenigen gleichgeſinnten Mitglieder der Junta ſich eben durch ihren Widerſtand gegen das Böſe und die Böſen mehr Privatfeindſchaften zugezogen hatten als die Schuldigen unter ihren Collegen, ſodaß in der That gerade Die, welche es am wenigſten oder gar nicht verdienten, die Verantwortlichkeit für die unſelige Laufbahn dieſer Behörde am härteſten fühlen mußten. Es kann übrigens der Central, wenigſtens was die Mehrzahl ihrer Glieder betrifft, nicht ſowol böſer Wille als Unfähigkeit unter unendlich ſchwierigen Verhältniſſen, am allerwenigſten aber abſichtlicher Verrath oder

persönlicher Eigennutz vorgeworfen werden. Was Jove Llanos' Antheil an den Maßregeln der Junta betrifft, so mögen das bisher in dieser Hinsicht Gesagte, ja das ganze Leben und Wesen des Mannes schon hin, um die Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß alles negativ oder positiv Gute, was von der Central ausging, vor allen Andern seinem Einfluß zuzuschreiben ist, alles Böse und Verkehrte aber gegen seine Ansicht und trotz seiner Bemühungen geschah. Von Jove Llanos' Uneigennützigkeit auch nur zu reden, hieße sein Andenken beschimpfen *); und dennoch wählten seine Feinde gerade diese Seite seines Charakters zu ihren niederträchtigen Angriffen. Jove Llanos war nur durch ein Darlehn von einem treuen Diener in den Stand gesetzt worden, seine Abreise nach Asturien auf einer im Hafen liegenden Fregatte zu betreiben, auf welcher auch Camposagrado und einige andere Mitglieder der Junta sich eingeschifft hatten, als er erfuhr, daß in Cadiz das Gerücht verbreitet werde: die Mitglieder der Junta hätten bedeutende Summen, Früchte ihrer treulosen Verwaltung der aus Amerika übermachten Schätze, an Bord bringen lassen. Dieser Angriff war für Jove Llanos' Ehrgefühl unerträglich; und da die Junta von Cadiz seine gerechten Foderung, die Urheber jener Verleumdung zur Strafe zu ziehen, nicht nur zurückwies, sondern sogar ihm mit einer Untersuchung drohte, war er entschlossen, sich um jeden Preis Genugthuung zu verschaffen, und obgleich es bekannt war, daß der Pöbel von Cadiz sein Leben bedrohe, so konnten doch nur die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde, die fast Gewalt brauchen mußten, ihn verhindern, sich wieder in Cadiz ans Land setzen zu lassen, um seine Verleumder zur Rechenschaft zu ziehen. Um indessen doch zu beweisen, daß er nicht, wie man auch behauptete, als Staatsgefangener auf der Fregatte zurückgehalten werde, verließ er sie und ging an Bord eines Handelsfahrzeuges, welches am 26. Februar unter Segel ging, und nach einer sehr stürmischen Fahrt die Rhede von Muros de Noya in Galicien erreichte. Hier empfing ihn die traurige Nachricht, daß die Franzosen von Neuem in Galicien und Asturien eingebrochen und Gijon und Oviedo besetzt hätten, und statt der Ruhe, deren er so sehr bedurfte, sah er sich zugleich neuen, unwürdigen Verfolgungen ausge-

*) Er hatte gleich im Anfange auf Diäten und andere außerordentlichen Vergütungen Verzicht gethan und sich mit seinem bisherigen Gehalt begnügt.

ßt, indem ein Offizier mit einem Befehl der Junta von Sant-Yago erschien, um seine Papiere in Beschlag zu neh-men. Jove Llanos war schon ohnedies geistig und körperlich krankhaft gereizt und seine Entrüstung über ein solches An-nnen hätte leicht traurige Folgen haben können, ohne die Mäßigung des Offiziers, der unter dem Vorwande, weitere Verhaltungsbefehle einzuholen, ihm Zeit ließ, eine Vorstellung n die Junta einzureichen, welche auch bessern Regungen olgte und ihren Befehl zurücknahm.

Die Lage der Dinge in Galicien und Asturien zwangen indessen Jove Llanos seinen Aufenthalt in Muros zu verlän-ern, und die gutmüthige Gastfreundschaft der Einwohner, die reundliche, gesunde Lage des Ortes, die Abgeschiedenheit und Ruhe gewährten ihm endlich die Erholung, ohne welche sein Geist und Körper unterliegen mußte. Welche Wirkung die Ereignisse der letzten 2 Jahre, Jove Llanos' persönliche Ver-hältnisse und Erfahrungen während dieser Zeit auf ein, schon durch früheres langes Unglück ermüdetes, natürlich weiches, offenes, wohlwollendes und außerordentlich zartfühlendes Ge-nüth wie das seinige machen mußte, läßt sich eher ermessen als beschreiben. Er selbst sagt darüber mit seiner gewöhnli-chen Mäßigung: „Dieser Zeitraum von 16 Monaten, wäh-rend dessen ich an diesen Geschäften Theil nahm, war in der That kurz in Rücksicht der Zeit, aber sehr lang in Hinsicht auf die vielen Arbeiten, voll Mühseligkeiten durch Widerstand und Gefahren aller Art, schmerzlich durch das beständige bit-tere Gefühl, daß weder die reinsten Absichten, noch die un-ermüdlichste Thätigkeit, noch der unerschütterlichste Eifer hin-reichten, um das Vaterland von den Leiden und dem Unglück zu befreien, die es zu der Zeit bedrängten". Unerträglich aber war ihm der Gedanke, daß alle diese Leiden nicht einmal in der Anerkennung und Dankbarkeit seines Volkes einen Ersatz finden sollten, indem noch immer die rücksichtlosesten, einsei-tigsten Anklagen und Verleumdungen gegen alle Glieder der Junta central verbreitet, und gerade gegen diejenigen ihrer Mitglieder, denen er am nächsten befreundet war, neue Ver-folgungen erhoben wurden, während sich zugleich die Zusam-menberufung der Cortes verzögerte. Alles dies bewog ihn die Ruhe, deren er in Muros genoß, zu benutzen, um sich und seine gleichgesinnten Freunde und wenigstens die Absich-ten der Junta central vor seinen Mitbürgern und vor der Nachwelt gegen die Verleumdungen seiner Feinde und die leidenschaftlichen, einseitigen Urtheile des Augenblicks zu recht-fertigen. So entstand jene Denkschrift an seine Mitbür-

ger*), worin er wie in einer Ahnung seines nahen Todes sich ein so würdiges Denkmal setzte. Das Einzige, was vielleicht an diesem Meisterstück der Klarheit und Würde der Darstellung und der Classicität der Sprache auszustellen sein möchte, ist das zu weit getriebene Zartgefühl des Verfassers, was ihn verhindert seine eigne Sache von der vieler seiner Collegen, seine persönlichen Ansichten und Thätigkeit von den Maßregeln der Junta im Ganzen so zu trennen, wie er es mit vollem Rechte gekonnt hätte.

Jove Llanos' Aufenthalt in Muros dauerte bis zum Frühjahr 1811 ohne weitere Unterbrechung als eine Pilgerfahrt nach Sant-Yago, die seinem, im Geiste der katholischen Kirche aufrichtig religiösen Gemüthe ein Bedürfniß war, um so mehr, da ein neuer harter Schlag des Schicksals bald darauf seine Ergebung auf eine neue Probe setzte, durch den Tod seines ältesten und treusten Freundes Arias Saavedra.

Die den Spaniern günstigen Kriegsereignisse des Frühjahrs 1811 erlaubten ihm endlich seinen lang gehegten Wunsch auszuführen und seine Vaterstadt wiederzusehen. In Gijon angekommen, eilte er sogleich nach der Kirche, um Gott im Gebet für seine Rückkehr zu danken. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich indessen in der Stadt und wurde ohne weitere Vorbereitung ein Freudenfest für seine dankbaren Mitbürger, die ihn wie im Triumphe unter dem Schalle der Glocken, dem Donner des Geschützes und dem tausendfachen Rufe: „Es lebe der Vater des Vaterlandes! der Wohl-

*) „Memoria á mis compatriotas, en que se rebaten las calumnias etc." (Coruña, 1811). Diese leider sehr selten gewordene Schrift würde allein hinreichen, um ihrem Verfasser als Schriftsteller und Staatsmann einen der ersten Plätze unter seinen Zeitgenossen anzuweisen. Der ehemalige Cortesdeputirte Don Vicente Salva, jetzt Buchhändler in Paris, einer der gründlichsten Kenner der spanischen Literatur, sagt in Beziehung auf sie: wenn Cicero Castilianisch schriebe, so würde er es schreiben wie Jove Llanos. Salva beabsichtigt eine neue Ausgabe dieses Werkes. Eine Auswahl von Jove Llanos' Schriften, von denen die meisten (in der Form von Gutachten) noch gar nicht gedruckt sind, würde ein für die spanische Literatur höchst verdienstliches Unternehmen sein. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Salva die allgemein Jove Llanos zugeschriebene kleine Schrift: „Pan y toros", nicht für sein Werk hält, und da diese Autorität uns in unserer eignen Ansicht bestärkt, so können wir jener Schrift auch nur hier beiläufig erwähnen, ohne jedoch ihre großen Verdienste schmälern zu wollen. Ueberhaupt aber war Jove Llanos' schriftstellerische Thätigkeit zu sehr bloßer Ausfluß seiner allgemeinen Thätigkeit, als daß wir ihrer besonders zu erwähnen brauchen.

r der Stadt und der Provinz!" aus der Kirche nach
r Wohnung begleiteten. Diese Aufnahme war wohlthä-
Balsam für sein wundes Herz, dessen er um so mehr
rfte, da auf der andern Seite der traurige Zustand, die
liche Zerstörung, worin er fast alle seine Schöpfungen,
allen sein theures Instituto asturiano fand, dessen Ge-
de den Franzosen als Caserne gedient hatte, ihm neuen
mmer bereitete. Ohne sich jedoch auch nur einen Augen-
unthätiger Weichlichkeit zu gestatten, begann er so-
b mit frischer Thätigkeit und Aufopferung seiner ohnehin
n mehr zur Bestreitung seiner einfachen Bedürfnisse zu-
enden Mittel die Wiederherstellung der Anstalt zu betrei-
und zwar mit solchem Erfolge, daß er bald seine Mit-
er zur Wiedereröffnung des Lehrcursus im November des-
n Jahrs einladen konnte.

Diese Hoffnung, die ihn von Neuem belebte, wurde je-
durch das plötzliche Vordringen der Franzosen im Herbst
1 zerstört. Ein großer Theil der Einwohner von Gijon
te sein Heil in der Flucht und das kleine Fahrzeug, wor-
Jove Llanos und sein Freund Pedro de Valdes Llanos
den 6. November einschifften, war überfüllt mit Unglück-
n jeden Alters und Geschlechts, deren Lage um so trau-
r wurde, da ein furchtbarer Sturm es dem Fahrzeug
nach 8 Tagen möglich machte, in die kleine Bai von
ga einzulaufen. Jove Llanos' Kräfte waren erschöpft und
wurde, dem Tode nahe, ans Land gebracht, wo er nebst
iem Begleiter in dem Hause des Don Antonio Trelles
orio eine liebevolle Aufnahme fand. Hier opferte er, der
ßt so sehr der Pflege bedurfte, noch seine letzten Kräfte
f, um seinen Freund Valdes Llanos in einer Krankheit zu
gen, die in kurzer Zeit mit dem Tode endigte. Zwei Tage
auf, den 27. November 1811, unterlag auch Jove Llanos
schweren und mannichfachen Leiden des Körpers und der
ele.

Sein Tod beschleunigte, was die Zeit schon vorbereitet
tte, das Verstummen seiner Feinde und Verleumder, die
nerkennung seines Werthes durch die öffentliche Meinung.
ie Junta von Asturien, welche ihren Sitz in Castropol ge-
mmen hatte, sandte, sobald sie die Nachricht von seinem Tode
hielt, eine Commission aus ihrer Mitte ab, um sein Begräb-
ß anzuordnen, was mit den aufrichtigsten Aeußerungen des
chmerzes einer zahlreichen, aus der ganzen Umgegend ver-
ammelten Volksmenge stattfand, und dieser Schmerz um
en Verlust eines solchen Mannes tönte bald von allen

Theilen Spaniens zurück. Auch die Cortes, welche endlich den 24. Dezember 1811 ihre Sitzungen eröffnet hatten, sprachen ihre dankbare Anerkennung aus, indem sie den 25. Jan. 1812 durch einen einmüthigen Beschluß: Jove Llanos hoch verdient um das Vaterland erklärten.

Joseph Chlopicki.

er der größten jetzt lebenden Diplomaten, der einer Re-
k, einem Kaiser und 3 Königen gedient — Talleyrand —,
im Februar 1815 auf dem wiener Congresse das ebenso
e als prophetische Wort ausgesprochen: „Polens Thei-
, welche dieses Reich aus der Staatenreihe europäischer
ionen ausgestrichen hat, ist das Vorspiel aller der Um-
ungen gewesen, die Europa betroffen haben". *)

„Unter allen Fragen", fuhr er fort, „die während der
rsten und Ministerversammlung verhandelt werden können,
rde mein König als die erste, als die größte und am
schließlichsten europäische jene betrachtet haben, welche
len betrifft, wenn er in dem Maße, als er es wünschte,
te hoffen dürfen, daß ein Volk, das durch sein Alter, sei-
Heldenmuth, die Dienste, die es Europa geleistet, allen
ern Nationen das höchste Interesse einflößen muß, ganz
vollkommen wieder in den Besitz seiner alten Unabhän-
keit gesetzt werden könnte. Aber wenn die Macht der Um-
nde größere Gewalt übt, als die edeln und großmüthigen
sinnungen der Fürsten, denen die alten polnischen Provin-
n unterworfen sind; wenn die Frage über das Schicksal
olens auf ein bloßes Theilungsgeschäft und auf einen Grenz-
reit zwischen den 3 betheiligten Mächten zurückgeführt wird,
n welchen Frankreich laut seiner alten Verträge ausge-
schlossen ist, so bleibt dieser Macht, nachdem sie den gerechte-

*) Die nämliche Meinung, nur mit andern Worten, spricht auch Dohm aus in seinen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", Bd. I, S. 433.

sten Ansprüchen ihren Beistand angeboten hat, nichts übrig, als der Wunsch, daß Polen zufrieden sein möge, dies in solchem Falle selbst sein zu können". *)

Der Tag, an dem Polen seine Kraft fühlt, ist angebrochen, die große Zeit des Freiwerdens der Völker ist erwacht. Zuerst erschallte im Julius des Jahres 1830 die Sturmglocke von den Thürmen der Notre-Dame. Ihr Ruf hallte wieder von den Ufern der Seine bis an die Ufer der Maas, Schelde und Weichsel. Wie in Paris das Jahr 1789, wurde in Warschau das Jahr 1794 wieder neu.

Die nie schlummernde Nemesis rächte sich furchtbar an den Verirrungen und Fehlgriffen einer Politik, die Völker unter den rauschenden Freuden einer verweichlichenden Prunksucht mit einem Feldzuge das Schicksal der Welt entschied, Könige decretirte oder entsetzte, Staaten begründete, andere wiederherstellte, Nationen von einander trennte, hier Fürsten ihrer rechtmäßigen Oberherrschaft beraubte, um dort andere zu bereichern, die mit einem Male in das innerste Mark der Menschheit willkürlich eingriff, unter dem Namen der Legitimität jenen von Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausgegangenen Ideenschwung zu vertilgen, der als wuchernde Saat auf einem von der mit Blut gedüngten Felde die Blüte der Freiheit in tausendfältiger Gestaltung erzeugte, wie sie seit der Römerzeit nie wieder vorhanden war.

Wenngleich die versammelten Monarchen die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß ein Volk, dessen Nationalkraft, Heldensinn und Vaterlandsliebe durch alle Wechselfälle des Schicksals sich unerschütterlich fest bewiesen, keinesweges als unterjocht zu behandeln sei, ja daß man sogar diesen nicht gewöhnliche Anlagen durch Gewährleistung freier Institutionen dahin benutzen müsse, um auch fern im Osten mit vereinigten Kräften den Grad der Volksbildung zu erschwingen, der allein dauerhaftes Glück begründen kann, so wurde ihr edler Wille doch nur zu bald durch willkürliche Auslegung des Wortes Freiheit entstellt, und von dem guten Worte blieb nichts weiter übrig als der kalte todte Buchstabe.

---

*) Talleyrand's eigne Worte waren: „Il ne restait plus à celle-ci (la France), après avoir offert d'appuyer les plus justes prétentions, que le voeu de voir la Pologne contente, pour l'être elle-même dans ce cas".

Die spätere Geschichte mag entscheiden, ob die Absichten
von früher von dem Heldenmuthe der Polen unter einem
uszko und Dombrowski begeisterten Kaisers Alexander
Aeußerungen gleich waren; so viel bleibt gewiß, er war
bst, der sein schon im Januar 1812 dem Fürsten Adam
ryski gegebenes schriftliches Versprechen *) ohne Auf-
ung zu lösen gedachte, und die Aufmerksamkeit der ver-
elten Mächte vor allen übrigen wichtigen Berathungs-
en auf Polens Schicksal lenkte.

Demzufolge ist schon am 3. Mai 1815 zwischen dem
er von Oestreich, dem Selbstherrscher aller Reußen und
Könige Friedrich Wilhelm III. ein besonderer Vertrag
schlossen, und darin festgesetzt worden:

„Das Königreich Polen soll mit dem russischen Kaiserreiche
sich durch eine Constitution vereint sein, und zugleich
eigne Staatsverwaltung haben. Alle Polen, welcher
den 3 contrahirenden Mächte sie angehören mögen, sol-
vertreten und ihnen Nationalgesetze und Institutionen
ben werden, welche die Erhaltung ihrer Volksthümlich-
gewährleisten".

Inwiefern diese Verheißung in Erfüllung gegangen, kann
aus dem Munde eines jeden Polen, von dem zur Messe
enden Juden bis zum Grafen und Reichsfürsten herauf,
nehmen. Wer keine Gelegenheit hatte, den eingeborenen
len über die qualvolle, 15 Jahre dauernde Zwittererisstenz
echen zu hören, der findet in: „Die große Woche der
len, oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten
Warschau vom 29. November bis zum 5. Dezember
30", aus dem Polnischen übersetzt (Leipzig, 1831) so-
in den größern Schriften: „Polen", von Lord Broug-
m (Brüssel, 1831); „Polen in seiner tiefsten Erniedri-
ng, oder Rußlands frühere Politik in Bezug auf Polen",
n Hartwig Hundt-Radowski (Stuttgart, 1831), in der:
Geschichte Polens u. s. w.", von Joachim Lelewel, übersetzt
on Drake, (Braunschweig, 1831); in den: „Bemerkun-

*) Kaiser Alexander bediente sich in einem eigenhändigen Schreiben vom 8. Januar der Worte: „Habt nur einiges Vertrauen zu mir, zu meinem Charakter, zu meinen Grundsätzen; Ihr werdet Eure Hoffnungen gewiß nicht getäuscht sehen. In dem Maße, wie der Krieg mit seinen Folgen sich entwickeln wird, sollt Ihr sehen, wie theuer mir Euer Vaterland, wie sehr die Interessen Eures Vaterlandes auch die meinigen sind. Was die Formen betrifft, so sind die liberalsten die, welche ich immer vorgezogen habe".

gen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830, nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von C. G. Freimund" (Leipzig, 1831) und in vielen andern größern oder kleinern Aufsätzen eine hinlängliche Fundgrube des Zündstoffes, der, wie durch einen elektrischen Schlag entzündet, auf einmal in hohen Flammen auflohderte.

Dieser verhängnißvolle Zündfunke ging, wer wollte es leugnen, im Jahre 1830 sowie früher schon im Jahre 1794 von Frankreich aus, und bewirkte mehr durch mittelbaren als unmittelbaren Einfluß, kraft des mit sich fortreißenden Beispiels, die Entladung der elektrischen Materie. Ungewöhnliche Erscheinungen setzen ungewöhnliche Kräfte voraus, und große Ereignisse sind meist auch die Kinder großer Zeiten. Wenn nun unsere gegenwärtige Epoche voll politischer Gährung gleichwol weniger eine unbedingt große, als hochwichtige und bedeutsame Zeit genannt werden kann, indem deren Endergebniß als die politische Frucht erst nach vollendetem Umschwunge ihren Werth in der Philosophie der Weltgeschichte bestimmen kann, so sind doch unsere Blicke voll Theilnahme nach West und Ost gerichtet, und weilen mit besonderer Vorliebe bald in freudiger, bald in banger Ahnung auf dem schwergedrückten Volke, das nun zum zweiten Male im Gefühle seines Rechts den Riesenkampf für die große Entscheidungsfrage Sein oder Nichtsein mit römergleichem Heldenmuthe kämpft.

Unter den Streitern für Polens Unabhängigkeit ragt vor Allen Einer hervor, der, von früher Jugend an in den Waffen geübt, seine kriegerische Laufbahn an der Seite Kosciuszko's begonnen, unter Dombrowski's Leitung fortgesetzt, und durch Napoleons Rath und Beispiel so mit Lorbern gekrönt hat, daß sein Ruhm in ganz Europa mit gleicher Anerkennung genannt wird und sein Name bei Erwähnung der Namen Dubienka, Maciejowice, Eylau, Friedland, Saragossa und Smolensk, wie in Eins verschmolzen, mitertönt.

Es ist General Chlopicki, der gleich nach dem Aufstande der Polen am ersten Tage des Monats Dezember 1830 der blinden Wuth des Pöbels Einhalt that, die Kraft der Edeln mäßigte, der Leidenschaft und Rache ihre Waffen nahm, den wahren Freiheitssinn mit Besonnenheit lenkte und dem Nationalmuthe mit dem Wirkungskreise die gehörige Richtung anwies, nach Thaddäus Kosciuszko und Thomas Wawrzecki der erste Naczelnik (Dictator) der Polen.

Seine Geburt fällt in die Zeit der ersten Theilung Po-

ens, dieses von der schlauen Politik des östreichischen Staatsministers Kaunitz *) ausgegangnen Cabinetsmordes, der mit lammender Schrift den 2. September 1772, als den Tag, an welchem der russische Minister den Beschluß der 3 Mächte Oestreich, Rußland und Preußen) zuerst bekanntmachte, in die Jahrbücher der Polen sowie in das Herz jedes einzelnen Staatsbürgers einschrieb. Die Nemesis schien in dem nämlichen Jahre, als die erste große Ungerechtigkeit gegen die unglückliche Nation begangen ward, auch ihren Rächer und Sühner geboren zu haben; denn Chlopicki, aus einem altadeligen lithauischen Geschlechte entsprossen, das dem Vaterlande schon viele nützliche Staatsbürger, sowol im Felde der Ehre, als dem der Wissenschaft geschenkt hat, erblickte im März des nämlichen Jahres das Licht der Welt. Seine früheste Jugend floß meist in ungetrübter Ruhe ländlicher Häuslichkeit dahin wie ein Strom, und zeichnete sich durch nichts Anderes, als durch jene Tag für Tag sich wiederholende Einförmigkeit aus, welche den innern Frieden einer anspruchlosen Familie beurkundet. Letzterer wurde nur zuweilen, wenn einige Freunde den Vater Chlopicki's, einen echten Polen von altem Schrot und Korn, besuchten, durch die gegenseitige Erinnerung an das traurige Schicksal des Vaterlandes gestört. Mit blutendem Herzen wurde dann von der fremden Herrschaft gesprochen, auf Mittel zur Befreiung gedacht und — bis der Augenblick gekommen — zur einstweiligen ruhigen Duldung ermahnt. Von diesen Gesprächen war der kleine lebendige Joseph, nebst noch 2 Geschwistern, sehr oft Zeuge, und einst soll ihn sogar einer der Freunde seines Vaters, ein zweiter Hamilkar, vor ein Nationalmonument geführt und zu dem feierlichen Schwure veranlaßt haben, einst Gut und Blut für die Erkämpfung der alten Unabhängigkeit in die Schanze zu schlagen.

So wuchs der sarmatische Hannibal unter kriegerischen Uebungen, den Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlan-

*) Wie wenig aber seine Gebieterin, die bei allen Fehlern ihres Geschlechtes so hochachtbare Maria Theresia, diese Maßregel, die außer Kaunitz vielleicht Niemand als ihr Sohn Joseph wußte, als man sie von deren Verwirklichung in Kenntniß setzte, billigte, ja wie sehr dieselbe sogar verabscheute, beweist ein eigenhändiger Brief, den sie deshalb an Kaunitz geschrieben, und den Herr v. Hormayr in seinem „Taschenbuche für vaterländische Geschichte", Jahrgang 1831, in einer Biographie dieses Ministers bekanntgemacht hat.

des im Busen, heran zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, nur jenen einen Gedanken mit sich tragend. Noch hatte er das funfzehnte Jahr nicht zurückgelegt, als er schon als Cadet in ein Infanterieregiment eintrat, um sich unter der Leitung so vieler würdiger und gedienter Krieger, als eines Giedroyc, Wielhorski und Mokronowski, zur Sühnung seines Versprechens vorzubereiten.

Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts, welches die Sonne der Freiheit, wiewol aus blutrothen Wolken, über Frankreich aufgehen sah, war der Zeitpunkt, wo auch in Polen, das in der Unterdrückung seine Kräfte verdoppelt fühlte, der glimmende Funke der Unabhängigkeit zur hellleuchtenden Flamme aufloderte, bald aber, von der Stickluft der Gewalt unterdrückt, wie die absterbende Lampe noch einmal kräftig auflackert, bevor sie ganz erlischt, unter des unsterblichen Kosciuszko's Leitung in der Schlacht von Maciejowice (10. Oktober 1794) der Uebermacht weichen und für 35 Jahre, bis zu einem schönern Erwachen, erlöschen mußte.

Es sei hier vergönnt, bevor wir Chlopicki auf das Feld der Ehre in die Freiheitsschlachten seines Volks begleiten, die Ursachen und Gründe zu entwickeln, welche jenen ewig denkwürdigen Riesenkampf, der von keiner kriegerischen Anstrengung als derjenigen der heutigen Helden je übertroffen, ja nur erreicht worden ist, herbeigeführt haben, den Kampf für die angeborene Freiheit, für Recht und Vaterland, in welchem damals, wie heute, die Vorsehung den Ausgang *lenkte*; denn wol ist die Hand des Allmächtigen in den Schicksalen der Polen seit der ersten Theilung bis auf die jüngsten Tage der Erhebung nicht zu verkennen. Nur in dem Zusammenhange mit der frühern Geschichte dieses Landes läßt sich manche neuere Erscheinung erklären, manches harte Urtheil mildern, die Schwierigkeit des Unternehmens ermessen und, trotz der vielen Nationalfehler und Schwächen einzelner gesunkener Individuen, Bewunderung des polnischen Heldenmuthes, überhaupt eine günstige Meinung bei dem Freunde der Menschheit erwecken.

Wo Seelengröße und Stärke des Charakters in einer unterdrückt gewesenen Nation, in so schönem Einklange sich bewähren, wo Vaterlandsliebe vom Bauer bis zum Edelmann und Grafen das Herz beseelt, wo solche Mäßigung das Schwert des Siegers zügelt, da wird auch der kälteste Mensch von einem unwiderstehbaren Gefühle der Achtung hingerissen.

Als August III., der letzte König der Polen aus dem

schen Stamme, gestorben war, bestimmte der allgemeine
sch des Volkes den Kronfeldherrn Branicki, der nach
Zurücktreten der Potocki als das Haupt der republika-
n Partei betrachtet wurde, zu seinem Nachfolger. Auf
n Reichstage aber, der nach allen Vorschriften der Ge-
bereits als aufgelöst anzusehen war, rief eine kleine Zahl
h russisches Gold gewonnener Edelleute (statt des ge-
ten polnisch-lithauischen Adels kaum 3—4000 Personen)
Grafen Poniatowski, den Günstling der Kaiserin Katha-
II., unter dem Namen Stanislaus August zum Kö-
aus.

Einen treuern Diener konnte die Czarin nicht haben,
einen Monarchen, der ihr außer der persönlichen Gunst
Krone zu verdanken hatte, und dem sie nur mit der
ehung der erstern zu drohen brauchte, um alle seine
nken, Worte und Handlungen nach ihrem Sinne zu
ein.

Zu den bald nach dieser aufgedrungenen Wahl entstan-
en politischen Parteikämpfen gesellten sich kurz darauf auch
giöse. Die nichtkatholischen Polen, die sogenannten Dis-
enten, fanden an Katharina II. einen mächtigen Schutz
gen den harten Druck, der seit 1717 auf ihnen lastete.
n warfen sich die Bedrängten in Rußlands Arme, welches
an auch im Jahre 1768 einen Theil von Polen mit russi-
en Truppen besetzte. Vergebens standen die gekränkten
olen gegen diese Unbill auf, vergebens gründeten mehre
n ihnen zu Bar eine Conföderation, hauptsächlich gegen
ußland gerichtet. Vergebens entsetzten sie den schwachen
önig Stanislaus August Poniatowski, der zum bloßen Werk-
uge russischer Hofgunst herabgesunken war, ein moskowiti-
es Heer zwang die Conföderirten, den König, statt ihn der
rone für verlustig zu erklären, vielmehr als das Haupt der
onföderation anzuerkennen, und sich damit zu begnügen, alle
e Misbräuche in der Verwaltung und Verfassung, die er
bgeschafft — denn er war ein ebenso gebildeter als das Gute
rnstlich wollender Fürst —, wieder zurückzurufen und die Auf-
echthaltung derselben unter Rußlands Gewährleistung zu stel-
en. Bei diesem Verfahren lag die bitterste Ironie in dem
Scheine, den das russische Cabinet annahm, als ob alle seine
Schritte nur die reinste Menschenliebe leitete. Somit war
Polen durch diese Garantie in der That bereits schon in eine
ussische Provinz verwandelt. Der Reichstag hatte nichts An-
eres zu thun, als die von Petersburg aus erhaltenen Ge-
ze anzunehmen; wer den Gehorsam verweigerte, büßte seine

Kühnheit im Kerker oder in den fernsten Schneeregionen Sibiriens.

Von allen europäischen Mächten nahmen sich blos die Türken, durch Frankreich ermuntert, der unglücklichen Polen an. Oestreich und Preußen sahen nicht ohne Besorgniß den asiatischen Koloß, dem Peter der Große Leben und Bewegung eingehaucht, in das Herz von Europa vordringen. Von einer Verbindung mit demselben hielt indessen die gegenseitige Eifersucht zurück, und als die Niederlagen der Osmanen Polens Schicksal entschieden hatten, zog man vor, die Beute, statt sie dem Sieger zu entreißen, mit ihm zu theilen. Das Schwierigste bei der Ausführung dieses Planes war, nicht etwa einen Rechtsgrund als Vorwand zu finden, der diese Handlung beschönigte, sondern die Grenzen zu bestimmen, wie weit jede der vereinigten Mächte ihre Hand ausstrecken sollte.

Preußen erhielt das sogenannte polnische Preußen, welches der deutsche Orden schon im Jahre 1466 an die Krone Polens abgetreten hatte, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, und das sogenannte Pomerellen, oder den Netzdistrict, d. h. den Landstrich bis an die Grenze des Netzflusses, welcher früher den Herzogen von Pommern gehörte, im Ganzen 631 Geviertmeilen. Oestreich erneute die Ansprüche Ungarns auf Galizien und Lodomerien, nämlich die Grafschaft Zips, die Hälfte des Palatinats (Woiwodschaft) Krakau, das Palatinat Rothreußen u. s. w., 1280 Geviertmeilen. Rußland nahm die Länder zwischen dem Dnepr, der Düna und der Drutsch. Im Jahre 1773 mußte der Reichstag in die Abtretung dieser Länder willigen. Stanislaus August regierte zwar noch, doch nur als Schattenkönig am Gängelbande Rußlands.

Endlich weckten die Ereignisse in Paris, die Nationalversammlung und die neue Verfassung das polnische Volk aus seinem Schlafe. Eine Veränderung der vaterländischen Gesetze und der Staatsverfassung wurde für unumgänglich nöthig erachtet; allein diesem höhern Aufschwunge traten außer einigen russischgesinnten Aristokraten hauptsächlich das ruhestörende Princip des Liberum Veto *) und Rußlands drückender Einfluß hemmend entgegen.

---

*) Das Liberum Veto bestand in der gesetzlichen Erlaubniß, nach welcher jeder Einzelne das Recht hatte, durch sein: „Nie pozwalam!“ (Ich gestatte es nicht) die Beschlüsse des ganzen Reichstags zu entkräftigen. Dies Vorrecht der polnischen Verfassung war

Als bald darauf Rußland mit der Pforte und Schwe- in Krieg verwickelt wurde, schien im Jahre 1788 der nstige Zeitpunkt zur Befreiung gekommen zu sein, zudem Preußen, argwöhnisch und eifersüchtig auf Rußlands Ver- ßerungsplane, dem Beginnen kräftige Unterstützung ver- rach. Jetzt erwachte die Vaterlandsliebe um so feuriger, näher die Gefahr war, jetzt schlugen alle Herzen um so hner, je mehr man bemüht gewesen war, die große Masse s Volks, diese Grundlage des Staatslebens, von dem Ge- ß aller bürgerlichen Rechte auszuschließen und den bishe- gen Zustand einer Adelsanarchie zu verewigen. Nie haben leicht die inhaltschweren Worte des großen Sängers:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne zittre nicht!

ch glänzender bewährt, als jetzt in Polen. Mitten unter en Spähern des mistrauischen Feindes bereitete sich lang- m, aber um so folgereicher eine Staatsveränderung vor, elche in dem Verlaufe weniger Jahre die polnische Nation us dem Zustande gesetzloser Barbarei in die Mitte der eu- opäischen Civilisation versetzen sollte.

Die Besetzung des neutralen Polens von Seiten der ussischen Truppen und die zwingherrische Auffoderung zu einem Schutz- und Trutzbündniß wider die Pforte gaben Veranlassung, daß sich am 6. Oktober 1788 zu Warschau ein Reichstag eröffnete, der wegen seiner ungewöhnlichen Dauer gemeinhin der „vierjährige", von seiner entscheidenden Thä- tigkeit aber der „constitutionnelle" genannt wird.

Die Nachgiebigkeit, welche das petersburger Cabinet be- wies, indem es Maßregeln, die offenbar nur gegen Rußland gerichtet sein konnten, nicht den geringsten Widerstand entge- gensetzte, entflammte den so lange niedergedrückten National- muth zu neuer Thatkraft. Jetzt foderte Polen die Entfer- nung der russischen Truppen in kühner Sprache. Katharina beugte ihren Stolz und gab nach. Immer heftiger wurde die Sprache des Reichstags, immer verwogener die Schritte, welche n für die Wiederherstellung und Sicherung der Freiheit that. Der hohe Rath, durch welchen Rußlands Eifersucht der voll- ziehenden Gewalt den letzten Schein der Macht hatte entrei- ßen wollen, wird aufgehoben, und ein polnischer Großer,

seit dem Jahre 1652 eingeführt, von wo an jenes verhängnißvolle Wort, von dem Munde eines einzelnen Landboten gesprochen, die Kraft hatte, den gesammten Reichstag auseinanderzusprengen, oder wenigstens die Ausführung seiner Beschlüsse zu verhindern.

welcher sich durch russisches Gold für die Sache des Feindes kaufen ließ, durch Entehrung gestraft. Aber Schwereres blieb noch zu vollbringen, die Verbesserung der Staatsverfassung, und hier bekamen die Vaterlandsfreunde einen harten Stand mit der Selbstsucht einzelner Vornehmen, der Bestechung und dem geheimwirkenden Einflusse von Seiten Rußlands.

Aber es siegte dennoch des Vaterlandes heilige Sache; mit freudiger Begeisterung brachten die Polen die schwersten Opfer dem Gedeihen ihrer Zwecke dar; der immerwährende Reichsrath ward aufgehoben (27. Februar 1789) und die neue Verfassung, das Werk des geistreichen Ignatz Potocki, wurde auf Antrag des Königs und der Bessergesinnten am 3. Mai 1791 mit einer Mehrheit, bei welcher die geringe Anzahl der Gegner kaum der Erwähnung werth erscheint, angenommen und beschworen. Diese Verfassung vernichtete mit einem Schlage alle die seit Jahrhunderten eingewurzelten Misbräuche, die bisher die edelsten Kräfte des Staats zersplittert hatten, und eröffnete der durch innern Zwiespalt entnervten Nation unter dem Schutze des Gesetzes und der Eintracht eine neue ruhmvolle Entwickelung.

Die römisch-katholische Religion, lautete die erste Satzung dieser Constitution, ist und bleibt Nationalreligion und muß der König immer der herrschenden Kirche angehören; alle andere kirchlichen Parteien aber sind geduldet und stehen unter dem Schutze des Staates.

Die Quelle aller Gewalt im Staate ist der Wille der Nation, die indessen das Recht der Gesetzgebung dem Reichstage überträgt, welcher, wie bisher, aus dem Könige, dem Senate und den Abgeordneten der Ritterschaft und der Städte oder den Landboten zusammengesetzt und in 2 Kammern, die der Senatoren und Landboten, getheilt ist. Bei allen Beschlüssen der beiden Kammern sollte das einfache Stimmenmehr entscheiden; die Nothwendigkeit der Stimmeneinheit oder das Liberum Veto wurde hiemit auf immer aufgehoben.

Der Bauerstand sollte durch Gesetze geschirmt werden, obwol man die Hörigkeit desselben nicht aufhob.

Dem Adel wurden alle seine Rechte und Vorrechte bestätigt, nur neben ihm auch die Abgeordneten der königlichen Städte zum Erscheinen beim Reichstage befähigt.

Die vollziehende Gewalt ward dem Könige und seinem Staatsrathe übertragen, die gesetzgebende aber dem alle 2 Jahre sich versammelnden Reichstage zugetheilt. Zugleich ward die Erblichkeit der Krone bestimmt, die nach dem Tode

des regierenden Königs Stanislaus August Poniatowski auf den Kurfürsten von Sachsen Friedrich August fiel; wenn dieser Fürst keine männlichen Erben hinterließe, so sollte die Erbfolge auf seine Tochter Maria Augusta übergehen, die für diesen Fall feierlichst zur Infantin von Polen erwählt wurde, jedoch nur unter der Bedingung, ihre Hand nicht ohne die Zustimmung des gesammten Reichstages zu vergeben.

Die Wahlfreiheit hingegen ward einmal für allemal abgeschafft. Allein vergeblich war des Fürsten Adam Czartoryski Sendung nach Dresden, um dem Kurfürsten die Thronfolge anzubieten, denn dieser fürchtete aus kluger Umsicht mit vollem Rechte die Erklärung der Kaiserin Katharina, welche sich zwar, durch den Türkenkrieg von den polnischen Angelegenheiten abgezogen, noch nicht öffentlich gegen die neue Verfassung ausgesprochen hatte, im Geheimen aber durch mancherlei Ränke eine Partei für sich in Polen zu bilden suchte.

Je ruhmvoller daher diese Umgestaltung, die weder durch Volksausschweifungen, noch durch Unruhen, noch durch politische Executionen entehrt wurde, von dem unbefangenen Freunde der Geschichte genannt werden muß, desto mehr empört sich das bessere Gefühl bei dem Gedanken, daß in einer Nation, die eine Staatsverfassung entwarf, welche die Nachwelt einst als ein Muster der schwersten und vollkommensten Reform bewundern wird, Verräther sich finden konnten wie ein Felix Potocki (dessen Brüder Ignatz und Stanislaus auf der Seite der Patrioten rühmend genannt werden), ein Krongroßfeldherr Branicki, ein Bischof Kossakowski und ein Graf Malachowski, gleich dem Potocki, aus einer der ältesten und angesehensten Familien entsprossen, dessen Bruder, Reichstagsmarschall, ein vaterländisch Gesinnter für die gute Sache stritt, wenn man auch den Severin Rzewuski, der früher schon einmal nach Sibirien verwiesen war, nicht erwähnen wollte.

Diese Männer, durch ihre Aufnahme am russischen Hofe ermuthigt, unterzeichneten mit 9 Edelleuten eine Acte, wodurch sie sich selbst die höchste Gewalt beilegten. Sie erklärten ihre Verschwörung unter dem Titel der Conföderation von Targowitz für eine Generalconföderation des Königreichs, protestirten gegen alle Beschlüsse des Reichstags, und riefen den Schutz und die Hülfe der großmüthigen Kaiserin von Rußland an. Vier Tage nach der Unterzeichnung des targowitzer Bundes erließ Letztere eine Bekanntmachung, worin sie jede Abänderung der von ihr gewährleisteten Verfassung vom Jahre 1775 als ein Verbrechen gegen ihre Majestät erklärte.

Zwar zeigten sich die Höfe von Wien und Berlin freundschaftlich für Polens Angelegenheit gesinnt, und reichten sich sogar in den Tractaten von Wien, Pillnitz und Berlin die Hand, um Rußland zur Anerkennung der Unabhängigkeit Polens und der Thronfolge des sächsischen Hauses zu nöthigen. Allein nur zu bald verschwand die schöne Hoffnung auswärtiger Hülfe, denn als Polen nicht in die Abtretung von Danzig und Thorn einwilligte, erkaltete Preußens Eifer immer mehr und mehr, zumal da der Krieg mit Frankreich einen scheinbaren Grund hergab. Es verließ die Sache Polens und trat zu Rußland über, als letzteres nach beendigtem Türkenkriege die Maske abnahm, und unter dem Vorwande, die targowitzer Conföderation zu schützen, mit einem Heer von mehr denn 100,000 Russen das unglückliche Polen überschwemmte. So hat sich auch diesmal bewährt, was schon Johannes v. Müller und später Rotteck ausgesprochen: „Wandelbar und täuschend ist der Höfe Gunst und die Freundschaft der Starken. Wo nicht das Recht die Richtung gibt, da ist weder Stätigkeit noch Treue".

Der Reichstag, durch diese Täuschung nicht entmuthigt, bot Alles auf, die Freiheit des Vaterlandes würdig zu vertheidigen. Der König selbst versprach im Drange seines wahrhaft edeln Herzens, sich an die Spitze seines Volks zu stellen, um Gewalt mit Gewalt abzuwehren; allein der fried- und wissenschaftliebende Stanislaus August, der als Privatmann einer der trefflichsten Menschen gewesen, war auf dem Throne nur ein schwacher Regent, der nur zu vorübergehender Aufwallung, nicht aber zu entschlossener Ausdauer Kraft besaß. Nur in der Freundschaft war er fest und beständig, in allem Uebrigen aber ein schwankendes Rohr, das sich von jedem leisen Winde aus Norden hin und her bewegen ließ.

Vergebens widerstanden die Verrathenen und Verlassenen; vergebens wetteiferten alle Stände, nach Kräften zu der Ausrüstung und Vermehrung der Kriegsmacht beizutragen; vergebens strömten Freiwillige, auf eigne Kosten bewaffnet, von allen Seiten in das Lager; vergebens suchte der heldenmüthige Kosciuszko das Volk für das Heiligste zu begeistern. Die Gefechte bei Zielence und Polonne, in welchen die feindliche Vorhut beträchtliche Verluste erlitt, vermochten kaum den Rückzug der Vaterlandsfreunde zu decken, und selbst der glänzende Sieg bei Dubienka, wo Kosciuszko mit 6000 Polen 18,000 Russen schlug, war nicht im Stande, die Fortschritte eines Heeres aufzuhalten, das in zehnfacher Uebermacht, mit dem reichsten Schießbedarf ausgerüstet, die ver-

rathenen, nur mit Sensen und Piken bewehrten Bauern von allen Seiten überflügelte.

Der König bat um Waffenstillstand. Statt diesen zu gewähren, winkte die stolze Semiramis des Nordens, und Stanislaus Augustus trat der targowitzer Conföderation bei.

Die Bestürzung, welche dieser Schritt hervorbrachte, war unbeschreiblich. Die beiden Marschälle des Reichstags protestirten, die Offiziere des Heeres, das sich auf einmal ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert sah, zerbrachen ihre Degen, die Patrioten flohen, die Verräther triumphirten.

Preußen hatte unterdessen ohne Grund und Kriegserklärung seine Truppen in Großpolen einrücken, ja selbst Danzig besetzen lassen. Jetzt erschraken die Conföderirten, bis zum letzten Augenblicke in dem Wahne, daß Rußland mit seinen Verbündeten keine andere Absicht hege, als die alte Verfassung wiederherzustellen, vor ihrer eignen That und den noch möglichen Folgen, als sie auf einmal den Abgrund erblickten, in welchen sie das Vaterland gestürzt hatten. Die 3 Häupter derselben: Potocki, Branicki und Rzewuski, verschwanden von dem Schauplatz; doch es war zu spät. Am 25. März 1793 erklärte ein preußisches, am 9. April ein russisches Manifest, daß die beiden verbündeten Höfe kein anderes Mittel gefunden hätten, den Feuerherd der Revolution in Polen für die Sicherheit ihrer eignen Staaten unschädlich zu machen, als indem man denselben in möglichst enge Grenzen zurückdränge. *)

Die unmittelbare Folge dieser Manifeste war, daß man zu der zweiten Theilung schritt, welche sich das arme Volk, von der Uebermacht erdrückt, ruhig gefallen lassen mußte. Der 16. April 1793 war der Tag, an welchem Rußland eine Theilungslinie von Semgallen bis an den Dniester zog, und sich somit die Provinzen Podolien, Minsk, Polozk nebst dem größern Theile der Palatinate von Brzesc, Nowogrodek, Kiew und Volhynien, sowie das Gouvernement Wilna, oder die Hälfte des Großherzogthums Lithauen angignete, zusammen fünfthalbtausend Geviertmeilen mit 3 Millionen Einwohnern. Preußen hingegen nahm Danzig, Thorn, den größern Theil von Großpolen, oder die Woiwodschaften

*) S. M. l'Impératrice de toutes les Russies et S. M. le Roi de Prusse, de l'aveu de S. M. l'Empereur d'Allemagne, n'ont point reconnu de moyens plus efficaces pour leur sureté respective que de *resserrer la république de Pologne dans des limites plus étroites.*

Posen, Gnesen, Inowraclaw, Kalisch, Siradien, Plock, Lenczic, Rawa und den czenstochower Bezirk von Krakau, ungefähr 1000 Geviertmeilen mit einer Million, 200,000 Seelen.

Was das Demüthigende für die Nation noch erhöhte, war, daß sie auf einem von Rußland anbefohlenen Reichstage zu Grodno in die Abtretung dieser Länder einwilligen mußte. Damit auch für die theilenden Mächte keine Gefahr mehr vorhanden sein könne, sollte das zerrissene Polen seine Armee auf ein Corps von 15,000 Mann reduciren, die übrigen in russische Reihen eintreten oder entwaffnen lassen.

Jetzt war das Maß voll. Der Moment war gekommen, wo es hieß: „Bis hieher und nicht weiter!" Das tief gebeugte Volk ermannte sich; durch ganz Polen wogte die Stimme des Aufruhrs und entzündete den längst glimmenden Funken zur helllohenden Flamme gegen die Unterdrücker. Thaddäus Kosciuszko, der schon in Nordamerika für die Freiheit gestritten, trat an die Spitze des Volks. Krakau war der Sammelplatz, und hierhin zog auch Madalinski mit seiner Reiterschar, der zuerst das Joch von sich geschleudert und in Westpolen die Fahne des Aufruhrs geschwungen hatte.

Der Drang des Augenblicks gebot, einen Naczelnik oder Dictator zu ernennen, der mit durchgreifendem Machtwort die Ausschweifungen einer zügellosen Menge meistern, die Geschäfte des Staates und Heeres ordnen, dem Eigennutz Schranken setzen und nur nach einem Plane das Gesammtwohl des Vaterlands unverrückt im Auge behalten sollte.

Auf welchen Andern hätte da wol die Wahl der Nation fallen können, als auf Kosciuszko *), der durch seine Tugend nebst dem auf 2 Hemisphären errungenen Kriegsruhme die Achtung und Liebe aller Mitbürger an seinen Namen gefesselt hatte.

Unumschränkte Dictatorsmacht wurde durch eine Acte vom 24. Mai 1794 (die Insurrectionsacte der Einwohner Krakaus) in die Hände dieses Mannes niedergelegt. Mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Krakusen, meist Bauern mit Sensen, Piken und Aexten bewaffnet, brach er von der alten Königstadt auf, schlug bei Raclawice (4. April 1794) zum ersten Male die Russen unter Tormansow und Denisow und verbreitete durch die Kunde dieses Sieges in wenigen

*) Man vergleiche Karl Falkenstein's Lebensbeschreibung dieses Helden der Freiheit, sein Wirken in Amerika, Polen, Frankreich und in der Schweiz in den „Zeitgenossen", N. Reihe, Nr. XXII und XXIII.

Wochen die Revolution über das ganze Königreich. Schon rhob sich Lithauen und folgte dem tapfern Jasinski zum Heere der Vaterlandsfreunde. Am 17. April 1794 wurde Warschau eingenommen, Igelström verjagt, das Zeughaus robert, und Alles, was sich widersetzte, dem Tode geopfert; in Tag darauf war kein Russe mehr in der Hauptstadt Polens.

In mehren Schlachten hatte Kosciuszko gesiegt. Zu iner entscheidenden ließen es die Russen nicht kommen, die rst die preußischen Truppen zur Verstärkung erwarteten. Diese zogen unter Anführung ihres eignen Königs heran, roberten Krakau (15. Juni 1794) und besetzten Warschau. Nichtsdestoweniger gingen die Freiheitskämpfer im Vertrauen uf Gott und ihren Naczelnik freudig in den Tod. Der Tag von Raclawice (4. April) und der Entsatz des von dem preußischen Heere belagerten Warschaus (5. u. 6. September 794) sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Taktik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Schießbedarf und Waffen mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen nd Oestreicher sie umzingelten, nach dem unglücklichen Treffen bei Maciejowice (10. Oktober 1794), wo Kosciuszko, von ldam Poninski, auf dessen Ankunft er gerechnet hatte, verassen, nach einem mehrstündigen Kampfe der Uebermacht eines Fersen und Suwaroff erlag, den höchsten Grad erreichen. Mit dem Klagrufe: „Finis Poloniae!“ sank Kosciuszko, er sich an der Spitze der Reiterei verzweifelnd unter die ichtesten Haufen des Feindes geworfen hatte, von mehren Säbelhieben verwundet vom Pferde. Mit ihm war Polens Glücksstern untergegangen — um dereinst vielleicht desto ralender wiederaufzugehen.

Der Naczelnik fiel mit mehren Generalen in die Hände er Feinde, und jetzt stand der Weg nach Warschau dem ieggewohnten Suwaroff offen. Nach Pragas Sturze mußte uch die Hauptstadt und das ganze Königreich fallen, selbst enn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt und mehr roße und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten.

Der Streit um die Stücke des unterjochten Landes, um ie Anzahl Geviertmeilen und Seelen, die jedem Theile zuämen, dauerte noch über ein Jahr fort, denn erst am 24. Okt. 1795 wurde derselbe durch eine Auseinandersetzung zwichen Oestreich und Preußen entschieden. In Folge dieses nd eines früher mit Rußland abgeschlossenen Vertrags erielt Preußen jetzt bei der dritten Theilung den Rest von

Rawa und die Woiwodschaft Masovien, soweit sie auf dem linken Ufer der Weichsel und dem rechten des Bug lag, die Stadt Warschau nebst einem Bezirke von 6 Meilen auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, die Woiwodschaft Podlachien auf der rechten Seite des Bug, die Woiwodschaft Troki, Samogitien, von Krakau das Herzogthum Severien und die Spitze des Palatinats Krakau mit der Grenze von Oberschlesien, zusammen: 997 Geviertmeilen mit einer Million Menschen.

Oestreich bekam die Palatinate Lublin und Sendomir, Theile von Masovien, Chelm und Brzesc, die sich längs des linken Ufers des Bug erstrecken und seitdem unter dem Namen Ost- und Westgalizien bestehen, im Ganzen einen Flächenraum von ungefähr 834 Geviertmeilen mit mehr als einer Million Einwohner.

Rußland endlich nahm den ganzen Rest von Lithauen bis an den Niemen, bis an die Grenzen der Palatinate Brzesc und Novogorodek, den größten Theil von Samogitien, ganz Volhynien nebst dem Herzogthum Kurland und Semgallen, zusammen: 2000 Geviertmeilen, mit mehr denn 1,200,000 Seelen.

Dem Könige Stanislaus Augustus sandte Katharina den Befehl zu, der Krone zu entsagen, wie sie ihm vor 30 Jahren die Erlaubniß sendete, dieselbe anzunehmen. Am 25. November 1795, dem Jahrestage seiner Krönung, unterzeichnete der Fürst, der nur einen einzigen kurzen Zeitraum den Charakter der Schwäche und Unentschlossenheit verleugnete, seine Abdankungsurkunde.

So ward Polen, das so lange die Schutzwehr Europas gegen die rohen Schwärme der Russen, der Türken und der Tatarn gewesen war, vernichtet und selbst der Name aus der Reihe der Staaten getilgt. Der ehemalige Günstling der Czarin ward Anfangs nach Grodno, dann nach St.-Petersburg gebracht, wo er im Jahre 1798 am 12. Februar als Privatmann gestorben ist.

Die erste Spur von des jungen Chlopicki's Laufbahn finden wir im Jahre 1792, als König Stanislaus August nach seinem Beitritt zur Conföderation von Targowicz die Wirksamkeit der polnischen Armee hemmte. Mit wehmuthserfülltem Herzen legte Fürst Poniatowski den Feldherrnstab nieder. Die Armee aber bot dem scheidenden Führer aus Erkenntlichkeit eine Denkmünze an mit der Aufschrift: „Miles Imperatori". Eine hiermit verbundene Denkschrift war von Kriegern jeden Ranges unterzeichnet. An der Spitze prangte

Name Kosciuszko, und unter den übrigen befand sich die Unterschrift eines Fähnrichs aus dem Bataillon ..., die des jungen Chlopicki. Später that er sich im ...se dieses ersten Kampfes für die Unabhängigkeit, kaum 20 Jahre alt, als Lieutenant in dem ewig denkwürdi- Treffen bei Raclawice in Kosciuszko's Nähe so her- daß ihn der große Naczelnik nach beendigter Schlacht mehren andern braven Soldaten, von deren Muthe er mit eignen Augen überzeugt hatte, vor der Fronte um- Bald darauf wählte ihn der General Rymkiewicz zu Adjutanten, unter welchem Heerführer — der nebst Dom- ki, Madalinski, Giedroyc, Niesiolowski und Gielgud der zeichnetste General der kleinen Armee war, die sich nach ...szko's Gefangennehmung, unter Thomas Wawrzecki's befehl bis auf das Aeußerste gegen Suwaroff vertheidigte — picki bei aller Heftigkeit eines jugendlich aufbrausenden ...ns die Ruhe und Sicherheit gewann, welche dem Offi- ...n der Schlacht so große Vortheile gewährt.

In spätern Zeiten, als ihm sein Muth und seine Kennt- ... in Italien und Spanien einen höhern Grad erwarben, ... er — statt jetzt zu gehorchen, zu befehlen hatte, war er gelassener gegen seine Untergebenen, als im Getümmel Schlacht, mitten unter dem Donner der Kanonen, wo ...e Fronten ruhig auf und nieder ritt. Hier schien er erst in ...m Lebenselemente zu sein; denn Augenzeugen wollen be- ...pten, daß sein von Natur ernster, eher zum Trübsinn als Heiterkeit gestimmter Charakter, niemals sonst, weder in ...ne noch Geberde eine solche Freude geoffenbart habe, wenn er seine Colonnen zum Sturme anführte.

Bei dem würdigen General Rymkiewicz, der sich allein ...n durch Bildung des in der polnischen Armee so ausge- ...neten Jägercorps, welches in der Folge (zu Ende des ...rs 1794) der Oberst Sokolnicki, ein eifriger junger Mann, ...bligte, große Verdienste würde errungen haben, hat er ...e Zweifel schon den Grund zu der nachmaligen Fertigkeit ...Organisiren und Ordnen gelegt, welche nebst seiner Recht- ...keit und Einsicht ihn in unsern Tagen zu der höchsten ...rde im Staate berief. Chlopicki soll, nach dem überein- ...menden Urtheile vieler Polen, der junge Offizier gewesen ..., von welchem die Schlachtberichte des Jahres 1794 mel- ...en, er habe in Vereinigung mit dem Lieutenant Bogueski ...i der Brigade Kolysko, welche — obwol erst seit der Re- ...ution neu errichtet — sich dennoch gleich der Brigade Ma- ...inski im Verlaufe des ganzen Feldzugs durch beispiellose

Tapferkeit ausgezeichnet hat, am 13. November in dem Treffen bei Nowomiasto oder Odrczywul, dem letzten, welches die schon halb unterjochten Polen gegen die Uebermacht des Feindes zu liefern wagten, bis zuletzt Stand gehalten, und von dem der polnische Geschichtschreiber *) sagt: „Wären alle übelgesinnten Offiziere dem Beispiele dieser Anführer und ihrer Gemeinen gefolgt, so hätte uns Niemand unsere Freiheit rauben können".

Aller dieser Anstrengungen unerachtet unterlag das polnische Volk, und am 5. November zog das russische Heer nach einem fürchterlichen Blutbade in Warschau ein. „Polens Fall", sagt der neueste Schriftsteller über dieses unglückliche Land, der ebenso große Redner als Staatsmann Lord Brougham („Polen", von Lord Brougham, Brüssel, 1831, S. 139), „wird ewig Rußlands Herrschsucht, Preußens Untreue, Oestreichs willigen Beitritt, und die stumpfsinnige Trägheit des ganzen Europa anklagen. Bis zur ersten Theilung waren die Heiligkeit eines alten Besitzes und die Rechte eines Volkes auf seinem eignen Boden als unverletzlich geachtet worden; es war dies ein Grundsatz, der die europäische Unabhängigkeit bewahrte. Dieser Grundsatz war nicht minder weise als gerecht, und die Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts bildete die einzige wahrhafte Bürgschaft, die alle unabhängige Nationen gegen Unterdrückung sicherstellte".

Von ihren Nachbarn verlassen, wendeten sich die Blicke aller Polen nach dem fernen Frankreich, das jetzt an der Spitze der europäischen Civilisation stand, und die Verpflichtung gern zu übernehmen schien, die alte Schuld Europas abzutragen, die alte Grenze gegen die Barbarei des Ostens wiederherzustellen. Von den Häuptern der neukräftigen Republik wurden Versprechungen gegeben, die Alles unter die Waffen riefen, was für den Namen Polens streiten wollte. Wer kennt nicht die Bemühungen eines Dombrowski und Wybicki für Errichtung polnischer Legionen im Solde Frankreichs; wer nennt nicht die Namen eines Joseph Lipski, Dionysius Mniewski, Ignatz Jasinski (Bruder des vor Praga gefallenen heldenmüthigen Generals Jasinski), Johann Dem-

*) Der Name des Verfassers ist unbekannt. Aus seinem hinterlassenen polnischen Manuscripte hat 2 Jahre später ein preußischer Offizier ein kleines Werkchen unter dem Titel herausgeben: „Beitrag zur Geschichte der polnischen Revolution im Jahre 1794. Frankfurt und Leipzig, 1796, S. 116.

bowski, Romuald Giedroyc, Adam Bronic, Joseph Wielhorski, Gabriel Taszynski, Barß, Kochanowski, Elias Tremo, Karl Prozor u. a. Vaterlandsfreunde, die als Flüchtlinge zu Paris bei ihren Versammlungen im Hôtel Diesbach (Faubourg St-Honoré) nur auf die Wiederherstellung ihrer heimathlichen Rechte dachten, mit inniger Hochachtung?

Nachdem nicht nur das Directorium der französischen Republik, sondern auch Bonaparte, der Oberbefehlshaber der italienischen Armee, und durch seine Vermittelung die lombardische Regierung, das Anerbieten genehmigt hatten, polnische Legionen in Italien zu begründen, so erließ der General Dombrowski am 1. Pluviose J. V (20. Januar 1797) von Mailand aus einen Aufruf an die polnische Nation, die aufgedrungenen Waffen einer ungerechten Herrschaft von sich zu schleudern, um auf dem altclassischen Boden der Römerfreiheit ein besseres Schicksal für ihr Vaterland abzuwarten.

Wie mit dem Schlage einer Zauberruthe waren schon im 9. Februar 1127 Polen unter den Waffen, meist alte Krieger aus der Schule Kosciuszko's, die schon 3 Jahre vorher auf heimischem Boden Blut und Leben an die Freiheit ihres Volks gesetzt und in den Schlachten bei Dubienka, Raclawice, Sczechoczynie, Maciejowice und Praga mitgefochten hatten. In den Reihen der ersten Krieger, die sich freiwillig zu dem hohen Berufe einstellten, bemerkte man an der Seite eines Kosinski, Dembowski, Downarowicz und Kamopka auch Joseph Chlopicki, der nirgends fehlte, wo die Ehre und das Vaterland rief.

Ueber die Leistungen dieser beim ersten Anblick abenteuerlich erscheinenden, bei genauerer Prüfung aber ehrwürdigen Legionen hat ein talentvoller junger Pole, der schon seit Jahren in Frankreichs Hauptstadt den Wissenschaften lebt, Leonard Chodzko, in einem gehaltreichen, aus den Quellen geschöpften Werke („Histoire des légions polonaises en Italie, sous le commandement du général Dombrowski, par Léonard Chodzko". – Paris, 1829, 2 Bde.) mit der Wärme eines für sein Vaterland begeisterten Historiographen belehrende Auskunft ertheilt.

Es sei mir vergönnt, die Aufmerksamkeit des Lesers nur auf die Lichtpunkte des patriotischen Gemäldes hinzulenken, welche irgend eine Waffenthat, einen Charakterzug oder eine denkwürdige Scene aus dem Leben des ersten Dictators im neuen Befreiungskampfe der Polen verherrlicht.

Joseph Chlopicki war als Major vom zweiten Bataillon der ersten Ehrenlegion, welches der Chef Forestier comman-

dirte, unter Dombrowski's Oberbefehl in die cisal... Dienste getreten. Als durch Napoleons Kriegszug nach ... ten veranlaßt, die französischen Truppen den Kirchenstaa... men mußten, um sich zu Civita-Vecchia einzuschiffen, ... den rüstigen Polen, die sich kaum erst organisirt hatten, ... ehrenvolle aber schwierige Auftrag zu Theil, die Stell... Franzosen zu ersetzen und den schon hie und da sich ... den Geist des Aufruhrs, der längst unter der Asche g... und zu Rom den Ausbruch drohete, mit der Gewalt ... Waffen zu unterdrücken. Auf Anordnung des dama... Oberbefehlshabers der französisch-römischen Armee (de l'A... mée de Rome), des Generals Macdonald, welcher den ... Paris zurückberufenen General Gouvion-Saint-Cyr ab... set hatte, sollten zu diesem wichtigen Geschäfte 2 Bata... gedienter Leute unter militairisch-strengen aber menschlich-... ten Führern genommen werden, um das ohnehin schon ... mische Volk in den Apenninen nicht vielleicht durch un... Härte noch mehr zu reizen. General Dombrowski sollte ... commandirenden Staabsoffiziere hiezu vorschlagen; da fi... Wahl auf Niemanden anders, als auf den tapfern ... Seydlitz und den besonnenen, wortkargen, aber äußerst p... treuen Major Joseph Chlopicki. Ersterer ging am 7. Th... midor (26. Mai) mit ungefähr 300 polnischen Jägern v... Rom nach Angari ab, dem eigentlichen Feuerherde der In... surrection; Tags darauf folgte ihm Letzterer mit 400 Mann.

Der besonnenen Leitung dieser Offiziere war es allein zuzuschreiben, daß auf diesem Brandschatzungszuge weder die geringste Unordnung noch Verletzung des Eigenthums vorgefallen war, ein um so mehr zu berücksichtigendes Verdienst, da die Polen weder regelmäßig besoldet noch hinlänglich bekleidet, von der drückendsten Noth, die sie erst in der eigenen Heimath und jetzt in fremden Landen zu erdulden hatten, sich auf einmal in den fruchtbarsten Gefilden eines an Naturerzeugnissen aller Art reichen Erdstrichs mehr als Feinde denn als Freunde befanden.

Wie musterhaft damals die Mannszucht in ihren Reihen gewesen sein mußte, beweist der Umstand, daß sie ohne zu murren, und in dem festen Vertrauen auf eine bessere Zukunft, der in einem Polenherzen nie erlöschenden Hoffnung auf Ruhm und Freiheit, die drückendsten Entbehrungen duldeten und nicht ein einziges Mal die Ehre ihres Namens schändeten. Mehr als 40 überzählige Offiziere befanden sich bei dieser Heeresabtheilung, wovon die meisten aus reiner Vaterlandsliebe die Dienste des gemeinen Soldaten oder Corpo-

als oder Feldwebels übernahmen, sich aus eignen Mitteln verköstigten und sogar manche ihrer Kameraden miterhielten. Viele, deren geringe Vermögensumstände ein solches Opfer unmöglich machten, theilten mit dem gemeinen Manne nicht nur Kleidung, Kost und Lager, sondern überließen ihnen außerdem den zehnten Theil ihrer geringen Löhnung und behielten kaum das Nothwendigste für sich. Aber auch überall, wo die Polen sich sehen ließen, kam ihnen ein lautes Willkommen entgegen; überall, wo sie eine Stadt, ein Dorf verließen, tönte ihnen ein jubelndes Lebewohl nach. Da sie, statt zu züchtigen, meist nur als Vermittler zwischen den stolzen französischen Beamten und den aufbrausenden Italienern auftraten, und ebendaher nicht selten als rettende Engel erschienen, so wußte man nicht, ob man ihre Freundlichkeit oder ihre ruhig ernste Haltung mehr bewundern sollte. Ihr Lob war damals in Italien so verbreitet und so allgemein, daß auf mehren Theatern Hymnen zur Ehre der Polen als eingelegte Tonstücke gesungen wurden. Der eine dieser Gesänge hob mit folgender Strophe an:

La libertade italica,
Che tanto deve a voi,
Bravi Polacchi, volgevi
Lieta gli sguardi suoi etc.

Die einstweilen unter dem Commando des Generals Kniaziewicz in Rom zurückgebliebenen Regimenter, während Dombrowski nämlich nach Mailand abgereist war, um seiner großen Familie, wie er die Soldaten oft zu nennen pflegte, mehr und regelmäßigern Gehalt, mit einem Worte ein besseres Schicksal zu verschaffen, übten nicht nur den seit langer Zeit unterlassenen Gottesdienst in ihrer Nationalkirche *) durch Gesänge in polnischer Sprache, sondern die Offiziere benutzten auf Veranlassung des Oberbefehlshabers die freien Momente zum Studium der Geschichte und Alterthumskunde, zu

*) Diese Kirche ist von einem Polen, dem Fürst Bischof von Warmien, Cardinal Stanislaus Hosius, einem ausgezeichneten Gelehrten seiner Zeit, der selbst bei der wichtigen Kirchenversammlung zu Trient den Vorsitz führte, im Jahre 1580 gestiftet und gebaut worden, und hat der Strada delli Polacchi zu Rom den Namen gegeben. Neben der Kirche befindet sich ein Hospitium für polnische Pilgrimme. Die Königin Anna, Gemahlin Stephan Battory's, und der Bischof von Krakau, Andreas Stanislaus Kostka Zaluski, haben diese fromme Stiftung bei Lebzeiten und nach ihrem Tode reich begabt.

welchem die alte Hauptstadt der Welt den Laien sowie den Kenner einladet. Einer derselben, Cyprian Godebski, von dem man sagen kann, was einst die Nachwelt von dem ritterlichen Ulrich von Hutten sagte: „Eques carmine et ense potens!“ theilte nach dem Wunsche des Generals Rymkiewicz von 10 Tagen zu 10 Tagen Auszüge aus den besten Zeitschriften in polnischer Sprache mit, die, weil keine Druckerei mit polnischen Lettern vorhanden war, jedesmal nach dem Tagsbefehle den Soldaten vorgelesen wurden. Um den Sinn der Letztern immer zu der heiligsten Erinnerung — an das Vaterland — zurückzuführen, schloß Godebski seinen Vortrag gewöhnlich mit einem Liede oder einer kurzen Anrede, worin er die Heldenthaten ihrer Altvordern pries, oder ihre eigne Aufopferung und Tapferkeit unter Kosciuszko besang. Diese Vorträge erschienen unter dem Titel: „La décade légionnaire“, und wurden mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen.

Dies weckte den vaterländischen Sinn der polnischen Legionen, sowie die Vorträge über Geschichte und Mathematik, welche der vielseitig gebildete Hauptmann Franz Paszkowski, später Generaladjutant des Königs Friedrich August von Sachsen, hielt, der jetzt, ein zweiter Catinat, von dem Geräusche der Welt zurückgezogen, auf seinem Landgute nur den Wissenschaften lebt und der aus freiem edeln Antrieb, um den Manen eines von ihm innigst verehrten Helden, des unsterblichen Kosciuszko, ein seiner würdiges Dankopfer darzubringen, 2 Nichten des Naczelniks in sein Haus aufnahm und deren Erziehung lenkte, nicht wenig zur Veredlung der polnischen Krieger beitrugen.

Wie sehr alles Dieses aber von Magistratspersonen großer und kleiner Städte in Italien anerkannt wurde, beweist der Umstand, daß der Consul von Rom, Herr Angelucci, in Auftrag des Senats den polnischen Legionen nicht nur den Säbel Johann Sobieski's, der im Jahre 1683 Wien von den Türken befreite, sondern auch die Fahne des Propheten, welche jener heldenmüthige König vor Wien erbeutet und in der Capelle zu S.-Loretto Unserer Lieben Frauen aufgeopfert hatte, zum Geschenke überreichen ließ. Es ist bekannt, daß Dombrowski diese von dem Hauptmann Kozakiewicz aus dem Heiligthume in das polnische Lager entführte Oriflamme, die ihn auf allen Kriegszügen begleitete, nach seinem Tode der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau vermachte, wo sie jetzt in dem sogenannten Dombrowski-Saale nebst dessen Büchern und andern Alterthümern aufgestellt ist.

Die Ueberreichung von Sobieski's Säbel an den edelmüthigen Kosciuszko, welche Ehre dem General Kniaziewicz, als dem würdigsten Großoffizier, zu Theil geworden, bedarf wol kaum in dem Gedächtnisse aufgefrischt zu werden.

Durch diese Ehrenbezeigungen aufs Neue aufgemuntert, suchte jeder Pole nun einer ähnlichen Auszeichnung sich würdig zu machen. Der Eifer verdoppelte sich und der glänzendste Erfolg krönte ihr Bemühen. Dies beweist die Einnahme der Städte Arezzo und Cortona. Vor letzterer erwarben vorzugsweise die Majore Kaminski und Chlopicki blutige Lorbern. Während der Erstere, von einer Kartätschenkugel in das Bein verwundet, dennoch trotz des ungeheuern Blutverlustes hinkend vorwärts drang und, obwol nun zum zweiten Mal und zwar in das andere Bein verwundet, bis zum letzten Athemzuge, den Degen in der Faust, seine Gefährten ermunterte, erstürmte Letzterer an der Spitze seiner Truppen die Stadt, war der Erste innerhalb der feindlichen Mauern, nahm dann bald darauf Castiglione-Fiorentino, ein Städtchen im Gebirge und zog dann mit dem Obersten Chamand den Rebellen, welche sich nach der Hauptstadt durchschlagen wollten, entgegen, wo es bei Bastardo, zwischen Florenz und Arezzo, zu einem hartnäckigen Gefechte kam. Der tapfere Oberst fiel, von einer Kugel durchbohrt, und Chlopicki, der mehrmals so hart im Gedränge war, daß man ihn schon gefangen glaubte, ward schwer verwundet. Als dies die Polen sahen, stürzten sie wie Löwen auf die feindlichen Horden, hieben einen ihrer Anführer in Stücke, tödteten an 300 Mann und nahmen ihnen einen Banner.

Dombrowski, von dieser Heldenthat ein Augenzeuge, erhob Chlopicki auf dem Schlachtfelde zum Oberstlieutenant, übergab ihm den Befehl über ein Bataillon Grenadiere, und ernannte an seine Stelle den Hauptmann Ossowski zum Major des zweiten Bataillons. Dies geschah am 15. Mai 1799.

Am folgenden Tage lag die polnische Legion bei San-Giovanni ganz ruhig im Lager, um von ihren Anstrengungen auszuruhen. Erst am 28. desselben Monats rückten sie, während der Zeit nur wenig von den Aufrührern beunruhigt, in Florenz ein, wo aber schon der Befehl ihrer harrte, unverzüglich unter dem General Merlin nach den Apenninen aufzubrechen, um die dortigen Gebirgspässe zu besetzen. Schon drohten nämlich die Austro-Russen sich der Spezia zu bemächtigen und auf diese Weise jeden Zusammenhang mit der Armee von Italien abzuschneiden. Um keinen Augenblick zu verlieren, gab Dombrowski dem unermüdeten Chlopicki den

Befehl, mit einem Theile der Legion die sogenannte *Porta di San-Pellegrino*, die bereits von der dritten Brigade besetzt war, zu verstärken, um so mit verdoppelter Kraft den Engpaß von Modena zu vertheidigen. Der Oberbefehlshaber zog mit dem Kern seiner Truppen über Lucca nach Sarzana, nachdem er in ersterer Stadt die treffliche Reiterei als Besatzung zurückgelassen hatte. Mittlerweile war der Feind schon bis Borghetto an der Vara, bis Aulla an der Magra und sogar bis Sassalbo auf dem Gipfel der Apenninen vorgedrungen. Damit dieser aber keine neuen Fortschritte zu machen im Stande sei, beschloß er die Austro-Russen in ihrer Stellung zu Pontremoli, dem Hauptpasse des Apenninengebirgs, anzugreifen. Des Morgens am 6. Prairial (23. Mai 1799) gab er in eigner Person das Zeichen zum Angriff und drang an der Spitze der Grenadiere des ersten Bataillons selbst gegen die feindlichen Reihen unaufhaltsam vor.

Kaum hatte das Gefecht bei Borghetto begonnen, so war auch schon der Oberstlieutenant Joseph Chlopicki mit seinen Leuten zugegen. Er schlug sich, obwol durch den weiten Marsch ermüdet, wie Augereau bei Arcole, die Fahne in der Linken, den Säbel in der Rechten durch die Linien des Feindes durch bis zu Dombrowski's Heermacht. Hartnäckig war das Treffen; als aber am folgenden Tage der Kampf bei Cento-Croci aufs Neue begann, mußten die Verbündeten ihre Stellung räumen und in eiligster Flucht ihre Rettung suchen. Dankbar umarmte Dombrowski noch auf dem Schlachtfelde unsern jungen Helden und sagte voll freudiger Rührung in polnischer Sprache zu ihm: „Hätten heute alle Offiziere mit solcher Treue ihr gegebenes Wort gelöst und ihre Pflicht erfüllt, wie Sie, so wäre uns vielleicht nicht Einer der Feinde entkommen!“ *)

Nicht minder denkwürdig als der 23. Mai ist in der Geschichte der polnischen Legionen der 4. Juni des nämlichen Jahres, an welchem Tage die beiden innig verbundenen Heerführer Foreſtier und Chlopicki mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl ein ungleich stärkeres Corps der Kaiserlichen bei Busano schlugen.

Die schönsten Lorbern aber, welche Chlopicki in diesem ersten Feldzuge außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes er-

*) Er spielte mit diesen Worten auf die Saumseligkeit des dritten Bataillons an, welches, statt, dem erhaltenen Befehle zufolge, Pontremoli zu umgehen und Monte-Sungo zu besetzen, sich bei Scorsetolo mit der Nachhut vereinigte.

Digitized by Google

ocht, brachte ihm der in den französischen Armeeberichten mit ngetheiltem Lobe erwähnte Rückzug über die Trebbia am 18. Juni des Jahres 1799. Mit Tagesanbruch erhielt er on dem General Victor, der damals die Divisionen Char=entier, Rusca und Dombrowski commandirte, den Befehl, nit dem zweiten polnischen Bataillone und mit der französi=chen Reiterei seine Stellung bei Casaliggio zu nehmen. Der Rest der polnischen Division theilte sich in 3 Haufen, und berschritt im Angesichte des Feindes, da, wo der Fluß am eichtesten war, die Trebbia. In einem Nu waren die feind=ichen Vorposten in die Flucht geschlagen; allein kaum hat=en die Polen zwischen Tuna und Gazzolo festen Fuß ge=aßt, als die ganze austro=russische Armee unter des siegge=ohnten Suwaroff's Oberbefehl sie in der Flanke angriff. Jetzt suchte der französische General Brune mit dem ersten olnischen Bataillon, unter Kanopka dem Jüngern, und mit einer Halbbrigade Tuna zu erreichen; allein, da er diese Stadt chon besetzt fand, sah er sich genöthigt, eine Rückbewegung ach dem Gebirge zu machen. Dombrowski suchte durch chnelle Bildung von Vierecken nach den höhern Regeln der Taktik dem Feinde Widerstand zu leisten; doch trotz der ans nglaubliche grenzenden Tapferkeit seiner Soldaten mußte er er Uebermacht weichen; doch that er dies nicht eher, als is der Unterbefehlshaber gefallen und eine der Kanonen nbrauchbar geworden war. Den schwersten Standpunkt hatte Chlopicki, dem die Deckung des von allen Punkten angegrif=enen und beschossenen Ortes anvertrauet war. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hatte er mit seinen Getreuen m Feuer gestanden, und als schon die Grenadiere nebst einem roßen Theile des dritten Bataillons, welches, um gleichsam ie Scharte vom 4. Juni auszuwetzen, an diesem Tage Wun=er der Tapferkeit gethan hat, entweder auseinandergesprengt der gefangen worden waren, hielt er allein noch Stand und ußte, seiner geringen Mannschaft ungeachtet, durch echtstra=egische Pläne und Bewegungen den Feind bis spät in die Nacht aufzuhalten und den Seinigen den Rückzug zu decken. Mit freudigem Staunen nannten die französischen Generale einen Namen. Man kann es zugleich nicht genug bewun=dern, daß er bei einer solchen Kühnheit nicht — wie der Di=isionschef Forestier und die Majore Zawadzki und Mala=howski — an diesem Tage gefangen worden ist. Dombrowski elbst befand sich schon mitten unter der feindlichen Reiterei; doch, obwol schwer verwundet, gelang es ihm, sich mit dem Säbel einen Weg zu bahnen, indem er einem Kosacken, der

mit verhängtem Zügel und dem Zurufe: „Ergebt Euch!“ auf ihn losrannte, die Lanze entzweihieb, sich fechtend bis an den Fluß zurückzog und mit seinem treuen Thiere schwimmend das jenseitige Ufer erreichte.

Am folgenden Tage standen sich die beiden feindlichen Armeen gegenüber. Die Heeresmacht der Franzosen und Polen war durch das rasche Eintreffen des Generals Victor und der Division Rusca verstärkt, und griff den Feind nun auch von der Fronte und in den Flanken an. Bei diesen Bewegungen führte wiederum Chlopicki, voll Thatendurst, mit unglaublicher Schnelligkeit an der Spitze des zweiten Bataillons Angriff auf Angriff aus und ruhte, trotz des mörderischen Stückfeuers, nicht eher, als bis er dem Feinde 2 Kanonen abgenommen hatte. Doch leider war seine Freude nur von kurzer Dauer. Das Terrain gestattete ihm nicht, die einmal über den Fluß zurückgeworfene Artilleriecolonne der Russen weiter zu verfolgen. Mittlerweile erhielten diese, die vom jenseitigen Ufer hinter schleunigst errichteten Batterien kämpften, neue Verstärkung. Jetzt gelang es ihm wieder, auf dem rechten Ufer der Trebbia festen Fuß zu fassen. Man stritt von beiden Seiten mit der kalten Todesverachtung, welche nur die Verzweiflung in solchem Grade einzuflößen im Stande ist. Die Nacht allein machte dem Kampfe ein Ende, und nöthigte endlich Chlopicki, seine an diesem Tage gewonnene Beute wieder fahren zu lassen. Untröstlich über den Verlust seiner Trophäen schwor er den Russen nur eine um so blutigere Rache.

Es dauerte nicht lange, so bot das Kriegsglück, das nach dem alten Sprichwort die Tapfern nie verläßt, dem gekränkten Helden Gelegenheit dar, seinen Schwur durch eine nicht minder tapfere, als einflußreiche That zu lösen. Es war am 7. Nivose (28. Dezember) als die Divisionen Loison, Gazan und Dombrowski den Feind auf der Ebene zwischen Peschiera und Brescia in einen engen Kreis zusammendrängten. Die Oestreicher leisteten jedoch, unterstützt von der vortheilhaften Lage dreier Landhäuser, die sie besetzt und mit Wällen umzogen hatten, einen verzweifelten Widerstand. Der Oberbefehlshaber der Polen machte auf dem rechten Mincioufer unaufhörliche Angriffe auf die östreichischen Vorposten, die sich bis Ponti ausdehnten. Fünf Mal war er schon mit beträchtlichem Verluste zurückgeworfen worden, da traten die Brigadechefs Chlopicki und Grabinski, der Nämliche, der unter Bonaparte am Nil gefochten, aus den Reihen und riefen mit starker Stimme: „Freiwillige vor!“ „Nichts da

Freiwillige, — das ganze Corps folgt zum Siege!“ ertönte es aus dem Munde jedes Soldaten. Alle stürzten den heldenmüthigen Führern nach. Wie sehr sich der Feind auch wehrte, wie Viele von ihnen das Geschütz und der Kugelregen des kleinen Gewehrfeuers auch in den Tod streckte, sie stürmten nur um so heftiger — und das Misverhältniß der Anzahl verschwand vor dem Muthe, das der Streitkräfte vor der Beharrlichkeit des Feindes. Der Feind mußte weichen, und fand kaum noch Zeit genug, sich in die Festung zu werfen. Diese wurde jetzt von Chlopicki dicht umzingelt, während der Major Bialowieyski Sermione eingeschlossen hielt.

Nun rückte die polnische Artillerie vorwärts, um jede Verbindung zwischen dieser Stadt und Peschiera abzubrechen. Unter Freudengesängen begrüßten die Polen, die rings um die Festung lagen, den kommenden Morgen; doch ehe sie sich es versahen, machte die Garnison von Peschiera einen wüthenden Ausfall auf ihr Lager und griff die Unvorbereiteten mit einem wilden Hurrah! an. Wenn Alle für den ersten Augenblick bestürzt waren, so hatte doch Chlopicki die Geistesgegenwart nicht verloren. Mit Blitzesschnelle sammelte er seine Leute. Die Ruhe auf seinem Gesichte und in allen seinen Bewegungen flößte den Polen Muth ein. Ein heftiger Kampf entspann sich, während welchem Chlopicki nicht um einen Finger breit wich. Da erschien plötzlich eine Schwadron vom einundzwanzigsten Regimente der Jäger zu Pferde und gab den Ausschlag. Der Feind zog sich eiligst in seine Verschanzungen zurück — und die Polen waren Meister der Wahlstatt oder des Postens von Monteserro.

Dieser tapfere Widerstand hatte zur Folge, daß der damalige Oberbefehlshaber der polnisch-französischen Armee in Italien, General Brune, dem Divisionsgeneral Chasseloup-Laubat mittelst eines Schreibens vom 9. Nivose (30. Dezember) den Auftrag ertheilte, von nun an mit allem Nachdruck die Belagerung von Peschiera zu betreiben und erst später Mantua zu blokiren, bei welcher erstern Operation die Polen besonders thätig waren. Es blieb aber noch ein wichtiger Posten zu erobern übrig, bevor man den Feind als ganz aus der Nähe der Belagerung vertrieben betrachten konnte. Diese Kriegswacht war auf dem rechten Ufer des Mincio in dem sogenannten weißen Hause (Casa bianca) gelegen. Das Kanonenfeuer von den Wällen von Peschiera herab und die 4 brillenförmig angelegten Batterien in der Nähe beschützten die Stellung. Nach Dombrowski's Befehl sollte der Angriff darauf am 25. Nivose (15. Januar) gemacht,

die Ausführung dieses Planes aber Niemandem Andern als dem Tapfern unter den Tapfern, Chlopicki, anvertraut werden. Kaum ist der Wunsch ausgesprochen, so ist auch schon Alles vorbereitet. Im Eilmarsch dringt der Mann, dessen Namen in der Geschichte der italienischen und spanischen Feldzüge mit jeder großen That genannt wird, an der Spitze seiner Polen nach dem bezeichneten Posten vor. Sein Beispiel entflammt die Soldaten mit neuem Muthe. Unter solchem Führer halten sich die Verzagtesten für unüberwindlich. Mit gefälltem Bajonette wird Casa-Bianca erstürmt, der Feind theils getödtet, theils vertrieben, und somit für die polnisch-französische Armee ein bedeutender Vorschub gewonnen.

Nicht minder schöne Beweise des unerschütterlichsten Muthes und der seltensten Geistesgegenwart gab Chlopicki in dem Gefechte vom 7. Januar 1800 bei Ponti. Nie trat seine Todesverachtung, von der seine Kriegsgefährten so manche Anekdote zu erzählen wissen, deutlicher in die Augen, als an diesem Tage. Mit einem wahren Vergnügen begab er sich in den dichtesten Kugelregen. Wenn er ganz von Pulverdampf umzogen war, links und rechts die ehernen Feuerschlünde tobten, da schien sein Gesicht sich zu verklären; und sonderbar genug! selten hat ein Krieger mehr Glück gehabt, selten ist Einer, der sich so sehr bei jeder Gelegenheit der Gefahr aussetzte, als suche er absichtlich den Tod, so häufig selbst von Wunden verschont geblieben.

Kaum hatte er, von den Anstrengungen dieses Tages ermüdet, sich einige Augenblicke der Ruhe überlassen wollen, als er am frühen Morgen des kommenden Tages, es war der 8. Januar 1800, durch einen unvorhergesehenen Ausfall aus der Festung aufs Neue zu den Waffen gerufen wurde.

Durch seine und des Oberbefehlshabers kluge Umsicht gelang es den Polen, nach einem hartnäckigen, 2 Stunden dauernden Kampfe die Garnison in die Festung zurückzuwerfen. Lange wurde noch in dem französischen Heere von Chlopicki's Tapferkeit gesprochen, der nur die des Ingenieurs Bernard, desselben, welcher jetzt als oberster Chef des Genieweesens in Diensten der nordamerikanischen Freistaaten die Festungsbaue lenkt, gleichgestellt werden konnte.

Die Polen gaben die Hoffnung trotz so mancher Hindernisse, die ihnen theils Kabale, theils der Eigennutz der französischen Gewalthaber in den Weg legten, immer noch nicht auf, durch verdoppelte Anstrengung ihr Vaterland einmal wiederhergestellt zu sehen. Als im Jahre 1806 auf Napoleons Veranlassung der unermüdete Dombrowski, ver-

int mit seinem Freunde Wybicki, seine Landsleute unter die Waffen rief, war Chlopicki nicht einer der letzten, welcher der „Pospolité Ruszenie“, dem Heerbanne der Freiheit und em allgemeinen Aufgebot des Adels folgte; denn wohlbedacht atte der schlaue Kaiser den Ruf verbreitet, daß er das Königreich Polen in seinen alten Grenzen wiederherzustellen Wilens sei. Nur wenige Polen durchblickten das Gewebe des Truges. Kosciuszko weigerte sich zwar, seinen Namen zu der eabsichtigten Wiederherstellung zu leihen; nichtsdestoweniger folgte Alles den französischen Waffen und Chlopicki machte un als Oberster des ersten Infanterieregiments von der Weichsel den Feldzug vom Jahre 1807 mit. Die Tage von Friedland und Eilau bilden schöne Blätter in seinem Lorberranze, noch schönere aber sollte er sich an den Ufern des Ebro und Guadalquivir pflücken. Die französischen Adler atten ihn im Jahre 1808 nach Spanien gerufen, wo er als er älteste Oberst der Polen die sogenannte Weichselbrigade efehligte, zwar um dort auf Napoleons Geheiß die Unabängigkeit eines Volkes zu bekämpfen, um deren willen doch Polen selbst unter Frankreichs Fahnen das Blut seiner Söhne ergoß. Ueber seine Thaten, seinen Heldenmuth und besonders ber die strenge Mannszucht, die er fortwährend bei seinen Untergenen zu unterhalten wußte, ist nur Eine Stimme. Häufig zu esondern Streifzügen und Expeditionen beordert, schlugen die olnischen Regimenter in einem derselben den General Palafox bei Epila am 23. Juni und nahmen ihm 4 Geschütze b. Chlopicki und der Lieutenant Chajenski, die sich in diem Gefechte besonders ausgezeichnet hatten, erhielten das reuz der Ehrenlegion. Als die Franzosen im Mai d. J. 808 Meister von Madrid waren, richteten sie ihr Hauptaugenmerk auf die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Aragonien, auf das in einer fruchtreichen Ebene am rechten Ufer es Ebro gelegene Saragossa, das durch den begeisterten Muth, mit welchem seine Einwohner unter dem Helden Palafox in 2 Belagerungen den erfahrensten Feldherren Napoleons den entschlossensten Widerstand leisteten, eine Berühmtheit erreichte, die an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. Bei beiden Stürmen, zuerst unter dem Generale Lefebre-Desnouettes, später unter Moncey und Mortier, that sich besonders der Oberst Chlopicki durch seine Kühnheit hervor. Schon am 2. Juli bemächtigte er sich des Kloiers St.-Joseph bei Saragossa, und am 4. August drang r mit seinen Eliten durch die Sturmlücken in das Kloster San-Engratia ein. Die Franzosen folgten ihm. Nun begann

der Häuserkrieg mitten in der Stadt; entsetzlich der Widerstand der Belagerten, Priester feuerten durch den Muth an zum Todeskampfe, Weiber pflegten die wundeten, und traten wol auch mit den Greisen und in die Reihen der Streiter; auf allen Punkten und cher Zeit Plünderung, Mord und Brand. Jetzt erblickt einen tapfern Oberst, der an der Spitze seiner S doppeltes Feuer besteht; er schlägt die Spanier zurück. seltenem Scharfsinn erspäht er eine günstige Stellung der anstoßenden Straße, wirft sich auf die donnernden schlünde, erobert eine Batterie, wendet sie gegen den und errichtet mitten in der Stadt einen Waffenplatz Seinigen. Der Marschall ernennt den Helden, von Thaten er Augenzeuge gewesen, zum Anführer des im mittlern Theile der Stadt. Als er, diesem Befehle chend, vorwärts zog, näherte sich ihm ein alter franz Grenadier, und ruft, von der Tapferkeit der Polen beg dem Oberst zu: „Gott, wie war es möglich, daß Euc len untergehen konnte!“

Dieser tapfere Oberst war Chlopicki. Der dauerte von beiden Seiten unausgesetzt fort. Doch die König Josephs aus Madrid, der Rückzug des fran Heeres auf Vittoria und das Anrücken der spanischen pen von Valencia zum Entsatze der Stadt nöthigten General Verdier, welcher an Lefebre's Stelle getreten die Belagerung in der Nacht vom 15. August aufz Jetzt waren alle Hände mit der Befestigung der Stadt schäftigt. Man schuf Klöster in Citadellen um, baute S zen, legte Brustwehren an und zog Umpfählungen und breiten, tiefen Graben um die Stadtmauer. Jede zusam hängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. Allein s in den letzten Tagen des Jahres 1808 erschien ein n Belagerungsheer vor dem Platze. Auch bei diesem b sich Chlopicki und wirkte besonders bei dem Angriffe, welch der General Gazan auf die Batterie beim Thurme del bispo unternahm. Der Krieg gegen die Häuser dauerte blutige Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kel in der Mitte der Stadt zusammen. Oft, wenn man von diesen bis unter das Dach, und vom Dach bis in den Kel ler sich vergeblich geschlagen, sprengte am Ende der eine oder andere Theil durch angelegte Minen die Häuser in die Luft, um sich noch auf den Trümmern zu behaupten. Man kämpfte um jede Scheidewand. Die Worte: „Hasta la ultima tapia!“ (Bis zur letzten Lehmwand!), womit Palafox den Kriegs-

verließ, gaben der Verzweiflung das Zeichen ihrer schreck-
t Wirksamkeit. Die Noth in der Stadt stieg immer hö-
Es fehlte an gesunder Nahrung, an allen Bedürfnissen,
Bedeckung und Heilmitteln. Die daraus entstandene Seuche
e täglich mehre Hundert Personen dahin, und zuletzt fehlte
Boden, um die Todten zu begraben. Gleicher Mangel
gleiche Noth war im Lager der Franzosen, welche, wenn
auch schon die Mauern erstürmt hatten, stets noch einen
fachen Widerstand fanden. Den ersten, um in irgend
Haus einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stock-
, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das
s zu untergraben und die zersprengten Trümmer zu be-
n. Am 12. Februar 1809 soll es Chlopicki und einigen
pösischen Offizieren gelungen sein, sich in dem Kloster
n-Francesco zu behaupten; allein vergeblich suchte er durch
llenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten
ten mit Erfolg Gegenminen, und er sah sich genöthigt,
seinen Leuten den Rückzug zu nehmen. Der Verzweif-
gskampf war von beiden Seiten auf das höchste gestiegen,
man endlich am 20. Februar 1809 mit dem Marschall
nes über einen ehrenvollen Vertrag übereinkam und so
n gegenseitigen Gemetzel ein Ende machte. *)

Nun drangen die Franzosen in die Mitte des Reichs vor.
ter Napoleons Augen und Bessières' Anführung erstürmten
e Polen und Franzosen den Gebirgspaß der Somo-Sierra
n 30. November und schon am 2. Dezember stand das fran-
sische Heer vor Madrid. Darauf machte Chlopicki unter
m Oberbefehle des Marschalls Suchet den glorreichen Feld-
g in Aragonien, Catalonien und Valencia mit. Auf den
ken Flügel der Armee angewiesen, trug er besonders durch
schickte Deckung desselben viel zum Gewinne der Schlacht
n Sagonta bei. Nach den Gefechten bei Santa-Maria
n 15. und bei Belchite am 18. Juni wurde er in Aner-
nnung seiner Verdienste zum Brigadegeneral der Division
aval ernannt.

Als Befehlshaber des vierten Linien- und zweiten Weich-

*) Ueber diese denkwürdige Belagerung hat der spanische Ingenieur, Oberstlieutenant Cavalero, und der französische General Rogniat, der den während der Belagerung getödteten General Lacoste beim Genieweſen ersetzte, mit vieler Wahrheit und Umsicht geschrieben. Man hat sogar von dem Hieronymiten Pater Ramon Valdidares ein Heldengedicht unter dem Titel „Iberiade" (zweite Auflage, Madrid, 1826), worin diese Vertheidigung besungen ist.

selregiments schlug er am 10. Februar 1810 die Spanier unter dem General Villacampa auf dem rechten Ufer des Ebro. Im Jahre 1811, als Mina die Franzosen in Aragonien bedrohte, ließ der Marschall Suchet den General Chlopicki zur Behauptung der Position am rechten Ufer des Ebro zurück. Bei dieser Gelegenheit schreibt der Marschall in seinen Denkwürdigkeiten: „Le départ du général Chlopicki priva l'armée d'un officier de mérite fait pour s'élever au premier rang".

In diesen Feldzügen war es, wo er sich den hohen militairischen Ruhm erwarb, der ihm bis auf den heutigen Tag mit vollem Rechte, sowol von seinen Landsleuten als von Franzosen, Spaniern und Engländern in so ungetheiltem Maße gezollt wird, wo er vor Allem dem Herzoge von Wellington durch seinen kühnen Widerstand bemerkbar wurde, der Chlopicki zu seinen gefürchtetsten Gegnern zählte. Zu Ende dieses Jahres rief Napoleon die polnischen Truppen zurück und unser Held verließ Spanien im Januar 1812.

Während des ewig denkwürdigen Feldzuges vom Jahre 1812 fehlte es nicht an Gelegenheit, sein ehrenvolles Gedächtniß durch neue Waffenthaten im In- und Auslande anzufrischen. Jedem Polen werden die Tage des 3., 4., 5. Novembers des nämlichen Jahres unvergeßlich bleiben, wo der Divisionsgeneral Hamilkar Kosinski einige Abtheilungen der russischen Armee, an verschiedenen Punkten längs des Bugs, zwischen Dubienka und Wlodzimierz, auf das Haupt schlug. Unter den Generalen und Oberoffizieren, denen man die ehrenvollsten Zeugnisse für ihr Benehmen gab, nannten die Bulletins außer Dombrowski, Sokolnicki, Krukowiecki mit besonderer Auszeichnung auch den Brigadier Joseph Chlopicki. In dem heißen, mörderischen Kampfe zu Smolensk, am 17. August, und in jener denkwürdigen Hauptschlacht beim Dörfchen Mosaisk an der Moskwa, die am 7. September 1812 in der Nähe der alten Czarenresidenz geliefert ward und worin die Russen eine völlige Niederlage erlitten, wurde er schwer verwundet von der Wahlstatt getragen.

Im Jahre 1814 folgte unser General mit vielen seiner Landsleute, trotz des Unsterns bei Leipzig, dem Kaiser der Franzosen zu neuen gefahrvollen Thaten; denn Letzterer hatte sie durch eine 4 Tage vor der Schlacht von Hanau (am 26. Oktober 1813) von einer Anhöhe herab gehaltene Anrede durch Vorspiegelung von der längstersehnten Wiederherstellung ihres Vaterlandes dergestalt zu fesseln gewußt, daß sie ihm aufs Neue den Eid des Gehorsams schwuren und für seine

Gut und Leben zu opfern bereitwillig waren. Treu sie Napoleons Züge begleitet, treu seine Schlachten agen, treu ihn bei seiner Rückkehr von Elba unterstützt. Napoleons Fall erlosch für die Polen der letzte Stral Hoffnung auf Selbständigkeit. Der Friedensschluß von ainebleau änderte jedoch in den Herzen Vieler unter ih= den Entschluß. Und wenngleich der General Dombrowski dem Kaiser Alexander für seine Landsleute die Erlaub= rflehte, in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, und die= s Letztern freistellte, den Dienst fortzuthun oder zu ver= n, so kehrten doch nur Wenige, doch darunter nicht die deutendsten, in ihr Vaterland zurück. Man zählte unter die Namen Dombrowski, Kniaziewicz, Moyczynski, picki, Wielhorski, Paszkowski, Krukowiecki, Uminski, Vin= und Isidor Krasinski, Redel, Rautenstrauch, Kurnatowski, owski, Kasimir und Stanislaus Malachowski.

Der Divisionsgeneral Sokolnicki brachte seinem Vaterlande einen andern Tribut dar, indem er um dieselbe Zeit die liche Hülle des Polenkönigs Stanislaus Leszczynski von cy nach Posen geleitete. Ein Theil dieser Ueberreste wurde 5. August 1814 mit großer Feierlichkeit in Gegenwart Civil= und Militairbehörden in der Kathedrale in Posen esetzt, weil Stanislaus vor seiner Thronerhebung Palatin es Landes gewesen war. Der andere Theil wurde nach kau abgeführt, um an der Seite der übrigen Könige, in Gruft gesenkt zu werden. Nicht lange aber mehr hat lopicki in seiner vaterländischen Armee zu dienen für gut unden; denn gar bald war die Lage der Offiziere sowol der Gemeinen auf eine betrübende Weise umgestaltet, sehr auch der Kaiser Alexander sich Mühe gab, seine Zu= denheit und wie sehr er nichts als die Wohlfahrt Polens r Augen habe, sowol persönlich als durch den commandi= nden General Grafen Krasinski den Truppen an den Tag legen. Schon am 11. Dezember zeigte sein Bruder Kon= antin durch einen Tagesbefehl seine Ankunft in Warschau n; — und mit diesem Tage war der gute Stern von den olen gewichen.

Obwol Chlopicki noch in demselben Jahre zum Divi= onsgenerale ernannt worden war, so bewog ihn folgender mstand, der sein reges Ehrgefühl zu tief verletzte, bald dar= uf um seine Entlassung zu bitten. Der Großfürst Konstan= in hielt eines Tages in dem Schloßhofe des sächsischen Pa= lais Heerschau über die polnischen Truppen und erlaubte sich gegen die Division, welche Chlopicki vorüberführte, bittern

Tadel. „Monseigeur", gab dieser zur Antwort, „[illegible] ne fût pas dans la cour du palais de Saxe [illegible] cueilli mes lauriers et mes décorations, ce ne [illegible] dans la cour du palais de Saxe, que je vou[illegible] flétrir et me déshonorer".

Nach beendigter Heerschau reichte er sofort bei dem [illegible] ser selbst das Gesuch um seine Entlassung ein. Al[illegible] der sich damals gerade in Wien bei dem Congresse [illegible] willfahrte seiner Bitte, obgleich es ihn nicht wenig b[illegible] dete, dasselbe von so vielen der angesehensten polnischen [illegible] nerale wiederholt zu sehen. Bald darauf hatte er Ge[illegible] heit, es zu bereuen, einen Mann aus seinen Diensten [illegible] sen zu haben, dessen Name einen so weit verbreitete[illegible] erlangt hatte und dessen bloßes Beispiel bei der Armee [illegible] Polen und Russen gleich wirksam sein konnte. Die [illegible] kam nämlich, als er in einer Abendgesellschaft sich lang[illegible] dem Herzoge von Wellington unterhalten hatte, unver[illegible] auf den spanischen Krieg, wobei der Sieger von [illegible] nicht ohne sichtbare Theilnahme den Kaiser fragte, ob e[illegible] nicht einen gewissen Chlopicki in seinen Dienste habe? [illegible] sei einer der entschlossensten und tapfersten Krieger, die [illegible] während seiner Feldherrnlaufbahn zu Gesicht gekommen [illegible] der bei Freund und Feind gleiche Achtung verdiene. Al[illegible] der, erst durch fremde Zeugen auf den Juwel, den er b[illegible] sen, aufmerksam gemacht, schickte sogleich einen Kurier [illegible] Warschau, um die Bewilligung von Chlopicki's Entlass[illegible] zurückzunehmen. Allein es war zu spät, sein kaiserl. Be[illegible] hatte sich zu sehr beeilt, sich des Mannes zu entledigen, [illegible] mit so kühnem Trotze ihm entgegenzutreten wagte.

Von dieser Zeit an lebte Chlopicki, von allen Geschä[illegible] zurückgezogen, nur seiner Familie und den stillen Wünsc[illegible] für sein Vaterland.

Der wiener Congreß gab den größten Theil von Po[illegible] an Rußland; nur einige Landschaften wurden ausgenomme[illegible] die unter dem Namen eines Großherzogthums Posen an Pre[illegible] ßen, und unter dem eines Königreichs Galizien an Oestre[illegible] überlassen wurden. „Noch gefielen sich die Mächte", sagt d[illegible] geistvolle Karl v. Rotteck *), „in der befreundlichen Schöpfu[illegible] eines Freistaates von Krakau, der unter dem Schu[illegible] der 3 großen Nachbarn stehen sollte, eine Anomalie der son[illegible] derbarsten Art, und im Grunde blos eine Schaustellung de[illegible]

*) Siehe dessen „Allgem. Geschichte" (Freiburg, 1826), Bd. 9, S. 84[illegible]

Vollgewalt über Land und Volk, daneben auch den Beweis gebend, daß man über die Zutheilung der Stadt Krakau an eine der 3 Mächte sich nicht habe verständigen können. Den russischen Riesen ließ man über die Weichsel schreiten und gab ihm Preußens und Oestreichs Seiten, also das Herz von Europa preis, während man gegen Frankreich ängstlich mit Bollwerken sich umgab und überall nur der vergangenen Gefahren, deren Erinnerung gespensterartig schreckte, nirgends aber der zukünftigen gedachte. Hierdurch allein schon ward unmöglich gemacht, ein politisches Gleichgewicht zu gründen. Die moskowitische Uebermacht bedroht Europa mit Erdrückung, und wenn solches Unglück hereinbricht, so trägt der wiener Congreß daran die Schuld".

Doch der Großmuth des Kaisers Alexander verdankte das alte Sarmatenreich momentan ein Geschenk, welches Napoleon selbst, auf dem Gipfel seiner Macht, nicht zu geben wagte — die Erneuung des polnischen Namens. Am 20. Juni 1815 kündigte der Kanonendonner zu Warschau die Wiederherstellung des Königreichs Polen an: eine Verfassung, deren Grundlage die seit dem Jahre 1807 in dem Herzogthum Warschau bestehende war, sollte den Polen die politischen Rechte einer selbständigen, nur unter dem Scepter eines und desselben Monarchen mit Rußland vereinigten Nation für alle Zeiten sichern. Drei Jahre vergingen und, mit Ausnahme einiger leichten Uebertretungen der Verfassung, hatte Polen alle Ursache, mit der Regierung, welche das Loos der Waffen ihm gegeben, zufrieden zu sein. Warschau erhielt eine Universität in seinen Mauern. Der Ackerbau und die Industrie wurden in ihrem Aufschwunge durch zweckmäßige Maßregeln unterstützt; doch der erste Reichstag, der im Jahre 1818 unter dem Vorsitze des Marschalls Vincenz Krasinski in Warschau zusammentrat, war auch das Ende der Ruhe und der Hoffnungen Polens.

Bald bezeichnete die willkürliche Verhaftung zweier Beamten und ihre ohne vorausgegangenes Urtheil vollzogene Abführung nach Sibirien die Eingriffe, welche sich von jetzt an die Militairpolizei in das Gebiet der Gerechtigkeit erlaubte. Bald sah man Specialtribunale errichten, Abgaben auf willkürliche Befehle erheben, Privateigenthum unter dem Vorwande des gemeinen Bestens in Beschlag nehmen und ohne die Beobachtung der geringsten gesetzlichen Form die Regierung des Landes handhaben. Was diesem gehässigen System noch die Krone aufsetzte, war die Organisation einer geheimen Polizei, wozu sich leider ein geborener Pole,

der General Alexander Roznieckí, als allzeit dienstfertiges Werkzeug hergab. Alle Journale und Druckschriften wurden der strengsten Censur unterworfen und die Redaction einer halbperiodischen Schrift, die unter dem Titel „Polnische Chronik" in 100 Lieferungen erscheinen sollte, Bruno Kozmian und Theodor Morawski, wurden, als sie ihr Journal, durch sinnreiche Anspielungen die sorgfältigste Aufsicht täuschend, zum Ende des Jahres 1820 unter dem Titel des „Polnischen Adlers" fortsetzten, ihrer freimüthigen Sprache wegen, gewaltsam zum Rücktritte gezwungen. Als nun vollends während des Reichstages vom Jahre 1820, den Alexander in eigener Person eröffnete, die Opposition, an deren Spitze Joseph Godelewski und die Brüder Vincenz und Bonaventura Niemojowski standen, in der Kammer der Landboten 3 Stimmen gegen 3 zählte, schien die Geduld des Selbstherrschers ihr Ende erreicht zu haben. Der kaiserl. Abgeordnete Nowosilzoff besiegte die letzten Zweifel Alexanders, und wenn jetzt schon die Charte nicht förmlich umgestossen wurde, so blieb sie doch, als bedeutungsloses Pergament, nicht der Schutz, sondern ein eitles Spielwerk des Volks.

Fünf Jahre waren bereits verflossen, und ungeachtet aller Bestimmungen der Constitution hatte Polen keinen Reichstag gehabt; denn Opposition war in den Augen der russischen Selbstregierung gleichbedeutend mit Aufruhr. Man vernichtete den Grundsatz der Unveränderlichkeit der Richter, indem man sie planmäßig unaufhörlichen Versetzungen unterwarf. Man trat die Municipalverwaltung des Landes mit Füssen. Die Schulen auf dem Lande wurden durch einfaches Rescript des Staatssecretairs Kossecki zu Grunde gerichtet. Die oberste Leitung der Geistlichkeit erhielt Albert Skarszewski, ein Mann, der im Jahre 1794 als Vaterlandsverräther verurtheilt worden war. Endlich unterzeichnete Kaiser Alexander selbst im Jahre 1825, kurz vor seinem Tode die ihm vorgelegte Ordonnanz vom 13. Februar, wodurch gegen die ausdrückliche Bestimmung der Constitution die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen abgeschafft wurde.

Nichtsdestoweniger schien das Ziel noch nicht erreicht zu sein, bei welchem die Vorsorge des Despotismus stehen bleiben konnte. Der Landbote von Kalisch, Vincenz Niemojowski, wurde im Jahre 1825, als er an dem Tage vor der Eröffnung des Landtags in Warschau angekommen war, von Gensdarmen ergriffen, gebunden und auf sein Landgut abgeführt, wo er seitdem Jahre hindurch von Polizeibeamten streng bewacht und gefangen gehalten worden ist.

Kein besseres Schicksal hatte ein Studirender von Wilna, Name dem Vaterlande lange theuer sein wird, Tho- Zan, der an dieser berühmten Lehranstalt eine Gesell- stiftete, welche die Pflege der Wissenschaften und die ltung der polnischen Nationalität zum Zwecke hatte. Man te ihn in Orenburg ein, zerstreute eine Menge von Stu- den in der Tartarei, oder steckte sie als gemeine Solda- n die russischen Regimenter.

Mittlerweile war Alexander gestorben (Dezember 1825), folgte bald auch sein Statthalter Zajonczek nach, der 26. Juli 1826 eine unter Kosciuszko rühmlich begonnene bahn unrühmlich endigte und die Achtung seiner Mit- ger um den Fürstentitel und die Gunst seines Gebieters aufte. Welches Urtheil auch die Geschichte über Alexan- fällen mag, so kann sie doch nie vergessen, daß die Sieg- gen von 15 Millionen Polen seinem Andenken fehlten.

Als nun in Folge der am 26. Dezember in St.-Pe- burg ausgebrochenen Verschwörung auch in Polen und hauen mehr als 200 Personen verhaftet wurden und das heil über die 8 vornehmsten Angeklagten *) erst nach drei- riger Haft, obwol man sie schuldlos fand, bekanntgemacht rde, bereitete sich schon in den Gemüthern der Polen die taftrophe vor, welche im Jahre 1830 zum Ausbruch kam. ie Untersuchungen gegen wahre oder nur angebliche Staats- rbrecher dauerten unausgesetzt fort. Bei solcher Stimmung ußte die neueste französische Revolution vom Juli des Jah- s 1830, welche fast alle Regierungen Europas in ihren rundpfeilern erschütterte, bei dem geistesverwandten Volke n der Weichsel den lebhaftesten Eindruck hervorbringen. ie Angst des Vicekönigs von Polen wuchs mit jedem Tage nd mit ihr die Wachsamkeit der Polizeispione. Man witterte eheime, auf den Untergang der Regierung hinarbeitende Um- riebe. Plötzlich füllten sich die Kerker mit den Zöglingen der niversität, der Unterfähnrichschule und mit den Offizie- en hohen und niedern Ranges der in Warschau stehenden Truppen. Jeden Tag wuchs die Zahl der unglücklichen Schlachtopfer.

Jetzt war das Maß voll. Der Tag der Rache und der Befreiung des Vaterlandes war angebrochen, dieser Tag

*) Diese waren: der Kastellan Stanislaus Soltyk, der Abt Dembek, die Staatsräthe Roman Zaluski, Grzymala, Andreas Plichta und 3 Offiziere: Krzyzanowski, Majewski und Zablocki.

war der 29. November 1830. Die Verabredung der einer geheimen Polizei unbekannt gebliebenen Verbindungsmitglieder war getroffen. Alles war durch die Bemühungen des kühnen Lieutenants Peter Wysocki, eines Xaver Bronikowski, Ludwig Nabielak, Anastasius Dunin, Severin Goszczynski, Wlodimir Kormanski, J. L. Zukowski und Moritz Mochnacki vorbereitet, das große Werk zu beginnen. Am ebengenannten Tage Abends gegen 7 Uhr trat ein Offizier *) mit dem Rufe in die Caserne der Unterfähnriche: „Zu den Waffen, Brüder, die Stunde der Erlösung hat geschlagen!" Alle stürzen in größter Eile, nachdem Jeder der ersten besten ihm in die Hände gerathenen Waffe sich bemächtigt hatte, über die Sobieskibrücke zum Belvedere, der Wohnung Konstantins, hin, bedecken überall, wo sie Widerstand finden, den Weg mit Leichen, schwingen sich auf die Pferde der niedergemetzelten russischen Schwadronen und verstärken das Gewehrfeuer, um ihren Kameraden in der Stadt zu zeigen, daß der Aufstand begonnen habe. Bei dem Palaste Belvedere stoßen die Zöglinge der Fähnrichschule auf einen Haufen Studirender. Jetzt dringen Mehre aus ihnen, in dem Innern des Schlosses bekannt, durch die Thore in dasselbe ein, machen die russischen Wachtposten nieder, sprengen die Glasthüren im ersten Stockwerk und durchbohren den sich ihnen gegenüberstellenden Vicepräsidenten Lubowicki als ersten Opfer. Den Cäsarowitsch, den sie zwar ergreifen, aber nicht tödten wollten, fanden sie nicht in seinem Schlafgemach. Sein Bett war leer, jedoch noch warm, — er aber mit Hülfe seines Kammerdieners durch eine verborgene Thüre entsprungen. Die ganze kleine Schar der jungen Helden eilte nun in die Stadt zurück, um ihren Brüdern in dem Befreiungswerke beizustehen. Nach einem glücklichen Gefechte gegen das russische Küraffiergarderegiment, welches fast ganz aus alten Kriegern bestand und ihnen den Weg abzuschneiden bemüht war, von denen einige 20 unter ihren mörderischen Kugeln fielen, zerstreute sich ein Theil durch alle Straßen von Warschau, der andere begab sich unter dem Ausrufe: „Zu den Waffen, Polen!" nach Nowy-Swiat (der neuen Welt) und in die krakauer Vorstadt. Während dies auf der mittägigen Seite der Stadt geschah, rückten auf der nördlichen zur verabredeten Stunde das ganze vierte Linieninfanterieregiment, ein

*) Es war der schon oben erwähnte Peter Wysocki, Unterlieutenant im polnischen Heere.

Bataillon Sapeurs, eine Batterie Artilleriegarde zu Pferde und die Grenadiercompagnien aller in der Hauptstadt liegender Regimenter aus ihren Casernen und besetzten das Zeughaus und die Nationalbank. In derselben Zeit befreite man die bei den Carmelitern zu Lezsno, sowie die in dem Kloster Marcinkanki eingesperrten Staatsgefangenen. Es bedurfte nur des Gedankens an die allgemeine Freiheit des Vaterlandes, um in Aller Herzen das heilige Feuer zur unvermeidlichen Nothwehr anzuzünden. Doch gebot eben dies Gefühl mehr, als jeder Befehl, die Hände von Mord, Raub und Plünderung frei zu erhalten. Wenn auch einzelne Ungebührnisse von der Hefe des Volkes verübt wurden, so drückt doch die strenge Mannszucht der polnischen Krieger, sowie die Mäßigung des gebildetern Theiles der Einwohner von Warschau, der letzten Staatsumwälzung das Siegel der Menschlichkeit auf. Freilich fielen als Sühnopfer für die Entknechtung des Vaterlandes die der Tyrannei zu sehr ergebenen Generale Haucke (Kriegsminister), Trembicki, Siemiackowski, Le Gendre, Stanislaus Potocki und Blümer, der von 18 Kugeln auf einmal durchbohrt zu Boden sank. Nur einen Ehrenmann muß man mit Wehmuth bedauern, den die Volksrache, weil er mit dem russischen Generale Nowicki an Wuchs und Namen Aehnlichkeit hatte, unverdienterweise beim Austritt aus dem Theater ereilte; es ist der allgemein geachtete General Nowicki. Leider entkam das Haupt der politischen Schergen, der Vaterlandsverräther Roznіecki, welcher der angenommenen Farbe der Tugend seine Rettung verdankte, indem er, als Deutscher verkleidet, mit dem Ausruf: „Zu den Waffen, Polen! es lebe das Vaterland! Tod den Spionen und Verräthern!“ sich in feiger Flucht zu retten wußte.

Noch war mit dem 30. November die Morgenröthe der Freiheit Polens nicht angebrochen, und schon hatte man unbefleckte Männer zu Mitgliedern des Administrationsrathes ernannt, als: den Fürsten Adam Czartoryski, den Fürsten Michael Radziwill, Paz, Kochanowski, Julian Ursyn Niemcewicz und General Chlopicki. Wenn dieser Rath in seiner, den kommenden Morgen erlassenen Bekanntmachung an das Volk, nicht mit den Gesinnungen und Wünschen des Alles auf das Spiel setzenden patriotischen Vereins übereinstimmte, so ist dieses mit dem Umstande zu entschuldigen, daß sie, als Nichttheilnehmer an den geheimen Verbindungen, mit der Kraft der Nation nicht genug bekannt waren, und daß überhaupt Männer wie sie, durch die Schule langer Erfahrung belehrt, den glorreich erworbenen Ehrennamen nicht so leicht an

den ungewissen Ausgang eines Volksaufstandes zu knüpfen pflegen. Als am 30. November die Mitglieder des Administrationsrathes in feierlicher Procession nach dem Palaste des Finanzministers gezogen waren, wo der allgemein verehrte Greis Niemcewicz von dem Balcon herab dem Volke die Versicherung aussprach, wie sehr sie Alle die hohe Bedeutung der ihnen übertragenen Pflichten fühlten, schrie man unaufhörlich: „Chlopicki hervor! Chlopicki heraus!" Von diesem Momente war das Loos über unsern Helden geworfen, er war als der Mann des Volkes von tausend und wieder tausend Stimmen bezeichnet. Die Menge wollte sich nicht eher zufriedengeben, als bis der General Paz hervortrat und in kurzen Worten erklärte, daß der Administrationsrath gesonnen sei, den Oberbefehl der Armee künftig dem General Chlopicki zu übertragen.

Hierauf schritt man, um Ordnung in die Angelegenheiten des Staates zu bringen, zur Ernennung eines Präsidenten der Municipal- und Polizeibehörde. Die Wahl fiel auf den von der Einwohnerschaft inniggeliebten Wengrzecki. Zum Commandanten der Nationalgarde wurde der achtbare und thätige Graf Peter Lubienski ernannt. Beide traf die Ernennung ganz unerwartet, doch fügten sie sich gern dem Willen des Volkes und des Staatsrathes. Unter lautem Jubel begleitete sie die Menge nach dem Rathhause, wo sie unverzüglich ihre Posten antraten. Nun hatten die Polen nur noch einen Lieblingsgedanken, nur noch einen Wunsch, und der wurde ihnen dadurch gewährt, daß man den 1. Dezember bekanntmachte, daß General Chlopicki den Oberbefehl übernommen habe. Die allbekannten Talente dieses Mannes, die Achtung, die er sich selbst in den Augen seiner Feinde erwarb, sein Ruhm in ganz Europa machten Hoffnungen rege, welche die Vaterlandsfreunde, bei seiner besonnenen Ruhe und bei seiner Hinneigung zum Vergleiche mit Rußland, gar bald nichts weniger als erfüllt fanden.

Hierauf schritt der Administrationsrath zur Einsetzung einer neuen Behörde mit ausübender Gewalt. Es wurden nur solche Mitglieder ernannt, deren Fähigkeiten und Popularität gleich groß waren, als: der Kastellan Dembowski, der gelehrte, durch viele Schriften ausgezeichnete, ehemalige Professor an der Hochschule von Wilna, Joachim Lelewel, die Grafen Ostrowski und Malachowski. Diese heilsame Verordnung hatte nebst andern trefflichen Einrichtungen die Wirkung, daß Warschau am 1. Dezember das Ansehen einer

annahm, welche die Wohlthaten eines langen Frie-
genoß.

Am folgenden Tage bildete sich auf dem Rathhause ein
tischer Club, dessen Zweck war, auf die Meinung des
s einzuwirken, dieses zur Eintracht und zur treuen An-
chkeit für die gute Sache zu begeistern. Der Vorstand
edeln Männer sollte Joachim Lelewel sein; allein die-
vielseitig thätigen Geschäftsmann fesselten schon andere
ommene Berufspflichten. Es trat daher Xaver Broni-
ki, einer der ersten Rechtsconsulenten Warschaus und
usgeber des „Polnischen Kuriers", an dessen Stelle. Jede
ung der Staatsgeschäfte nach Innen und Außen zu ver-
n, wurde der durch seinen Eifer und seine Thätigkeit be-
te Graf Lubienski zum Director der Nationalbank, und
nicht minder treffliche Boleſta zum Vorsteher der Central-
dationscommission ernannt.

Noch befand sich der Cäsarewitsch hinter den Barrieren
Stadt. Ihm waren von den polnischen Truppen noch
than: das Gardejägerregiment unter dem General Kur-
wski, nebst einem Theile der polnischen Garde, welche
General Vincenz Krasinski befehligte, und das erste
regimente unter dem General Szembeck. Doch nicht so-
hatte dieser wackere Mann vernommen, daß der Aufstand
Warschau Sache der Nation war, und daß sich unterdessen
provisorische Regierung, bestehend aus Männern, wie
st Adam Czartoryski, Paz, Kochanowski, Dembowski,
wel, Niemcewicz und Graf Ladislaw Ostrowski, an die
itze der Volksangelegenheiten gestellt habe, so trat der
ckere, tadellose Krieger vor Konstantin, und bat, ihn seines
es zu entbinden, indem er es für die heiligste Pflicht er-
te, zu seiner Nation zu gehen. Er und der Oberst Skrzy-
ki (jetzt Generalissimus) waren die Ersten, welche der Auf-
erung der neuen Regierung Gehorsam leisteten und mit
n Leuten in Warschau ankamen.

Dieser Schritt hatte zur Folge, daß der Großfürst allen
n unter dem 3. Dezember 1830 treu gebliebenen Polen
Erlaubniß ertheilte, zu den Ihrigen zurückzukehren. Noch
z zuvor schien er zwar nicht wenig verwundert, als sein
ügeladjutant, der junge Graf Ladislaw Zamoyski, um Ab-
ied zu nehmen, sich ihm vorstellte, und auf die Frage, wes-
lb er nicht bei ihm bliebe, die lakonische Antwort gab:
he ich Ihr Adjutant war, war ich ein Pole!"

Es war ein seltenes und für die Nationalgeschichte der
len merkwürdiges Schauspiel, die früher noch zwischen

Dienstpflicht und Vaterlandsliebe schwankenden
zur Allgemeinen Sache der Letztern, zum Kampfe
und Kind, für Heimath und Herd zurückkehren
Rührender aber war noch die Scene, als das gereizte
beim Anblick des Vincenz Krasinski, der an der Spitze
Abtheilung vom Garderegiment nach dem Börsenplatze
die Säbel auf diesen strengen Richter über die wegen
schwörungsplänen gegen Alexander verhafteten Polen
und ihm vom Pferde zu steigen befahl. Wahrscheinlich
er von der tobenden Menge in Stücken zerhauen
hätte ihn nicht der von der Nation so sehr verehrte
mit seinem eignen Leib gedeckt, indem er versprach,
Schuldige durch eine gesetzmäßige Behörde nach
bestraft werden würde. Bald stieg die Wuth des
auf das höchste, als auch Kurnatowski, dem man weder
Urtheil über den unglücklichen Lukasinski, noch seinen
auf das Volk zu schießen, vergessen konnte, an der
des Gardejägerregiments in Warschau einritt. Kaum
es zu vermeiden gewesen, daß Bürgerblut in Strömen
hätte sich nicht Chlopicki auf dem Balcon des Palastes
Finanzministers gezeigt, wohin die beiden verhaßten
abgeführt wurden, und das Volk mit ernster Anrede zur
ermahnt, indem er erklärte, daß die Rathsversammlung,
ein solcher Lärm noch lange fortdauerte, sich nicht mit
Angelegenheiten von so hoher Wichtigkeit, auf deren
digung man wartete, beschäftigen könne.

Um aber nicht als ungerechter Richter zu erscheinen,
er Krasinski und Kurnatowski, von 2 Studirenden mit
Nationalfahnen begleitet, auf dem Altan erscheinen, und
Professor Schyrma, als Befehlshaber der Ehrenlegion (
aus den Mitgliedern der Universität und der akademischen
Jugend bestehend), mit emporgehobenem Finger im Angesicht
des Volkes den Eid der Treue nachsprechen, durch welchen feierlichen Schwur sie sich anheischig machten, der Universität und der polnischen bewaffneten Macht auf immer
treu zu bleiben und das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Den kräftigen Maßregeln des Oberbefehlshabers gelang es, mit Hülfe der schnell organisirten Nationalgarde, Unordnung, Raub und Mord, bis auf einige wenige Greuelscenen, welche der gemeine zügellose Troß an den Russen verübte, zu verhindern und die geängstigten friedlichen Einwohner der Stadt zu beruhigen. Doch mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wurde in den Augenblicken solcher Aufreizung

Bedürfniß dringender, die höchste Gewalt in einer Person ereinigt und mit ungewöhnlicher Thatkraft in das Leben reten zu sehen. Die Nation hatte bei diesen tief empfundenen Wünschen keinen andern Mann vor Augen, als den in er allgemeinen Achtung so hochstehenden Joseph Chlopicki, er den ihm angeborenen und durch mancherlei Lebenserfahrung bei ihm zum Grundsatz gewordenen Ernst seines Charakters mit Milde aber auch mit unerschütterlicher Festigkeit zu paaren verstand.

Dem Rufe seines Volkes, obgleich erst nach vielen Bitten und nach langem Zögern, Gehör gebend, übernahm der geliebte Chef der Militairmacht am 5. Dezember Nachmittags auf dem Marsfelde im Angesichte aller in der Hauptstadt anwesenden Truppen und Nationalgarden die Dictatur. Die er Schritt, der den Maßregeln der Regierung mehr Einheit und Festigkeit versprach, und der um so nothwendiger war, als man befürchten mußte, daß die edle Kraft in den sich selbst nicht immer klar verstehenden Gemüthern unheilbringende Spaltungen hervorrufen möchte, beschloß die Reihe er großen Thaten, wodurch die für die Polen ewig denkwürdige Woche vom 29. November bis zum 6. Dezember des Jahres 1830 sich auszeichnete.

Das Erste, was Chlopicki in seiner neuen Würde that, war die Erlassung eines Manifestes an die polnische Nation, worin er erklärte: daß er weder aus Ehrgeiz, noch aus Herrschbegierde, sondern nur aus Rücksicht auf den Drang er Umstände, dem Beispiele der Römer folgend, welche in Gefahren des Vaterlandes einem einzigen Dictator die höchste Gewalt übertrugen, für wenige Tage, nämlich bis zur Versammlung der beiden Reichskammern, das Amt eines Naczelniks annehme, nach der Eröffnung des Reichstags jedoch dieses Amt in dessen Hände niederlegen werde. Sie lautet wörtlich, wie folgt:

„Die außerordentlichen Ereignisse, die sich neuerdings in der Hauptstadt des Königreichs zugetragen, erfoderten außerordentliche Maßregeln. Die Bedürfnisse des Landes waren dringend; der Administrationsrath konnte denselben, ungeachtet der Berufung neuer Mitglieder in seine Mitte, nicht genügen. Weder der später im Conseil selbst ernannte Vollziehungsausschuß, noch die auf den Trümmern desselben errichtete provisorische Regierung reichten hin, dem Nationalwunsche zu entsprechen, einem Wunsche, den die Gewalt der Dinge eingegeben hatte. In den verschiedenen Administrationsversuchen waltete weder Einigkeit noch Uebereinstimmung ob; man

erblickte in denselben Niemanden, der, mit fester Hand die Zügel des Staates führend, einer in den letzten Zügen liegenden Autorität Leben und Bewegung wiederzugeben vermochte; Niemanden, von welchem, als Urquell, alle zur Heilung so vieler Wunden, zur Abhülfe so vieler Leiden angemessene Maßregeln ausgehen konnten; Niemanden, der alle Erfoderniſſe des Augenblicks zu befriedigen im Stande war. Deshalb blieben auch die ununterbrochenen Arbeiten und der ganze Patriotismus der Regierungsmitglieder ohne Kraft; so mächtig waren die Hinderniſſe, die ihnen die Erſchlaffung der verſchiedenen Verhältniſſe entgegenſtellte, ſowie der Mangel eines Punktes, um welchen alle Gemüther ſich hätten reihen können. Noch mehr verwickelten ſich die Schwierigkeiten durch innere Zwiſtigkeiten; man errichtete Clubs, und anſtatt ſeine Foderungen einzureichen, ertheilte Jeder ſeine Befehle. In dieſer Verwirrung von Beſtrebungen, entſprungen aus dem Einfluſſe verſchiedener Leidenſchaften, dachte man an Alles, nur nicht daran, wie ſich ein Ziel dem Uebel ſetzen ließe, welches dem Lande mit gänzlichem Untergange drohte. Ein ſolcher Stand der Dinge erfüllte die wahren Patrioten mit wohlgegründetem Schrecken, und unſere dem Feinde gegenüber ſo unerſchrockenen Krieger begannen die Greuel der Anarchie zu beſorgen'.

„Landsleute! Seit meiner früheſten Jugend im Lager erzogen und mit ſo manchem Andern in die Fremde berufen, um für den Preis meines Blutes die Unabhängigkeit meines Vaterlandes zu erobern, bin ich Zeuge mehr als einer Revolution geweſen und habe mich überzeugt, daß die letzte Hoffnung einer Nation unter ſo ſchwierigen Umſtänden wie diejenigen, unter denen wir uns gegenwärtig befinden, nur in der Einigung und Kraft des Patriotismus beruht. Nun aber herrſcht da keine Kraft, wo die Elemente ſich bekämpfen. Durch dieſe Ueberzeugung ermuthigt und zu befehlen wiſſend, da ich zu gehorchen wußte, habe ich nicht länger geſäumt, mich zur allgemeinen Wohlfahrt der Gewalt zu bedienen, welche die Regierung mir in der Eigenſchaft als Oberbefehlshaber der Heere übertragen hat. Ich bin der Stimme des Gewiſſens, dem einzigen Führer meines ganzen Lebens, gefolgt, indem ich proviſoriſch alle Gewalten in meiner Perſon concentrirte, und habe die Dictatur bis zu weitern Beſchlüſſen des bereits einberufenen Reichstages übernommen. Unter dieſem Titel habe ich mich anheiſchig gemacht, mich der Gewalt nur für die Intereſſen der Nation zu bedienen. Ein alter Soldat, weiß ich meine Verſprechungen zu halten, und

wörte, das Heil meines Vaterlandes, wie es bisher
zige Gegenstand meiner Gedanken und Handlungen
, wird stets das Ziel aller meiner Bestrebungen blei-
Der Enthusiasmus, womit das Heer und die Haupt-
iesen Schritt vernommen, gewährt mir die Hoffnung,
nze Land werde der Reinheit meiner Absichten gleiche
ligkeit erweisen. Der Reichstag, in dessen Hände ich
Gewalt niederlegen werde, wird meine Bemühungen
gen, und wenn mich die auf den Eifer und die Tugen-
er Regierungsmitglieder und aller Bürger begründeten
angen nicht täuschen, so werde ich in der Rechenschaft
meine Verwaltung dem Reichstage und dem Lande dar-
daß die kurze Dauer meiner Gewalt für das öffentliche
nicht verloren gewesen".

„Landsleute jeden Alters! Auf Eurer Mitwirkung, auf
Liebe zu dem Vaterlande, dem Erbe unserer Väter be-
unsere ganze Zukunft. Unseren vereinten Bestrebungen
es, wie ich nicht zweifle, gelingen, unsere Nationalun-
igkeit zu retten. Weit entfernt, die Ruhe der benach-
n Staaten zu stören, wünschen wir blos, daß das heil-
Princip der Nichtintervention hinsichtlich unserer gewis-
ft beobachtet werde. Wie könnten wir von dem Au-
licke an, wo die größten Mächte Europas Frankreich
Belgien bei der Organisation ihrer innern Existenz sich
t überlassen haben, wie könnten wir Polen, die wir für
Freiheit in beiden Welten gekämpft, wir, deren Leiden
deren Muth selbst unsere Feinde in Erstaunen setzt —
könnten wir befürchten, daß man uns ein Verbrechen
us machen werde, wenn wir die im Angesichte der gan-
Welt uns versprochenen Bürgschaften und Freiheiten in
spruch nehmen? Nein! Der Pole weiß treu zu sein, und
ganz Europa Denjenigen verließ, vor dessen siegreichen
lern die Nationen sich niedergeworfen hatten, da hörten
polnischen Bataillons, ausdauernd im Unglück, nicht auf,
bis zum letzten Augenblicke um den gestürzten Eroberer
scharen. Hier aber hatte die Gewalt des Uebels alles
Maß überschritten. Es war unmöglich geworden, die Wahr-
it zum Oberhaupte der Regierung gelangen zu lassen.
Schmeichler, gierig nach Belohnungen und verschwenderisch
it Verleumdungen, warfen uns jeden Tag neue Fesseln
att der Freiheit zu. Ist je ein Aufstand legitimer gewesen?
Nein! Der König selbst wird diese Wahrheiten nicht ver-
nnen, sobald er einsehen wird, wie sehr man ihn hin-
ezing".

„Landsleute! Der Tag ist da, wo wir Alle uns aufopfern müssen, um unserer constitutionnellen Freiheiten zu genießen und zu beweisen, daß wir deren würdig sind. Es lebe das Vaterland!

Warschau, den 6. Dezember 1830.

Der Dictator
(Gez.) Chlopicki.

Für gleichlautende Abschrift:

Der Generalsecretair der Dictatur
(Gez.) A. Krysinski."

Nachdem er am folgenden Tage in allen Kirchen durch ein feierliches Te Deum dem Allerhöchsten für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung Dankgebete hatte darbringen lassen, bestätigte er die provisorische Regierung in ihrer Wirksamkeit in Ausübung der innern Verwaltungsgeschäfte, und schritt dann zu folgender Besetzung der höchsten Staatsämter. Den Referendar Grafen Andreas Zamoyski ernannte er zum einstweiligen Minister des Innern und der Polizei, den Landboten und um die polnische Nationalliteratur so hochverdienten Professor Joachim Lelewel zum Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts, den außerordentlichen Staatsrath J. Tymowski zum interimistischen Staatssecretair, den bisher im Finanzministerium angestellten Kasimir Molicki zum Generalintendanten des Kriegswesens und den zeitherigen Protokollführer der Executivbehörde und provisorischen Regierung, Alexander Krysinski, einen gewandten Geschäftsmann, zu seinem Generalsecretair. Die wichtige Stelle eines Gouverneurs von Warschau übertrug er dem würdigen Brigadegeneral Szembeck, dessen Leitung auch die Organisation der neuen Militairmacht anvertraut wurde. Seine Gerechtigkeit und Milde, selbst gegen die Unterdrücker des Vaterlandes, legte der Dictator Chlopicki sehr bald durch die Verordnung an den Tag, durch welche er das Schicksal der russischen Gefangenen der öffentlichen Sorge anempfahl. Diejenigen unter ihnen, welche im Lande bleiben wollten, hatten sich in dieser Hinsicht bei dem Municipalrath zu melden; den Frauen und Dienstboten ward freier Abzug gestattet, und alle Russen, welche in Warschau zu bleiben sich entschlossen, wurden in Bezug auf ihre Personen, ihr Vermögen und Eigenthum unter den Schutz der Landesgesetze gestellt. Dagegen war er sehr streng gegen den geringsten Ungehorsam. Mehre Soldaten wurden wegen Subordinationsvergehen erschossen; denn der Dictator hatte bei Todesstrafe ver-

Digitized by Google

oten, die Grenzen der benachbarten Staaten mit gewaffne-
er Hand zu überschreiten.

Doch gleich Anfangs zog er sich besonders bei demjeni-
gen Theile der Nation, welcher zu dem patriotischen Vereine
gehörte oder wenigstens dessen Grundsätzen anhing, die näm-
lich die Anfoderung machten, dem Großfürsten Cäsarewitsch
nachzueilen und ihn nebst seinem ganzen Gefolge zu Ge-
angenen zu machen, durch diese nach ihrer Meinung zu
große Güte eine kältere Aufnahme, ja sogar Nichtachtung zu.
General Chlopicki, im höchsten Grade aufgebracht über die
anmaßenden Stimmen Einiger unter ihnen, hielt am 6. De-
ember vor dem versammelten Rathe eine Rede voll Zorn
und Unwillen, in der er an die Bedingungen erinnerte, unter
denen er die höchste Gewalt in Civil- und Militairangelegen-
heiten übernommen habe, nämlich den Oberbefehl nur im
Namen des Kaisers und Königs führen zu dürfen. Er ge-
ieth dabei so sehr in Eifer, daß er, von einem Anfalle von
Schlagfluß getroffen, aus der Versammlung getragen wer-
den mußte.

Sobald er sich nur einigermaßen erholt hatte, war er
mit unermüdeter Thätigkeit mit Anordnungen für das Wohl
des ihm anvertrauten Staates beschäftigt. In mehren Tags-
befehlen, vom 9. und 10. Dezbr. datirt, machte er die Beför-
derung einer großen Menge von Zöglingen der Militairschule
bekannt, welche für ihre bei den Vorgängen am 29. Novbr.
durch Muth und Tapferkeit dem Vaterlande geleisteten Dienste
zu Unterlieutenants ernannt wurden. Alsdann war er haupt-
sächlich darauf bedacht, den Kern des Volkes durch verbes-
serten Schulunterricht zu veredeln, setzte zu diesem Behufe
eine eigne Commission nieder und machte im Lehrfache aus-
gezeichnete Männer, als einen Witkowski, Lelewel und Ma-
lewski, zu stellvertretenden Staatsräthen bei dem Regierungs-
departement des Cultus und der öffentlichen Aufklärung. Um
der Nation aber für die an einem ihrer freimüthigsten Ver-
theidiger begangene Unbill gleichsam Genugthuung zu ver-
schaffen, ernannte er den obenerwähnten Bonaventura Nie-
mojewski zum Stellvertreter des Justizministers. Den Ober-
befehl über die Nationalgarden im ganzen Lande legte er in
die Hand des erfahrenen Generals Woyczynski, eines würdi-
gen Jüngers aus der Schule Napoleons, indem General
Szembeck, die Vorhut der Armee zu befehligen, bereits ab-
gereist war.

Das Hauptaugenmerk des Dictators war von nun an auf
die Befestigung der Hauptstadt gerichtet, bei welcher Gele-

genheit er nach dem Beispiele seines großen Vorgängers Kosciuszko (vom Jahre 1794) Jung und Alt, Arme und Reiche, Hohe und Niedere in einer besondern Proclamation zur thätigsten Theilnahme und Unterstützung auffoderte. In kurzer Zeit waren auch die Werke jenseits der Weichsel und an den jerusalemer Barrieren hergestellt. Pragas berühmter Brückenkopf mit seinen Bastionen und Batterien wird mit großem Eifer zu einem fast unüberwindlichem Bollwerke umgestaltet. Alles legt Hand ans Werk, selbst der Carmeliterprior C. Lyko, ein ehemaliger polnischer Offizier, hat am 18 mit seinen sämmtlichen Conventualen an den Verschanzungen gearbeitet. Ueberall leitet der unermüdlich thätige Chlopicki die Arbeiten, und wie er einst in Spanien im Angreifen der Festungen groß war und durch seine Geschicklichkeit und seinen Eifer Napoleons ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, war er jetzt nicht minder groß im Vertheidigen derselben.

Damit aber, trotz allen diesen für einen langen Krieg berechneten Anstalten, das Wachsthum der Landesindustrie keine Unterbrechung erleiden und die nicht unbedeutenden Fabriken durch die vorgefallenen Ereignisse in nichts gestört werden möchten, ließ er bekanntmachen, daß alle Verpflichtungen der Regierung in Bezug auf dieselben insofern nach wie vor treu erfüllt werden sollten, als die Unternehmer derselben den geschlossenen Contracten Genüge leisteten. Er hatte überdies durch die Regierungscommission des Innern und der Polizei alle Woiwodschaftscommissionen beauftragt, den bestehenden Fabrikanlagen allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen und die Ausländer des vollständigen Genusses der ihnen zugestandenen Privilegien zu versichern.

Mittlerweile hatten sich die Stände des Reichs, welche zu einer allgemeinen Landesberathung zusammenberufen worden waren, versammelt. Der Reichstag war eröffnet. Da legte Chlopicki, seiner frühern Erklärung zufolge, die ihm übertragene Gewalt in die Hände der Landesvertreter nieder, und dankte, indem er diesen Schritt durch eine Proclamation vom 19. Dezember zur allgemeinen Kunde brachte, den Einwohnern der Hauptstadt für das ihm bewiesene Vertrauen. Die Reichsversammlung nahm diese Resignation nur an, um die mit so allgemeiner Zufriedenheit bekleidete Würde dem Dictator mit neuen größern Ehren wieder zurückzugeben; denn schon unter dem 23. Dezember erließ sie folgende Acte:

Die Reichsversammlung des Königreichs Polen, bestehend aus der Senatoren- und Landbotenkammer: In Erwägung der Dringlichkeit der Umstände, worin sich das Vater-

land in diesem Augenblicke befindet u. s. w., beschließt und verordnet, wie folgt:

1. General Joseph Chlopicki erhält die höchste und ausgedehnteste Gewalt, in deren Ausübung er keiner Verantwortlichkeit unterworfen werden kann, und wird hiermit zum Naczelnik (Dictator) ernannt.
2. Die Gewalt des Dictators hört auf, sobald er selbst von freien Stücken dieselbe niederlegt, oder sobald die durch den folgenden Artikel bezeichnete Reichstagsdeputation an die Stelle des Dictators einen andern Generalissimus wählt, und sobald dieser Letztere den Oberbefehl über das Heer übernommen hat: von dem Augenblick an ist der Dictator von allen und jeden Verpflichtungen entbunden.
3. Diese Deputation wird aus dem Senatspräsidenten und 2 von ihm gewählten Senatoren, sowie aus dem Marschall der Landbotenkammer und 3 von demselben ernannten Mitgliedern dieser Kammer bestehen. (Dieser Artikel wurde von der Kammer folgendermaßen umgeändert: „Die Deputation, von welcher im vorhergegangenen Artikel die Rede ist, bilden nachbenannte Personen: Der für jetzt im Senat Präsidirende, zugleich mit 5 durch den Senat erwählten Senatoren, und der Marschall der Landbotenkammer, zugleich mit 8 Mitgliedern derselben, nämlich einem Deputirten aus jeder Woiwodschaft, welche von der Kammer gewählt werden. Wenn irgend eines der Mitglieder, sowol deren aus dem Senat, als deren aus der Landbotenkammer, entweder durch den Tod, oder durch einen andern Anlaß ausscheidet, werden der für jetzt im Senat Präsidirende aus dem Senat und der Marschall der Landbotenkammer aus dieser letztern Nachfolger an ihre Stelle ernennen. In der Landbotenkammer muß der Nachfolger aus derselben Woiwodschaft sein, aus der das ausgeschiedene Mitglied war.)
4. Im Fall daß der Dictator stirbt oder daß seine Gewalt aufhört, beginnt der Reichstag seine Thätigkeit, sobald nur die Hälfte der ihn bildenden Mitglieder versammelt ist.
5. Der Dictator wird nach seinem Gutdünken die Mitglieder der Regierung wählen.
6. Der Reichstag wird sogleich nach Bekanntmachung gegenwärtigen Decrets prorogirt; während der Dictatur kann er sich nur auf den Ruf des Dictators versammeln".

Gegen 8 Uhr Abends desselben Tages erschien General Chlopicki in der Versammlung und empfing unter allgemeiner Zustimmung und mit den Zeichen des lautesten Beifalls die erwähnte Verordnung aus den Händen des Senatspräsidenten. In Folge der wiederangenommenen Dictatur erließ er sogleich einen Aufruf an die polnische Nation, in welchem er die Gründe darlegte, welche ihn bewogen haben, die Ausübung dieser Gewalt aus den Händen des Reichstags noch einmal zu übernehmen. Dann setzte er durch eine am 21. Dezember erlassene Verordnung fest, daß an die Stelle der provisorischen Regierung ein höchstes Nationalconseil trete, um unter der Leitung des Dictators die allgemeine Verwaltung des Landes zu führen. Sein Geschäftskreis sollte umfassen: 1. Die Verwaltung des öffentlichen Schatzes mit den zur Erhaltung der bewaffneten Macht nöthigen Fonds; 2. die genaue Vollziehung der von dem Dictator getroffenen Anordnungen in Bezug auf die Vermehrung der Truppenzahl und die Ausrüstung des Heeres; 3. die Sicherheit des Volkes und der Armee in Hinsicht ausreichender Lebensmittel; 4. die Obhut der öffentlichen Ordnung und Sicherheit im Lande; 5. die Handhabung und Aufsicht der Gerechtigkeitspflege; 6. die Verbreitung des Nationalgeistes und die Sorge für die Reinheit der öffentlichen Meinung.

Zur Bildung dieses höchsten Nationalconseils wurden von Chlopicki berufen: Fürst Adam Czartoryski, Präsident des Senats, Graf Wladislaw Ostrowski, Reichstagsmarschall, Fürst Michael Radziwill, Senator Woiwode, Leo Dembowski, Senator Kastellan, und Thomas Barzykowski, Landbote des Districts von Ostrolenka. Das Generalsecretariat dieses Conseils erhielt der außerordentliche Staatsrath Joseph Lymowski. Die Minister oder ihre Stellvertreter haben das Recht, mit berathender Stimme in diesem Conseil zu sitzen. Das Conseil wird die Aufträge des Dictators durch den Staatssecretair empfangen und dieselben den Regierungscommissionen und andern Behörden unter der Form von Verordnungen oder Beschlüssen zukommen lassen. Dasselbe soll übrigens dem Dictator unverzüglich von seiner innern Organisation, von seinen Arbeiten, und endlich von der Art der Geschäftsführung selbst Bericht erstatten und seine Beschlüsse zur Bestätigung vorlegen.

Hierauf bestätigte der Naczelnik die bisher bestandenen Ministerien und ernannte dann zu neuen Stellvertretern: erstens bei dem Ministerium des Innern und der Polizei den Senator Kastellan Grafen Thomas Lubienski, bei dem Fi-

nanzministerium, in Abwesenheit des Fürsten Lubecki, den Grafen Ludwig Jelski, ohne ihn jedoch von dem Vorsitze in der Nationalbank zu entbinden. Zum stellvertretenden Präsidenten in der Rechnungskammer ernannte er Vincenz Niemojewski, den heldenmüthigen Vertheidiger der Volksrechte, der, wie sein Bruder Bonaventura, seine Freimüthigkeit mit harter Gefangenschaft büßen mußte.

Noch vor dem Schlusse des Reichstags, der am 20. Dezbr. erfolgte, an welchem Tage Abends die Hauptstadt erleuchtet war, wurde von den beiden Kammern eine Deputation ernannt, welcher man die Obhut über die Dictatur anvertraute. Diese sollte aus folgenden Mitgliedern bestehen: der Präsident Fürst Adam Czartoryski, der Senator Woiwode Fürst M. Radziwill, die Senatoren Kastellane Graf Ludwig Paz, Mathias Wodzynski, Kasimir Gliszczynski, und Michael Kochanowski aus der Senatorenkammer; — der Marschall Graf Wladimir Ostrowski, die Landboten Graf Johann Ledochowski für Krakau, Franz Soltyk für Sandomir, Theophil Morawski für Kalisch, Joseph Swirski für Lublin, Stanislaus Barzykowski für Plock, Graf Stanislaus Jezierski für Masovien, Ignaz Wenzyk für Podlachien und Joseph Wiszniewski für Augustow aus der Kammer der Landboten.

So sehr Chlopicki auch glaubte, in jeder Beziehung als Oberhaupt des Staates die hohen Pflichten seines Amtes im ausgedehntesten Sinne des Wortes — selbst mit Aufopferung seiner an und für sich schwächlichen Gesundheit — erfüllt zu haben, mußte er doch noch vor dem Schlusse des Jahres 1830 den Schmerz erfahren, daß sich in öffentlichen vaterländischen Blättern mehre Stimmen gegen ihn erhoben, seine Regierung eine eiserne Hand nannten, und die Dictatur überhaupt als eine Wirkung ohne Ursache erklärten. Dazu kam noch, daß Viele die von ihm ausgegangene Sendung polnischer Abgeordneter an den Kaiser und hauptsächlich die Wahl in den Personen des Fürsten Lubecki und des Grafen Jezierski im höchsten Grade misbilligten, weil man darin die Zwecke einer auf möglichst vortheilhaftem Vergleiche beruhenden Annäherung oder gar Unterwerfung zu erblicken glaubte.

Noch ließ er sich aber durch solche Erfahrungen in seinem Wirken nicht abschrecken. Mit gleichem Eifer traf er seine Anstalten wie zuvor. Am 1. Januar 1831 begab er sich nach Modlin, um dort die Befestigungsarbeiten in Augenschein zu nehmen, welche er unerwartet weit vorgerückt fand, sodaß er den mitwirkenden Offizieren das größte Lob

ertheilte. Darauf ernannte er den bisherigen Commandanten des Cadettenhauses zu Kalisch, Brigadegeneral Ignaz Mycielski zum Commandanten der Festung, und den Generalquartiermeister, Oberstlieutenant Albrecht Chrzanowski zu dessen Stellvertreter, und erließ hierauf, nach Warschau zurückgekehrt, ein Manifest, worin er Folgendes bestimmte:

„In Betracht, daß die geheime Polizei, welche vor dem 29. November vorigen Jahres im Königreiche Polen bestanden hat, verschiedener Misbräuche und Handlungen gegen die öffentliche Ordnung, Ruhe, Familiensicherheit und Moralität angeklagt worden, wird verordnet, wie folgt: 1. Zur Untersuchung aller obenerwähnter Punkte soll eine Commission, bestehend aus 5 Mitgliedern, und zwar einem Senator als Präsidenten, 2 Mitgliedern der Landbotenkammer und 2 ansässigen Bürgern bestimmt werden. 2. Die Mitglieder dieser Commission werden aus einer von dem Nationalconseil eingereichten Candidatenliste von dem Dictator gewählt. 3. Die Commission nimmt ihren Sitz in der Hauptstadt, erstreckt sich aber in ihren Untersuchungen über das ganze Königreich. 4. Finden sich keine Beweise gegen die angeschuldigten Personen vor, so wird sie unverzüglich bei dem Dictator auf deren Befreiung antragen. Diejenigen aber, welche gesetzwidriger Vergehen überführt worden, sind sofort an das Criminalgericht der Woiwodschaften Masovien und Kalisch zur Verurtheilung abzuschicken. Wenn aber Personen blos zur geheimen Polizei gehörten, ohne daß sie eines besondern Vergehens haben überführt werden können, so sollen die Namen dem Dictator eingesandt, Listen davon angefertigt und letztere dann öffentlich bekanntgemacht werden". Den Vorsitz dieser Commission erhielt durch eine spätere Verordnung der Senator Kastellan Graf Michael Potocki.

In einem Tagesbefehl vom 5. Januar hat Chlopicki noch einmal die polnischen Truppen aufgefodert, alle persönlichen Interessen dem allgemeinen Besten hintanzusetzen und durch Einigkeit stark zu bleiben.

Nach der Rückkehr des vom Dictator nach St.-Petersburg abgeschickten Oberstlieutenants Wylezynski erließ Ersterer noch an demselben Tage (7. Jan.) ein Kreisschreiben, worin er beide Reichskammern zu einer besondern Berathung über die Nationalexistenz und die dahin zu richtenden Maßregeln auf den 17. dieses Monats nach Warschau zusammenberief. Wie sehr er nicht nur für die allgemeine Landesbewaffnung und militairischen Vorbereitungen, sondern auch für die nicht zum Kriegsdienst fähigen Staatsbürger, als Greise, Frauen,

em Worte der beim Truppenmarsche Zurückgebliebenen beweist der Umstand, daß er eine Verordnung erließ, h alle Stadt- und Dorfgemeinden angewiesen wur- für die Lebensbedürfnisse derjenigen Familien zu sor- deren Ernährer als Unteroffiziere oder Gemeine in den n Militairdienst berufen sind. Die Mittel für diese Un- ung sollen jedoch nur aus freiwilligen Beiträgen der Ein- er bestritten werden. Sollten Gemeinden, was kaum warten ist, diese Hülfsleistung verweigern oder doch in lung derselben lässig sich beweisen, so können jene Fa- n sich bei den betreffenden Behörden darüber beschwe- welche die Gemeinden dann dazu nöthigen und außer- zur Strafe ihre und ihrer Voigte Namen in den öffent- n Blättern bekanntmachen sollen. Wenn aber auch diese örden ihrer Pflicht nicht Genüge leisten, so wird ihnen Viertheil ihres monatlichen Gehalts zum Vortheile der chwerdeführer abgezogen werden.

Gleichzeitig gab er im Namen des Nationalconseils, ch ein besonderes Manifest, allen Provinzen des König- hs Polens die Versicherung, daß jeder zu den Krongütern örende Bauer, wenn er aus dem Kampfe zurückkehrt, einen rgen Landes zu freier Benutzung erhalten soll. Viele andbesitzer folgten diesem erhabenen Beispiele und setzten selben Preis für die Landleute fest.

Was Chlopicki während seiner Amtsführung besonders zeichnete, war die Ruhe, womit er die in öffentlichen Blät- n gegen ihn eingerückten Bemerkungen, Pasquille und Warnungen, gleich Friedrich dem Großen, nur belächelte, und ßt da, als ihm am 11. Januar von dem Artillerieoberst- utenant Dobrzanski der nahe Ausbruch einer Verschwörung ngezeigt wurde, die angeklagten Personen und Kläger auf ren Wunsch, daß sie sich in freiem Zustande verantwor- ten möchten, sogleich freizulassen befahl. Es ergab sich, daß eine Conferenz zwischen dem Minister Lelewel, dem stell- rtretenden Staatssecretair Boleslaw Ostrowski und Xaver Bronikowski stattgefunden habe, an welcher auch Franz Grzy- mala Theil genommen und späterhin ausgesagt hat, es sei dort berathschlagt worden, wenn der Dictator die Clubs verbiete, würde dies die Losung zur allgemeinen Unzufrie- denheit sein. In Folge dessen habe sich Bronikowski zum Fürsten Czartoryski begeben sollen, um ihm vorzustellen, daß r dem Dictator die Aufhebung der Clubs anrathen möchte. Wie viel Wahres oder Falsches an der Beschuldigung so acht- barer Männer auch sein mag, Chlopicki wußte die Gefahr,

welche dem Vaterlande in einer Gegenrevolution bevorstand, durch seine besonnene Klugheit glücklich abzuwenden, welches bei dem Unbefangenen eine um so größere Anerkennung verdient, als Chlopicki von Natur ein überaus heftiges Temperament besitzt.

Doch sein Stern sank unter, als der Reichstagsmarschall bei der zweiten Versammlung der Kammer, welche am 19. Januar eröffnet wurde, den Senatoren und Landboten bekanntmachte: der Dictator Chlopicki habe erklärt, daß, wenn er den ungeheueren Kampf, welchem sich das Land gegen den mächtigsten Monarchen unterziehen müsse, und die geringen Vertheidigungsmittel dieses Landes erwäge, er als ein erfahrener Krieger keine andere Beendigung des Aufstandes anrathen könne, als durch eine friedliche Vermittelung. Wollte er jetzt die Nation in einen Krieg führen, aus dem sie sich unmöglich mit Vortheil herauszukämpfen im Stande sei, so würde die Geschichte ihn mit dem Namen eines Vaterlandsverräthers bezeichnen.

Eine allgemeine Misbilligung dieser Ansicht sprach sich in Minen und Geberden der Reichstagsdeputirten aus, und der Mangel an Vertrauen wurde immer sichtbarer, als der Marschall in Folge dieses Berichts das Schreiben des russischen Staatsministers Grafen Stephan Grabowski an den General Chlopicki mittheilte, welches folgendermaßen lautet:

„General! Ich habe den Befehl erhalten, Sie, mein Herr, zu benachrichtigen, daß Se. kaiserliche Majestät Ihren Bericht vom 10. dieses Monats erhalten und daraus mit Wohlgefallen den Ausdruck der Gefühle ersehen haben, von welchen Sie für Höchstdessen Person belebt sind. Er wird denselben völligen Glauben beimessen, insofern Sie, Herr General, ihm unwiderlegbare Beweise davon geben, wenn Sie nämlich des Kaisers hohen, in der Proclamation vom 17. Dezember dem polnischen Volke eröffneten Wunsch so streng vollziehen, als es nur immer die Möglichkeit erlaubt. Empfangen Sie die Versicherung der hohen Achtung u. s. w."

Nach Ablesung dieses Briefes sprach sich die Verschiedenheit von des Dictators Ansichten mit denen der Reichstagsversammlung dadurch aus, daß auf einen Antrag des Landboten Trzcinski diejenigen Deputirten und Landboten, welche dies noch nicht gethan hatten, ihre Namen auf der Acte unterzeichneten, durch welche die Revolution vom Reichstage für national anerkannt wurde.

Was dieser Vorgang für einen Eindruck auf die Gemüther der Bewohner von Warschau machte, beweist der Um-

:and, daß ſich am 21. Januar ein neuer patriotiſcher Ver-
in unter dem Vorſitze des Profeſſors Joachim Lelewel bil-
ete, welcher ſeine Sitzungen in dem Univerſitätsgebäude
ielt, und der einſtimmig beſchloß, den Dictator Chlopicki
ber den von ihm gethanen Schritt zur Rechenſchaft zu
iehen. Sogleich wurde einem Ausſchuſſe des Vereins die
Abfaſſung einer in dieſer Hinſicht bei den Kammern einzurei-
henden Petition aufgetragen. Man glaubte — ob mit Recht
oder Unrecht? kann blos die richtende Nachwelt entſcheiden —
n der Mäßigung, die er bei der Uebernahme der höchſten
Gewalt blicken ließ, zaghafte Unſchlüſſigkeit, in ſeinen bedacht-
am abgemeſſenen Schritten Schwäche, in ſeiner Abneigung
gegen jede parteiliche Leidenſchaftlichkeit unpatriotiſche Kälte
zu ſehen. Man warf ihm vor, er habe den geiſtigen Auf-
chwung ſeines Volkes nicht begriffen, blos kaltblütige Sol-
datenſtrenge geübt und in ſeinen Unterhandlungen mit dem
ruſſiſchen Kaiſer die Würde Polens zu wenig im Auge behal-
ten. Doch gegen dieſe Anſchuldigungen ſowie gegen die Aus-
fälle mehrer Journale — darunter das exaltirte „Neue Polen" —
haben ihn bereits würdige Männer, wie unter andern Graf
Bruno Kicinski, öffentlich in Schutz genommen. Allein von
nun an ſchien Volk, Bürgerſchaft und Adel mit den Anſich-
ten übereinzuſtimmen, welche kurz zuvor der Reichstagsmar-
ſchall in einer Rede den Ständen eröffnet hatte, worin er
er ſagte, daß es Momente gäbe, wo die Schickſale der Völ-
ker nicht von den ſie beherrſchenden Umſtänden, ſondern von
ihnen ſelbſt und ihrer eignen Kraft abhängig ſeien; daß die
Polen, wenn auch keine Thermopylen, doch Herzen wie die Spar-
taner hätten, und daß ſie mit ihren Leibern eine Bruſtwehr
aufſtellen ſollten, welche ihr Land von dem ruſſiſchen Reiche,
wie die berühmte 300 Meilen lange Mauer China von der
Mongolei, trennen würde.

Chlopicki ſcheint indeß die Stimmung des Volkes, welche
mit ſeinen Anſichten in ſo grellem Widerſpruche ſtand, genau
gekannt zu haben. Um jedem etwanigen Ereigniſſe zuvorzu-
kommen, hat er ſchon unter dem 18. Januar der Reichstags-
deputation, welcher die Obhut über die Dictatur anvertraut
war, eine Acte überſendet, worin er die ihm anvertraute
Obergewalt niederlegte, und zwar, wie er in ſeinem
Schreiben ſagte, in der Abſicht: „Damit der bevorſtehende
Reichstag ſich in vollkommener Unabhängigkeit über die Mit-
tel, welche die Erhaltung Polens und ſeiner Gerechtſame zu
ſichern im Stande ſind, und zugleich mit der Wahl ei-
ner Regierungsbehörde und eines Oberbefehlshabers beſchäfti-

gen könne". Man schien über diesen Schritt in Warschau keineswegs befremdet zu sein; doch die Deputation wiederholte ihre Bitten, daß er die Dictatur beibehalten möchte, und trennte sich, von Schmerz erfüllt, mit tiefer Erschütterung von dem ebenfalls nicht wenig bewegten Naczelnik. Am folgenden Tage versammelte sich dieselbe Deputation des Morgens wieder und machte dem General Chlopicki schriftlich den Antrag, wenigstens den uneingeschränkten Oberbefehl über die Armee anzunehmen, indem die Verwaltung des Landes dann einer besondern Behörde anvertraut werden sollte. Gegen Abend erhielt die Deputation auf ihren Vorschlag folgende Antwort: „Nur dann würde er sich zur nochmaligen Uebernahme der höchsten Gewalt verstehen, wenn man ihm eine solche Dictatur einräumte, welche auch noch von der bisherigen Einschränkung befreit wäre". Auf die Erwiderung, daß man zur Uebertragung einer solchen Gewalt nicht bevollmächtigt sei, legte Chlopicki die Dictatur unwiderruflich in die Hände der Nation zurück, verließ noch an demselben Tage den Palast des Statthalters und bezog seine frühere Wohnung wieder. In der Nacht soll er in Folge heftiger Gemüthsbewegungen einen jenem frühern ähnlichen apoplektischen Anfall gehabt haben.

Die Reichstagsdeputation, auf alle Fälle bedacht, hatte unterdessen schon Erkundigung darüber eingezogen, welche Gesinnungen und Rathschläge die höhern Militairs für den Fall hegten, daß eine Veränderung des Oberbefehls durchaus nothwendig sein sollte. Diese erklärten jedoch einstimmig, daß die Truppen von der aufrichtigsten Hingebung für das Vaterland beseelt seien und nur einen Zweck unverrückt vor Augen hätten: die Freiheit und Unabhängigkeit der polnischen Nation. Einer von den Obergeneralen betheuerte sogar: „Ich kenne den Geist, welcher den geringsten Soldaten sowol als die höheren Offiziere beseelt; sie erkennen sich alle nur als Vertheidiger der gerechten Sache; sie setzen ihr Vertrauen auf die Repräsentanten der Nation, und wenn diese uns einen Tambour an die Spitze stellten, würden wir Alle willig seinen Befehlen gehorchen".

Die erste Pflicht der Landesvertreter war nun, der bewaffneten Macht ein neues Oberhaupt zu geben. Vier Candidaten wurden als die würdigsten zu diesem Geschäfte in Vorschlag gebracht: die Generale Szembeck, Weißenhof, Krukowiecki und Fürst Michael Radziwill. Die Wahl fiel am 21. Januar mit 107 Stimmen auf den Letztern, welcher jedoch das Obercommando nur unter der Bedingung annahm, daß

s ihm freistehen möge, kriegserfahrene Offiziere an seine Seite u berufen — und daß er auf den Fall, wenn sich im Laufe es Feldzuges ein besonders ausgezeichnetes militairisches Ge- ie offenbaren sollte, diesem die Führung des Heeres abtre- en dürfe. Hierauf nahm er ungesäumt von dem Palaste des Statthalters Besitz und ließ von da aus seine anderweiten Anordnungen ergehen.

Zwei Parteien, welche sich schon beim Entstehen der olnischen Revolution gezeigt haben, sind nun lebendiger als e zuvor ins Leben getreten, und haben sich mit offenem Visir inander entgegengestellt: die aristokratische, umsichtiger, elche, Chlopicki's Abgang bedauernd, zur Nationalunabhän- igkeit auf dem Wege gütlichen Vergleichs zu gelangen wünschte, nd die demokratische, kraftvoller und edelmüthiger, die ede Unterhandlung verwirft und Alles nur ihrem Muthe nd ihrer Standhaftigkeit verdanken will. Doch sind beide ls Polen vereint durch eine großartige Aufopferung für die Sache der Nation.

Fürst Radziwill scheint sich der letztern angeschlossen zu aben, denn er sagt in seiner ersten Proclamation vom 21. Januar unter Anderm: „Wir sind Alle von der Ueberzeugung urchdrungen, daß das Schicksal unsers Landes nur auf dem Schlachtfelde entschieden werden kann; dort wollen wir also ie Entscheidung suchen. Erinnert Euch der Thaten Eurer äter; seid eingedenk, daß es ihren Nachkommen gezieme, nit der Kraft des Schwertes die ewigen Rechte des Daseins nd der Freiheit unsers Vaterlandes wiederherzustellen".

Bald sollte der neue Oberbefehlshaber Gelegenheit finden, eine Armee in den Kampf zu führen; denn schon in der Reichs- agssitzung vom 25. Jan. wurde, nachdem man den vereinig- en Kammern die furchtbar drohenden Proclamationen des Kai- ers Nikolaus und die Actenstücke in Bezug auf die Unterhand- ungen mit dem kaiserl. königl. Cabinete vorgelesen, auf An- rag des Landboten Roman Soltyk einstimmig der Thron es Königreichs Polen für erledigt erklärt.

Somit war der große Wurf gethan — ob gelungen — wird die Mitwelt, die jetzt mit Staunen auf die Wunder olnischen Muthes und polnischer Tapferkeit blickt, vielleicht m Verlaufe weniger Wochen mit trauerndem oder frohlocken- em Herzen erkennen. Von diesem Augenblicke konnte man nicht mehr zurücktreten. Jetzt galt es, Alles zu wagen, und im Verzweiflungskampfe entweder Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren. Einer unserer neuesten Philosophen hat gesagt: Alle Kriege hätten der Menschheit auf irgend eine

Digitized by Google

Art Gewinn gebracht, und am Ende der Entscheidung sei immer der Civilisation der Sieg geblieben. Möchte dieser hohe und große Gedanke eine Weissagung für Polen sein und das Geheimniß seines Geschicks insichfassen!

Je mehr nun Fürst Radziwill sich entschlossen zeigte, den russischen Truppen mit seiner kühnen Schar der Vaterlandsvertheidiger entgegenzuziehen, desto mehr erhob sich der Unwille selbst unter den Häuptern der Nation gegen das Betragen Chlopicki's. In der Sitzung der Landbotenkammer vom 24. Januar hatte nämlich Starzynski den Grafen Gustav Malachowski aufgefodert, der Kammer die Correspondenz des Großfürsten Konstantin mit dem General Chlopicki mitzutheilen. Dieses geschah; allein die Ausdrücke, in welchen der Dictator darin bezeugt, daß er den Oberbefehl allein in der Absicht übernommen habe, um den, ähnliche Vorfälle gewöhnlich begleitenden Excessen vorzubeugen, erregten den tiefsten Unwillen der Kammer. Der Landbote Ledochowski sagte: Am 10. Dezember, als schon die ganze Nation de facto im Aufstande gewesen sei, hätte es sich nicht geziemt, sich solcher Worte gegen den Cäsarewitsch zu bedienen. Starzynski trug sogar darauf an, den General Chlopicki für einen Landesverräther zu erklären. Es soll das Volk sogar seit der Niederlegung der Dictatur sich mehrmals vor dem Hause des Exdictators (in der Neustadt, Nowe-Miasto) versammelt und tumultuarische Auftritte stattgefunden haben.

In Folge der Erklärung des Reichstages: daß die polnische Nation, repräsentirt durch die beiden Kammern, sich hiermit (s. d. 25. Januar) als ein unabhängiges Volk das Recht zuerkennt, die polnische Krone Demjenigen zu verleihen, den sie deren würdig erachtet — hatte die Armee sofort den Befehl zum Aufbruch erhalten. Dieses geschah jedoch erst, nachdem der Kaiser Nikolaus die Polen für Rebellen erklärt und jede schriftliche und mündliche Unterhandlung verweigert hatte, bis die Empörer mit aller Strenge der Obergewalt gezüchtigt seien. Mit der Ankunft dieser Drohungen an die Nation hielten die Polen sich ihres Eides entbunden, einstimmig erscholl der Ausruf: „Nikolaus hat aufgehört, über Polen zu regieren!" Der Krieg war unwiderruflich, und kein Schritt durfte länger eingehalten werden. Am 8. Febr. gegen Abend hatte der Generalissimus Fürst Radziwill sein Hauptquartier von Warschau nach Okuniew, östlich von der Hauptstadt in der Woiwodschaft Podlachien, verlegt.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ein Mann wie Chlopicki, in den Tagen der Gefahr vielfach verkannt, seine

nnesart auf eine unzweideutige Weise an den Tag legen
nte. Er trat in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger —
: Einige behaupten, Anfangs als gemeiner Soldat —, wurde
n den Truppen mit großem Enthusiasmus aufgenommen,
d rieth der Nationalregierung, die Hauptstadt Warschau bis
f den Umkreis von einer Meile, in Belagerungszustand zu
láren, indem er hinzufügte, er sei von deren heldenmü-
gen Bewohnern überzeugt, daß man nicht nur an dem
)ro, sondern auch an der Weichsel ein Saragossa finden
:rde. Dann reiste er in der Nacht vom 7. auf den 8. zu der
:mee ab. Er soll auch als gegenwärtiger Befehlshaber des
sten Armeecorps die Veranlassung gewesen sein, daß der
te wackere General Sierawski, der die sogenannte „goldene
char", oder das „Regiment der goldenen Freiheit", jetzt
s Regiment Fürst Radziwill führte, zu dem Befehlshaber
r Festung Zamosc ernannt wurde.

Die Russen waren bereits unter dem Grafen Pahlen
d Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkanski auf 5 ver-
hiedenen Punkten in Polen eingerückt. Gleich beim Beginn
r Feindseligkeiten hat der Sieg den Polen gelächelt. Schon
m 13. Febr. hatte der General Krukowiecki dem Prinzen Adam
)n Würtemberg, der die Vorhut der Kosacken befehligte, bei
Bisniew, und bald darauf der tapfere Uhlanenführer Dwer-
icki zwischen Stoczeck und Seroczyn dem General Geismar
ne Schlappe beigebracht. Darauf hat General Skrzynecki
etzt Generalissimus) in einem mörderischen Kampfe bei der
Stadt Dobre, der von 5 Uhr Morgens bis zur einbrechen-
en Nacht fortdauerte, mit ungleich geringerer Anzahl dem
ssischen Gewalthaufen unter Diebitsch Widerstand geleistet
nd dem Feinde großen Schaden zugefügt.

Die erste bedeutendere Schlacht im gegenwärtigen Frei-
eitskampfe, in der auch Chlopicki durch seine Kriegserfah-
ung und beispiellose Tapferkeit entscheidend wirkte, wurde
m 19. und 20. Februar (den ersten Tag bei Wawro, hart
m Walde Milosny, und am folgenden Morgen bei dem
Dorfe Grochow, eine Stunde von Warschau) geschlagen.
Wie in der Schlacht bei Tudela und vor den Mauern Sa-
agossas blieb er den ganzen Tag im dichtesten Gewehrfeuer,
nd schien jetzt wieder nach langer Zeit zum ersten Male in
einem eigentlichen Elemente zu sein. Was Napoleon oft
om Marschall Ney, dem er den Ehrennamen „Le brave
les braves" gegeben, zu sagen pflegte, daß er ihn nie hei-
erer und vergnügter gesehen, als wenn er, im Pulverdampf
ingehüllt, rings um ihn her die Pelotonsfeuer blitzen sah und

im Hintergrunde den Kanonendonner hörte, — das gilt im eigentlichen Sinne des Wortes auch von Chlopicki. Am zweiten Tage der Schlacht (20. Febr.) hatte er in Gemeinschaft mit dem General Lubienski, einem anerkannt ausgezeichneten Reiterführer, einen glänzenden Cavalerieangriff auf die feindlichen Colonnen des Grafen Pahlen in der Nähe von Grochow ausgeführt, der große Wirkung hervorbrachte und nach dreistündigem Gefechte den Sieg an die polnischen Waffen fesselte.

Da die folgenden Tage der Kampf mit den Russen an verschiedenen Punkten und stets mit zweifelhaftem Glücke fortgedauert hatte, so ließ General Chlopicki mit dem Genehmhalten des Generalissimus, am 25. Februar, die russischen Schlachtreihen unter den Generalen Fürst Schachoffskoi und Baron Geismar durch die Cavalerie des Generals Uminski angreifen, und unterstützte diesen mit den jungen Regimentern, über deren muthvolles Benehmen die grauen Helden von der Tiber, vom Nil und Ebro staunten. Er führte selbst das Grenadierregiment des Generals Milberg unter Trommelgewirbel gegen das von den Russen besetzte Erlengehölz und entwickelte einen Theil seiner Infanterie nach der rechten Seite hin. Jetzt verwandelte sich der Kampf in eine mörderische Schlacht. Schon hatte der Feind seine Reserven in die Schlacht geführt. Seine neuen von Kawenczyn herangeführten Batterien, von neuen Massen unterstützt, warfen Geschosse auf die polnischen Regimenter hinter dem Erlenwäldchen und bestrichen sie in schräger Richtung. Dieses hatte eine zweifache Folge: das Wäldchen konnte nicht behauptet werden, und der General Uminski sah sich, aller Anstrengung unerachtet, aus Mangel an Truppen, genöthigt, sich Praga zu nähern und die Stellung zu concentriren, weil er nicht im Stande war, den Raum zwischen dem polnischen rechten Flügel und dem linken unter den Befehlen des Generals Krukowiecki gegen die von Zabki hervorbrechenden feindlichen Massen auszufüllen. Die Divisionen der Generale Szembeck und Skrzynecki unterstützten ihn, anscheinend weichend, aber fort und fort auch im Zurückziehen fechtend. Diese Bewegung macht den Feind irre, daß er seine letzten aus dem Reitercorps des Generals Witt und einer zahlreichen Artillerie zu Pferde bestehenden Reserven an beiden Seiten des Gehölzes vorrücken läßt, den Sieg zu beschleunigen. Allein in diesem Augenblicke wird die Feuerwerkerbatterie des Capitains Skalki aufgefahren, und hält mit Congreve'schen Raketen das Vordringen dieser Colonne zurück. Diesen Mo-

nent ergreift der General Skrzynecki mit seiner Infanterie, ind greift die feindliche Cavalerie von vorn und in den Flan- en an. Er wird sogleich unterstützt von der Abtheilung Kra- usen unter dem Obersten Kicki und Kasimir Skarzynski, welcher Letztere sich vorzüglich durch kalte Entschlossenheit aus- eichnete. Der Feind wird in die Flucht gejagt; was nicht ntrinnt, gefangen genommen.

Die Polen kämpften mit wahrem Löwenmuthe auf der Ebene zwischen Tarchomin und Bialolenka. Um 10 Uhr aber hatte sich ein neuer Kampf auf dem rechten Flügel ent- sponnen, und zwar von der zombkower Straße bis zur Weich- el. Einige hundert Kanonen erschütterten die Luft mit ih- rem Donner. Von den Straßen Warschaus eine Stunde nordwärts nur ein Schlachtfeld. Alles mit Gefangenen, mit Munitionswagen, mit Truppen angefüllt, die singend zum Kampfe fliegen, aus welchem man vor ihren Augen die ver- stümmelten Opfer zurückbringt. Ueberall Tod, Verzweiflung, ausgenommen im Herzen der unerschrockenen Krieger, die sterbend die Freiheit ihres Vaterlandes verkünden. Ach! wenn dieses zu seiner Rettung nur Wunder der Tapferkeit bedürfte, so würde es seinen alten Rang unter Europas Staaten längst schon wieder eingenommen haben; denn kein Opfer ist den Polen zu groß. Ein ganzes Volk hat sich erhoben. Helden von 16 Jahren, die erst seit wenigen Tagen Soldaten sind, kämpfen an der Seite ergrauter Krieger, die ehrenvolle Nar- ben aus Napoleons Zeiten auf ihren Gesichtern tragen. Selbst schwache Greise führen noch das Schwert, um wenigstens, fürs Vaterland kämpfend, mit Ehren unterzugehen. Die Schlacht war mörderisch zu nennen, besonders richteten die polnischen Kossynieren (Sensenträger) mit ihren gefährlichen Waffen ein furchtbares Blutbad an, und die polnischen Ge- nerale Chlopicki, Krukowiecki, Szembeck, Skrzynecki und An- dere führten mit kaum erhörter Gegenwart des Geistes die einzelnen Brigaden ins Feuer, welche dem Angriff der an Zahl übermächtigen Russen wie Verzweifelnde die Stirn bo- ten. Mit den Sensenmännern zugleich gingen auch das zweite polnische Uhlanenregiment und eine Escadron Kurpen (d. i. berittene Jäger) in solcher Wuth auf ein feindliches Küraſſierregiment (Prinz Albrecht von Preußen), daß es fast ganz aufgerieben wurde. Die berühmte Schlacht bei Mo- saisk kann nicht mit diesem Riesenkampfe verglichen werden, den eine Hand voll freier Männer gegen Massen von Fein- den bestand, die sogar noch das Handgemenge ängstlich ver- meiden, nur selten ihre Reiterei gebrauchen und nach dem

zaghaften Systeme einen Kanonenkrieg führen. Den Ehrentod starben auf dem Schlachtfelde der Oberst Wladislaw Placzeyuski und der edle Graf Ludwig Mycielski, der Horatius Cocles der Polen. Als ein Opfer dieses Tages fiel der treffliche General Zymirski; tödtlich verwundet mußte er mit Gewalt aus dem Schlachtgewühle fortgetragen werden; denn er ordnete, schon vom Pferde gesunken, mit kaum vernehmbarer Stimme noch mancherlei Bewegungen zum Vortheil der Polen an. Man brachte ihn auf einer aus Baumzweigen gemachten Bahre nach Warschau, um ihm ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen; allein er starb, aller Sorgfalt unerachtet, noch denselben Nachmittag in den Armen seiner treuen Gattin, als ihm der Wundarzt gerade den ersten Verband anlegen wollte.

Dem alten General Chlopicki, der auch an diesem heißen Tage keine Anstrengung scheute, überall auf dem gefährlichsten Punkte war, als fodere er den Tod, dem er schon so oft dreist in das Auge gesehen, zum Zweikampfe heraus, wurden 3 Pferde unter dem Leibe erschossen. Dies schreckte ihn nicht und ermüdete ihn nicht. Nur um so kühner führte er seine Scharen in den Kampf, bis ihm selbst eine feindliche Granate Halt! gebot. Er wurde dadurch an der rechten Hand und an dem einen Fuße verwundet; an dem andern hatte ihn, ohne daß er es zu achten schien, früher eine Musketenkugel getroffen. Dennoch wollte er nicht von dem Schlachtfelde weichen. Nur den wiederholten Bitten seiner Freunde und Adjutanten Gehör gebend, ließ er sich nach Warschau geleiten, um da seine Wunden zu pflegen, und den ermatteten Körper zu neuen Heldenthaten zu stärken.

Nach einem von dem Fürsten Radziwill bei der höchsten Nationalregierung in Warschau eingereichten Gesuche wurde dieser noch vor Verlauf des Monats Febr. seiner Verpflichtung als Oberbefehlshaber entbunden, und diese Würde — wie man sagt — seinem eignen Vorschlage und dem Wunsche der sämmtlichen Truppen zufolge, dem General Johann Skrzynecki, der zu Anfang der Revolution noch Oberst war, einem jungen, feurigen, mit nichts zu erschütternden Manne voll der glänzendsten Tapferkeit und einem großen, schon von Napoleon anerkannten Feldherrntalente begabt, einstimmig übertragen. Sein neues Amt hat er mit der feierlichen Eröffnung angetreten, nur todt oder siegreich aus dem Kampfe gehen zu wollen. Siegen oder sterben! ist sein Wahlspruch. Einer Deputation der Municipalität von Warschau hat er auf die Bitte: den für die Stadt im Falle eines

mbardements unausbleiblichen Ruin durch Unterhandlungen
t den Russen abzuwenden, die Antwort ertheilt: „daß von
rgleich und Unterhandlung niemals die Rede sein könne;
ß er sogar jeden General erschießen lassen würde, der ihm
en ähnlichen Antrag machte, oder seine Befehle nicht voll-
ze". Was dieser Generalissimus, vermöge seiner Sinnesrein-
t, seiner Beharrlichkeit und seines Enthusiasmus für die
te Sache, eines Vorgängers wie Kosciuszko würdig,
Polens Freiheit durch Beispiel, Wort und That gewirkt
t und noch fort und fort wirkt, bleibt einem anderweiten
graphischen Versuche zu schildern überlassen. Auch würde
e Parallele zwischen 2 so ganz verschiedenartigen Charak-
en, wie Chlopicki und Skrzynecki, die sich — wenn auch
f verschiedenem Wege — in einem Punkte, dem der Va-
landsliebe, doch begegnen und freundschaftlich sich auch auf
m Felde der Ehre berühren, kaum an ihrem passenden
rte sein.

Anfangs hoffte die polnische Armee, bei der schnell vor-
ckenden Genesung des Generals Chlopicki, diesen Helden
ld wieder als eine der Hauptstützen der Nation in das La-
r zurückkehren zu sehen; allein sein Zustand hat sich plötz-
h verschlimmert, die Wunden sind aufgebrochen, und außer
r Verwundung haben schwere Contusionen am rechten Arme
ne zurückbleibende Lähmung veranlaßt. Um, wie Einige
gen, desto ungestörter seiner Gesundheit leben und sich zu
uen Dienstleistungen für das Vaterland stärken zu können,
er — wie Andere behaupten — aus besondern in den derma-
gen Verhältnissen der activen Armee liegenden Beweggrün-
n, ist er am 10. März d. J. von der Hauptstadt nach
m friedlichen Krakau abgereist, wo er in der Familie des
rafen Wodzicki eine gastfreundliche Aufnahme fand, und wo
sich nebst einigen vertrauten Freunden gegenwärtig noch
efindet.

Die durch die meisten öffentlichen Blätter verbreitete
Nachricht, als habe er sich von Krakau nach Baden bei
Wien begeben, um die dortige Heilquelle zu benutzen, ist
änzlich ungegründet. Chlopicki hat Krakau seitdem nicht
ieder verlassen; auch würde sein Zustand kaum eine so weite
Reise gestattet haben.

Mit der Schlacht von Grochow (25. Februar 1831)
ann man daher die patriotische Laufbahn dieses Helden und
rsten Oberbefehlshabers im neuen Befreiungskriege einstwei-
en als geschlossen ansehen. Mögen die Meinungen über ihn,
über seinen Charakter, seiner Sinnesart, Polentreue und Ausdauer

für die gute Sache bei seinen eignen Landsleuten noch so verschieden sein; mögen besonders die Anhänger des patriotischen Vereins, an dessen Spitze noch immer Joachim Lelewel steht, die reine Absicht dieses Mannes bei dem unverkennbaren Wunsche, dem Hause Romanow treu zu bleiben, noch so sehr in Zweifel ziehen — der unbefangene, fern von dem Gewirre der Parteisucht, Verblendung und Kabale wohnende Beobachter muß ihn schon aus dem Grunde rechtfertigen, daß er, so mancher Kränkung ungeachtet, als seine Vermittelungspläne von der Nation verworfen wurden, aus freiem Antrieb das sieggewohnte Schwert ergriff, sich in die Reihen der polnischen Kämpfer stellte, und stets unter den Vordersten glänzend, als Greis noch — wie als Jüngling und Mann mit Blut dem Vaterlande seine Schuld bezahlte. Und wenn man nicht Chlopicki allein das Verdienst zuschreiben will, den alten Ruhm Polens, das Bollwerk europäischer Civilisation zu sein, so herrlich als je in den Tataren- und Türkenschlachten erneuert zu haben, so muß ihm doch unter den Rettern seines Vaterlandes unbestritten eine der ersten Bürgerkronen zuerkannt werden.

Der Ausgang des begonnenen Riesenkampfes, bei welchem die tapfern Polen die Lösung der Frage: Sein oder Nichtsein? (Symbol des patriotischen Vereins in Warschau) zur Aufgabe ihrer Thatkraft gestellt haben, wird entscheiden, ob Chlopicki's Handlungsweise auf Erfahrung und Einsicht begründet war, oder in Furcht und Unterwürfigkeit vor der purpurnen Uebermacht ihre Veranlassung fand; — ob es dem polnischen Enthusiasmus gelingt, das fast Unmögliche zu erreichen und die wohlverdiente Freiheit mit dem Schwerte in der Hand für die Jetztwelt und für deren Enkel und Enkelkinder zu erringen?

Jede Aussicht auf eine solche Freudenzeit ist vorhanden, die Hoffnung eröffnet sie an der Hand des Rechtes und der Menschlichkeit. Die Rechte eines Staates können durch Uebergewalt zerstört werden, die einer in Eintracht lebenden Nation niemals. Diese lebt, abgesehen von der politischen Unabhängigkeit, die sie verloren haben kann, fort und fort in der Hoffnung auf deren Wiedererlangung, eben weil ihr das Recht dazu unveränderlich bleibt, so lange sie existirt.

Im äußersten Falle kann blos das Wort des geistreichen Fürsten von Ligne, welches er während des wiener Congresses kurz vor seinem Tode zu einem hohen russischen Staatsbeamten gleichsam in prophetischem Geiste sprach, verwirklicht worden: „Schon Burke hat bemerkt, daß die Thei-

lung Polens den Urhebern derselben theuer zu stehen kommen werde; der tiefdenkende Britte hätte aber immer noch hinzufügen können: Ein mit so viel Selbstgefühl begabtes Volk wie das polnische läßt sich wol unterwerfen, aber niemals demüthigen. Die Gewalt der Waffen mag in solchem Zweikampfe den Sieg davontragen, aber nur durch eine großmüthige und gerechte Politik können die Polen völlig gewonnen werden".

Klamer Eberhard Karl Schmidt.

Klamer Eberhard Karl Schmidt ist einer von den Zeitgenossen, denen als Mensch wie als Dichter ein Platz in dieser Zeitschrift nicht versagt werden kann, obwol sich über sein Stilleben nur anführen läßt, was Goldsmith's Pfarrer von Wakefield von seines Lebens Ereignissen sagt: alle seine Abenteuer fanden vor dem Kamine statt, und alle seine Wanderungen gingen nur vom blauen zum braunen Bette. Dieses stille Musenleben begann zu Halberstadt, in dessen alterthümlichen Mauern ihm Wiege und Sarg gemacht wurden, den 29. Dezember des Jahres 1746, und dauerte 78 Jahre, in deren Verlauf er das Leben stets durch die dämmernden Zauberspiele der Phantasie betrachtete. Sein Vater, Gottfried, aus Opitz's Vaterlande stammend und am halberstädter Domstift als Kämmerer und Rechnungsführer angestellt, hätte es mit der schwärmerisch-frommen Mutter gar gern gesehen, wenn der weiche, stille und lernbegierige Knabe sich der Gottesgelahrtheit gewidmet hätte; aber die eigne Neigung bestimmte ihn anders. Er begriff leicht und war fleißig und dies führte ihn auf die halberstädter Domschule, die damals unter dem Rectorate Struensee's, eines fast finstern und strengen, aber frommen, rastlos thätigen und gelehrten Mannes stand, von einer Classe rasch in die andere, sodaß er schon mit zurückgelegtem vierzehnten Jahre in die erste derselben eingeführt wurde. Wenn Struensee des Knaben vorwaltende Neigung zur Poesie nicht begriff und oft lächerlich machte, so fand dieselbe auf der andern Seite eine Unterstützung und Nahrung bei einem Lehrer der Anstalt, Namens Lindau, der, voll Nachsicht gegen das poetische Lallen, es auf seine Weise versuchte, dasselbe zum klaren und lieblichen Wort umzugestalten. Wo poetischer Zunder in der Seele Tiefen

Digitized by Google

ruht, da fehlt es auch nicht an Funken, die von Außen zündend hineinfliegen. Malerische Jagdscenen und noch mehr die jetzt furchtbar bewegten, jetzt wieder höchst ergötzlichen und bunten Kriegsauftritte regten Schmidt's reizbares Inneres ungemein an. Das lustige Waidwerk lernte er früh an der Hand seines Vaters kennen, den er bei den Stralen des ersten Frühlichts, wie in den spätern Abendstunden durch Flur und Wald begleitete, und es ergötzte ihn unsäglich, als im Laufe des siebenjährigen Krieges im Jahre 1757 ein Theil der Armee des Herzogs von Richelieu in Halberstadt einzog, und die beweglichen Männer und Männchen von der Seine ihr Wesen gar buntscheckig und mit affectirten Heroismus vor ihm trieben. Jagd- und Kriegsscenen, welche letztern ihn überhaupt mehr und auf andere Weise interessirten, als es bei Knaben seines Alters gewöhnlich der Fall ist, mochten ihm damals wol mehr poetische Gedanken und Bilder zuführen, als das Lesen der Werke von Geßner, Hagedorn, Gleim, Dusch und Kleist, welche schon Günther und Pikander aus der Seele des Knaben verdrängt hatten; denn das Leben selbst mit seinen wechselnden Scenen und Bildern bleibt auch des werdenden Dichters bestes Buch.

Den 17jährigen Jüngling hielten die Lehrer schon tüchtig, die glücklich begonnenen Studien auf der Hochschule zu Halle fortzusetzen. Hier besuchte er, da er die Rechte studiren wollte, die Hörsäle Westphal's, Joachim's, Madihn's und Meyer's; aber er selbst gesteht es ein, daß er mindern Fleiß auf diese Studien wandte, als er zu thun sich vorgenommen, und obwol er zu schüchtern war, die Humanisten Klotz und Jacobi aufzusuchen, so lag doch tief im Innern, wenn auch im Augenblick unter der Asche nöthiger wissenschaftlicher Bestrebung verschüttet, der lebendigste Keim der Poesie, der bei kleiner Veranlassung Halm und Blüte hervortrieb. In einer poetischen Zuschrift an den halberstädter Domherrn von Diepenbroick um Verleihung eines Stipendiums, kommt die Stelle vor, die den poetischen Standpunkt ungefähr bezeichnet, zu welchem er sich damals erhoben. Sie heißt:

„Ich krieche noch am Fuß des Pindus klein umher,
Als ob ich von Apoll noch nicht gerufen wär'.
Die Spitze seh' ich zwar umkränzt mit Lorberzweigen,
Jedoch darauf zu stehn, könnt' ich noch Seele steigen.
Nicht arm an Latiums und Hellas heil'gen Sprachen,
Die mir im Schulstaub oft den kleinen Kopf zerbrachen;
Doch ärmer weit an Gold gesellt' ich mich den Reihen
Der Jünglinge, die sich der ernsten Themis weihen,

Hört' ihre Lieblinge, Salina's weise Lehrer,
Ganz Ohr, gleich wie das Volk den murmelnden Beschwörer
Im Zauberkreise hört".

Bei andern Veranlassungen trieb dieser Keim neue Blüten. Die eine war Gleim's Geburtstag, den er auf seine Weise besang, und diese Verse knüpften eine Bekanntschaft an, die späterhin in die vertrauteste, bis an den Tod unwandelbare Freundschaft überging. Er empfing von Gleim, der damals schon seine Fabeln, die erste Sammlung seiner Kriegslieder, seine petrarchischen und anakreontischen Gedichte herausgegeben hatte, einen gar freundlichen Brief und ein Stipendium von 40 Thalern. Die andere Veranlassung gab ihm ein Comilito und Landsmann, den ein Duell auf einige Wochen ins Carcer geführt hatte. In der That bewirkte seine Muse, die sich bittend an den Prorector gewandt hatte, daß die Freiheitsacte für den Gefangenen nicht lange ausblieb, und so wußte er, nach seiner oftmaligen Versicherung, fast keines seiner spätern und frühern Gedichte aufzuweisen, was seinem Herzen so wohl gethan hätte.

Als er im Herbste des Jahres 1767 wieder in die Heimath zurückgekehrt war, besuchte er 2 Jahre lang die königlichen Amts- und Majoreigerichte gar fleißig, um den Geschäftsgang kennen zu lernen. Indessen wußte er dabei so viel Zeit zu gewinnen, um der lieben Muse zu opfern, und sammelte die in akademischen und zum Theil in Schuljahren entstandenen kleinen Gedichte, gab sie Ostern 1769 zu Quedlinburg unter dem Namen „Fröhliche Gedichte" heraus, und empfing für einen Bogen einen Thaler Ehrensold! Gleichsam als wolle er Themis versöhnen, die fortwährend von der Muse verdrängt wurde, ließ er sich, statt baaren Geldes, von dem Verleger juridische Bücher geben. Vom obengenannten Domherrn von Diepenbroick an den Minister von Hagen empfohlen, ward er nach kurzem, fast lustigem Examen und einer Proberelation bei der Kriegs- und Domainenkammer in seiner Vaterstadt als expedirender Secretair angestellt, von welcher Stelle er gar keine Einkünfte hatte; auch andere ihm späterhin übertragene Aemter, z. B. eine Administration der Majoreigefälle, eine Rendantur der Strafcasse und ein Stempelcontroleuramt, brachten ihm so wenig ein, daß er nur kärglich leben konnte. Glücklicherweise waren diese kleinen Dienstgeschäfte nicht so schwer und anhaltend, daß sie ihn aus dem Gebiete der Poesie gedrängt hätten. Von 1772—74 kamen, in nur kleinen Zwischenräumen, zunächst 2 kleinere Bände „Vermischter Gedichte", dann „Phantasien nach Petrarca's

„Elegien an meine Minna", „Gesänge für Christen" tullische Gedichte" heraus. Die Verschiedenartigkeit im dieser Erzeugnisse läßt sich nur durch sein Verhältniß n erklären. Dieser, der jeder dichterischen Bestrebung, je nur fand, die Hand bot, wandte Schmidt's Mu bald nach diesem, bald nach jenem Punkte, je nach- n selbst ein temporaires Lieblingstreiben anzog und be- te. Dadurch kam zwar eine gewisse Vielseitigkeit in oetischen Studien, aber er gelangte zu keinem Stand- von welchem aus er im Stande gewesen wäre, einen den Blick in sein Inneres zu werfen und seine Eigen- hkeit selbst auszubilden. Er hatte jedoch durchaus Ahnung von dem Nachtheil, den dies auf seine poeti- usbildung hatte, sondern gab sich ganz und freudig Gefühl der Verehrung und Liebe hin, die er für Gleim In diesem sah er einen Menschen von edelm Metall, Freund der Freunde, ja einen Vater so Vieler und den seinigen; einen leicht Zürnenden, aber auch leicht ühnenden, der im auflodernden Feuer selbst die abbit- Hand schon bereit hielt; einen Forscher nach jeder be- nen Tugend und einen Aufmunterer jedes keimenden ts. In Gleim's Hause lernte er nach und nach alle alentvollen Männer kennen, die jener theils um sich ge- elt hatte, und die theils mit ihm in einem freundschaft- Verhältniß standen. An die aufstrebenden Geister, die ihm in gleichem Alter waren, schloß er sich als Freund, mit jenen, die über ihm standen und bereits einen be- enden Namen erlangt hatten, trat er in eine freundliche ehung. Vor Allen schloß er sich an Wilhelm Heinse, damals als Hauslehrer in Halberstadt lebte, und über er urtheilt, Phantasus habe ihn so schnell umhergejagt, er darüber kaum zur Besinnung kommen konnte. J. Jacobi, der gern bei Damen war und um deren Beifall g, sah er größtentheils bei Gleim. Mit Benjamin Mi- elis, den Kränklichkeit und Sorge so eigensinnig, miss- uisch und finster gemacht hatten, daß Gleim selbst viele ühe hatte, mit ihm in einem freundschaftlichen Verhältniß bleiben, sah er sich seltener, weil ihn Erfahrung belehrt te, daß Michaelis zu heftig und er nicht behutsam genug , um alle Irrungen meiden zu können, wiewol Gleim oft Vermittler zwischen sie trat. Jähns, ein junger vielver- echender Mann und Verwandter Gleim's, lebte mit Schmidt dessen väterlichem Hause und die jungen Leute liebten sich, auch zwischen sie die Poesie ein vermittelndes Band

ſchlang. Leider trat Jähns bald vom irdiſchen Schauplatz ab. Mit größerer Liebe hing Schmidt an Ludwig Auguſt Unzer; dieſer war Hauslehrer auf der Zorge, einem Hüttenwerke in den Wäldern des Harzes, und in ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen offenbart ſich eine große Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen beiden Männern. Leider ſtarb auch Unzer ſchon im ſechsundzwanzigſten Jahre. Ferner knüpfte ſich zwiſchen ihm und Göckingk ein Band der Zuneigung, welches die Zeit nicht zerriſſen hat. Göckingk war damals Kanzleidirektor in Ellrich und briefwechſelte mit Schmidt ſehr lebhaft, unerachtet Gleim ſowol als Jacobi Göckingk nicht liebten, da ſeine oft ſchroffe Perſönlichkeit den enthuſiaſtiſchen Anſprüchen an Freundſchaft, welche Beide machten, nicht genügte. Selbſt die ſpäterhin von Göckingk erſchienenen „Epiſteln" und „Lieder zweier Liebenden" vermochten nicht zu bewirken, daß zwiſchen ihnen eine Geiſt- und Brüderſchaft in Apoll ſich gebildet hätte. Anders war es mit Benzler, den Gleim gern ſah und den Schmidt in ſeiner Autobiographie einen Biedermann ohne Furcht und Tadel, einen Mann nennt, deſſen Herz leiſer hörte als ſein Ohr, und dem er kaum verzeihen konnte, daß er bei ſeinen vielſeitigen ſprach- und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen nur überſetzte und nicht ſelbſt ſchaffen wollte. Bei Benzler lernte er Dohm kennen, deſſen gebildeter Geiſt und tüchtige Geſinnung ihm in wenigen Tagen ſo deutlich wurden, als ob er Jahre lang Gelegenheit gehabt hätte, Beides zu beobachten. Entfernter von ihm hielt ſich Herder; obwol er in einem Brief an Gleim die „Catulliſchen Gedichte" gelobt hatte, ſo gab er doch zu erkennen, daß er weniger Werth auf dieſe Erzeugniſſe legte als Schmidt ſich einbilden mochte; dies bewies er dadurch, daß er, als ihm der Catullſänger das Bändchen dediciren wollte, ſich die Zueignung herzlich, aber beſtimmt verbat. Ebenſo hatte Wieland keine beſondere Neigung zum aufſtrebenden Apolljünger; ja, er äußerte ſich in einem Briefe an Gleim, er könne nicht begreifen, wie er (Gleim) zu lallenden Dichterlingen ſich ſo hingezogen fühlen und ſie um ſich verſammeln könne! Wahrſcheinlich erfuhr dies Schmidt aus Gleim's eignem Munde wieder, der ihm denn bei ähnlichen Unannehmlichkeiten, oder wenn er unter der Geißel der Recenſenten geblutet hatte, die Wunden gar lieb und väterlich verband und ihm, ſo viel es anging, die ſtechendſten Dornen der Autorenlaufbahn aus dem Wege räumte. Klopſtock, welchem Schmidt gar nicht perſönlich bekannt war, bediente ſich ſeiner blos als eines Subſcribentenſammlers zu ſeiner damals werdenden „Gelehrtenrepublik" und

wechſelte einige Briefe mit ihm in eben dieſer Angelegenheit. Mit den Damen ging es ſchon beſſer. Mit der Karſchin ward ein ziemlich lebhafter Briefwechſel, ſtrotzend von Reimerei und Schönthuerei, begonnen, und der gedichthungrige Gleim rief einmal über das andere ſein lautes Bravo dazwiſchen. Einen viel edlern Charakter hatte ſein freundliches Verhältniß zur Gräfin Eliſa von der Recke, und man ſieht aus den Briefen Schmidt's an dieſe ausgezeichnete Frau, daß er, Schönthuerei und geziertes Weſen wegwerfend, wirklich Sinn für das Schöne hatte, wenn ihn nur Geiſt, Grazie und Gemüthlichkeit von Außen her anhauchte. Ebenſo knüpfte ihn eine reine und klare Geſinnung an Tiedge, der eine Zeit lang „in einem kleinen Hüttchen neben ihm privatiſirte, wie eine in die Stadt hin verirrte Grille". Claudius und Lavater, die, zu verſchiedener Zeit bei Gleim einſprechend, auch von ihm mit dem Blick der Neugierde und der Verehrung beſchaut wurden, waren jedoch in ſeinem Innern im Lauf der Jahre zu vorüberſchwebenden Figuren geworden, die ihm Herz und Geiſt nur momentan angeregt hatten, was leicht erklärlich wird, ſobald wir erwägen, daß beide Männer mehr den Pſychologen als den Dichter intereſſiren mußten; und Schmidt war nicht Pſycholog, ſondern allein Dichter. So lange Johann Heinrich Voß von ihm Beiträge zu ſeinem „Muſenalmanach" erhielt, waren ſie die beſten Freunde und Brüder in Apoll; doch als Erſterer ſich einſt unterfangen hatte, eine pieriſche Gabe, ohne Vorwiſſen des Dichters und Anfrage bei demſelben, mit der Schere ſeiner Kritik zu beſchneiden und einige Bilder einzuſchieben, die ihm als Baſtarde erſchienen, ward Schmidt höchlich entrüſtet und die Freundſchaft erlaute. Ungeſtört und ununterbrochen blieb dagegen das Verhältniß Schmidt's zum Rector der Domſchule zu Halberſtadt, Gottlob Nathanael Fiſcher, einem gründlich und vielſeitig gebildeten Manne, den Liebe zur Poeſie, Vaterlandsliebe und Rechtlichkeit auszeichneten. Wenn wir einen Blick auf die hier angeführten Namen werfen, ſo fehlte es dem für Freundſchaftsgeſinnung ſo empfänglichen Dichter, der oft den Ausſpruch im Munde führte: „Ein Leben ohne Freunde in der Jugend ſei ein Lenz ohne Sonnenſchein", in den Jahren ſeiner aufſtrebenden Kraft nicht an dieſen wohlthätigen Scalen, die ſich aber ſämmtlich in Gleim concentrirten und wieder von ihm ausgingen. Der poetiſche Verkehr zwiſchen Beiden ward ſelten oder nie unterbrochen, und es fehlte nie an Veranlaſſungen, ihn zu erneuen, wenn er ja einmal ins Stocken gerieth. Bald war es ein Vorfall in der politiſchen

oder literarischen Welt, bald ein Familienereigniß, was Briefwechsel veranlaßte oder Stoff zur Unterhaltung bei den attischen, abendlichen Mahlzeiten bei Gleim gab; bald stand man, das Gebiet der Poesie und Poetik durchwandelnd, bei Elegien oder Trioletten, Hexametern oder Sonetten fest; bald war es die Lecture ausgezeichneter Dichter, was Kritiken, Nachbildungen und Uebersetzungen veranlaßte. Unter Klamer Schmidt's hinterlassenen Papieren findet sich ein Heft, welches er nach Gleim's Tode ausarbeitete und für den Druck bestimmte; es enthält Briefe zwischen Gleim und einigen Freunden über einige Sinngedichte und gibt ein überaus lebendiges Bild von der Art und Weise, wie Gleim seine Freunde für Poesie oder hier für ein temporaires Lieblingstreiben überhaupt anzuregen wußte.

Zu bedauern ist es, daß Klamer Schmidt von seinen Jünglingsjahren an krankte und arztete. Schon im Jahre 1772 befiel ihn ein nervöses Fieber, das, ohne zum völligen Ausbruch zu kommen, ihm einen kranken Wahn gab, der ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verlassen hat und häufig störend in sein amtliches und literarisches Leben eintrat. Da sich schon damals in Deutschland bei den Aerzten die unselige Meinung von der Heilsamkeit des warmen Bades (eine Meinung, die sich jetzt vollkommen zur Manie ausgebildet hat) eingeschlichen hatte, so erwartete auch er alles Heil vom Baden. Im Sommer 1773 machte er auf ärztlichen Rath die erste jener Badereisen, die er in seinem spätern Leben, wenn es irgend seine äußere Lage gestattete, wiederholte. Er gebrauchte das Bad zu Lauchstädt, wo er, neben dem Umgange mit vielen ausgezeichneten Männern, auch die Bekanntschaft jener Minna machte, die er so viel besungen hat, die ihn aber im Grunde nur ein Phantasiebild war, an welches er in erotischer Stimmung seine Verse wandte. Im folgenden Jahre erneuerte er an demselben Orte seine Badecur, und die vielen frohen Stunden, die er hier genoß, stellten in seinen Augen das lauchstädter Wasser dem pyrmonter und karlsbader gleich und gaben ihm sein ganzes Leben hindurch angenehme Erinnerungen. Wie wenig jedoch seine literarische Thätigkeit durch dieses Kranken gehemmt wurde, ergibt sich daraus, daß er im Jahre 1774 eine Sammlung von den „Idyllen der Deutschen" veranstaltete, so wie im Jahre 1776 eine Sammlung von „Elegien der Deutschen". Im letztgenannten Jahre erschienen auch seine „Fabeln Erzählungen u. s. w.", von denen er selbst treu bekennt, sie seien invita Minerva gemacht worden. Durch diese und andere

kleine Schriften, sowie durch Gleim's Zuneigung hatte er sich bereits einen Namen erworben, sodaß, als er im Jahre 1779 mit Gleim eine Reise nach Braunschweig machte, er von Lessing, Arnold Schmidt, Eschenburg, Leisewitz und Ebert recht freundlich aufgenommen wurde. In Wolfenbüttel sah er unter Lessing's Leitung die Bibliothek. Es war ihm schon ein großer Genuß, nur Bücher zu sehen, und so brachte er hier einige glückliche Tage zu. Ein noch größerer Genuß war es ihm aber, aus Büchern zu naschen oder das Beste, namentlich poetischer Erzeugnisse, herauszukosten, ein Vergnügen, welches er gern in der Stille seines Studirstübchens genoß. Schon früh nistete sich deshalb eine Bücherliebhaberei bei ihm ein, die ihn in spätern Lebensjahren oft zu Ausgaben verleitete, die er für nothwendigere Gegenstände hätte verwenden sollen. Er hinterließ eine zwar planlos gesammelte, aber im Fache der Literaturhistorie nicht unvollständige Bibliothek von fast 4000 Bänden.

Da er wol fühlte, daß er zum Geschäftsmann nicht geboren war, und der stille Umgang mit den Musen ihm Alles galt, so erwachte der Wunsch in ihm, sich wo möglich von allen Kammergeschäften loszusagen. Er wandte sich an den Minister mit einer dringenden Bitte um Beförderung; und als dieser ihm die derbe, unumwundene Antwort gab, er könne um seinetwillen keine ältern Staatsdiener todtschlagen, so legte er seine Stelle nieder. Doch würde er dies schwerlich gethan haben, hätte er nicht Hoffnung gehabt, eine Präbende beim reichen Domcapitel zu Halberstadt zu erhalten. An der Spitze dieses Capitels stand damals der Domdechant, Freiherr Ernst Ludwig Spiegel zum Diesenberge, ein rechtlicher, feiner, um Halberstadt sehr verdienter Mann, mit dem er als Hausdichter und täglicher Tischgenoß in angenehmen Verhältnissen stand. Durch ihn erhielt er im Jahre 1781 eine Domcommissariatspräbende, die ihm anfänglich zwar ein spärliches aber sicheres Einkommen gewährte, und nun verheirathete er sich in demselben Jahre mit Luise Abel, Tochter eines in Halberstadt sehr geschätzten Arztes, über die er, nachdem er 40 Jahre mit ihr gelebt hatte, das Urtheil fällte, daß sie sein Leben erheitert und erfreut und die Schwächen seines Alters wie eine Heldin getragen habe. Unter den Geschwistern seiner Gattin liebte er besonders deren ältern Bruder, den im Jahre 1822 zu Düsseldorf verstorbenen Medizinaldirector, Geheimenrath Dr. Johannes Abel. Das Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern war innig und treu, wurde nie gestört, und nur, nachdem es nahe an ein

halbes Jahrhundert gedauert hatte, erst durch den Tod aufgelöst. Er selbst konnte von dieser Freundschaft schreiben: „Von allen Freundschaften meiner Kindheit sowol, als meiner Jugend, bin ich nicht so glücklich gewesen, nur eine wahre hinüberzuretten in die Jahre des Mannes. Deine Freundschaft ist die einzige treue und ununterbrochene; für sie nur fühle ich in allen Flechsen, Nerven und Blutstropfen Kraft, sie zu erwidern". Die bis zum Jahre 1810 ununterbrochene und bis zu Abel's Tode noch immer fortgeführte Correspondenz enthält die tauglichsten Materialien zu Schmidt's innerm und äußern Leben, da er vor Abel kein Geheimniß hatte und sich ihm ganz gab, wie er war. Dagegen führte er den Briefwechsel mit seinen übrigen Freunden nicht mit derselben Wärme und Ausdauer, und wenn es ihm mit dem Ausspruch in seinen poetischen Briefen:

„Und billig müßt' ein Wespennest
Der Sünder tragen eine Meile,
Der Briefe sonder Antwort läßt —".

ein rechter Ernst gewesen wäre, so hätte ihn, voraus in seinen spätern Jahren, wo er Alles gern aufschob, diese Unannehmlichkeit oft getroffen. Nur mit Göckingk, der ihm dann und wann wegen seiner Saumseligkeit den Text las, blieb er, wie mit Abel, in unausgesetzter brieflicher Verbindung. Manchmal bezahlten ihn seine Freunde, hinsichtlich der Saumseligkeit, mit gleicher Münze. Besonders that dies Heinse, und gerade von ihm that es ihm am wehsten. Er schrieb deshalb auch an ihn öfter als an die übrigen, im Antworten viel promptern Freunde. Ein Eingang zu einem seiner Briefe an Heinse lautet so: „Lieber, ungetreuer Mann! Mein ganzes Wesen ist so voll, so drängend voll von Dir, von den goldnen Tagen unsers Beisammenseins, von Deiner unglücklichen Entfernung, von Deinen liebevollen Briefen, und dann von Deinem langen Stillschweigen, von Deiner anscheinenden Untreue! Ach, lieber Mann! Ich will von dem Ozean nur ein paar Tropfen ausschütten: ich will Dich selbst Dir selbst wiedergeben, damit mein Narr von Herzen über den Wirrwarr von Gebilden und Empfindungen nicht zu Grunde gehe! Und doch, guter Gott, wo anfangen, wo wieder aufhören? Man hat schön sagen, man wolle es mitten aus der Empfindung herausschreiben! Es geht Einem dann traun! nicht anders, wie einem auf die höchste Warte der Entscheidung gekommenen Liebhaber, der nun steif und fest sichs vorsetzt, bei seinem geliebten Mädchen sein Herz rein auszuschwatzen. Das Feuer der allmächtigen Liebe wirrt und siedet seine Vor-

stellungsarten so durcheinander weg, daß er am Ende seines Reinausschwatzens erst gewahr wird, er habe die Hauptangelegenheit seiner armen Seele noch wenig ins Helle gestellt! Also keine Klaglibelle, keine Vorwürfe für meinen Heinse, so viel derselben auch zum Ausmarsch in meinem Herzen fertig liegen. Eine so schöne Seele, wie die Deinige ist, kann in Rücksicht auf ihre Freundespflichten keinen Todesschlaf haben. Wenn ihr eigner Genius und der Genius der Erinnerung an alte warme Verhältnisse sie nicht aufstört, so wirds die Stimme der Vorwürfe desto weniger thun, und wenn sie auch die Posaune des Erzengels zu Hülfe nähme".

Wenn er sein Herz verletzt fühlte, den fast mit allen Lebensverhältnissen scherzenden Heinse untreu zu sehen, so war es ihm noch viel schmerzlicher, sich den Domdechanten Spiegel zum Diesenberge durch den Tod entrissen zu sehen, den er in einem herzlichen Trauerworte nachweinte. Der Nachfolger ersetzte ihm den Verlust nicht; doch als dieser nach einem Jahre starb, und im Jahre 1786 Christian Friedrich, Graf zu Stolberg-Wernigerode in seine Stelle trat, trat er mit demselben, da er mit ihm schon früher bekannt geworden, in ein ähnliches Verhältniß, wie das mit Spiegel war. Der Graf verhalf ihm durch ein bedeutendes Geldgeschenk zu einer zweiten Präbende beim Domcapitel, und Schmidt war in dieser wahrhaft deutschen Fürstenfamilie als Hausdichter, Secretair und Freund fast täglicher Gast. Die Vermehrung seiner bis dahin unbedeutenden Einkünfte erhöhte sein Familienglück. Er ward Vater einer Tochter und eines Sohns, und gab sich den Empfindungen des Vaterglücks mit ganzer Seele hin. Freilich harmonirte die fortgesetzte Aufsicht und die beharrliche Strenge, welche das Erziehungsgeschäft verlangt, weder mit seinem Temperament, noch mit seinen Lieblingsbeschäftigungen; aber die Liebe zu ihnen ersetzte Vieles, und er scheute keine Geldopfer für sie und benutzte jede Gelegenheit, um ihnen die möglich größte Bildung zu geben; auch griff er dann wol gern persönlich in das Werk der Erziehung ein, wenn es darauf ankam, seinen Kindern Vorliebe für die Dichtkunst einzuflößen und das sich etwa vorfindende Talent dazu aufzumuntern. Er hatte in der That in spätern Jahren die für ihn unendlich große Freude, in seinem ältesten Sohne Ernst einen Geistesverwandten zu sehen, von dem er im Vollgenuß der Vaterliebe urtheilte, er werde ihn selbst bei weitem übertreffen in der Poesie. Sein damaliges Leben schildert er selbst in einer Epistel an Abel in folgender Stelle am treffendsten:

„O Freund! mein kleines Königreich,
Das eine Spinne mit dem Faden
In Tagesfrist durchweben kann,
Zieht dennoch liebender mich an,
Als manchen Herrn von Gottes Gnaden
Die halbe Welt, die sklavisch vor ihm kniet!
Und wenn mein Ernst ein kleines Lied,
Von Spiegel oder Gleim gesungen,
Auswendig kann, dann ist ein Fest
Auf meiner Burg; dabei wird mehr gesprungen,
Als wenn ein Herr Poet von hunderttausend Zungen
Der Lesewelt sich trommeln läßt!“

Aber auch früh schon traf er in seinem häuslichen Leben auf Dornen, die ihm das Innerste des Herzens verwundeten: er verlor seine Tochter Wilhelmine durch den Tod, und obwol die Zeit ein Arcanum für jedes Leid hat, so blutete die Wunde doch lange. Aber auch hier, wie in Allem, war ihm die treue Muse die beste Trösterin. Sie war unausgesetzt seine Begleiterin; sie verschönerte und veredelte die Freuden seiner Jugend; sie hielt ihn fern von jedem gemeinen Genuß; sie erleichterte ihm jeden Uebergang im wechselvollen Leben und verließ ihn auch da nicht, als der kalte Herbstwind der Jahre ihn anwehte. Er war in den Jahren von 1782—90 sehr productiv. Seine „Poetischen Briefe“, die zu Dessau in der Verlagshandlung der Gelehrten 1782 erschienen, seine „Beiträge zum deutschen Museum“, die außer mehren Gedichten von ihm selbst, Beiträge von Gleim, Heinse, Freiherrn von Spiegel, Unzer, Eschenburg, Göckingk, J. G. Jacobi, J. H. Reinhold, Johannes Abel, Klopstock, Luise Münter, Meineke u. A. enthalten, seine „Erzählungen aus der Geschichte der aktäontischen Nachkommen“, die zu Berlin 1789 ans Licht traten, seine „Neuen poetischen Briefe“ endlich (Berlin, 1790) geben die Beweise darüber. Namentlich breitete sein Talent für die poetische Epistel seinen Namen aus, sodaß ihm ein anonymer Autor seine Episteln dedicirte. Das Buch heißt: „Episteln“ und erschien im Jahr 1785 in Zürich, und unter der Dedication steht: Gewidmet von K. R. und K. Erstere Buchstaben heißen wahrscheinlich von Karl Reinhard. Indessen urtheilte er doch bescheiden von sich selbst, daß er nichts gemacht habe, was er als Trophäe aufstellen könnte, und von den Episteln, Sprüchen, Erzählungen und Sinngedichten, die sich damals in seinem Pulte aufhäuften, sagte er, der Stempel der Vollendung, das einzige gültige Entréebillet auf dem großen Schauplatz der Unsterblichkeit, fehle allen. Er ließ diese Sachen liegen,

um sich allen Verdruß mit Buchhändlern und Kritikern zu ersparen.

Im November des Jahres 1789 verlor er seinen frommen, redlichen Vater durch den Tod; aber wie Liebe immer neue und andere Bande knüpft, wenn die alten zerrissen werden, so war es auch in Schmidt's Leben. Im Dezember desselben Jahres ward ihm der dritte Sohn geboren, der späterhin die Freude und das Glück seines Alters wurde, und im Februar 1792 eine Tochter, die er sehr lieb hatte. Der stille Genuß seines Familienglücks, seine Musenliebe, die Beweise von Achtung, die er von Bekannten und Unbekannten empfing, und seine Genügsamkeit hätten ihn zum glücklichsten Manne gemacht, wäre er nicht im Jahre 1790 von einer Krankheit befallen worden, die in die quälendste Hypochondrie ausartete. Die Aerzte thaten, was sie konnten; aber das Uebel widerstand aller Medizin, allem Baden und Reisen, und, was das Schlimmste war, die treue Muse war im Beginne und ernstem Fortschreiten der Krankheit sogar von ihm gewichen. Der ihm sonst so angenehme Aufenthalt in Lauchstädt bot ihm diesmal wenige oder keine Freuden; doch rühmte er späterhin, daß er damals wenigstens die höchst angenehmen Bekanntschaften von August Lafontaine, einem seiner Verwandten, Heidenreich, Hiller und Oeser gemacht habe.

Obwol er in den Jahren von 1790—1800 fast immer eingebildet oder wirklich litt, stets ärztlichen Besuch empfing und unaufhörlich Arznei nahm, so war er doch als Dichter ungemein productiv in dieser Periode und er schrieb das Gediegenste, was seiner Feder entflossen ist. Er unterließ das Nachsingen und Nachdichten, bildete sich mehr aus sich selbst heraus, und nur hier und da merkt man, daß er Jean Paul Friedrich Richter gern und oft las. Die Schönthuerei und affectirte Süßigkeit, die im Epistolarstyl und den lyrischen Lauten einer ihm werthen Schule herrschte, die einen so bedeutenden Einfluß auf ihn haben mußte, verlor sich in seinen Erzeugnissen; es kam mehr Ernst, Würde und Kraft in dieselben, wie sich das besonders in den Becker'schen „Erholungen" zeigt, in welchen er damals viele seiner Gedichte und die treffliche, leider nicht fortgesetzte Erzählung: „Ferdinand Palmhorst", abdrucken ließ. Er fesselte sich jetzt noch mehr an Horaz und dessen Uebersetzung und studirte dabei besonders Metrik, worin er sich ausgezeichnete Kenntnisse erwarb. Doch gab ihm nicht blos Horaz die Liebe zu dieser Kunst, sondern auch die im Jahre 1795 von Herder erschienene „Terpsichore" und der dadurch wieder aufgeweckte Ja-

kob Balde. Er schrieb auch in eben dieser Zeit sein im eilften Buch seiner Werke (Stuttgart 1826—28) abgedrucktes „Klamersruh", das, früher entworfen, jetzt ausgeführt ward, und welches er zu dem Besten zählte, was aus seiner Feder geflossen ist. Dieses Gedicht athmet Häuslichkeit, Stille und Frieden, und nach den Segnungen derselben strebte er um so mehr, da die großen, stürmischen Begebenheiten, damals von Frankreich ausgehend, die stillen Altäre der Laren zu stürzen drohten. Diese Begebenheiten regten nicht sowol seinen Geist auf, als vielmehr sein Gemüth, und trieben ihn um so mehr an, den Geist häuslicher Stille in seine kleine Umgebung zu bannen. Seine in Halberstadt lebenden Freunde vereinten sich fast alljährlich zur poetischen Feier seines Geburtstags. Von der Art und Weise, wie diese und er selbst den Tag feierten, zeugen die Acten eines kleinen pierischen Familienarchivs, das nach seinem Hintritt unter seinen Papieren sich auffand. Ueber solche Freuden und Genüsse vergaß er leicht die Geschichte des Tages, wie denn überhaupt die Dichtkunst in seinem innern Leben den Kosmopolitismus und selbst den Patriotismus etwas in Schatten stellte. Doch war er einer der innigsten Verehrer Friedrichs II., und als ihm während einer Reise nach Berlin die Kastellanin des potsdamer Schlosses erlaubt hatte, einige Fragmente eines alternden Lehnstuhls und eines seidenen Pultbeschlags von dem Helden einzustecken, war er im Besitz dieser Reliquien glücklicher als ein König, und sein „Säcularischer Gesang für die Preußen" (die dreiundfunfzigste Ode im achten Buche seiner Werke) beweist zugleich, daß er für patriotische Gefühle nicht unempfänglich war.

Im Grunde war mit dem Ablaufe des Jahrhunderts die thätigste und mithin die glücklichste Zeit seines Lebens hingelaufen. Viele seiner literarischen Plane, ja den größten Theil derselben sah er unausgeführt, und er fühlte, daß sie unausgeführt bleiben würden. Viele seiner theuersten Menschen hatte das Grab verschlungen, Viele waren von ihm gezogen, Manche hatten sein vergessen, und das Leben des alten Gleim war zum schwachen Funken geworden, dessen Erlöschen man mit jedem Tage entgegensehen mußte. Zugleich ahnete er, nicht ohne unbehagliches Gefühl, daß sich sein literarischer Standpunkt im neuen Jahrhundert verändert habe und sich noch mehr verändern werde. Die deutsche Poesie hatte durch Göthe, die Romantik, die kritische Philosophie und deren vorzüglichsten Jünger, Schiller, eine ganz andere Richtung genommen, in die er nicht eingehen wollte und konnte,

und wodurch seine Erzeugnisse in Schatten gestellt wurden. Das heitere, freundliche Gewand, in welchem seine Muse zuerst aufgetreten war und welches sie stets getragen hatte, wollten die jungen emporstrebenden Zeitgenossen als eine ihrer unwürdige Bekleidung nicht gelten lassen. Manche Freunde und einige kritische Zeitschriften deuteten ihm das an, und wenn dies auch nicht geschehen wäre, so konnte es ihm nicht ganz fremd bleiben, daß der Strom der Zeit viele seiner Lieblingsbilder und Ideen mit fortgerissen und aufgelöst hatte. Die im Musenalmanach von Schiller im Jahre 1797 erschienenen Xenien hatten ihn selbst zwar nicht unmittelbar berührt, aber sie hatten in ihrem neckischen und zum Theil verwundenden Muthwillen in den Kreis der Häupter geschlagen, die er zu seinen theuersten zählte, und die er seit Jahren mit Verehrung und Liebe bekränzt hatte. Er sprach selten und nur, wenn er nicht ausweichen konnte, von diesen Xenien; aber wie viel Aufsehen sie in dem Kreise machten, in welchem er lebte, sieht man daraus, daß in demselben Jahre, wo sie ans Licht getreten waren, die Freunde Gleim's zu seinem Geburtstage ihm 50 Xenien weihten, welche ein Angriff auf die Schiller'schen und Göthe'schen sein sollten.

Nachdem Gleim blind geworden war, mußten seine Freunde mit dem Leidenden viel Geduld haben; denn er trug seine Augennacht nicht immer philosophisch. Obwol Schmidt sehr geduldig war, so sah er den Sterbenden doch seltener, und gewiß nur, um sich den Anblick eines Dahinscheidenden zu ersparen, der ihm eine Reihe von Jahren hindurch Vater und Freund gewesen war; doch ging er oft genug zu ihm oder zog so viele Erkundigungen täglich, ja zuletzt stündlich über ihn ein, daß er ein Tagebuch über seine letzten Lebenstage führen konnte, welches sich unter seinen hinterlassenen Papieren vorfindet. Außerdem hatte Gleim, der den 18. Febr. 1803 endete, Schmidt übertragen, die auf dem Sterbebette geschriebenen Gedichte herauszugeben. Aus unbekannten Gründen sind sie nicht erschienen, finden sich aber, von Schmidt bevorwortet, zusammengestellt und zum Druck bereit, unter des Dichters Papieren. Ferner hatte Gleim testamentarisch verordnet, daß er einen Theil seines literarischen Briefwechsels drucken lassen sollte. Aber durch Schmidt's Hang zum Aufschieben und späterhin durch Altersunlust gerieth das begonnene Werk ins Stocken und erst im Jahre 1810 erschienen die Briefe zwischen Klopstock und Gleim unter dem Titel: „Klopstock und seine Freunde. Aus Gleim's brieflichem Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt". Leider

verwickelte die Erscheinung dieses Buchs den friedliebenden Mann in eine Fehde mit der Witwe Klopstock, und da auch die Urtheile der Kunstrichter nicht sehr günstig lauteten, so machte ihn das noch scheuer, mehr aus Gleim's Briefen zusammenzustellen und zum Druck zu befördern. Inzwischen war diese Fehde nichts im Vergleich mit den Unannehmlichkeiten, die ihn in dieser Zeit trafen. Die von Frankreich fast über ganz Europa ausgehenden politischen Bewegungen stürzten im Jahre 1806 die alte Verfassung Preußens. Wenn er auch nicht mit Gleim's und Fischer's Enthusiasmus patriotische Gesinnungen nährte, so war ihm doch der Sturz des preußischen Königshauses und die Entsagung des Lebens in den herkömmlichen Formen sehr schmerzlich, und hart wurde er besonders dadurch mitgetroffen, daß, unter der nachherigen westfälischen Herrschaft, das ihm so werthe Domcapitel in Halberstadt aufgehoben wurde. Die nächste Folge davon war eine Beschränkung seiner Einkünfte und seiner Pensionirung. Der letzte Dechant dieses einst so bedeutenden Stifts, der Graf von Alvensleben, nachheriger braunschweigischer Minister, der, wie seine Vorgänger, auch ihm das freundlichste Wohlwollen geschenkt hatte, verließ Halberstadt und er trauerte ihm lange nach; denn mit seiner Abreise lösten sich alle die ihm liebgewordenen Dienst- und Umgangsverhältnisse auf. Eine noch viel tiefere Wunde ward seinem Herzen geschlagen, als im Juni 1811 sein ältester Sohn Ernst, der dem Vater auf dem Pfade der Dichtkunst so rühmlich nacheiferte, zu Möllenhagen im Mecklenburgischen, wohin er als Hauslehrer gegangen war, am Nervenfieber plötzlich starb. Es gehörte zu seinen Lieblingsplänen, die Gedichte des Frühvollendeten zusammenzustellen und herauszugeben, unter denen die Mehrzahl des Druckes würdig und einige vorzüglich sind. So wandelte er denn damals unter Trümmern; unter denen des heiligen Stephanus wollte ihm erst gar kein Lichtstral aufblitzen, und er war oft Stunden lang in der wehmüthigsten Stimmung; nur schwer konnte er seine alte Standhaftigkeit wiedergewinnen. Vom Horaz hatte er 2 Drittel ins Reine gesetzt; auch wollte er ein Heft „Halberstädtischer Miszellen für alte und neue Literatur" mit Beiträgen von geborenen Halberstädtern herausgeben. In denselben sollten auch die Briefe zwischen Michaelis und Gleim, wie Briefe von Heinse und von der Karschin an ihn Platz finden. Ferner glaubte er, es sei nun die höchste Zeit, an die Herausgabe seiner eignen Werke zu denken, weil er der Meinung war, ein Autor müsse seine Werke selbst herausgeben, indem es

ihm und der Welt kein anderer Herausgeber zu Danke machen könne. Indem er sich diesen und andern literarischen Plänen hingab und auch wol hin und wieder etwas dafür that, so vergaß er wenigstens seine trübe Gegenwart, die durch manches häusliche Leiden noch trüber ward. Auch blieb ihm jede neue Erscheinung im Gebiete der Poesie oder Literaturgeschichte lieb, und er las viel in der Stille seines Museums, und es war ein Glück für ihn, daß er alles Schöne mit Jünglingskraft fühlte. Mit dem größten Interesse las er von Göthe „Aus meinem Leben", und bewunderte und liebte den Geist, der so lebendige Schöpfungen hervorbringen konnte, wie den Königslieutenant, das Gretchen und die Sesenheimer Pfarrtöchter. Selbst Göthe's nicht ganz ungegründeter Ausfall auf „Klopstock und seine Freunde", Theil 2, S. 456—457, hatte diesem nichts von dem unwillkürlichen Liebestribut, den er ihm bringen mußte, entzogen, sowie Klamer Schmidt überhaupt das Treffliche schätzte, wie und wo er es fand, und durch persönliche Rücksichten nie oder nur kurze Zeit in seinem Urtheile bestimmt wurde. Wie er in dieser Hinsicht dachte und fühlte, ergibt sich auch aus einem Briefe an Friedrich Raßmann, wo er sagt: „Das Triolett an Stamford halten Sie für das Schönste, das ich gemacht habe? Also muß ich doch wol noch manches Schöne gemacht haben, was nicht zu des Herrn Dr. Horn's Kunde in Berlin gekommen ist. Er sagt im zweiten Theil der „Schönen Litratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts": eifrig habe er Alles von mir gelesen, und etwa nur ein leidliches Stück gefunden, nämlich meine „Elegie an das Euphon" (s. die zehnte Ode in Klamer Schmidt's Werken), das ich denn in Ihr Taschenbuch aufzunehmen demüthig gebeten haben will; denn diese Elegie enthält sonach meine Opera omnia! Dennoch will ich mit Vergünstigung des Herrn Doctors noch einen ganzen Band anderer Gedichte, nämlich meine Horazverdeutschung, mit deren letzter Reinschrift ich schon mitten in die Epoden gekommen bin, unter den Preßbengel kommen lassen. Ohne Zweifel ein Spielball meiner schönsten Lebensstunden und ein Feld, worin ich zum Theil den zehnten Pflug gewälzt habe". Späterhin schreibt er an seinen Sohn: „Noch ist zu bemerken, daß clarissimus Hornius für mich anderes Sinnes geworden und meine opera omnia endlich auf 2 opera (nämlich außer der schon erwähnten Ode an das Euphon noch das Lied von der Trennung, s. in den Werken die neununddreißigste Elegie) reducirt haben will".

Schmidt war nun freilich in die Jahre gekommen, wo er nichts mehr bilden konnte, was Horn's oder eines andern Kritikers Beifall erhalten konnte; aber er blieb doch den Musen insofern getreu, daß er las und sammelte; auch blieb er noch mit einigen Freunden im Briefwechsel und knüpfte solche Bekanntschaften an, bei denen seine Musenliebe Nahrung fand. Stägemann's „Kriegsgesänge" nahmen ihn so ein, daß er ihren Verfasser princeps lyricorum nannte und von ihm urtheilte, er werde als solcher, wie Horatius in den ersten Jahrhunderten, noch immer verkannt. Nicht minder schätzte er Fouqué, der die Absicht hatte, die von ihm begonnene Erzählung „Ferdinand Palmhorst" fortzusetzen. Er schrieb darüber an einen Freund: „Als Fouqué's fleißiger Leser und Bewunderer bin ich überrascht, und wenn Stolz in meine Seele kommen könnte, wäre ich stolz, daß er nicht abgeneigt ist, einen Faden, den ich schon lange in Lethe getaucht, wieder aufzunehmen und daraus ein ganzes Gewebe zu schaffen; doch würde ich mir nie einbilden, daß der Anfang ihn zur Fortsetzung begeistert; vielmehr muß ich glauben, daß ihm die Idee theuer geworden, in die Greisenjahre des Anfängers einen jugendlichen Stral zu werfen". Hocherfreut war er auch, als Fouqué, nachdem er endlich seine Horazdolmetschung hatte ans Licht treten lassen, ihm über dieselbe schrieb: „Wie wohl thaten Sie doch, sich von dem lieben raschen Gleim an Ihrer Verdeutschung nicht hindern zu lassen. *) Wenn man bei Voß zuweilen das Lateinische nachschlagen muß, um zu erfahren, was eigentlich mit den kühn krausen Wendungen gemeint sei, möchte ich auch dem geübtesten Lateiner wol rathen, oft in Ihre Verdeutschung herüberzublicken, um sich die ganze Gemüthlichkeit und den zarten, sinnigen Weichmuth des Originals lebendig vor die Seele zu zaubern". Freilich fiel das Urtheil über diese Verdeutschung nicht so günstig von allen Seiten aus, und über die Recension des Buchs in der „Jenaer Literaturzeitung" meinte Schmidt nicht mit Unrecht, sie sei von einem Voß'schen Schildknappen gemacht. Auch Falk, Raßmann und von Retzer in Wien theilten ihm freundliche Worte und poetische Gaben mit; leider aber blieb er Antwort auf Antwort schuldig. In rüstigern Jahren schob er zwar auch schon briefliche Antworten gern auf, doch nennt ein unter seinen Papieren aufgefundenes Verzeichniß der Männer und Frauen, mit denen er in brieflichem Verkehr

*) Gleim hatte nämlich, nachdem Voß den Horaz verdeutscht, Klamer Schmidt gerathen: seine Verdeutschung ins Feuer zu werfen.

ſtand, in dem Zeitraum von 1769—1819, 139 mehr oder minder bekannte Namen, als: Bauſe, Bertuch, Boie, Bürger, Bouterwek, Frau v. Chezy, Clodius, v. Diez, v. Dohm, Eſchenburg, Falk, Gleim, v. Göckingk, Heinſe, Herder, Hiller der Muſiker, Hiller der Naturdichter, Himly, J. G. Jacobi, Jean Paul, Jördens, die Karſchin, v. Kleiſt, Frau v. Klenke, v. Kneſebeck, Klopſtock, Lafontaine, v. der Lühe, Mahlmann, Matthiſſon, Meineke, Meuſel, Müchler, Münter in Kopenhagen, Raßmann, Reichardt in Halle, Reichardt in Gotha, Rolle, Sangerhauſen, Sander in Kopenhagen, v. Stägemann, Stroth, Tiedge, Unzer, Wieland u. A. Obwol er in ſeinen ſpätern Jahren geſunder war als in den Jahren der Kraft, ſo war doch ſein Alter nicht frei von dem Kummer ſolcher Greiſe, die ſich mit Wärme und Hingebung an Menſchen angeſchloſſen haben, wenn ſie nämlich wahrnehmen, wie ein theures Haupt nach dem andern, von der Hand des Todes getroffen, ihnen entriſſen wird. Nicht blos die Mehrzahl ſeiner literariſchen Freunde und Bekannten, als Boie, Bürger, Diez, Dohm, Gleim, Heinſe, Graf Friedrich Stolberg, Benzler, Sangerhauſen, Unzer gingen vor ihm dahin, ſondern auch Viele von Denen, an die er durch die Bande des Bluts gefeſſelt war. Am ſchmerzlichſten war ihm der Verluſt von Johannes Abel, und er ſchreibt darüber: „Ach, wie viel koſtet es, einen 42jährigen Freund zu verlieren; meine Seele iſt betrübt bis in den Tod! Suche ſie zu erheitern durch häusliche Freuden!“ Glücklicherweiſe iſt gerade das eine beſſere Seite des Lebens, daß, wenn ein ſchönes, theures Band zerriſſen wird, die Liebe wieder ein neues knüpft. So lebte auch Schmidt in ſeinen Kindern wieder auf. Sein Sohn, wie ſeine Tochter trafen ſeinen Wünſchen völlig entſprechende Verbindungen. Er ward Großvater und mit den Kindern ein heiteres, zufriedenes Kind. Bei jedem Familienfeſt nahm er die verroſtende Leier, und wenn dieſen Erzeugniſſen der jugendliche Glanz und die Fülle abging, ſo wurde das durch Herzlichkeit und den Geiſt der Liebe, der aus ihnen wehete, reich erſetzt.

Mit dem Jahre 1819 waren 50 Jahre verfloſſen, daß er die Autorbahn betreten; denn im Jahre 1769 erſchienen die ſchon erwähnten „Fröhlichen Gedichte“. Seine nahen und fernen Freunde nahmen hierbei Veranlaſſung, mit ſeinem vierundſiebzigſten Geburtstage ſein Autor- und Dichterjubiläum zu feiern. Was aus Freundeshand an Muſengaben dem Genius dieſes für ihn ſo ſchönen Tages geboten ward, wand ſein Schwiegerſohn, der mit ihm in Halberſtadt lebte,

in einen Festkranz, den er ihm bei einem heitern Mahl im Kreise der Freunde mit folgendem Vorwort bot:

Und sie traten hin vor meine Seele,
Gleim, Jacobi, Rost und Unzer's Geist:
„Nimm die Myrthe, daß sich neu vermähle
Mit der Muse, der dir Vater heißt.
Frischgebrochnes Lorberreis,
Kränze neu den Jubelgreis,
Dem zehn Lustern sind entschwunden,
Seit der Mus' er sich verbunden!"

Was von dort mir heil'ger Spruch geboten,
Dazu mahnte längst mich still das Herz,
Und das Wort der Lebenden und Todten,
Warm erklingt's nun unter Ernst und Scherz.
Von der Ferne, aus der Näh',
Von der Gera, Havel, Spree,
Hör' ich Lyraklänge schweben
Zwischen hellen Kranzgeweben.

Und so ruft die Mus' uns hier zusammen,
Will, daß wir des Bundes Zeugen sein.
Hymen's Opferherd sprüht goldne Flammen,
Und als Braut tritt sie verschämt herein.
Da begrüßt der Zeugen Schar
Froh das neuverbundne Paar
Durch manch Segenswort, der vollen,
Warmen Herzenstief' entquollen.

In dem nur für Freunde gedruckten Büchlein finden sich poetische Weihgeschenke vom Oberdomprediger Augustin, von Dr. Friedrich Cramer, den er unter seinen jüngern Freunden besonders lieb hatte, von Wilhelm Körte, vom Prediger Rese und von Justizrath Stubenrauch zu Halberstadt; und von fern auch kamen mit Wunsch und Gruß herzliche Worte von de la Motte Fouqué, von Göckingk, vom Consistorialrath Meineke aus Quedlinburg und von Tiedge. Er fand die Idee, ein Musenjubiläum zu feiern, überaus neu und anziehend, und die Feier des Festes selbst, über die sich einige Flugblätter überdies sehr günstig und freundlich äußerten, so sinnig, daß er diesen Tag mit zu den schönsten seines langen Lebens rechnete, und wünschte, die pierischen Angebinde auch einem größern Kreise, als blos dem der Freunde, bekanntzumachen. In dem Leben, welches sich vor seinen Werken findet, sind sie mit abgedruckt; hier aber will es der Raum nicht wohl gestatten.

Ungeachtet er weniger arztete und er sich in seinem Aeußern wenig veränderte, so nahmen doch seine Kräfte unmerklich ab. Er zog sich noch mehr zurück. Sein kleines Zimmer,

wo auf dem Sopha immer das Neueste der poetischen und historischen Literatur lag, ward seine Welt noch mehr als früher. Sein täglicher Spaziergang ward immer kleiner und oft ganz ausgesetzt. Glücklicherweise hatte er ein paar Jahre vor dem Ende seiner Laufbahn weniger mit äußern Sorgen zu kämpfen, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hatten, indem sein Freund, Johannes Abel, durch testamentarische Verfügung ihn, wider seine eigne Erwartung, in einen äußern Wohlstand versetzt hatte, der die Wünsche des bescheidenen Dichters, der sich immer gern mit Wenigem begnügt hatte, bei weitem überstieg. Unter Plänen und Phantasiebildern, wie er die Neige seiner Lebenszeit froh und heiter, zum Nutzen seiner Lieben und zum Gedeihen der Poesie hinbringen wollte, überraschte ihn der Tod am 12. November 1824. Vielleicht desto besser für ihn; denn die Phantasie malt gewönlich al fresco, in der Nähe darf man es nicht beschauen. Wenn ein Ende ohne lange vorhergegangenes Siechthum immer ein Glück und eine Gabe des Höchsten zu nennen ist, so war dies bei Schmidt besonders auch aus dem Grunde der Fall, weil er immer den Tod sehr fürchtete und mit hypochondrischer Sorgfalt jedes Haus mied, wo ein Kranker sich befand. Eben diese Furcht veranlaßte ihn auch, mehre seiner Freunde und besonders seine Angehörigen zu bitten, dafür zu sorgen, daß, ehe sein Leichnam in die Gruft gesenkt würde, derselbe noch einige Tage über der Erde bleibe. In Halberstadt befindet sich auf dem Begräbnißplatze der Domgemeinde ein Haus, welches dazu bestimmt ist, die Leichname solcher Personen, die es im Leben wünschen, aufzunehmen. Eine Schnur, an welcher eine Glocke sich befindet, die man an der Hand des Todten befestigt, gibt den Wächtern, die in einer Nebenstube sind, bei der leisesten Regung des Todten ein Zeichen. In einem Frontispice über dem Eingang zu jenem Hause finden sich die Worte in Lapidarschrift: Ne sepeliare mortuus, huc confuge. Wie hoch er solche Anstalt zur Rettung der Scheintodten schätzte, beweist auch eine von ihm früher gedichtete Ode: „Das Todtenhaus". In das halberstädter Todtenhaus ward denn auch der Leichnam einige Tage gesetzt, ungeachtet dies bei ihm nicht nöthig gewesen wäre, da die Verwesung schon 24 Stunden, nachdem er aufgehört hatte zu athmen, ihr furchtbares Werk an ihm begann, sodaß der schöne Greisenkopf, den er bis zuletzt gezeigt, fast unkenntlich wurde; indessen war die Pietät der Seinen zu groß, als daß sie diesem im Leben so oft und warm ausgesprochenen Wunsche nicht genügt hätten.

Klamer Schmidt machte wenige Ansprüche an Aeußerlichkeiten im Leben, denen so Viele mit Leidenschaft nachjagen. Die Genügsamkeit und entsagende Heiterkeit, die sich in vielen seiner Gedichte ausspricht, war, wenn sie vielleicht in seinen frühern Jahren mehr angenommen war, in seinen mittlern und spätern Lebensabschnitten Grundsatz und tugendliche Natur geworden. Die trauliche Unterhaltung mit einem Kunstgenossen oder einem gebildeten Freunde, das Lesen eines Buchs in der Stille seines Zimmerchens, oder das Glück der Seinen machte ihn durch und durch froh, und er hatte nichts von dem Eigensinn oder der mürrischen Laune der meisten Hypochondristen. Von der Capitalschwäche der Leute deutscher Zunge, der Titelsucht, war er weit entfernt, und als man ihm in seinen spätern Lebensjahren Orden und Titel verleihen wollte, schlug er es lächelnd aus. Doch hatte er einige Eigenheiten in seiner Lebensweise, die seiner nächsten Umgebung nicht anders als lästig sein mußten. Er machte nämlich ziemlich die Nacht zum Tage und umgekehrt. Gegen 2 Uhr Morgens legte er sich gewöhnlich erst zu Bette, nachdem er bis dahin, und oft noch länger, auf dem Sopha ruhend, halb in Büchern blätternd, halb schlafend die Stunden hingebracht hatte, und Morgens erhob er sich erst gegen 10 Uhr. Wenn er in einem Briefe aus seiner spätern Lebenszeit darüber sagt: „Das ist liederliche Wirthschaft, die der Teufel organisirt hat, und eine teufliche Gewohnheit, besonders für die ehrbare Hausfrau; auch will ich sie abschaffen, oder nicht Klamer Schmidt heißen", — so konnte er sich doch von dieser Gewohnheit nicht losmachen und blieb ihr treu, bis der lange Schlaf auf sein Auge fiel. Er schob Alles auf, machte viele Pläne und Entwürfe und vollendete wenig, oder nur dann, wenn der Drang der Umstände gebieterisch für ihn ward. Er fuhr am liebsten in einem ganz verschlossenen Wagen, aus Furcht, sich zu erkälten, und in gleicher Besorgniß trug er doppelte, ja dreifache Kleidungsstücke. Die Furcht vor Ansteckung brachte Stockung in den Umgang mit seinen liebsten Freunden, sobald diese krankten. Vor allen fürchtete er die Blattern, die er nie gehabt und Jenner's Präservativ konnte den Angstdämon nicht bannen; denn er floh seine eignen Kinder, als sie die Blattern hatten. Peterfilie, Schwämme und einige andere vegetabilische Nahrungsmittel genoß er nicht, aus Besorgniß, es möchte sich Giftstoff mit eingeschlichen haben. In Geschäften, die das bürgerliche Leben betreffen, war er peinlich, weitschweifig und umständlich, und man mußte sich mit Geduld waffnen,

wenn man auf dieſe Weiſe mit ihm in irgend eine Verbindung kam. Der gänzliche Mangel einer vorherrſchenden Leidenſchaft in ihm bewirkte, daß er ſich der Gewalt und dem Drange augenblicklicher Umſtände ohne Widerſtreben hingab, ſodaß die Thatkraft, die für ein Eines im ſittlichen Leben ſich hinneigt und für daſſelbe nachdrücklich und beharrlich kämpft, in ihm nicht zu finden war. Er verdeckte dieſe widerſtandloſe Nachgiebigkeit unter dem Mantel der heitern Horaziſchen Philoſophie: carpe diem, und ſpäterhin pflegte er, wenn er bei ſeinem feinen Gefühl ſich ſelbſt auf kleinen Unarten betraf, zu ſagen: Ich bin ein alter Mann! Zum Scheinen und Repräſentiren war er durchaus nicht gemacht und der Verſtellung völlig unfähig. Er ſagte gewöhnlich was er dachte, und ſeine biedere Frage ſetzte manche Dame und manchen Fremden in Verlegenheit. In Sitte, Wort und Haltung erkannte man in ihm den Sohn des vorigen Jahrhunderts, deſſen Formen er mit in das neue hinübergenommen hatte; doch ſahe man es ſeiner Höflichkeit an, daß ſie ihren Urſprung aus dem Herzen nahm, wie er denn überhaupt höchſt innig, warm und herzlich ſein konnte. Er liebte es, von ſeinen Schuljahren her, lateiniſche Worte, Redensarten und Sentenzen zu gebrauchen; dies beweiſen nicht nur viele ſeiner Gedichte und Briefe, ſondern auch ſein häusliches Leben, wo er Utenſilien und Nahrungsmittel, häufig mit der Sprache der Römer benannt, foderte, eine Eigenheit, die ſeinen Hausgenoſſen nicht auffiel. Seine Zerſtreutheit war oft groß; oft mußte er ſie ſelbſt belächeln, und nicht ſelten fiel die Lebhaftigkeit ſeiner augenblicklichen innern Geiſtes- oder Gemüthsregungen der Unterhaltung Anderer ſchnurſtracks und unerwartet in den Zügel. Aber wie viele treffliche Eigenſchaften zeichneten ihn auch aus! Er meinte es mit Jedem gut, deckte und entſchuldigte Fehler und Schwächen bei Andern, und nie fällte er ein hartes, liebloſes Urtheil. Da keine großen Stürme durch ſein Leben zogen, ſo verlor ſich ſeine Milde und Weichheit nicht. Leicht vergaß und verzieh er Beleidigungen und haßte jede Fehde. Seelenleiden verſchloß er gern in ſich und ſprach nicht über dieſelben; deshalb ſagt er auch in der von ihm ſelbſt gefertigten Grabſchrift über ſich: Was er gelitten, das verhülle das ſtumme Grab! Er huldigte neidlos fremdem Verdienſt, und urtheilte höchſt beſcheiden über ſeine eignen poetiſchen Verdienſte und Leiſtungen. Mit unwandelbarer Liebe und Treue hing er an ſeiner Lebensgefährtin; ſeine Kinder liebte er aufs innigſte und war im Kreiſe derſelben überaus glücklich.

Die Dichtkunst war das eigentliche Element seines Lebens. Ohne es zu bedürfen, von fremder Glut erwärmt zu werden, fand er in den Tiefen seines Gemüths und seiner Phantasie stets Stoff für diese Kunst, und wußte fast jedem poetische Seiten abzugewinnen. Ein Blick aus einem schönen Auge, ein geistreiches, nur hingeworfenes Wort, ein Lächeln, ein Blick in die Natur, eine schöne That ward in ihm sogleich ein Funke, aus welchem die Flamme der Begeisterung sich entzündete. Er konnte mit Gedichten, wenn sie in seinen Augen Beifall fanden, wahrhaft liebäugeln. Aber die Kunst war auch dankbar gegen ihn. Das Treffliche floß warm in seine empfängliche Brust, und er hatte ein seltenes Talent, aus einem Haufen Spreu ein Weizenkorn aufzufinden und es zu pflanzen. Wenn seiner Muse das Hochleidenschaftliche, Riesenartige und Erschütternde fehlte, so gab sie ihm um so mehr das Tiefe, Weiche, Gefühlte, Herzliche, Reine und Fromme, und berührt oft die zartesten, verborgensten Saiten im menschlichen Gemüth, sodaß man oft bewundern muß, wie der Mann, der oft sehr zerstreut war, und in seinen nächsten Umgebungen fremd zu sein schien, zuweilen das Menschenherz so wohlthätig erschüttert. Zu beklagen ist dabei, daß er sich nicht selbst sich herausbildete in der Zeit seines Lebens, wo dies geschehen konnte. Er schweifte in jüngern Jahren ohne Prüfung und Plan im Gebiete des Schönen, und anstatt den Geist und die Eigenthümlichkeit einzelner Heroen der Dichtkunst historisch aufzunehmen und sie als Nahrungsstoff für seine Eigenthümlichkeit zu benutzen, wandelte und sang er ihnen nach und verwischte dadurch Das, was ihm allein als Gnadenzug von der Natur verliehen war. Strengen und ausdauernd fortgesetzten Studien in der Wissenschaft lag er nicht ob; doch hatte er sehr gründliche Kenntnisse in der Literarhistorie, in der Rhythmik und in der lateinischen Sprache; nicht minder hatte er eine seltene Bücherkenntniß und große Belesenheit.

In seinem mehr als 50jährigen Leben für die deutsche Literatur und Dichtkunst hat Klamer Schmidt folgende Werke geschrieben, von denen hier eine chronologische Uebersicht Platz finden mag:

1. **Fröhliche Gedichte. Castum esse decet pium poetam Ipsum, versiculos nihil necesse est. Catull.** Halberstadt, 1769. 58 S.
2. **K. E. K. S.'s vermischte Gedichte. Erste Sammlung. Dem Herrn Geheimen Finanzrath Beyer gewidmet.** Halberstadt und Lemgo, 1772. 94 S.
3. **Phantasien nach Petrarca's Manier, von K. E. K. S.** Ebendaselbst, 1772. 140 S.

ndekasyllaben. Amsterdam (Lemgo oder Halberstadt?) 1773. S. Der eine Bogen enthält 6 Gedichte und ward nur als anuscript für Freunde gedruckt.

E. K. S.'s Gesänge für Christen. Lemgo, 1773. 112 S.

legien an meine Minna. Ebendaselbst, 1773. 98 S.

atullische Gedichte. Berlin, 1774. 102 S.

E. K. S.'s vermischte Gedichte. Zweite Sammlung. Halberstadt u. Lemgo, 1774. 86 S.

Idyllen der Deutschen. Aus gedruckten sowol als handschriftlichen Originalen gesammelt. Frankfurt u. Leipzig, 1774. 184 S. Derselben zweiter Theil. Ebendaselbst, 1775. 184 S. Beide Theile enthalten von Klamer Schmidt selbst nur 4 Gedichte.

legien der Deutschen. Aus Handschriften und gedruckten Werken. Lemgo, 1776. 2 Thle. zusammen 376 S. Diese Sammlung enthält von Klamer Schmidt selbst 8 Gedichte.

Fabeln und Erzählungen. Nebst einem Anhange von Idyllen. Leipzig, 1776, 128 S. Unter den Idyllen sind mehre Geßner'sche versificirt.

Poetische Briefe von K. E. K. S. Auf Kosten der Verlagshandl. der Gelehrten u. s. w. Dessau, 1782. 184 S. Mit einem Titelkupfer.

Beiträge zum Deutschen Museum. Erster Theil. Ebendaselbst, 1783. VIII u. 284 S. Enthält außer mehren Gedichten von Klamer Schmidt, Beiträge von Gleim, Heinse, Freiherrn von Spiegel, Unzer, Eschenburg, Göckingk, J. G. Jacobi, J. H. Reinhold, Johannes Abel, Klopstock, Luise Münter, Meinckr, Ernst Feyrabend und mehren Ungenannten.

4. Erzählungen aus der Geschichte der Actäontischen Nachkommen. Berlin, 1789. XXXII u. 255 S.

5. Neue poetische Briefe von K. E. K. S. Berlin, 1790. 240 S. Mit einer Titelvignette.

6. Denkschrift auf Friedrich Gottfried Abel, von Klamer Schmidt. Halberstadt, 1795. 49 S. Als Manuscript für Freunde gedruckt.

17. Die Landpfarrerin. Eine elegische Dichtung von Kl. Schmidt. Berlin, 1801. 28 S. Mit Vignetten.

18. Komische und humoristische Dichtungen. Misce stultitiam consiliis brevem, Dulce est desipere in loco. Hor. IV. 12. Mit 5 Kupfertafeln. Ebendaselbst, 1802. X u. 495 S.

19. Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich, und zwischen dieser Familie, Gleim, Schmidt, Fanny, Meta und andern Freunden. Aus Gleim's brieflichem Nachlasse herausgegeben von Kl. Schmidt. Halberstadt, 1810. Bd. I, LXIV u. 414 S.; Bd. II, 396 S.

20. Des Horatius Flaccus sämmtliche lyrische Dichtungen, herausgegeben von Kl. Schmidt. Halberstadt, 1820. XLVIII und 360 S.

Klamer Schmidt ging 30 und mehre Jahre damit um, das Beste und Gediegenste aus seinen Werken zusammenzustellen; aber, wie so Vieles in seinem Leben, blieb auch dies nur Vorsatz. Den ersten Schritt zur Herausgabe seiner Werke that er schon im Jahre 1778, wo dieselben in Leipzig erscheinen sollten. Da sich die Sache zerschlagen, so kaufte

Gleim das Manuscript an sich, um es vielleicht auf andere Weise ins Publicum gelangen zu lassen, was ebenso wenig erfolgte. Bei der früher erwähnten Feier seines Jubiläums gab Gleim's Großneffe, Herr Dr. W. Körte in Halberstadt, dem Jubilar die beiden Bände auf eine feine Art zurück. Diese Handschrift enthält 6 Bücher lyrische und elegische Gedichte, ein Buch Sonette, ein Buch Fabeln und Erzählungen, ein Buch Idyllen, ein Buch poetische Briefe und ein Buch Sinngedichte. Der Inhalt dieses Manuscripts kann für eine Redaction Dessen gelten, was er bis dahin bereits geliefert hatte, und bricht allen übrigen, darin nicht mit aufgenommenen Gedichten den Stab. Späterhin strich er einen großen Theil der darin enthaltenen Gedichte gänzlich, namentlich stehen über den Idyllen die Worte: **Pereant omnes**, und in spätern Jahren sichtete er immer strenger, denn seine Fabeln und Erzählungen hatten dasselbe Schicksal. Ein besonderes Convolut handschriftlicher Gedichte, welches sich unter seinem Nachlaß vorfand, hat zur Ueberschrift: **Vulcano consecranda!** und in einem Heft Anakreontischer Gedichte vom Jahre 1780 und 1781 sind wenige als der Erhaltung werth bezeichnet. Sechs Jahre vor seinem Tode stellte er seine Schriften wieder zusammen und zwar in der Ordnung: 1. Zwölf geistliche Lieder nach den in Lemgo erschienenen „Gesängen für Christen"; 2. zwei poetische Briefe; 3. Klamersruh. Als Materialien zu einem „Taschenbuche für alte und neue Literatur", welches er in Verbindung mit mehren Freunden herauszugeben gedachte, fand sich in Reinschrift, also für das Publicum bestimmt: 1. Franz Kaisersberg, oder Klopstock's Sieg über den frischen Häring; 2. mehre lyrische Gedichte. Ueber vielen einzelnen Gedichten standen die Worte: Für die Ausgabe der letzten Hand. Auch fand sich ein Verzeichniß von Oden vor, die er für eine früher herauszugebende Odensammlung aus den handschriftlichen Bänden seiner Gedichte ausgesucht hatte. Die alten und neuen poetischen Briefe sind von Anfang bis zu Ende ausgefeilt, und Alles, was bei der neuen Ausgabe wegfallen sollte, durchstrichen. Selbst viele der kleinern Gedichte in Taschenbüchern, Musenalmanachen und Zeitschriften fanden sich in diesen schriftlich verbessert, oder oft mit einem schonungslosen **Pereat** bezeichnet.

Auf diese Weise hatte er seinem Sohne und seinem Schwiegersohne selbst vorgearbeitet, die seine Werke gesammelt haben. Sie konnten nicht zweifelhaft sein über Das, was aufgenommen und nicht aufgenommen werden sollte, und ordneten die Werke nach den einzelnen Dichtungsarten, obwol

nicht streng systematisch. Die Herausgeber hatten besonders die Absicht, dem verehrten Mann ein kleines Denkmal durch seine eignen Schriften zu setzen und es seinen zahlreichen Freunden vor Augen zu stellen. Wenn daher in seinem Leben sich Manches findet, was einen ausgebreitetern Kreis nicht eben interessiren kann, und die darin gegebenen Briefsragmente manches Unbedeutende enthalten, so muß der billige Leser auf jenen Zweck Rücksicht nehmen. Wol verdiente es Klamer Schmidt's Leier, daß sie nicht an seiner Gruft vermoderte, sondern daß eine treue befreundete Hand sie aufnahm, neu besaitete und sie als ein Todtenopfer seinen Manen, erklingen ließ. Von eben dieser Leier sagt Göckingk in einem seiner Schwanengesänge sehr wahr:

Reicher an Golde hat sie
Dich zwar nicht gemacht, wol aber an Freuden des Herzens.
Ohne sie wärst du vielleicht längst in die Erde versenkt.
Ohne sie hättest du wol der Freunde schwerlich so viele
Von der Donau zur Elb' und von dem Niemen zum Rhein.
Nach dem Kriegssecretair und Domcommissarius hätte
Schon an der Saale kein Mensch jemals verlangend gefragt.
Aber den Mann, der einst so süße Lieder gesungen,
Liebte Jacobi und Rost, liebte Michaelis und Gleim,
Liebte Tiedge und ich.

Und Klamer Schmidt verdiente diese Liebe; denn er war ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein Freund der Freunde, ein Wohlthäter der Armen und, wenn kein großer Dichter, doch ein lieblicher Sänger!

Biographiſche Andeutungen.

Johann Jakob Hottinger,

Canonicus, Professor der Beredtsamkeit und der griechischen Sprache zu Zürich, Mitglied der kurfürstlichen Gesellschaft zu Manheim und der Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel.
Geboren den 2. Februar 1750, gestorben den 4. Februar 1819.

Von Heinrich Escher,
Professor der Geschichte in Zürich.

Den im siebzehnten Jahrhundert durch den großen Orientalisten Heinrich Hottinger (geboren 1620, gestorben 1667) gegründeten, durch seinen dritten Sohn Joh. Jakob (geboren 1652, gest. 1735) fortgepflanzten literarischen Ruhm der zürcherischen Familie Hottinger hat in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts Joh. Jakob, der Urenkel des Vorigen, erneuert. Nicht wegen auffallenden, geräuschvollen Wirkens und Eingreifens in die Zeitverhältnisse, sondern wegen stillerer, jedoch bedeutsamer Verdienste um Bildung und Wissenschaft verdient dieser Mann eine Stelle unter den Zeitgenossen. Er wurde den 2. Februar 1750 zu Hausen im zürcherischen Kirchspiel Ossingen geboren. Sein Vater, Pfarrer daselbst, war ein rechtschaffener, dabei ernster, kräftiger und strenger Mann, von schneller Fassungskraft und nicht gemeinen Verstandesgaben, der, bei aller väterlichen Liebe, seine Kinder sowie die ihm anvertraute Gemeinde mit militairischer Rauhigkeit beherrschte, aber auch mit ebenso gewissenhafter Strenge gegen sich selbst seine Pflichten erfüllte, überhaupt aber eher zum Soldaten als zum Prediger von der Natur bestimmt schien. Er war ein geschworner Feind aller Weichlichkeit, verachtete Gefahren und Schmerz, war kühn bis zur Verwegenheit, und schämte sich jeder Thräne, welche sein fühlendes Herz ihm etwa ins Auge

trieb. Folgende Anekdoten charakterisiren den Mann sowol als seine Zeit. Einst vernahm er, daß die jungen Leute Sonntags vor Anfang des Nachmittagsgottesdienstes Kegel schöben. Nun ritt er früher als gewöhnlich von dem eine Viertelstunde entfernten Pfarrhofe nach Ossingen zur Kirche, und setzte, da die Spieler bei seiner Ankunft auseinanderstoben, einem derselben über Graben und Hecken zu Pferde nach. Der Gefangene mußte dann die übrigen wieder herbeibringen, worauf sie der Pfarrer zwang, die Kegel in des Meßners Ofen zu verbrennen und von da in die Kirche zu ziehen, wo sie in der Nutzanwendung nach der Katechisation tüchtig abgekanzelt wurden. Ein ander Mal bemerkte er in der Kinderlehre, daß viele Kinder fehlten. Da er hörte, daß sie in dem nahen Walde Heidelbeeren sammelten, so ließ er durch den Schulmeister Evangelien und Psalmen verlesen, wanderte im Ornate nach dem Walde, und trieb die ganze Heerde unmittelbar, mit allen Spuren ihres Geschäftes an Händen und im Gesichte, zur Kirche, wo er ihr mit Katechisiren einige Stunden lang zusetzte. So war der Vater unsers Hottinger. Die nicht weniger verständige Mutter, Magdalena Holzhalb, Tochter eines bescheidenen und gutmüthigen Landpredigers, war hingegen von sanftem, mildem und stillem Wesen.

Bei dieser Verschiedenheit der Charaktere mußten die Aeltern auch sehr verschieden auf die Kinder wirken. Wenn das Beispiel und die Leitung des Vaters die körperliche Entwickelung und Gewandtheit des Knaben durch Reiten, Jagen, Werfen u. s. w. kräftig beförderte; wenn er ihm frühe eine edle Ruhmbegierde und unbestechliche Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit durch die Erinnerung an seinen großen Urältervater für das ganze Leben unauslöschlich einflößte, so verdankte dagegen Hottinger die erste Entwickelung zarterer Empfindung und eines ausgezeichneten Schönheitssinnes den stillen Unterhaltungen mit der sanften, liebevollen Mutter, welcher er durch seine ganze natürliche Anlage näher stand als dem Vater. Ein Beispiel dieser verschiedenen Behandlungsweise des Knaben ist folgendes: Als die Mutter einst eine Schachtel mit Seide vor sich hatte und den 5jährigen Knaben fragte, welche Farbe ihm am besten gefalle, rief der Vater, der eben ins Zimmer trat: „Ei was, du bist nicht zum Krämer bestimmt; das Evangelium, Cicero und Seneca gehören in die Hände eines Enkels von Heinrich und Jakob Hottinger, nicht aber Seidenknäuel!“ Wol fällt daher zum Theil auf Rechnung solcher Jugendeindrücke eine gewisse

Schüchternheit, welche Hottinger auch in spätern Jahren oft hinderlich war. Indessen entwickelte sich sein Körper trefflich in ländlicher Lebensart und erwarb damals eine Stärke und Gewandtheit, die ihm auch in spätern Jahren blieb, sodaß er noch im sechzigsten Jahre, wo er schon bedeutend schwer geworden war, mit geschlossenen Füßen auf einen 3 Fuß hohen Tisch zu springen vermochte; auf einsamen Spaziergängen mit seinen Söhnen warf er damals noch oft Steine mit großer Kraft, wenn er sich vor fremden Beobachtern sicher glaubte, und seine Neigung für die Jagd befriedigte er jedes Mal mit großem Eifer und Anstrengung, wenn er befreit von den Fesseln, welche Stand und Verhältnisse ihm zu Zürich auflegten, einen Theil der Ferienzeit auf dem Lande zubrachte. Freundliche Jugenderinnerungen knüpften sich an diese Uebungen, durch die er theils für seine Gesundheit sorgte, theils bei seinen Söhnen Geschmack an zweckmäßiger Uebung der Körperkräfte zu erregen suchte. Auch in der Fechtkunst unterrichtete er sie selbst, freilich nur im wohlverschlossenen Zimmer. Die Begriffe unserer jetzigen Zeit sind in dieser Rücksicht weniger hemmend, seitdem man sich von dem unleugbaren Nutzen der Turnübungen überzeugt hat. Doch wir kehren zu seiner für die spätere Entwickelung so bedeutungsvollen Jugendgeschichte zurück.

Für den muntern, kräftigen, ja vom Vater wider die natürliche Anlage beinahe zum Wildfange gestempelten Knaben, bedurfte es eines geschickten Erziehers. Allein die Wahl des Vaters fiel auf einen sehr untauglichen Hauslehrer für seine 3 Kinder *); der Mann war durchaus nicht geeignet, sich Achtung und noch viel weniger Liebe zu erwerben, oder Lernbegierde bei den Kindern zu wecken. Besonders durchschaute unser Hottinger, dessen Beobachtungsgabe sich ungewöhnlich frühe entwickelte, bald die Schwäche des Mannes, der seinem angeborenen Talente zu witziger Satyre nur zu reichen Stoff darbot. Wir können uns nicht enthalten, folgende Anekdote mitzutheilen, welche Denen kaum glaublich sein wird, die den stillen, ruhigen Weisen erst im männlichen Alter kennen lernten. Einst hatten sich mehre muntere Verwandte zum Besuche im Pfarrhofe eingefunden. Der 10jährige Knabe äußerte, daß er ein Geistlicher zu werden wünsche; und da er gefragt wurde, ob er glaube, predigen zu können, so behauptete er es sehr dreist. Schnell wurde er

*) Hottinger hatte noch einen ältern Bruder, der frühe starb, und eine durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Schwester.

als Prediger ausgeputzt, die Gesellschaft zog in die nahe Kapelle und der muthwillige Junge fing eine Strafpredigt auf seinen Lehrer an. Da dieser ihn endlich unterbrach, so befahl der kleine Redner, daß man den Ruhestörer aus der Kirche schaffe, was denn ungeachtet seines Sträubens mit Gewalt vollzogen wurde. Ein solcher Unfug in jener sogenannten frommen Zeit würde zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung geben; in Beziehung auf Hottinger zeigt das Ereigniß, auf welchem gefährlichen Wege er stand. Was aber noch weit gefährlicher für ihn war und die, den ungünstigen Einflüssen zum Trotze sich dennoch schön entwickelnde Blüte zu ersticken drohte, war die Beschaffenheit des Religionsunterrichtes, den er erhielt: blinder Glaube an alle kirchlichen Dogmen und Unterdrückung jeder Prüfung, jedes Zweifels, war damals das Kriterium eines wahren Christen. Besonders wurde der leiseste Zweifel an der menschenfeindlichen Lehre von der ausschließenden Gnadenwahl für wahre Sünde erklärt. Hottinger's Aeltern waren nicht über solche, mehr dem Katholicismus als dem Protestantismus angehörende Grundsätze erhaben und der Knabe wurde in denselben erzogen. Aber frühe schon regten sich Zweifel gegen solche Lehren, die sein denkender Geist nicht mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes vereinigen konnte. Ein fürchterlicher Kampf zwischen dem eingepflanzten Irrwahne und den Zweifeln, welche sein Nachdenken ihm darbot, erhob sich in seinem Innern, und da er lange Zeit nirgends Belehrung suchen durfte, so versank er in geheime Angst und in einen Zustand finstern Kummers, dessen er sich noch in spätern Jahren nicht ohne Beklemmung erinnern konnte. „O, nie werde ich sie vergessen", sagt er von sich selbst, „die Tage meiner frühen Jugend, in welchen ich den mir damals gezeigten Gott zu lieben, ach umsonst! aus allen meinen Kräften mich bestrebte; nie vergessen die Tage, in welchen die ängstigende Furcht vor der von den Schriftgelehrten der damaligen Zeit so häufig erwähnten und nie erklärten Sünde gegen den heiligen Geist, die Schrecknisse des Weltgerichtes, Zweifel an meiner Erwählung, Zweifel an der Seligkeit des meiner hülflosen Kindheit entrissenen Vaters und meines ihm bald nachfolgenden Bruders mir den Genuß meines ersten Daseins verkümmerten und durch furchtbare Traumerscheinungen selbst die Tröstung der nächtlichen Ruhe vergifteten". Doch der zu Besserm als zum melancholischen Träumer oder zum finstern Glaubensrichter von der Vorsehung bestimmte Geist ging endlich siegreich aus dem harten Kampfe hervor. Gründliche Studien

unter Leitung des berühmten Kritikers und Theologen Breitinger und des vorzüglichen Philologen Steinbrüchel (vergl. Hottinger's „Acroama de J. J. Steinbrychelio", Zürich, 1796) lehrten ihn Menschensatzungen von wahrer Christusreligion unterscheiden, und eingedenk des Jammers, in welchen jene ihn versetzt hatten, machte es ihm späterhin sein menschenfreundliches Herz zur heiligen Pflicht, Irrthum und Aberglauben, in welcher Gestalt sie sich zeigten, entschlossen zu bekämpfen.

Der frühzeitige Tod des Vaters hatte die glückliche Folge, daß Hottinger im dreizehnten Jahre nach Zürich auf das Gymnasium kam. Steinbrüchel erkannte bald, wie viel in dem schüchternen Knaben, dem Alles neu war, liege, und es knüpfte sich das innigste Verhältniß eines Sohnes zum Vater an, das in spätern Jahren als Muster echter Freundschaft erschien. Lange Zeit beschäftigte ihn das Studium der lateinischen, dann der griechischen Classiker ganz vorzüglich, daran schlossen sich philosophische Studien nach der Wolfisch-Leibnitzischen Schule, die als Geistesgymnastik immer sehr wohlthätig gewirkt hat. Der Eifer, mit welchem er später seinen Schülern gründliche philologische und philosophische Studien, als die beste Vorbereitung für jede wissenschaftliche Laufbahn, empfahl, entsprang daher aus seinen eignen Lebenserfahrungen. Die Früchte seines Fleißes zeigten sich zuerst öffentlich in einer Abhandlung über die Wunder: „Diatribe philosophico-theologica de miraculis; cui adjectus est excursus philos. ad doctrinam Bonneti de miraculis" (1770), die sowol durch Inhalt als durch die reine lateinische Diction vergessen ließ, daß der Verfasser das zwanzigste Jahr noch nicht zurückgelegt hatte. Um so bereitwilliger wurde er von der züricher Regierung zur Fortsetzung seiner Studien im Auslande unterstützt. Nach einem Aufenthalte zu Iverdon und Genf reiste er nach Göttingen, wo er seine philologischen und philosophischen Studien mit dem glücklichsten Erfolge fortsetzte und mit Heyne und Feder in sehr vertraute Verhältnisse kam. Damals schrieb er eine Abhandlung „De sensu honesti", veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Verwalter des Stolpe'schen Vermächtnisses zu Leyden. Die Hälfte der Richter erkannte ihr den Preis zu; allein da die andere Hälfte sich für die Abhandlung des Professor Hennert zu Utrecht erklärte, so mußte nach der Verordnung des Testators das Loos entscheiden, und dieses war Hottinger ungünstig; seine Abhandlung aber wurde mit den übrigen zu Leyden gedruckt (1773); Hottinger gab sie nachher vermehrt zu Zürich heraus: „Disputatio Stolpiana de sensu

honesti“ (1776). Im nämlichen Jahre (1773) schrieb er eine Widerlegung des berüchtigten „Système de la nature“: „De nonnullorum in oppugnanda religione ineptiis ac malis artibus, maxime in Francogalli cujusdam pessimo libro, qui systematis naturae nomine fertur, conspicuis“ (2 Bücher, Leiden 1774). Ueber seinen Zweck äußert er sich in einem Briefe so: „Den Verfasser, wenn anders meine Schriften bis zu ihm kommen sollten, würde ich schwerlich bekehren, und dies ist auch meine Absicht nicht. Leute, die, sowie er, mit Wahrheit und Religion auf eine so unbillige Art umspringen, die drücken lieber die Augen freiwillig zu, ehe sie sich nöthigen lassen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sie es ist, die sie gelästert haben. .... Ich suche weiter nichts, als an einem der größten Freigeister zu zeigen, wie unredlich diese Herren insgemein in ihren Entwürfen wider die Religion und die gesunde Vernunft verfahren; zu zeigen, wie schwankend und willkürlich ihre Grundsätze und wie mager ihre Philosophie sei“.

Während er diese Schrift ausarbeitete, erhielt er unerwartet den Ruf als Professor der Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt. Er blieb noch bis zum Frühjahr 1774 in Göttingen, knüpfte dann auf einer Reise durch Holland mit Valckenaer, Ruhnken und Allemand freundschaftliche Verhältnisse an, und kam über Paris im Sommer 1774 nach Zürich zurück. Lavater's Meinungen von noch heutzutage zu bewirkenden Wundern und einer gewissen magischen Kraft des Gebetes hatten während Hottinger's Abwesenheit in Zürich zu schwärmerischen Auftritten Veranlassung gegeben. Dies, besonders aber die Bemerkung, daß mehre Jünglinge von guter Hoffnung anfingen, seitdem sie sich an Lavater anschlossen, die gründlichern Studien zu vernachlässigen und von Gebet, Glauben, Wundern und Auslegung der heiligen Schrift ohne Exegetik und Hermeneutik zu träumen, war für Hottinger, der ebenso eifriger Gegner des Aberglaubens war, als er sich vorher durch die Schrift gegen das „Système de la nature“ als Gegner des Unglaubens bewiesen hatte, ein Ruf der Pflicht, gegen das Unwesen aufzutreten. Er wählte das Mittel der Satyre, da ernsthafte Belehrungen großer deutscher Theologen bei Lavater keinen Eingang gefunden hatten. Die Gelegenheit gab Lavater's Aufsatz: „Nachricht von den zürcherischen Gelehrten,“ im ersten Bande der „Theologischen Bibliothek,“ die damals zu Mietau herauskam. So entstand das anonyme „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den zürcherischen Gelehrten, worin nebst anderm einige Nachrichten

vom Hrn. Diacon Lavater enthalten sind; von einem zürcherischen Geistlichen" (Zürich 1775, 28 S., Berlin u. Leipzig 1775, 31 S.). Salomon Geßner und Steinbrüchel hatten einige Zusätze beigefügt. Die Wirkung, welche diese 2 Bogen starke Flugschrift hervorbrachte, zu einer Zeit, wo die Menge so wenig als jetzt Satyre vom Pasquill zu unterscheiden wußte, und wo ein ängstlicher Preßzwang und eine übel berechnete Höflichkeit jede öffentliche Ausstellung von Fehlern und Irrthümern hinderte, läßt sich aus folgender Nachricht erkennen: „Es entstand ein gewaltiger Lärm, und die Trennung ward offenbar. Nach einigem Fehlrathen gerieth man auf den wirklichen Verfasser und Consorten. Lavater seufzte, klagte und stellte sich in den ersten Augenblicken der Empfindlichkeit ziemlich ungeberdig. Seine Freunde tobten und wütheten; die, welche die Feder führten, drohten mit Repliken; und die, welche sie nicht führen konnten, mit Stockschlägen. Man hörte von nichts, als von des Verfassers neidischem, schwarzem Herzen. Die Namen Bösewicht, Bube, Lotterbube u. s. w. schalleten mächtig. Was vorher über Lavater geklagt, was geseufzt, was gelächelt, was die Achseln gezuckt hatte, das konnte nun den guten Mann nicht genug bedauern, den Verfasser des „Sendschreibens" nicht genug verabscheuen und verunglimpfen. Das Publicum ist und war ja von jeher eine Windfahne. Wie der Wind geht, so deutet es, und wenn die Winde kämpfen, so wird die Richtung der geben, der am stärksten heulet und wüthet". Auf diese Weise nützte das „Sendschreiben" Lavater'n mehr, als es ihm geschadet hat; überdies hielt es ihn ab, eine schon beschlossene Reise zu Gaßner, der damals durch seine Exorcismen großes Aufsehen zu machen anfing, auszuführen. Hottinger ergriff noch einmal in dieser Sache die Feder, und schrieb „Briefe in der Person des Verfassers vom Sendschreiben u. s. w." (Halle 1776, 51 S.), ein wahres Meisterstück munterer Laune und des witzigsten Spottes über das Benehmen des Publicums und über einzelne Schriftsteller, die gegen ihn aufgetreten waren. Beide Schriften machten damals, sowie Alles, was Lavater'n betraf, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland großes Aufsehen. Unsere Zeit kennt diese Art des muntern, aber keineswegs böswilligen Spottes zu wenig mehr, wir mischen zu viel Galle und Persönlichkeit in unsere Fehden, obschon es oft weit nützlicher wäre, das Lächerliche mehr zu berücksichtigen. *) Ernster sprach sich Hottinger bald

*) Zu dieser Fehde gehören noch einige Erklärungen Hottinger's im

nachher in einer Vorrede zu 4 Reden von Breitinger aus, „Breitingeri orationes IV solennes“ (Zürich, 1776), worin er den Gang der Theologie zu Zürich während des achtzehnten Jahrhunderts, besonders die Verdienste von J. Jakob Zimmermann und Breitinger schildert und die Flachheit des damaligen sogenannten Genieweſens darstellt, welches mit Verachtung der Philologie und Philoſophie Alles durch vermeintlichen Geist, d. h. durch die Einbildungskraft, leisten zu können wähnte. Zu eben dieſer Zeit schrieb er eine humoristische Schrift: „Briefe von Selkof an Welmar“ (Zürich, 1777), welche aber wegen der scharfgezeichneten Charakterschilderungen ebenſo wenig als jener Kampf geeignet war, ihn dem großen Publicum in seiner Nähe zu empfehlen, so vielen Beifall sie auch bei unbefangenen Kennern fand, und daher Bedauern erregte, daß er nicht mehr in diesem Zweige der Literatur geliefert hat; denn an guten Humoriſten ist Deutschland bekanntlich nicht reich.

Indeſſen wandte sich seine literarische Thätigkeit bald mehr auf philologische Gegenstände, ohne daß er die schönen Wiſſenschaften vernachläſſigt hätte, welche ihm immer Erholung und Aufmunterung gewährten und ihn vor Einseitigkeit und Pedanterie schützten. Es sind noch mehre geistreiche poetische Versuche schon aus seinem siebzehnten Jahre übrig, andere, vollkommnere lyrische Gedichte von ihm finden sich in Füßli's „Allgemeiner Blumenleſe der Deutschen“, und in Bürkli's „Schweizeriſcher Blumenleſe“, und noch in spätern Jahren verschönerte er dadurch zuweilen die häuslichen Verhältniſſe. Inniges Gefühl, verbunden mit höchster Klarheit des Gedachten und Empfundenen, machen ihren Hauptcharakter. Auch 2 Schauspiele, deren Stoff aus der Schweizergeschichte geschöpft ist, „Karl von Burgund“ und „Ulrich v. Regensberg“ (1793) verdienen, nicht in Vergeſſenheit zu kommen. Doch ist nicht zu leugnen, daß Hottinger, wie Leſſing, mit welchem er auch in andern Rücksichten große Aehnlichkeit zeigt und zu welchem er sich daher auch immer vorzüglich hingezogen fühlte, sich mehr als Kunstrichter auszeichnete. Sein vorzügliches Talent dafür beweiſen unter Anderm seine Aufſätze in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift: „Bibliothek der neueſten theologiſchen, philoſophiſchen und schönen Literatur“ (1784

---

achten und neunten Bd. der „Berliner Monatschrift“ vom Jahre 1786, wozu ihn der Capellmeiſter Reichardt und andere Freunde Lavater's durch unrichtige Darstellung seines Verhältniſſes zu L. nöthigten.

— 1786), besonders sein Urtheil über Stolberg's Jamben, und die „Vergleichung der deutschen Dichter mit den griechischen und römischen" (eine von der deutschen Gesellschaft in Manheim gekrönte Preisschrift 1789, die aber nicht in den Buchhandel kam und daher zu wenig bekannt wurde). Was Hottinger von Lessing als Kunstrichter rühmte, paßt ganz auch auf ihn selbst: „Genug Gelehrsamkeit, von jedem Gebäude, das er aufführte, Grundlage, Pfeiler und Verzierungen zu finden; genug Witz, um tausend Verhältnisse zu entdecken, durch welche die abgenutztesten und trivialsten Dinge ihn auf neue Entdeckungen und Ansichten leiteten; genug Scharfsinn, um zu scheiden, was in einander zu fließen, und zu spalten, was theillos zu sein schien; genug Philosophie, um nie seicht, genug Geschmack, um nie spitzfindig und trocken zu sein, und endlich nicht Phantasie genug, um blos sinnreich zu träumen". Seine „Vergleichung der deutschen Dichter mit den griechischen und römischen" verdient auch jetzt noch, ungeachtet die deutsche Dichtkunst seither eine ganz neue Gestalt gewonnen hat, als Muster scharfsinniger und geschmackvoller Prüfung, auch für richtige Würdigung neuerer Dichter studirt zu werden. Die hochtönenden aber hohl, und ungeachtet ihrer Dunkelheit an der Oberfläche schwebenden Urtheile, welche in der neuern Kritik so häufig sind, kennt er zwar nicht; aber wer eine helle, leuchtende und doch nicht blendende Fackel sucht, um ins Innere einzudringen, findet sie hier. Auch die durch Styl und Inhalt gleich ausgezeichnete, im Jahre 1792 von der deutschen Gesellschaft in Manheim gekrönte Preisschrift „Ueber die Ursachen der Seltenheit classischer Prosaisten in Deutschland" (sie wurde erst 1816 zu Zürich besonders abgedruckt) und die kleine Schrift: „Etwas über die neuesten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer" (1782), verdienen niemals in Vergessenheit zu kommen. In diese Zeit gehören ferner die Ausgabe des Sallustius mit kritischen Anmerkungen (Zürich, 1778), mehre Aufsätze in dem von Hottinger herausgegebenen „Museum Turicense" (1782); die Bearbeitung von Olivet's Eclogen des Cicero für die zürcherische Schule (1783), die vorzüglich auch auf Weckung des Sinnes für Auffassung des Inhalts und für genaue und geschmackvolle Uebersetzung berechnet war, das Grammatische hingegen mehr dem Lehrer überließ. Ferner eine von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Padua gekrönte Preisschrift: „De artibus, quibus hominum olim potentium aut divitiorum animis instillandus et ad certam constantiae firmitatem educendus videatur

humanitatis sensus (Padua, 1784); eine andere, welche von der Societät der Wissenschaften zu Leyden den ersten Preis erhielt: „De luminibus eloquentiae“ (1785); die Uebersetzung von Cicero's „Büchern von der Divination“ (1789) und hierauf (1793) die Ausgabe des lateinischen Textes, welche nach dem damaligen Standpunkte der Philologie als wirklich ausgezeichnet, und auch jetzt noch als ein Muster geschmackvoller Behandlung zu empfehlen ist, wobei der Herausgeber nicht, über dem Bestreben seine Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, den Schriftsteller selbst dem Leser aus den Augen rückt. Wie Hottinger überhaupt das philologische Studium betrachtete, zeigt folgende Stelle aus der Schrift über die Uebersetzerfabriken: „Deutschland wird mehr gute Uebersetzer haben, wenn seine Schullehrer nirgends mehr trockene Pedanten und Wortklauber, seine Philologen nicht blos einseitige, eingeschränkte Köpfe und Bewunderer der alten Sprachen mehr als der alten Schriftsteller sein werden“. Seine Uebersetzungen von Cicero's „Büchern von den Pflichten“ (Zürich, 1800) und die zuerst im „Attischen Museum“ erschienenen von Theophrast's „Charakterschilderungen“ (München, 1810) von Platon's „Kriton und Xenophon's „Denkwürdigkeiten des Sokrates“ (Zürich, 1819) sind Beweise, daß er die Foderungen, welche er an einen Uebersetzer der Alten machte, selbst getreu erfüllte. Auch lassen die Proben einer deutschen Uebersetzung der „Aeneis“ in Hexametern, welche er 1783 im „Schweizerischen Museum“ bekanntmachte, es bedauern, daß er dieses Werk nicht vollendet hat. Es kann hier nicht der Ort sein, die Grundsätze, nach welchen Voß übersetzt hat, zu prüfen; was von Vielen an seinen Uebersetzungen der alten Dichter getadelt wurde, hat Hottinger glücklich vermieden, ohne eine Paraphrase statt einer Uebersetzung zu geben, wie von vielen Neuern geschieht.

Diese literarischen Producte verschafften Hottinger's Namen auch im Auslande verdiente Anerkennung. Schon Anfangs der achtziger Jahre machte Heyne, welchem auch seine Gegner einen sehr richtigen Blick, wenn es die Auswahl vorzüglicher Talente galt, nie absprachen, wiederholte Versuche, ihn nach Deutschland zu ziehen. Im Juli 1786 wurde ihm förmlich ein theologisches Professorat zu Heidelberg angetragen, wo einst sein Vorfahr, Herr Heinrich, mit so großem Ruhme gelehrt hatte, und im folgenden Jahre geschahen Anfragen an ihn, wegen Uebernahme eines Professorats auf irgend einer preußischen Universität. Liebe zum Vaterlande und für seine Mutter, welcher im Greisenalter die Trennung

oder die Versetzung in eine fremde Welt sehr hart hätte sein müssen, bestimmten ihn, alle diese Anträge abzulehnen, so vortheilhaft sie auch in ökonomischer Rücksicht für den nicht begüterten Mann waren. Deswegen erkannte denn auch seine Regierung den Werth dieses dem Vaterlande gebrachten Opfers durch Verbesserung seines Gehaltes an. Im Jahre 1796 folgte dann Hottinger seinem Freunde Steinbrüchel auf dem mit einem Canonicat verbundenen Lehrstuhl der Hermeneutik und der griechischen Sprache. Die Denkrede, die er diesem schmerzlich beweinten Freunde hielt: „Acroama de J. J. Steinbrychelio“ (1796) ist sowol von Seiten des Inhalts und der Behandlung, als der classischen Diction ausgezeichnet. Mit Recht wird für Bildung eines reinen lateinischen Styles auch das Lesen neuerer Lateiner empfohlen. Hottinger's lateinische Schriften gehören ohne Widerspruch zu den vorzüglichsten, und das Studium derselben ist um so mehr zu empfehlen, je seltener trotz den Fortschritten, welche Kritik und Grammatik gemacht haben, heutzutage echte Latinität gefunden wird, zu welcher mehr gehört, als bloße Sprachrichtigkeit. Schon 1783 hatte Hottinger ein „Acroama de J. J. Bodmero“ bekanntgemacht, das sich durch die nämlichen Vorzüge auszeichnet. *) In deutscher Sprache setzte er einem andern Freunde, dem Idyllendichter Salomon Geßner, ein ebenso lesenswürdiges Denkmal (Zürich, 1796).

So lebte Hottinger ruhig und zufrieden den Wissenschaften, glücklich im häuslichen Kreise, hochgeachtet von Mitbürgern und Ausländern und geliebt von seinen Schülern. Wol regte sich zuweilen das in körperlicher Anlage begründete Uebel der Hypochondrie; doch besiegte er dasselbe immer, so lange nicht äußere Umstände die Kraft desselben verstärkten. Aber als 1798 die Revolutionsstürme und das Einrücken fremder Truppen ihn aus seiner friedlichen Ruhe aufschreckten; als die Schweiz der Tummelplatz der wildesten Leidenschaften wurde, und fremde Heere um den Besitz derselben kämpften; als er den verderblichen Einfluß sah, den diese Bewegungen auf die Studien seiner Schüler haben mußten, da unterlag er einige Zeit einer düstern Stimmung. Die Ungerechtigkeit, womit den Lehrern ihre Besoldung vorenthalten wurde, während die Unterhaltung fremder Krieger die Lasten vermehrte, mußte dem Vater einer zahlreichen Familie

*) Gesammelt sind die einzelnen lateinischen Schriften in J. J. Hottinger's „Opuscula oratoria“ (Zürich 1816) und Dessen „Opusc. philosophica, critica atque hermeneutica“ (Leipzig, 1817).

schwer drücken. Damals, im März 1799, war es auch, wo er im Begriffe stand, einem Vorschlage, welchen ihm Göthe zu einer Anstellung in Kopenhagen machte, Gehör zu geben. Aber was Hottinger noch weit mehr niederdrückte, war das nicht aus der Luft gegriffene Schreckbild überhandnehmender Unwissenheit und Oberflächlichkeit bei Regenten und Lehrern, und allmäligen Erlöschens des „Ignis sacer". So nannte er gründliche, wissenschaftliche Bildung und Aufklärung, an deren Stelle damals eine verderbliche Halbbildung zu treten drohte. Wol gingen seine Besorgnisse oft allzu weit; aber wer will dies dem Manne verdenken, der seit 30 Jahren mit Wort und That Wahrheit und Wissenschaft gefördert, diese zum Zwecke seines Strebens gemacht hatte, an den er seine Gesundheit durch anhaltendes Nachtwachen setzte, und der nun, als der Abend seines Lebens begann, als seine ältern Mitbürger, die Vorkämpfer für die edelsten Güter, ein Breitinger, Bodmer, Hirzel, Ulrich, Steinbrüchel, Salomon Geßner, ihm schon lange vorangegangen waren, eine Erschlaffung des wissenschaftlichen Strebens erkannte, welche bittere Früchte erzeugen mußte? Mußten nicht die beunruhigendsten Besorgnisse bei ihm entstehen, wenn von dem Studium der alten Literatur öffentlich von vielen der damaligen Tongeber mit Geringschätzung gesprochen, wissenschaftliche Institute vernachlässigt, und dagegen mit großem Eifer die Idee verbreitet wurde, daß mit Verbesserung der Elementarbildung wirklich schon Alles gethan sei? Unverhohlen sprach er in öffentlichen Reden seine Besorgnisse aus, und in den Fehden, die dadurch entstanden, zeigte sich wieder die Ueberlegenheit des, durch fortgesetzte philologische und philosophische Studien gebildeten, scharfen Denkers, gegenüber den damaligen Tongebern, bei denen gewöhnlich Phantasie und Gedächtniß der denkenden, überlegenden und raisonnirenden Vernunft zur Unzeit ins Amt griffen. Wol verminderten sich allmälig diese Besorgnisse, als die hergestellte Ruhe auch das wissenschaftliche Streben wieder begünstigte; aber sie wichen eigentlich nur andern, zwar beständig wechselnden, aber oft höchst quälenden Ideen, je mehr bei vorrückendem Alter die körperlichen Anlagen der Hypochondrie hervortraten, denen die frühere Regsamkeit des Geistes nicht mehr das Gegengewicht zu halten vermochte. Ganz konnte er sich aber niemals mehr von jenen Besorgnissen befreien, und oft rief er auf seinem Krankenlager mit Wehmuth aus: „Ach, sollte wol das Licht der Aufklärung wieder verdunkelt und jene Barbarei früherer Zeit wieder herrschend werden?"

Am stärksten äußerten sich solche Anfälle der Hypochondrie, wenn seine Nerven durch anhaltende Geistesanstrengung besonders gereizt waren. Aber so viel Kraft behielt seine Vernunft am Ende doch immer wieder, daß er sich nicht menschenscheu in sich selbst zurückzog, wenn die Angelegenheiten sich nicht nach seinen Ansichten und Wünschen entwickelten. Das Verhältniß des öffentlichen Lehrers litt darunter nicht; denn niemals trug er in dasselbe die Gefühle über, welche die unwillkommenen Erfahrungen jener Zeiten bei ihm erregten. Nur desto entschlossener suchte er seine Schüler zu gründlichen, aber zugleich auch mit Geschmack betriebenen, den Schönheitssinn, wie das eigne Prüfen und Forschen befördernden Studien anzuleiten. Dies war überhaupt der Zweck seines Unterrichtes. Weit entfernt davon, nur eine Masse von Gelehrsamkeit aufzutischen, bei welcher der Schüler den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und die ihn oft mehr an passives Auffassen als an eigne Thätigkeit gewöhnt, behielt er den Zweck alles Unterrichts immer im Auge und suchte den Schüler dahin zu führen, daß er frei und selbständig auf der Bahn der Wissenschaften fortschreiten könne. Was er dem Studium der alten Literatur, d. h. nicht blos der alten Sprachen, wie dies oft der Fall ist, sondern der alten Schriftsteller, zu danken hatte, erkannte er selbst zu klar, um irgend ein Mal, auch nicht unter den widrigsten Erfahrungen, irre an der Wohlthätigkeit dieses Studiums zu werden; aber wohl wußte er zu unterscheiden, was dem Unterrichte der Classe, was dem eignen Studium des Weiterstrebenden angehört; und auch darauf war seine äußerst sorgfältige und gewissenhafte Vorbereitung für jede einzelne Stunde berechnet. Geschmackvolle Behandlung und scharfsinnige Entwickelung, verbunden mit der lichtvollsten Klarheit, war der Hauptcharakter seines Unterrichtes. Der Eindruck, welchen Form und Inhalt desselben machte, wurde durch das edle Aeußere, durch die von schreckender Strenge ebenso weit als von jeder falschen Anmaßung entfernte Würde des Lehrers und durch sein unverkennbares Interesse an den Fortschritten der Schüler wirksam unterstützt. Feierliche Stille herrschte in seinem Hörsaale, und nichts hat ihn je verleitet, seiner Würde zu vergessen und in polternde oder heftige Worte auszubrechen. Auch sein vorzügliches Talent witziger Satyre wandte er nur selten und nur gegen beharrliche Nachlässigkeit oder anmaßende Selbstgefälligkeit an; niemals aber verfiel er in den Fehler mancher Lehrer, welche Irrthum und Schwäche mit beständigem Spotte verfolgen, dadurch

nur Erbitterung erregen und das Ehrgefühl schwächen. Dennoch wurde auch Hottinger von manchem seiner Schüler verkannt. Eine gewisse Zurückhaltung, die Folge der durch seine erste Erziehung begründeten Schüchternheit, gab ihm zuweilen den falschen Schein von Kälte und Stolz; aber wer in nähere Berührung mit ihm kam, erkannte das tiefe Gefühl, die aufrichtige, wohlwollende Theilnahme, die weniger nach Außen sich kundmachte, aber desto tiefer und inniger im Herzen wirkte. Einen tiefen Blick in sein Innerstes eröffnet folgende Stelle aus einem Brief an einen seiner Schüler, der ungefähr anderthalb Jahre, nachdem er vom Gymnasium abgegangen war, aus Italien an ihn geschrieben hatte. „Ein Brief von Ihnen war eine Erscheinung, welche mich um so angenehmer überraschte, da ich mich der Hoffnung einer unmittelbaren Nachricht von Ihrem Befinden und der Fortsetzung Ihrer Studien bereits begeben hatte. Nehmen Sie dieses nicht als einen Vorwurf auf; ich weiß es, daß das persönliche Zutrauen eine Sache ist, die zu fodern Thorheit wäre, wenn sie sich nicht von selbst geben kann. Wenn das Ihrige mir bis auf jetzt weniger zu Theil geworden ist, so liegt die Schuld hievon vielleicht nicht mehr an Ihnen als an mir selbst. Wir Beide sind von Natur ein wenig zurückhaltend, und bei mir haben unangenehme Erfahrungen mit dem zunehmenden Alter diesen Fehler noch vermehrt. Durch Undank und Abtrünnigkeit in meinen Erwartungen mehrmals getäuscht, mußte ich es endlich gerathener finden, keine Verbindungen anzuknüpfen, als die sich von selbst anbieten; keinem Menschen entgegenzugehen, aber von jedem, der mir des Zutrauens würdig scheint, mich finden zu lassen; nichts zu hoffen, aber was ungesucht kommt, mit Freuden anzunehmen. Und so kam es denn, daß uns Beiden bei einer ähnlichen Temperatur des Charakters die Annäherung schwer ward. Nun, Sie haben den ersten Schritt zu dieser Annäherung gethan, und mit redlicher Herzlichkeit sei Ihnen auch meinerseits dazu die Hand geboten. Die Zeit wird es, wie ich hoffe, bewähren, daß wir uns in einander nicht geirrt haben".

Hottinger gehörte überhaupt nicht zu den Menschen, die ihr Herz und ihre Gefühle auf der Zunge tragen; seine Empfindungen wirkten mehr im Innern, und durch die seltene Kenntniß des menschlichen Herzens, die ihm Studien und scharfe Beobachtung erwarben, wurde seine natürliche Neigung zur Zurückhaltung noch befördert. Um ihn zu kennen, mußte man ihn im Kreise der Familie als liebenden Gatten und Vater, und unter wenigen vertrauten Freunden beobachten.

Hier war es, wo sein gefühlvolles Herz, seine muntere Laune, sein treffender Witz sich ganz ungehemmt und doch immer so äußerten, daß auch das feinste Zartgefühl nie verletzt wurde. Weniger frei fühlte er sich im größern Kreise, und nicht gern ergriff er hier das Wort, wenn er den Gegenstand der Unterredung nicht vorher durchdacht hatte. Dies hing mit seinem ganzen Wesen aufs Innigste zusammen. Gewohnt, ehe er über irgend einen Gegenstand Etwas niederschrieb, das Ganze lange und von allen Seiten zu durchdenken, äußerte er sich auch nicht gern mündlich, ohne vorher tief in die Sache eingedrungen zu sein. Wenn jene Art, wie seine Schriften entstanden, eine gewisse Langsamkeit unvermeidlich machte, so hatte sie dagegen den Vortheil, daß Alles so klar und zusammenhängend ist, so auf den Hauptzweck hinwirkt, wie dies selten bei einem Schriftsteller der Fall ist. Nirgends findet man bei Hottinger Stellen, wie man bei Andern häufig bemerken kann, wo der Schriftsteller im Fortgange der Rede entweder den Gegenstand aus dem Auge verliert, oder weil er erst während des Niederschreibens tiefer in denselben eindringt, allmälig seine Ansichten ändert, sodaß zuletzt etwas ganz Anderes herauskommt, als er selbst anfänglich wollte. Darum ist das Lesen seiner Schriften so belehrend, und außer den schon angeführten sind auch seine „Rectoratsreden" (Zürich, 1813) als wahre Muster zu empfehlen. Ist der Geschmack nicht schon durch die geschraubte, auch das Unbedeutende in hochtönende Worte verhüllende Sprache vieler Neuern verdorben, so wird man sich durch die klare und bestimmte, lebhafte und kunstvolle und dennoch von aller Künstelei entfernte Schreibart angezogen fühlen, und darin gerade Das erkennen, was Horaz fodert, **ut sibi quivis speret idem, sudet multum frustraque laboret ausus idem.**

Die Verketzerungssucht, die auch Hottinger'n, wie jeden Vertheidiger der Denkfreiheit, verfolgt hatte, wagte sich später nicht mehr öffentlich an ihn, geschreckt durch die Würde des Mannes und seine scharfe, satyrische Geißel fürchtend. Mit Recht lächelte er schon früher über diese ohnmächtigen Angriffe von Leuten, deren Religion nur in ihren eignen Meinungen und Irrthümern besteht. Seine Widerlegung des „Système de la nature" hätte seine Gegner überzeugen sollen, daß sein Sinn wahrhaft religiös war, und diese religiöse Gesinnung, die er freilich nicht zur Schau trug, äußerte sich durch sein ganzes Leben im Handeln und Lehren. Spott über Aberglauben, Schwärmerei und Heuchelei, wenn er auf Besserung oder doch auf Verhütung weiterer Ausbreitung

hinzielte, war ihm nicht unwillkommen: aber Spott über Religion verabscheute er ebenso sehr als Schwärmerei und Heuchelei selbst. Als Lehrer der Hermeneutik leitete er seine Schüler mit der nämlichen Unbefangenheit auf gründliche Erforschung Dessen, was wirklich in den heiligen Schriften steht, mit Berücksichtigung der Zeit, des Ortes und der Denkungsart des Volkes, unter welchem dieselben entstanden, wie er dies bei den classischen Schriftstellern that. Nichts wurde in den Text hineingetragen, was nicht klar darin lag, aber auch nichts wegerklärt, was derselbe enthält, sei es nun etwas allgemein und für alle Zeiten Gültiges, oder nur auf die besondern Zeitumstände der Entstehung jener Schriften Berechnetes. Eine Probe davon gibt die im Drucke erschienene, gründliche Bearbeitung des Briefes von Jacobus und des ersten von Petrus: „Epistola D. Jacobi atque Petri I. cum versione germanica et commentario latino“ (Leipzig, 1815).

Wie sehr Hottinger's Verdienste von den größten Gelehrten anerkannt wurden, beweist die Menge von Briefen, die sich unter seinem Nachlasse mit der ihn auszeichnenden Ordnungsliebe in mehren Bänden gesammelt finden. Die Namen: Semler, Meiners, Villoison, Schütz, Boie, Dohm, Joh. v. Müller, Nicolai, Feder, Sulzer, Claparede, Vernet, Heyne, Ruhnken, Valckenaer, Voß, Creuzer, F. A. Wolf, Göthe, Jacobs, Conz, Böttiger, Wieland, Ittner, Wyttenbach, Gedicke, van Wesel Scholten, Ith, Abel, Martin Laguna, Cesarotti, Schultens, Becker, Bernoulli, Harles, Musäus, Eberhard, Huber, Lichtenberg, Biester, Sack, Klein, Spalding, Spittler, Nösselt, Ancillon, v. Dalberg — Diese Namen, die in der Briefsammlung erscheinen, sind ein Beweis, daß Männer von sehr verschiedenartigen wissenschaftlichen Bestrebungen und Ansichten doch alle in der Hochachtung für Hottinger übereinstimmten. Zu bedauern ist es, daß nur von wenigen seiner eignen Briefe Abschriften vorhanden sind, denn diese beweisen, wie anziehend und belehrend die ganze Sammlung sein müßte. Hottinger's Ordnungsliebe, welcher man die Aufbewahrung dieser Sammlung verdankt, zeigte sich auch in seiner ganzen Umgebung. Sie hing aufs genaueste mit seinem feinen Gefühl für Anstand und Schönheit zusammen. Daher denn die sorgfältigste Ordnung und Reinlichkeit in seinen Büchern und Schriften. Selbst die Kleidung war ihm nicht gleichgültig und zeigte bei aller Einfachheit doch immer eine gewisse Eleganz; die ganze Haltung und jede Bewegung des Körpers war der

Ausdruck einer Seele, die nur durch das Edle, Geschmackvolle und Wohlanständige sich angezogen fühlte.

Die hypochondrische Krankheitsanlage, die endlich in apoplektische Zufälle überging, hatte Hottinger von seinem mütterlichen Großvater geerbt. Die ersten Spuren der Krankheit zeigten sich im Herbste 1812. Der Besitz eines kleinen, zu seinem Amte gehörigen Weinberges hatte ihm immer großes Vergnügen gemacht. Manche Erholungsstunde brachte er dort zu; die Beobachtung des allmäligen Wachsthums der Weintrauben gewährte ihm eine wohlthätige Zerstreuung und weckte willkommene Erinnerungen seiner frühern Jugend wieder auf. Das Auffinden der ersten reifen Weintraube, die er immer seiner Gattin brachte, war für ihn ein froher Genuß, und wenn die völlige Zeitigung eingetreten war, beschäftigte er sich mehre Abende damit, die besten Trauben für die Seinigen und für einige Freunde selbst zu sammeln. Der Tag der Weinlese selbst erfüllte ihn immer mit stiller Freude. Im Herbste jenes Jahres zeigte sich nun eine Hemmung des linken Armes, die anfänglich nur rheumatischer Art und die Folge einer Erkältung im Weinberge schien, allmälig aber in eine Lähmung überging, von der sich auch Spuren im linken Schenkel zeigten. Doch wurde er so weit hergestellt, daß er noch 2 Jahre lang sein Lehramt ungehindert erfüllen konnte. Allein im Herbste 1814 wurden die trauernden Schüler des trefflichen Lehrers beraubt. Ein heftigerer apoplektischer Zufall trat ein und in ungleichen Zwischenräumen folgten andere, wodurch die linke Seite allmälig ganz gelähmt wurde. Mit seltener Kraft kämpfte der immer rege Geist gegen den Druck des geschwächten Körpers. Lange noch waren die alten Classiker, Seneca besonders oft, seine Tröster und Freunde, und in heitern Stunden ergossen sich seine Gefühle in kleinen Gedichten, welche meistens seine nächsten Umgebungen betrafen und mit zitternder Hand von ihm niedergeschrieben wurden. Aber als das Werkzeug immer mehr seine Dienste versagte, der Geist hingegen seine Regsamkeit fest bewahrte, da trat ein peinlicher Zustand unbestimmter Sehnsucht, ein Streben nach etwas Vermißtem ein, der ihm Minuten in Tage und Wochen in Jahre verwandelte. Doch auch dieser Zustand war von ruhigern Augenblicken unterbrochen. Dann erquickte es ihn, Stellen aus alten und neuern Schriftstellern zu recitiren, die seinem Gedächtnisse fest eingeprägt waren. Besonders lebhaft erhob sich sein Geist am Tage des schweizerischen Reformationsjubiläums, 1. Januar 1819. Als ob er die Fesseln des Körpers schon abge-

streift habe, unterredete er sich lange mit einem seiner ehemaligen Schüler über die Reformation, und beschwur ihn mit erschütternder Begeisterung, der Rückkehr religiöser Verfinsterung aus allen Kräften zu widerstehen. Mit seltener Klarheit sprach er lange von Luther's und Zwingli's Verdiensten und zog eine überraschende Parallele zwischen Letzterm und dem Apostel Paulus. Noch später, wenige Tage vor seinem Hinscheiden, beschäftigten ihn beinahe eine ganze Nacht durch Entwürfe zu Aufschriften auf das damals viel besprochene Denkmal der Schlacht bei Waterloo, die er mit voller Bestimmtheit und geistiger Klarheit in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache mittheilte. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Mittheilungen nicht aufgezeichnet wurden; sie würden ein merkwürdiges Beispiel geben, wie der Geist, auch wenn die Hülle schon beinahe ganz zerfallen ist, doch die gesammelten Schätze nicht verliert. Endlich löste der 4. Februar 1819 das letzte der Bande, welche den Aufschwung der schönen Seele zu ihrer höhern Bestimmung verzögert hatten.

Nicht unwillkommen wird die Mittheilung des folgenden charakteristischen Briefes von Hottinger an Leonhard Meister sein. Er fällt in jene Zeit der Misstimmung, welche durch die Revolutionsstürme und den Aufenthalt fremder Heere herbeigeführt wurde. Mehre Mittheilungen gestattet der Raum nicht.

Theuerster Freund!

Lange haben ein guter und ein böser Genius in mir gerungen, ob ich Ihnen schreiben sollte oder nicht. Der böse heißt üble Laune und Verlegenheit; wie der gute heißt, das wissen Sie schon. Endlich behält dieser die Oberhand. Wenn Sie mir es auch nicht glauben, daß ich, seitdem ich Ihnen die letzte Zeile schrieb, täglich an Sie dachte, und auch besonders bei Gelegenheit des Ihnen zugestoßenen Unfalls mit theilnehmendem Bedauern an Sie dachte *), so ist es dennoch wahr. Aber Gott weiß es, so ein saumseliger Briefsteller ich auch jederzeit war, so bin ich es doch jetzt mehr als jemals. Ich wünschte manchmal nicht nur, was außer mir ist, sondern mich selbst vergessen zu können, so sehr ekelt mich Alles an. Steinbrüchel und Corrodi sind

---

*) Meister hatte sich den Arm zerschmettert.

todt, Sulzer ist in Italien, Sie in Bern, Heinrich Meister auch; der gute R. S., den ich wöchentlich ein paar Male sah, ist mit den Russen davongeflohen, Fr. R. G. flucht über Franzosen, Russen, Oligarchen, Demokraten und den Kaiser, und der arme alte R. H. jammert über den, ihm nächst bevorstehenden Hungertod. Ist das nicht Alles höchst ermunternd und erfreulich?

„Was ist zu thun? Ich denke, wir gehen schlafen", so sagte der östreichische Feldkaplan, welcher bei mir einquartirt war, wenn seine Flasche gehöhlt, die Pfeife geraucht war und er vor Schläfrigkeit und anwohnender Dummheit sonst nichts zu sagen wußte. „Was ist zu thun? Ich denke, wir gehen schlafen; das ist das Gescheiteste", sagte er. Ja wohl das Gescheiteste! und ich wette, daß du es selbst nicht wußtest, wie viel weiser Trost in deinem einfältigen Spruche steckte, du ehrliche Priestermütze!

Ein anderer Mann, welcher keine Priestermütze war, — ich entblöße mein Haupt, indem ich seinen Namen schreibe — Steinbrüchel, pflegte einst zu sagen: „Mit uns wird es so weit kommen, daß zuletzt noch ein einziger gescheiter Mann übrig ist; und am Ende wird dieser glauben, daß er der einzige Narr sei". Gott verzeihe mir, daß mich in gewissen Augenblicken der Stolz anwandelt, zu glauben, daß diese Weissagung an mir in Erfüllung gegangen sei. Aber nein, sie kann es nicht sein, denn wenn mir gleich unter Denen, die mich umgeben, meistens so zu Muthe ist wie einem Narren unter Weisen, so gibt es wieder andere Augenblicke, in denen ich meine Seele verpfänden könnte, daß ich unser armes Vaterland im Rausche mit mehr Weisheit regieren wollte, als alle 200 Räthe sammt den 5 Directoren.

Da übrigens in unserer neuen Schöpfung Alles so ausnehmend regsam und thätig ist; da die Räthe sich befleißigen, um besserer Ordnung willen, Alles auf den Kopf zu stellen; die Franzosen, um mehrer Gleichheit willen, Alles aufzufressen; da Lavater unsere Obrigkeit vors Gericht (vermuthlich ins Thal Josaphat) fodern will; da unser A. sie sonntäglich abkanzelt und vor Aerger bersten möchte, daß kein Mensch ihm sagt: „Was machst Du?" Da unsere Erziehungsräthe (Gottlob, ich bin keiner mehr von ihnen) das Wohl der Schulen beherzigen, welche nächster Tagen keine Schulmeister mehr haben werden; da endlich unsere Prediger die Strafgerechtigkeit Gottes verkündigen, wenn er uns die Franzosen zuschickt, seine Güte und Erbarmung preisen, wenn er sie durch die Oestreicher vertreibt, und abermal seine unerforsch-

liche Weisheit bewundern, wenn er sie wieder zurückführt, so muß ich wol, gerne oder ungerne, vor Schlafengehen auch noch ein wenig meine Tonne rollen, damit ich nicht allein meiner Unthätigkeit mich zu schämen habe.

Ein großer Portal zu einem kleinen Hause! Denn nun komme ich darauf, Ihnen zu sagen, daß ich der berühmte Maître de langue Jean Grégoire Philalete bin, welcher den beigeschlossenen Dialogue gemacht, und damit einzig und allein zu seiner Zeitverkürzung, und, wie zu besorgen steht, so ganz incognito seine Tonne gerollt hat. *) Denn sei es, daß der Verleger das arme kleine Ding nicht verkaufen kann, oder aus angestammter Staatsklugheit nicht verkaufen darf — genug, ich habe bis auf jetzt, — es sind schon bald 2 Monate verflossen, seitdem ich es ans Licht setzte, — genug, ich habe bis auf jetzt noch nicht die mindeste Spur davon, daß, außer seinem Vater und seinem Pathen, irgend eine lebendige Seele von seinem Dasein Kenntniß erhalten habe. Hätte ich früher gewußt, was ich nun später weiß, so würde ich es gemacht haben, wie Hr. Bürkli, der, wie ich höre, seine Gedichte zu Tröstung der durch den Krieg ruinirten Cantone drucken läßt; ich würde meinen Dialogue zu Tröstung unserer Verwaltungskammer haben drucken lassen, welche, wie man mich versichert, eine Menge Schulden und Prozesse, und gerade noch 12 Gulden 45 Kreuzer in Casse hat.

Ich fühle es, daß es Zeit ist, hier abzubrechen; denn der böse Genius hat mir schon seinen Besuch angesagt, und in unsere Freundschaft soll er sich durchaus nicht mischen. Wenn Sie ihn durch einen schönen, muntern und dabei langen Brief für ein paar Tage beschwichtigen könnten, so würde ich Ihnen dafür herzlichen Dank sagen. Ich bin mit unveränderlicher Freundschaft Ihr Hottinger.

Zürich, den 15. Januar 1800.

---

*) Ein satyrisches Gespräch zwischen der Stiefmutter Raftonie (Franconie) und der Tochter Heutelie (Helvetie), worin Erstere der Letztern ihre beglückenden Absichten zu ihrer Ausbildung versichert, jede Einwendung aber sehr barsch und mit Drohungen beschwichtigt, und sie unterdessen völlig bis aufs Hemde auszieht.

Carlo Rosmini.

Geboren zu Roveredo am 29. Oktober 1758, gestorben zu Mailand am 9. Juni 1827.

Rosmini war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens neuerer Zeit. Seine Erziehung ist nicht die beste gewesen; er mußte später Manches durch eignes Studium erlernen, was gewöhnlich die Jugend mit leichter Mühe aus den Schulen davonträgt; denn weder die Schulen in seiner Vaterstadt noch das adelige Institut zu Innspruck, wohin er sich auf kurze Zeit, der höhern Ausbildung halber, begeben hatte, waren zur damaligen Zeit so beschaffen, daß ein junger Mann in ihnen die gehörige Vorbereitung zu einem wissenschaftlichen Berufe finden konnte. Auch war sein Aufenthalt in Innspruck nur von kurzer Dauer. Nach dem Tode seines Vaters ward er von seiner Mutter, die seiner zu verschiedenen Familienangelegenheiten bedurfte, nach Hause gerufen. Hier widmete er, was bei einem 20jährigen Jüngling ganz natürlich ist, seine freien Stunden den Musen. Es war dies die Zeit, wo die Gesänge des caledonischen Barden so viel Aufsehen erregten und wo es allen Anschein hatte, daß Ossian eine Umwälzung in dem Geschmacke Europas bewirken werde; auch Rosmini suchte Anfangs die Ideen und gigantischen Bilder des caledonischen Barden nach dem classischen Boden Italiens zu verpflanzen, ward aber bald von dem vielerfahrenen Professor Clementino Vanetti zu den ewigen Normen des Wahren und Schönen, zu den großen Schriftstellern Griechenlands und Roms, zurückgeführt. Diese sind die Quellen, wiederholte ihm täglich Vanetti, woraus unsere Vorfahren ihre Weisheit geschöpft; dies sind die Werkzeuge, wodurch unsere großen Ahnen uns aus der

Barbarei des Mittelalters errettet haben. Daß diese Ermahnungen des Lehrers und Meisters nicht ohne Einfluß auf unsern Rosmini geblieben sind, zeigen die 1783 unter dem Titel: „Versi d'Erotico e di Cimone Doriano", die akademischen Namen Rosmini's und Vanetti's, erschienenen Gedichte. Vanetti hat in einer Dedication an die Gräfin Roberti Franco unserm Rosmini außerordentliche Lobsprüche ertheilt; er munterte ihn auf, seine Ansichten über die poetischen Erscheinungen des Tages niederzuschreiben, wie z. B. über das musikalische Drama „Alessandro" von Gaston dalla Torre Rezzonico, worüber Rosmini auch wirklich einige Briefe in die „Raccolta Ferrarese" einrücken ließ. Im Jahre 1786 erschien von ihm ein Prosa und Verse enthaltendes Werkchen: „Considerazioni sopra i due opuscoli del Signor d'Alembert intorno alla poesia, con un saggio di versi". Rosmini suchte die mannichfachen Fehler d'Alembert's vorzüglich in Betreff des Geschmackes und der Dichtkunst Italiens aufzudecken. Dieses Büchlein ward wegen des Scharfsinnes, der allenthalben hervorleuchtet, auch da wo der Verfasser sicherlich aus Patriotismus den großen Schriftsteller Frankreichs mit Unrecht tadelt, allenthalben günstig aufgenommen und beurtheilt.

Ein heller Verstand und durchdringender Scharfsinn waren die hervorragenden Geistesgaben Rosmini's, Eigenschaften, die wol zu einem Schriftsteller im philosophischen oder historischen Fache befähigen, nie aber einen großen Dichter, dem eine lebendige Einbildungskraft unentbehrlich ist, erzeugen werden. Dieses scheint Rosmini selbst, auch ohne die Bemerkungen und Winke seiner Freunde, gefühlt zu haben. Er wendete sich deshalb zu einem andern Felde der Literatur, auf welchem er mit größerer Zuversicht Ruhm und Ehre einzuernten hoffen konnte. Sein erster biographischer Versuch war das „Leben des P. Ovidius Naso" (Ferrara, 1789, 2 Bde.; eine zweite vermehrte Auflage in einem Bande ist 1821 zu Mailand erschienen), worin er die Behauptung aufstellt und sie mit vielen, freilich höchst zweideutigen Stellen zu belegen sucht, daß Ovidius wegen seiner verbrecherischen Verbindungen mit der berüchtigten Julia ins Exil wandern mußte. In dem einige Jahre hernach erschienenen „Leben des L. Aeneas Seneca" (Roveredo, 1795) bewährt er in hohem Grade die alle Momente erwägende Umsicht und Unparteilichkeit, die alle seine historischen Producte charakterisirt. Er suchte zwischen den Lobrednern und Tadlern des so verschieden beurtheilten Lehrers des Nero eine

der Wahrheit näherkommende Mittelstraße einzuschlagen und zeigte, wie der Mann, so unerschütterliche Grundsätze er auch in seinen Schriften äußert, im Leben sich doch durch Umstände und Verhältnisse leiten ließ und nach ihnen handelte; ein Widerspruch, der den Freund der Literaturgeschichte nicht befremden wird.

Wir übergehen einige kleinere Werke Rosmini's, wie das Leben seines Landsmannes und Freundes, Clemente Bavoni Cavalcabò, das Gespräch, „L'eremita" überschrieben, u. dgl., um uns zu seinen Hauptwerken zu wenden, die ihm immerdar einen ehrenvollen Platz unter den italienischen Schriftstellern und Gelehrten anweisen werden. Schon im Jahre 1792 hatte die Akademie zu Mantua das Leben und vielseitige Wirken des Vittorino von Feltre als Preisaufgabe hingestellt, ohne daß Jemand in diesen verhängnißvollen Zeiten sie zu lösen Lust gehabt hätte; im Jahre 1794 ward dieselbe Aufgabe vergebens wiederholt. Dadurch scheint Rosmini auf diesen, mehr durch seinen Unterricht als durch seine Schriften vielfach wirkenden Mann aufmerksam geworden zu sein, sodaß er in ihm das Musterbild eines vortrefflichen Lehrers darstellen wollte. Das Werk erschien 1801 zu Bassano unter dem Titel: „Idea dell' ottimo precettore nella vita e disciplina di Vittorino da Feltre, e de' suoi discepoli", und ward von Allen, sowol wegen der vielfachen und gründlichen Forschung als wegen des lichtvollen Vortrags, höchlich gepriesen. Das Ganze ist in 4 Bücher eingetheilt: in dem ersten handelt er von den Studien und den Schicksalen Vittorino's, in dem zweiten von seiner Methode, die Jugend zu unterrichten, in dem dritten von den vortrefflichen Eigenschaften des großen Lehrers, in dem vierten endlich werden seine 40 Schüler aufgezählt, die in allen Zweigen des menschlichen Wissens sich hervorgethan haben. Dieses Werk würde, besonders in unsern jetzigen Zeiten, wo so viel über Erziehung geschrieben und gesprochen wird, in einer deutschen Bearbeitung sicherlich Vielen willkommen sein und beweisen, daß vielen Ansichten und Meinungen, die gewöhnlich dem achtzehnten Jahrhundert oder den neuesten Zeiten zugeschrieben werden, ein viel höheres Alter ertheilt werden müsse. Durch die vielfachen Vorbereitungen und Forschungen zu dem Leben des Vittorino hatte sich der unermüdliche Forscher die Bahn zu andern Arbeiten dieser Art geebnet und so erschienen denn in den folgenden Jahren ziemlich schnell auf einander das Leben Guarino's und Francesco Filelfo's. „Vita, e disciplina di Guarino Veronese" (Brescia,

1805, 3 Bde.) „Vita di Francesco Filelfo“ (Mailand, 1808, 3 Bände).

Wie das Leben des Lehrers, so ist auch das Leben des seinen Lehrer in mancher Beziehung übertreffenden Schülers, des Guarino von Verona, in 4 Bücher eingetheilt und mit ebenso unermüdlichem Fleiße als großer Einsicht ausgearbeitet. Rosmini sucht vorzüglich Dasjenige, was Maffei, Zeno, der Cardinal Quirini, Verani und Tiraboschi über das Leben, das Wirken und die Schriften des berühmten Veronesen beigebracht haben, zu ergänzen, richtet hauptsächlich seine Aufmerksamkeit auf das Leben und die Werke der vielen Schüler, die aus Guarino's Schule hervorgegangen sind. Rosmini's Nachforschungen zu seinen biographischen Arbeiten erstreckten sich über ganz Italien; so hatte er bei dem Leben Guarino's sich der Mitwirkung der gelehrten Bibliothekare der Marciana zu Venedig, des vielseitigen Morelli und des einsichtsvollen Battio zu erfreuen. Durch diese sowie durch andere Canäle bekam er viele ungedruckte Hilfsmittel, die er auch alle gewissenhaft zu seinen Darstellungen benutzt hat.

Dem Leben dieser 2 ebenso ausgezeichneten Gelehrten wie vortrefflichen Menschen folgte die Biographie eines Mannes, der als Gelehrter vielleicht Beide übertraf, als Mensch aber auf einer bei weitem tiefern Stufe fand. Francesco Filelfo gehört zu denjenigen Menschen, die von grenzenlosem Ehrgeiz getrieben, begabt mit einer lebendigen Phantasie und einem unruhigen Gemüthe in einem stillen, geräuschlosen und ruhigen Fortarbeiten in den Wissenschaften keine vollkommene Befriedigung finden können und deshalb auf eine oder die andere Weise Lärm und Unruhe zu erregen streben; über die Mittel sind solche von ihren Leidenschaften beherrschte Gemüther selten verlegen. Rosmini, im Gegensatz mit so vielen nichtigen Elogi, womit Italien tagtäglich überschwemmt wird, sucht die Gebrechen des außerordentlichen Mannes keineswegs zu verschleiern; er lobt die großen Anlagen, den gewandten Geist, das tiefe und vielseitige Wissen Filelfo's, ohne deswegen die Leidenschaften und Gebrechen zu verschweigen, die ihn als Menschen herabgewürdigt haben. Vieles Ungedruckte erhielt er für diese biographischen Darstellungen aus der an Handschriften, vorzüglich in Beziehung auf die italienische Literatur, so zahlreichen Bibliothek des verst. Marchese Trivulzio, des großen Mäcenaten der italienischen Literatur. Auf Zureden des Marchese verließ nämlich Rosmini schon früher seine Vaterstadt und begab sich zu seinem Gönner und Freund nach Mailand; ebenfalls auf Verlangen seines

Freundes hat er das Leben eines berühmten Sprößlings dieser sehr alten (sie wird in dem vierten Hefte der „Famiglie celebri italiane“ vom Grafen Litta beschrieben) und angesehenen Familie, des Marschalls Trivulzio, beschrieben. Der edle Nachkomme des Marschalls verwendete mehr als 15,000 Francs auf die Herbeischaffung aller gedruckten und ungedruckten Materialien zu diesem Familiendenkmal; alle Archive und Bibliotheken wurden durchsucht und alle bekannte Geschichtsforscher um Rath und That angesprochen. Und so erschien denn im Jahr 1815 das Leben des Marschalls Trivulzio („Istoria intorno alle militari imprese ed alla vita di Gianjacopo Trivulzio“, Mailand, 1815, 2 Bde., 4.) eines zu den Zeiten Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. berühmten Kriegers, mit 35 Kupferstichen prachtvoll ausgestattet. Im ersten Band werden in 15 Büchern die Thaten und Lebensumstände des Marschalls erzählt, der zweite enthält die früher ungedruckten Actenstücke. Der Marschall Trivulzio war nicht allein Krieger, sondern auch Freund der Wissenschaften und Gelehrten; Tiraboschi hat ihn deshalb unter den Mäcenaten des betreffenden Zeitraums aufgeführt. Das Leben des Marschalls, welches in 2 Theile, in die Darstellung der Lebensumstände des Mannes und der Zeitbegebenheiten, in welchen er handelnd aufgetreten ist, zerfällt, war für unsern Rosmini gleichsam eine Vorbereitung zu der vortrefflichen, mit früher unbekannten Urkunden so reichlich ausgestatteten Geschichte von Mailand. Der Graf Mellerio wünschte, Rosmini möge die mannichfachen, auf ganz Italien großen Einfluß habenden Schicksale dieser Stadt zum Gegenstande seiner historischen Darstellung machen; lange weigerte sich der bescheidene Mann, so ein weitläufiges und viele Nachforschungen erfoderndes Werk zu unternehmen, endlich mußte er doch den Zureden und Bitten seines Freundes nachgeben. Nur der Unkundige kann sich darüber verwundern, wie Rosmini nach so vielen Arbeiten über die Geschichte Mailands, besonders nach dem kaum erschienenen Werke Verris, zu einer nochmaligen Darstellung derselben sich bewegen lassen konnte; wer die frühern, großentheils bloße Materialensammlungen kennt und wer weiß, daß Verri Das, was er heute geschrieben hatte, morgen in die Druckerei sendete, ein Verfahren, welches die große Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit seines Werkes zur Folge hatte, wird es ganz natürlich finden, daß Rosmini eine kritische, mit einem Codex diplomaticus ausgestattete Geschichte Mailands nicht für eine überflüssige Arbeit halten konnte. In der Zueignung an den

Grafen Mellerio erklärt er sich über die Art und Weise, die er in seiner historischen Darstellung beobachten zu müssen glaubte. In der Einleitung (die ganze Geschichte Mailands bis zum Jahre 1152 wird nämlich in einer Einleitung schmuck- und prunklos dargestellt) und in den ersten Büchern der Geschichte selbst, sagt der edle Wahrheitsforscher, wird man viele Thatsachen finden, deren Ursachen und Wirkungen man vergebens suchen wird. Diesen Mangel, diese Trockenheit möge man nicht dem neuern Historiker aufbürden, sondern bedenken, daß die gleichzeitigen Chronisten sich mit der Aufzeichnung der täglichen Vorfallenheiten begnügten, ohne viel über deren Ursachen und Wirkungen nachzuforschen. Ein Historiker, aber, der kein Romanschreiber sein will, kann nicht mehr als seine Quellen sagen, noch sich in Muthmaßungen verlieren über Begebenheiten, die sowol durch die Entfernung in der Zeit als durch unsern ganz verschiedenen Bildungsgang, für uns immerdar etwas Unverständliches und Räthselhaftes behalten müssen. Rosmini glaubte alle philosophischen Betrachtungen über den wechselnden Geist der Zeiten, über Sitten, Gesetze und Staatsverfassung, über Künste und Wissenschaften, über Ackerbau, Handel und Gewerbe entfernen zu müssen, weil nach seinen, wie uns wenigstens scheint, irrigen Ansichten diese Gegenstände keineswegs in der Geschichte, sondern in eignen Abhandlungen beleuchtet werden sollen. „Mit einem Worte, mein einziger Zweck war", sagt er gegen das Ende seiner Zuschrift, „die politischen und bürgerlichen Umwälzungen, denen Mailand im Laufe einiger Jahrhunderte unterworfen war, mit aller möglichen Genauigkeit und Bestimmtheit darzustellen; welchen Zweck ich auch, wie es mir scheint, erreicht habe". Er erzählt dann in der berührten Einleitung und in den folgenden 18 Büchern „Dell' istoria di Milano" (Mailand, 1820, 3 Bde., 4.) auf die beschriebene Weise die Geschichte Mailands bis zum Tode Gianpaolo Sforza, des natürlichen Bruders des Herzogs Francesco Sforzas II. (st. 1535); der vierte Band enthält den Codex diplomaticus (Documenti inediti), der erst mit dem zehnten Buche, nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts beginnt. Labus (Gio.) hat die 3 Bände der Geschichte mit vielen Abdrücken von gleichzeitigen Denkmalen ausgestattet und dem vierten Bande eine Erklärung derselben angehängt. In den 1819 bei Gelegenheit der Verheirathung der Donna Cristina Trivulzio mit Don Giuseppe Arbinti erschienenen „Quattro opuscoli inediti del secolo XVI" verdient blos das vierte allgemein bekannt zu wer-

den. Es enthält den Bericht eines Secretairs der 1515 nach Mailand geschickten venetianischen Gesandtschaft, um Franz I. zu becomplimentiren, worin alle Vorfallenheiten in der Lombardei und den benachbarten Ländern, während eines Zeitraumes von 40 Monaten genau angegeben sind. Nur einen einzigen gelehrten Forscher kennen wir unter den lebenden Schriftstellern Italiens, den Grafen Litta, der Rosmini an Beharrlichkeit, Fleiß und Scharfblick wenn nicht übertrifft, doch sicherlich gleichkommt. Leider ist sein für den Künstler wie für den Gelehrten, für den Geschichtsforscher wie für den Bibliographen gleich wichtiges Werk über die berühmten Familien Italiens wegen seines hohen Preises nur sehr Wenigen zugänglich.

Ludwig Choris,

der Maler.

Der junge und talentvolle russische Maler Ludwig Choris, der Begleiter Kotzebue's auf seiner wissenschaftlichen Reise um die Welt und Verfasser der „Flora Caucasiana“, der „Voyage pittoresque autour du monde“ und der „Vues et paysages des régions équinoxiales,“ ist im April 1829, als ein Opfer seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auf einer Reise in Mexico eines gewaltsamen Todes unter Räuberhänden gestorben. Ludwig Choris war den 22. März 1795 zu Jekaterinowslaff in Kleinrußland von deutschen Aeltern geboren. Seine erste Bildung empfing er auf dem Gymnasium zu Charkow, wo er früh eine entschiedene Anlage für Zeichnung und Nachahmung der Form zeigte und schon als Knabe durch eine seltene Kunst im Portrait ausgezeichnet war. Eine große Lebendigkeit des Geistes und ein an Leidenschaft grenzender Geschmack für Reisen waren die hervorstechendsten Züge seines Jünglingsalters; dieser Geschmack führte ihn auf die Nachahmung naturhistorischer Gegenstände ferner Himmelsstriche, und eben diese Lieblingsbeschäftigung bestärkte und befeuerte ihn wiederum in dem Verlangen nach der lebendigen Anschauung eben dieser Gegenstände, die er so oft und mit solcher Vorliebe durch Zeichnung oder in Farben nachahmte. Sein sehnlichster Wunsch ging endlich in Erfüllung; seine früh errungene Geschicklichkeit im Pflanzenzeichnen verschaffte ihm den Vorzug, den berühmten Botaniker, Marschall von Biberstein, im Jahre 1813 auf seiner Reise in den Kaukasus begleiten zu dürfen. Choris lieferte hier die Pflanzenzeichnungen, welche die „Flora Caucasiana“ zieren. Im folgenden Jahre ging er hierauf

nach Petersburg, und sein Ruf als Künstler war nun schon so befestigt, daß er unter zahlreichen Mitbewerbern von der Akademie der schönen Künste dazu auserwählt wurde, Otto v. Kotzebue auf der Reise um die Welt zu begleiten, die dieser auf dem Rurick, welcher von dem Grafen v. Romanzoff zu dieser wissenschaftlichen Unternehmung ausgerüstet worden war, im folgenden Jahre begann. Während dieser 4jährigen Reise lieferte Choris die Zeichnungen, welche die „Voyage pittoresque autour du monde, offrant des portraits de sauvages d'Amérique, d'Asie, d'Afrique et des îles du grand Ocean, leurs armes, habillemens, ntensiles etc. des vues maritimes, objets d'histoire naturelle etc. accomp. de descriptions par Cuvier et Chamisso, et de crânes humains acc. d'observations par Gall“ (Paris, 1821—23, 22 Lieferungen in Folio) enthalten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1819, nach vollendeter Reise um die Welt, fand Choris bei den ausgezeichnetsten Gelehrten von Paris eine Aufnahme, wie sie seinen verdienstvollen Bestrebungen für die Wissenschaft entsprach; er erlernte hier selbst die lithographische Kunst und gab nun auf ihren Rath und mit ihrem Beistand das ebengenannte große Werk heraus, das seinem Namen ein bleibendes Andenken erhalten wird. Von der Originalität seiner Zeichnungen ging, da er selbst ihr Ausführer im Steindruck war, nichts verloren; es herrscht vielmehr in diesen Blättern ein Ton der Wahrheit, der Natur und der Treue, der alle ähnliche Werke dieser Art weit hinter sich zurückläßt, und in der That für diese Kunst eine neue Bahn bezeichnet. Jedermann von Fach weiß, welche Foderungen man an die schwachen Zeichnungen früherer Reisewerke bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts machen darf. Sie zeigen die Gestalten der Wilden gewöhnlich in einer ebenso abschreckenden als willkürlichen Häßlichkeit; Wahrheit und Natur sind nirgends anzutreffen; Alles in ihnen ist grobe Willkür und Phantasie. Auf diese Periode in diesem Kunstzweige folgte eine entgegengesetzte, nicht minder unerfreuliche Behandlungsweise. Die schönen Prachtausgaben Cook's, Bougainville's u. a. Reisenden ziehen Alles auf eine ebenso unnatürliche als ungetreue Weise ins Schöne. Jeder Bewohner von Otahiti ist ein Apoll, ein Hercules, jede Bewohnerin der Südseeinseln eine Venus oder Diana; der Geist der Zeit, jener stets trügerische Wegweiser war es, der diese schuldlosen Kinder der Natur zu Göttergestalten umschuf. In unsern Tagen ist man von dieser Manier der Untreue in solchen Zeichnungen zurückgekommen; man stellt uns diese

Gestalten jetzt dar, wie sie sind, mit ihrer schmutzigen Hautfarbe, ihren wilden, seelenlosen Blicken, ihrem Ausdruck niederer und unedler Begierden, und eben unserm Choris ist diese Veränderung in nicht geringem Grade mit zu verdanken. Das Charakteristische in seinen Zeichnungen ist ergreifend; hier sehen wir oft vollendete Formen und Gestalten; allein der Kopf zeigt den unedeln Umriß, das Gesicht den finstern, starren und seelenlosen Ausdruck, das Mistrauen, die niedere List, die sträflichen Begierden, den Mangel an Thätigkeit der Seele, der diese schönen Gestalten des Südmeeres verunziert. In den Köpfen der Frauen fehlt der Charakter der Sanftmuth, und der Ausdruck entwürdigender Knechtschaft oder frecher Begier, wie die Natur ihn diesen Mienen aufdrückte, tritt auch in Choris' Zeichnungen deutlich hervor. Denn im Allgemeinen scheint die Beschäftigung mit großen und würdigen Gegenständen Das zu sein, was den Physiognomien der Völker den Stempel des Edeln und den Ausdruck geistiger Schönheit mittheilt. So zeigt auch unter Choris' Bildnissen das Portrait des Königs Tameama allein unter allen einen Ausdruck geistigen Lebens und die unverkennbaren Züge eines feinen und gewandten Charakters, der sich selbst und seine Leidenschaften, wie sein Volk zu beherrschen gelernt hat.

Ein Nachtrag von 24 Blättern: „Vues et paysages des régions équinoxiales, recueillies dans voyage autour du monde" (Paris, 1826), folgte diesem großen Werke, und ist durch die Pflanzenzeichnungen, welche er liefert, besonders ausgezeichnet. Später kündigte Choris noch einen „Recueil de têtes et costumes des habitans de la Russie" mit Ansichten aus dem Kaukasus an; allein dies auf 50 Platten berechnete Werk ist leider nicht erschienen. 1827 nämlich verließ der junge Künstler Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein, mit der Absicht, den größten Theil Südamerikas zu denselben Zwecken zu durchreisen, mit denen er die Reise in den Kaukasus unternommen hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in den Antillen, zu Cuba und Neuorleans, landete er in Mexico, mit welchem Lande er seine große Reise zu beginnen gedachte. Allein hier ereilte ihn ein früher, gewaltsamer Tod und Choris fiel als ein Opfer seines regen Kunsteifers und des noch ungeordneten gesellschaftlichen Zustandes des Landes, das er zunächst für seine Bestrebungen ausersehen hatte. Den 19. März landete er, von Neuorleans kommend, zu Veracruz, verweilte hier einige Zeit und brach dann in Gesellschaft ei-

nes Engländers, Henderson, nach Xalapa auf, um hier in der Nähe einer reichen Vegetation seine Arbeiten zu beginnen. Auf diesem Wege wurde der unglückliche junge Künstler zwischen Puente Nacional und Plan del Rio von 4 Räubern überfallen, und blieb von einer Kugel und einem Säbelhiebe zum Tode getroffen, auf der Stelle liegen. Sein Reisegefährte, Henderson, entkam mit einer Wunde in dem Schenkel und einer zweiten in der Brust; Ludwig Choris aber, dessen Leiche man am folgenden Tage im Gebüsch verborgen fand, wurde zu Plan del Rio anständig beerdigt. Sein Tod ist nicht blos seinen zahlreichen Freunden schmerzlich; er ist ein wahrer Verlust für die Wissenschaft, welche sich von dem schönen Talent der Beobachtung und Nachahmung dieses jungen Künstlers die erfreulichsten Resultate versprechen durfte, Talente, welche seine anhaltenden Studien in den Ateliers von Regnault und Gérard in Paris in der letzten Zeit noch wesentlich erhöht hatten.

Graf de Puiſaye.

Der Graf de Puiſaye, bekannt durch ſeinen ausdauernden Widerſtand gegen die Tyrannei des Nationalconvents in den Jahren der Revolution, war 1754 zu Mortagne in der Provinz Perche geboren. Von ſeinen Aeltern für die Kirche beſtimmt, erhielt er ſeine Erziehung im Seminar von St.-Sulpice zu Paris; entſchiedene Abneigung für den geiſtlichen Beruf beſtimmte ihn jedoch, das Handwerk der Waffen zu wählen, und er trat im Jahre 1772, 18 Jahr alt, als Lieutenant in das Regiment Conti. Bald darauf verließ er dies jedoch, um als Capitain in ein Dragonerregiment einzutreten, von wo er zu dem Corps der 100 Schweizer als Oberſt überging. Hier in der Umgebung der königlichen Familie und von dem Könige mit dem Ludwigskreuz ausgezeichnet, füllte ſein Herz ſich mit der treuſten und entſchiedenſten Anhänglichkeit für die Sache der Bourbons. Im Jahre 1788 vermählte er ſich mit der einzigen Tochter des Marquis de Mesnilles, eines der reichſten Edelleute in der Normandie. Im Jahre 1789 ward er durch die Sendung zu den Generalſtaaten, wozu er durch die einſtimmige Wahl des Adelſtandes von Perche berufen wurde, geehrt. Hier fand Graf de Puiſaye zuerſt Gelegenheit, ſich als den erleuchteten Freund einer vernünftigen Freiheit und zugleich als den furchtloſen Vertheidiger der königlichen Gerechtſame zu zeigen, der er ſein ganzes Leben hindurch blieb. Dieſe muthige Vertheidigung der Rechte des Volks und der Würde des Throns erwarb ihm den Rang als General, den er im Jahre 1791 erhielt. Nach dem Schluß der Nationalverſammlung zog er ſich, unzufrieden mit den Anmaßungen der Volkspartei, auf ſeine Güter in der Normandie zurück und trat an die Spitze

der Nationalgarde des Diſtricts Evreux. Bald wurden nun die blutigen Entwürfe der Jakobiner deutlich und Graf Puiſaye ſtellte ſich, dieſen gegenüber, an die Spitze einer Partei, welche zum Schutz des Königs gegen die Factionen eine bewaffnete Macht in der Normandie aufzuſtellen bemüht war. Dieſer Entwurf ſcheiterte jedoch an den Ereigniſſen des 10. Auguſt; dennoch gelang es ihm, im Jahre 1793 die Departements der Normandie zur Aufſtellung einer Heeresmacht zu vermögen, deren Zweck es war, die Normandie gegen die Tyrannei des Nationalconvents zu vertheidigen. Den Oberbefehl über dieſe Macht erhielt General Wimpfen, und Graf de Puiſaye begnügte ſich mit der zweiten Stelle im Commando. Der Kampf war kurz und unglücklich; die patriotiſche Armee der Normandie ward zerſtreut, und Graf Puiſaye, auf deſſen Kopf ein hoher Preis geſetzt war, floh nach Bretagne. Hier unabläſſig von Verſteck zu Verſteck verfolgt, immer glücklich genug, ſeinen Verfolgern im Augenblick der höchſten Gefahr zu entgehen, glich ſeine Rettung einem Wunder und ſeine Abenteuer den Erfindungen eines Romans. Nichtsdeſtoweniger ließ er auch in Bretagne von ſeinem einmal gefaßten Plan, das Vaterland gegen die Blutherrſchaft einiger Unmenſchen zu vertheidigen, nicht ab und verſuchte vielmehr Alles, die Bretagne gegen den fürchterlichen Convent in Waffen zu bringen. Im Sommer 1794 ſchien ſein edelmüthiges Streben vom Erfolge gekrönt zu werden; die royaliſtiſche Organiſation der Provinz war vollendet, und Graf Puiſaye, der die Nothwendigkeit einer fremden Unterſtützung nur zu wohl erkannte, beſchloß, dieſe in England zu ſuchen. Er übergab daher Cormatin und einem Ausſchuß bekannter Royaliſten den Oberbefehl und ging nach London, wo er nach monatelangem, unermüdetem Andringen endlich das Verſprechen des nöthigen Beiſtandes von dem engliſchen Miniſterium erhielt. Doch eben, als er mit dieſer Hülfe verſtärkt nach der Bretagne zurückkehren wollte, erhielt er die Nachricht, daß Cormatin, ſeiner Pflicht vergeſſen, mit dem Convent einen Vergleich eingegangen ſei, der das mühevolle Werk zweier Jahre auf einmal zertrümmerte. Doch der unerſchrockene Sinn des Grafen ſiegte auch über dies neue Misgeſchick; er ſammelte die treugebliebenen Anhänger ſeiner Sache, und Alles war in der Bretagne bereit, ſich mit der engliſchen Expedition und dem Emigrantenheer zu vereinigen, ſobald dies an der Küſte ſich zeigen würde.

Die feigen und unklugen Schritte der Agenten Ludwigs XVIII. hintertrieben jedoch die wohlberechneten Unter-

nehmungen Puiſaye's und brachten es dahin, daß man, von dem urſprünglichen Plane abgehend, die Expedition, anſtatt nach den Küſten der Bretagne hin, nach der Vendée richtete. Den Oberbefehl über die Emigranten erhielt Graf d'Hervilly, ein zwar achtbarer, aber ſeiner Stellung nicht gewachſener General. Es iſt uns nicht möglich, den Details der Erlebniſſe und Schickſale des Grafen in dem Kriege von 1797 zu folgen und es ſei genug, hier daran zu erinnern, daß das Unternehmen nach langem, blutigem Kampfe endlich völlig ſcheiterte. Puiſaye kehrte nun nach England zurück, in der Abſicht, einen der bourboniſchen Prinzen zu vermögen, ſich an die Spitze der Royaliſten in der Bretagne zu ſtellen; doch ſeine Hoffnung ſchlug fehl. Ermüdet und zurückgeſchreckt endlich, und ſeiner fruchtloſen Anſtrengungen für eine Sache, die von den Betheiligten ſelbſt ſo ſchnell verloren gegeben wurde, überdrüſſig, gab der Graf nun ſein Commando in der Bretagne auf, und ging mit mehren ſeiner Freunde nach Canada, wo die engliſche Regierung ihnen einen anſehnlichen Strich Landes bewilligt hatte. Doch auch hier blieb er nicht lange und kehrte nach England zurück, das er ſeitdem wie ſein zweites Vaterland anſah und bis zu ſeinem Tode nun nicht mehr verließ. Der Graf de Puiſaye war groß von Geſtalt, wohlgebildet und ein durchaus ſchöner Mann. Sein Geſicht war regelmäßig, die Anmuth ſeiner Manieren überaus gewinnend, und ſeine Züge belebte das Feuer einer raſch und edel fühlenden Seele; eine Schönheit noch höherer Art thronte in ſeinem geiſtvollen, lebendigen Auge. Seine geiſtigen Fähigkeiten ſtanden auf einer hohen Stufe; ſeine Kenntniſſe hatte ein unabläſſiges Studium erweitert und vermannichfaltigt; er war in der claſſiſchen Literatur wohl bewandert, und ſein heller Verſtand erleuchtete und erfaßte jeden Gegenſtand ſchnell und richtig. Seine Unterhaltung war feſſelnd; ſein Urtheil, ſelbſt über abſtracte Gegenſtände, ſtets treffend und tiefgehend; er beſaß eine natürliche Beredtſamkeit unwiderſtehlicher Art, ſprach fließend und ſchön und liebte es, ſeine Urtheile durch gutartigen Witz und leichten Humor hervorzuheben. Die Feder führte er mit Kraft und Gewandtheit, und ſchrieb ſchnell und beredt. Sein Charakter gründete ſich weſentlich auf Offenheit, Freimuth und Ehre; niemals fand eine ungerechte Handlung ſeine Billigung. So war es natürlich, daß er es nie über ſich gewinnen konnte, einen Vertrag mit der Gewaltherrſchaft, welche ſeinem Vaterlande gebot, einzugehen, und Graf de Puiſaye iſt einer der wenigen ausgezeichneten Franzoſen,

die, obgleich es in ihrer Macht ſtand, in ihre Heimath und in den Beſitz großer Güter und hohen Anſehens zurückzukehren, aus Grundſätzen, auf tiefe Gerechtigkeitsliebe gegründet, dies immer von der Hand wieſen, und die, indem ſie einerſeits jeden Vergleich mit dem Uſurpator verſchmähten, auch andererſeits ſich von der Einmiſchung in die ehrloſen Mordplane eines Georges u. A. frei erhielten. Er ſtarb den 18. Dezember 1827 im vierundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, treu ſeinem alten wie ſeinem neuen Vaterlande, an den Folgen einer langen und ſchmerzhaften Krankheit auf ſeinem Landſitz Blythehouſe bei Hammerſmith.

Biographien und Charakteristiken.

Das Brüderpaar
Ludwig und Ebenezer Reynier.

Von Karl Falkenstein.

Ludwig Reynier,

rathender Gefährte der französischen Armee in Aegypten und Oberaufseher der Nationaleinkünfte unter Napoleon.

Gelehrte Gesellschaften, errichtet zur Beförderung der Wissenschaft und Kunst, pflegen verstorbene Mitglieder durch die Nachricht von ihren Leistungen und Bestrebungen mit dankbarem Andenken zur Ermuthigung der noch Lebenden zu feiern. Den nämlichen Zweck haben diese Blätter sich zum Ziele gesetzt. Sie sind recht eigentlich die Katakombenhalle der Menschheit, wo der Zurückgebliebene voll Rührung auf den Vorangegangenen blickt, und Viele sich über dem Aschenkruge die Hand reichen zu treuer Nachahmung so erhabener Beispiele; wo nicht nur der prüfende Weltweise und das stillbetrachtende Alter so gern weilt, sondern auch die raschere Jugend in schweren Lagen dieses Lebens, wenn schon der Muth zu sinken anfängt, stärkende Nahrung für Geist und Herz zu finden weiß. Es gibt Zeiten, wo der Mensch ein mehr als gewöhnlich inniges Bedürfniß fühlt, sich an großen Beispielen aufzurichten und festzuhalten. In einer solchen Zeit der geistigen Ebbe und Flut leben wir jetzt; Viele nennen sie eine große Zeit. Die Flut des bürgerlichen Wohlstandes, des Handels, der Gewerbe ist gehemmt, eine erwartungsvolle bange Ebbe ist eingetreten, und die politische

Atmosphäre unseres Erdtheils liegt schwer auf Seele und Gemüth, wie die lauwarme Luft des Gewitterhimmels, die den nahen Sturm verkündet. Nur die Geister fluten gewaltig hin und her und sehen trosterfüllt nach der dichten Wolkenschicht, die eine neu aufgehende Sonne birgt.

Die alte Familie der Reynier im Waadtlande hat in der Person der Brüder Ludwig und Ebenezer Reynier nicht nur der Schweiz, sondern der gesammten gebildeten Menschheit seltene Beispiele der Bürgertugend und der Feldherrngröße geschenkt.

Der ältere unter ihnen, Ludwig, wurde im Jahre 1762 geboren und erhielt unter der Leitung eines rechtlichen, aber etwas mürrischen Vaters, der ein wegen seiner seltenen Pflichttreue beliebter Arzt war, die sorgfältigste Erziehung, zuerst im älterlichen Hause durch Privatlehrer, später in der höhern Stadtschule oder dem sogenannten Collège supérieur de la ville. Hier war es, wo er den Grund zu der classischen Bildung legte, welche später seinen mannichfachen Studien zur Grundlage diente, und die ihn an der Hand der Geschichte so sichern und festen Trittes durch die Labyrinthe der alten Welt hindurchgeleitete und ihm sowol die geheimnißvollen Hierophantenschulen der Aegypter als die Riesentempel der Hindus aufschließen half, von wo sie ihn ins innerste Staatsleben und in den Kreis der häuslichen Beschäftigungen der Araber einführte. Nur zu früh, bevor er noch seine Studien in Lausanne beendigt hatte, ward er eine Waise und mußte jetzt an seinem jüngern Bruder Vaterstelle vertreten. In diesem Umstande lag das schöne Einverständniß, die Liebe und die Anhänglichkeit begründet, mit welcher der jüngere Bruder in allen Verhältnissen seines Lebens, selbst als einflußreicher Heerführer, mit einer Art von kindlicher Ehrfurcht dem ältern dankbar ergeben blieb.

Bald schloß sich der feuerige Ebenezer, so ungestüm ihn sein Naturel auch mit sich fortriß, was Geist und Herz betraf an den besonnenen Ludwig an, wie sich die Rebe um den Ulmbaum schlingt und für ihre zartwuchernden Ranken an jedem Aste eine Stütze sucht. Er fand diese nicht sowol in der geistigen Ueberlegenheit oder in dem Vorsprunge des Alters als in der ernsten Lebensansicht des Bruders, der besonders nach des Vaters Tode nicht selten zum Trübsinne oder einer Art von phantastischer Schwermuth hingezogen wurde. Daher bestanden auch dessen erste literarische Versuche meist in dichterischen Erzeugnissen, welche nicht ohne Verdienst waren und, obwol noch in der Handschrift, hier und

da in der französischen Schweiz mit Beifall aufgenommen wurden. Er allein war damit unzufrieden, und sein Misfallen darüber wuchs, je öfter er sie las, bis er sich endlich gar entschloß, um jede Spur seines, wie er glaubte, undichterischen Talentes zu vertilgen, dieselben den Flammen zu übergeben.

Schon in der ersten Jugend war ihm Halbheit in Wort sowie in That unerträglich; deshalb nahm jetzt auch sein Geist plötzlich eine andere Richtung. Von den träumerischen Gefilden der Phantasie stieg er auf das ernste Feld der sogenannten strengen Wissenschaften herab, welche die Franzosen sehr passend mit dem Worte sciences exactes bezeichnen, und widmete sich jetzt ausschließend der Physik, der höhern und niedern Mathematik und dem philosophischen Studium der Natur. Aus dieser Zeit stammt sein erstes literarisches Erzeugniß, welches durch den Druck bekannt worden ist, eine kleine Abhandlung über das Wesen und die wirkende Kraft des Feuers. Chemische Versuche wurden angestellt, ein physikalischer Apparat, so gut es das sparsam zugemessene Erbtheil des Vaters gestattete, angeschafft, Experimente über Elektricität, Brennbarkeit thierischer, vegetabilischer und mineralischer Stoffe mit einem unsäglichen Aufwand von Mühe und Ausdauer veranstaltet, welche trotz der Jugend des kleinen Tausendkünstlers in ihren Wirkungen und Ergebnissen überraschten. Bald aber zog ihn die Pflanzenwelt vor Allem an; er sah in der Kräuterkunde weniger auf die Augenweide an dem vielgestalteten Leben der Bäume, Sträucher, Blumen, Gräser, befriedigte weniger den geistigen Genuß im Sammeln, Trocknen, Erhalten, Einordnen, Systematisiren, als das tiefgefühlte Bedürfniß, von jedem einzelnen Gewächse die officinelle Kraft, den praktischen Nutzen in Anwendung auf Gewerbe, Gesundheit, Ackerbau u. s. w. herauszufinden. So gründlich er im Erforschen einer Wissenschaft zu Werke ging und die Basis aller Wissenschaft, die gewöhnlich trockene Theorie, nichts weniger als vernachlässigte, so war es doch hauptsächlich die praktische Seite, auf welche bei allen Studien sein Hauptaugenmerk gerichtet war. Nur was thatkräftig und nützend ins bürgerliche Leben eingriff, schien seines unausgesetzten Strebens werth. Daher auch seine frühzeitige Richtung und seine Vorliebe für Das, was in das Fach der Landwirthschaft oder Technologie einschlug.

Auch in diesen Wissenschaften hatte er sich bald so sehr ausgezeichnet, daß man ihn, obgleich noch sehr jung, in die Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde (Société des

sciences physiques), welche mehre Jahre zu Lausanne, sowie jetzt die vielfach thätige Cantonalgesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, unter dem Vorsitze des Professors Chavannes und des berühmten Generals Friedrich Cäsar de la Harpe, kräftig gewirkt hatte, einstimmig als als Mitglied aufnahm.

Man erkannte in ihm sehr bald nicht nur einen der thätigsten und eifrigsten Forscher der Natur, sondern auch den gewandten Darsteller Dessen, was er gesehen, beobachtet, erprobt und erfahren hatte; denn er beherrschte den ganzen Sprachschatz der französischen Sprache in so hohem Grade, daß seine Collegen und Mitglieder zu sagen pflegten, jeder seiner aus dem Stegreife gehaltenen Vorträge sei ein Meisterstück rhetorischer Gewandtheit gewesen. Ebenso gediegen, treffend und bündig waren seine schriftlichen Ausarbeitungen, weshalb man ihn, nebst dem Herrn Struve, außerordentlichem Professor der Chemie zu Lausanne, mit der Redaction der Denkschriften der physikalischen und naturforschenden Gesellschaft der Schweiz beauftragte. Ein Blick in diese „Mémoires pour servir à l'histoire physique et naturelle de la Suisse, rédigés par Mr. Reynier, membre de plusieurs sociétés, et par Mr. Struve, Prof. extraordinaire de chimie à l'academie de Lausanne“ (1788, 4.) genügt, um in der Beschreibung vieler in der Schweiz bisher noch wenig bekannten Gewächse den guten Beobachter zu erkennen. Die Einleitung zu diesen Gesellschaftsschriften über das Studium der Naturgeschichte überhaupt und die Pflanzenkunde insbesondere, ebenfalls aus der Feder Reynier's, gewährt den Freunden dieser Wissenschaft eine ebenso angenehme als nützliche Lecture.

Als er in Folge dieser Schrift von mehren auswärtigen gelehrten Gesellschaften das Diplom der Mitgliedschaft erhalten hatte, suchten ihn auch die Herausgeber der „Encyclopédie méthodique“ für die Redaction des „Dictionnaire d'agriculture“ zu gewinnen, in welchem viele der wichtigsten Artikel Erzeugnisse seiner Studien und fleißigen Beobachtung sind, z. B. die Artikel: climat, bronissure u. a.

Eine Reise nach Holland und Belgien, wo er sich etwas über ein Jahr aufhielt, entfremdete ihn nicht von seinen Lieblingsbeschäftigungen. In dem Lande, wo die Gartenkunst und Obstbaumzucht schon seit alter Zeit auf einen so seltenen Grad der Vollkommenheit gediehen ist, fand er so reichhaltigen Stoff für seine gelehrten Arbeiten, daß er nach seiner Rückkehr in die theuere Heimath mit verdoppeltem Eifer dem

ganzen Umfange des ökonomischen Studienkreises oblag und sich sogar im Jahre 1784 nach Paris, der Hochschule aller Hochschulen, begab, um da unter Leitung eines Desfontaines, Jussieu, Lamarck, Fourcroy u. A. über Ackerbau, Landwirthschaft, Gartenkunde, besonders aber auch über Fabrikwesen, Manufacturen, Gewerbe, optische, mechanische und hydraulische Künste sich neue Kenntnisse zu erwerben.

Auch diese Reise hat in jeder Hinsicht seinen davon gehegten Erwartungen auf das vollkommenste entsprochen. Die gute Aufnahme, die er in der großen Hauptstadt des Festlandes fand, bewährte aufs Neue, daß kein Ort der Welt Paris an zuvorkommender Artigkeit der Gelehrten gegen lernbegierige Fremde übertreffe. Man mußte den sonst trockenen, mehr verschlossenen als redseligen Agronomen Reynier selbst von der Liberalität und Gastfreundschaft der Franzosen sprechen hören, um von dem reinsten Enthusiasmus für die literarische Republik Frankreichs erfüllt zu werden. Schöne Früchte seines Strebens waren der Lohn für den Kostenaufwand und die Mühen, welche beide der uneigennützig thätige Mann weder scheute noch sparte. Nur dringende Familiengeschäfte, die nach des Vaters Tode ihm, dem ältesten Gliede der hinterlassenen Famlie, zur Leitung anvertraut waren, konnten ihn für kurze Zeit seinem gelehrten Stillleben entrücken; nur die Fürsorge für seinen lebhaften sich ungern in den Willen Anderer fügenden jüngern Bruder und einige Verwandte waren im Stande ihn zu bewegen, daß er Paris verließ, um in die Heimath zurückzukehren. Der Gedanke allein, sobald als möglich den Kreis seiner Beschäftigungen wiederzusehen und am Arme der ihm treuverbundenen Männer den Faden jener großen Arbeit über die Landwirthschaft und den Staatshaushalt der alten Völker von Neuem ergreifen zu können, welche er bereits im Geiste entworfen und in leichten Umrissen, gleich dem Netze eines topographischen Gemäldes, dargestellt hatte, beschäftigte während der Reise seine Seele. Und nie hatte er wol gedacht, daß die Dame, welche bei seinem Durchfluge durch Neufchatel an einem schönen Sommerabende unter der Laube des einsamen Landhauses am See in der Abendkühle saß, als der Postwagen vorbeirollte, und die er kaum zu bemerken schien, ihm einst als treue Gattin das Leben verschönern und Freud' und Leid mit ihm theilen würde.

Sobald es seine Geschäfte erlaubten, machte er sich mit der Lebensgefährtin auf und reiste nach Frankreich zurück, um da an der Hand der Erfahrung und seiner Freunde die

gehegten literarischen Pläne ins Leben treten zu lassen. Zu diesem Zwecke genügte ihm die geräuschvolle Hauptstadt, trotz der schönen Hülfsmittel, welche sie darbot, nicht mehr wie sonst; er zog es vor, auf dem Lande zu sein, indem er wähnte, hier die ländlichen Beschäftigungen der alten Völker besser verstehen zu können.

Zu Garchy, in dem Departement der Nièvre, kaufte er sich eine schön gelegene Besitzung, wo er nun mit seiner Familie seinen Wohnsitz aufschlug. Hier lebte er nur seiner Gattin und seinen theoretischen und praktischen Studien. Ein Herodot, Diodor von Sicilien, Manetho, Pausanias, Strabo, Columella, Vitruvius u. A. waren seine Gesellschafter, seine Freunde und, wohin er immer wanderte, seine treuesten Begleiter. Ohne solche Abgeschiedenheit von den Freunden und den damit verbundenen zeitraubenden Lasten des geselligen Lebens würde Reynier schwerlich so tief in die Mystenschule der Aegypter eingedrungen sein, sich so innig mit den Handelssystemen der Phönicier, Karthager, Griechen und Römer vertraut gemacht und einen so klaren Begriff von deren Gewerbfleiß, Ackerbau und Haushalt sich angeeignet haben.

Bei allen seinen Studien der alten classischen Welt, die, da er alle Schriftsteller in der Ursprache las, wie ein ungetrübter Spiegel rein und unverfälscht vor seinem Blicke aufgedeckt lag, fehlte es ihm weder an Zeit noch Gelegenheit, seiner ersten Lieblingswissenschaft, der Botanik, einen großen Theil der geistigen Aufmerksamkeit zu schenken und für mehre encyklopädische und agronomische Wörterbücher in sein Fach einschlagende Artikel zu liefern, sowie als Mitarbeiter mehrer gelehrter Zeitschriften seine Forschungen vorläufig bekanntzumachen.

Von einem ausgebreiteten Briefwechsel mit Englands, Frankreichs und Deutschlands Gelehrten unterstützt, mußte es ihm, als einem der thätigsten Mitglieder vieler naturhistorischen Vereine, leicht werden, eine neue Gesellschaft für Pflanzen- und Naturkunde überhaupt und für Acker- und Gartenbau insbesondere zu begründen, die er dem Altvater der Botanik zu Ehren die Linné'sche Gesellschaft (la société Linnéenne) genannt hat. Doch nicht lange sollte ihm dieser stille Wirkungskreis in seiner ländlichen Abgeschiedenheit zur Erholung dienen. Der Augenblick war gekommen, wo er das Horazische „Beatus ille, qui procul negotiis“ nicht mehr wie sonst beim Erwachen sich zurufen konnte. Die stille Ruhe des Landlebens ward für ihn auf Betrieb seines Bruders, der sich durch Talent und Unerschrockenheit mittlerweile

zu einer bedeutenden Militairwürde im Dienste der französischen Republik emporgeschwungen hatte, mit einer zwar höhern und glänzendern, aber zugleich auch unruhigern Laufbahn voller Gefahren vertauscht.

Der ebenso kühne als abenteuerliche Feldzug nach Aegypten war beschlossen. Bonaparte, dessen Ehrgeiz durch die Siege bei Millesimo und Dego und vorzüglich durch die in der dreitägigen Schlacht bei Arcole (15—17. Nov. 1796) mit Lebensgefahr errungenen blutigen Lorbern immer neue Nahrung erhalten hatte, kannte jetzt schon kein anderes Ziel seines Strebens mehr als: Alles oder Nichts! In sich die Kraft und den Muth eines Alexanders fühlend, wollte er diesem Riesengeiste des Alterthums im Entwurfe großartiger Pläne nicht nachstehen; ihn trieb nach Aegypten der Gedanke, das britische Reich in Indien zu erschüttern und — wol gar ganz Asien zu unterjochen. Die kühnste Einbildungskraft, verbunden mit dem Schmerzgefühl, von vielen seiner Obern sich beneidet, verkannt und gehaßt zu sehen, von denen er wußte, wie wenig Ernst es ihnen mit den Ehrenbezeigungen sei, womit man ihn täglich überhäufte, zog ihn von Plan zu Plan, von Eroberung zu Eroberung, vom Siege zu neuen Thaten fort. Allein nicht nur eine Schule des Krieges und eine Gelegenheit zur Beute sollte dieser Feldzug werden. Eine Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern sollte den Schleier, der seit Jahrtausenden das Land der Pyramiden und Sphinxe bedeckte, lüften helfen.

Bonaparte, dessen Scharfblicke kein auch noch so unbedeutender Umstand entging, welcher dem eignen Entschlusse förderlich sein konnte, der nebst der Gewandtheit, den Gegnern ihre Schwächen abzulauern und sie in unbewachten Augenblicken zu überlisten, die hohe Kunst besaß, den Menschen an den rechten Ort zu stellen — denn Jeder hat Talent für irgend Etwas, Jeder sein Verdienst und seinen eignen Werth, wenn alles Dies nur gehörig angeregt wird — erhielt von dem Directorio die Erlaubniß, den Divisionsgeneral Reynier, der sich schon in Belgien unter Pichegru rühmlichst ausgezeichnet hatte, zu diesem Feldzuge auffodern zu dürfen. Dies that er denn auch mit großer Freundlichkeit, obgleich der genannte General durch allzu große Freimüthigkeit früher seine Gunst für immerdar verscherzt zu haben schien.

Der jüngere Bruder ruhte nun nicht eher, bis ihm der Oberbefehlshaber die einzige Bitte gewährte, seinen seit Jahren schon durch die schmerzlichste Trennung entbehrten Bruder als Naturforscher mit nach Aegypten nehmen zu dürfen,

weil er überzeugt war, daß ein längerer Aufenthalt im Morgenlande unter Frankreichs Schutz der kürzeste, ja vielleicht einzige Weg sein dürfte, dessen Forschungen immer mehr und mehr der Vollkommenheit nahe zu bringen.

Auf diesem großen Schauplatze angelangt, hat unser Reynier durch Bonaparte's Begünstigung einen Wirkungskreis gefunden, der in hohem Grade seine Wißbegierde befriedigte und in noch höherm Maße der Entwickelung seiner Kenntnisse freien Spielraum gewährte.

Als Oberaufseher der Einkünfte und des Nationalhaushalts war er schon vermöge seiner amtlichen Stellung mehr als je Einer vor ihm in den Stand gesetzt, über den Verkehr, Handel und Ackerbau der alten Völker und hauptsächlich über den Staatshaushalt der Aegypter und Araber vollgültige Nachrichten einzusammeln und so für die Ethnographie sowol als für die Statistik dieser Länder Materialien zu liefern, welche keinem Reisenden bisher noch aufgeschlossen waren, und die jetzt die 3 in den Jahren 1807, 1820 und 1823 über Aegypten und Arabien erschienenen Bände, worin er seine Forschungen zunächst niederlegte, mit so hoher Theilnahme für den Leser, füllen.

Wer konnte auch wol mehr eingeweiht sein in die verschiedenen Geheimnisse der großen Eroberungspläne und neuen Verwaltungszweige der französischen Nation als der in Angelegenheiten Aegyptens die Armee begleitende wirkliche Geheimerath? Dieser glücklichen Wahl und seiner unermüdeten Thätigkeit verdanken wir die genaue Einsicht in das verwickelte Getriebe der alten und neuarabischen Handelsgesellschaften und des gesammtrn Steuerwesens am Nil.

Die gelehrte Welt verdankt ihm vor Allem die wichtige Entdeckung, oder vielmehr die Erklärung, daß die geheiligte Kaste der Hierophanten oder der Priester länger als 3000 Jahre mit eisernem Scepter über die armen Bewohner Aegyptens geherrscht habe. Herrliche Erörterungen voll tiefen Forscherblicks über den Isisdienst und die Verehrung des Krokodils, des Apis, des Horus und der übrigen Gottheiten findet man in seiner ersten Schrift: „L'Egypte sous la domination des Romains“ (Paris, 1807), sowie er in dem später erschienenen Werke: „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois“ (Paris, 1823), überaus geistreiche Andeutungen über die Symbolik der Denkmäler und der Hieroglyphenschrift mitgetheilt hat, welche in manchen Stücken den Ansichten Champollion's des Jüngern zur Grundlage dienen. Einigen nur leicht hingeworfenen Hy-

pothesen verdankt vielleicht das Studium dieses classischen Bodens zum großen Theil die gelehrten Forschungen eines Young, Champollion, Ausonivli, Warburton, Spohn, Seyffarth, Peyron und Anderer, deren verschiedenartige Ansichten den edeln Wettstreit entzündeten, in welchem die Wahrheit aus dem steten Kampfe der geistigen Kräfte endlich doch siegreich hervortreten wird.

Er bewies mit großem Scharfsinne, daß die Priesterkaste, nachdem sie von dem Schwerte der Eroberer aus ihrem Heiligthume vertrieben war, klug berechnend sich nun nach den Bedürfnissen der fremden Gewalthaber und der unterjochten Einwohner gemodelt und von jetzt an sich mit der Verwaltung und zum Theil auch mit der Bebauung des Landes beschäftigt habe, bei welchem Geschäfte es ihnen nicht schwer geworden sein soll, so sehr alle Fäden der Industrie, der Einkünfte und der Finanzen in einem Mittelpunkte zu vereinigen, daß die Kopten, die in gerader Linie von ihnen herstammenden Abkömmlinge, noch heutigen Tages die unentbehrlichen Werkzeuge sind, womit die Beherrscher Aegyptens die Steuern ihrer Unterthanen eintreiben.

Die historischen Entwickelungen, welche Reynier in den 2 genannten Werken niedergelegt hat, erinnern unwillkürlich an die nicht weniger kühnen Unternehmungen einer berühmten europäischen Gesellschaft. Seine Thätigkeit wurde durch die vielen Arbeiten, womit man ihn gleich bei seiner Ankunft im Hafen von Alexandrien fast überlud, nicht nur nicht gelähmt, sondern vielmehr, gleich dem Magnete, der, je mehr man ihm zu tragen anhängt, nach und nach doppelte und dreifache Kraft erlangt, mit neuer Ausdauer gestählt. Er fand noch immer Zeit, seine Herbarien durch Einsammlung und Trocknung der Pflanzen zu bereichern, sich mit der Landwirthschaft der heutigen Aegypter bekanntzumachen, der alten Geschichte dieses Volkes nachzuforschen, und sich mit Erhaltung und Entzifferung seiner Alterthümer zu beschäftigen. Wie häufig und vielfach verzweigt auch die Ansprüche seines Amtes waren, so wußte er doch selbst aus diesen dem Laien trocken scheinenden Berufsarbeiten für sich und Andere Belehrung zu schöpfen. Nicht nur verschiedene archäologische Leistungen, sondern auch ausführliche und fleißig durchdachte Aufsätze für die unter dem Titel: „Le courrier de l'Egypte", zu Kairo erschienene Zeitschrift drängten sich durch das Gewühl seiner zahlreichen Berufsgeschäfte an das Licht. Zu gleicher Zeit enthielt das ebenfalls in der Hauptstadt Aegyptens unter der Leitung eines Denon von französischen Ge-

lehrten herausgegebene periodische Blatt: „La décade française-égyptienne“ (Jahr X, XI, XII), sowie die „Revue“ der Jahre 1806, 1807 u. a. eine nicht geringe Zahl von literarischen Erzeugnissen aus dem Gebiete der Naturkunde, vermischt mit ebenso gediegenen Ausarbeitungen über bisher ganz unbekannte oder schon halb vergessene archäologische Gegenstände, welche alle seinen Eifer und den Schatz seiner Kenntnisse in gleich schönem Lichte darstellen.

Wer dächte nicht mit Freuden noch an die für die Staatswirthschaft so hochwichtige Abhandlung zurück: „Allgemeine Blicke auf den Ackerbau von Aegypten und die Verbesserungen, deren er bedürfte und fähig wäre“ („Considérations générales sur l'agriculture de l'Egypte et sur les améliorations dont elle est susceptible“), welche im vierten Bande der „Denkwürdigkeiten aus Aegypten“ steht und von der Akademie der Wissenschaften in Paris gekrönt wurde?

Mittlerweile hatten die französischen Waffen unter dem kühnen Bonaparte und Kleber bei den Pyramiden und bei Heliopolis gesiegt. Der Ruhm ihrer Heldenthaten drang durch ganz Europa. In Frankreich allein verhallte er in dem unseligen Tumulte innern Zwiespaltes und Kampfes. Trotz der allenthalben nach Außen hin erfochtenen Siege bereiteten unruhige Köpfe eine abermalige Staatsumwälzung vor, indem sie Verwirrung unter die Nation und die Verwaltungsbehörde brachten.

Die beiden Rathsversammlungen (der Alten und der Fünfhundert) verhinderten alle Maßregeln des Directoriums. Schon hatten sie mittelst ihres Einflusses am 30. Prairial im Jahre VII 3 Mitglieder desselben entfernt. Die Unordnung nahm trotz den Anstrengungen des berechnenden Sièyes täglich mehr und mehr überhand. Alles sah sich sehnsüchtig nach einem Manne um, der Kraft genug besäße, Frankreich aus dieser Verlegenheit zu erretten.

Bonaparte, von der Lage der Dinge benachrichtigt, fühlte in sich diese Kraft, schiffte sich plötzlich nach Frankreich ein, nachdem er Kleber in einem verzweiflungsvollen Zustande zurückgelassen, und stieg zum Erstaunen aller Franzosen zu Frejus an das Land. Wie er sich nun, obwol sein Benehmen mehr das eines Flüchtlings und Aufrührers war, an die Spitze der Garden stellt, den Rath der Alten durch das Versprechen, ihn zum Senat zu machen, auf seine Seite bringt, und dann trotz des Widerstandes der Fünfhundert mit seinen Grenadieren in den Versammlungssaal eindringt, die Anwesenden zerstreut (18. Brumaire) und durch das Gelingen dieses usur-

patorischen Gewaltstreichs eine Constitution entwerfen läßt, vermöge welcher die höchste Macht einem Consul (und der ist Bonaparte selbst) zufällt, dem zum Scheine noch 2 andere Consuln an die Seite gesetzt werden, steht im Gemälde der neuen Geschichte mit grellen Farben da. Das Schicksal der in Aegypten Zurückgebliebenen ist sattsam bekannt.

Reynier war der Mann, der die Ungnade und Verkennung, welche der französischen Armee und deren Begleitern im Lande am Nil für all' ihr Streben zu Theil geworden, mit würdiger Standhaftigkeit zu tragen wußte. Im Schooße seiner Familie ruhte er, obgleich arm und ohne Aussicht auf eine anderweitige Anstellung, in der friedlichen Eingezogenheit seines Landsitzes zu Garchy von den erlittenen Beschwerden aus. War er auch für den Moment von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen entblößt, so besaß er doch in seinen neuerdings erworbenen Kenntnissen einen Schatz, den die eiserne Hand des selbstsüchtigen, vom Ehrgeiz betäubten Siegers ihm nicht rauben konnte, und den er in aller Entbehrung und Dürftigkeit durch Sichtung seiner Papiere und Bewerkstelligung seiner größern Schriften für eine dankbarere Zeit auf Zinsen legte.

Schon war er wieder in das alte Landleben eingewohnt, als ihn die neue Truppenbesetzung des Königreichs Neapel, welches nach und nach das Eigenthum zweier französischer Generale wurde, aus seiner stillen Abgeschiedenheit hervorrief. Es fehlte bei der neuen Verwaltung der schönen süditalischen Provinzen an sachkundigen Männern, welche mit den nöthigen Kenntnissen im Finanzwesen und Camerale die bei neuen Einrichtungen vor Allem nöthige Redlichkeit verbänden. Ludwig Reynier hatte seine Probe in Aegypten bestanden. Die Wahl zu einer der wichtigsten Stellen fiel daher auf ihn. Er wurde nach Neapel berufen und mit dem nicht weniger schwierigen als gefahrvollen Auftrage beehrt, als königlicher Commissarius das System einer neuen Finanzgestaltung für Calabrien zu entwerfen und dort die Auflagen und Einkünfte auf möglichst einfache Weise ins Werk zu setzen. Dieses in seiner Art höchst unangenehme Geschäft wußte er mit solcher Gewandtheit zu vollbringen, daß man ihn aus Anerkennung seiner dem Staate geleisteten Dienste zum Generalpostmeister des Königreichs ernannte. Allein solche Auszeichnungen gingen ebenso freudlos an ihm vorüber als die Ertheilung eines Ordens. Er war zu sehr Philosoph und zu vertraut mit der Weisheit der Alten, als daß er nicht hätte fühlen sollen, wie wenig ein

Prunktitel, auch wenn er — nicht wie so mancher, der etwas bezeichnet, was der Empfänger nicht ist — das Amt anzeigt, welches man bekleidet, den höhern Foderungen des Geistes und Herzens entspricht, dem es das Gute gewirkt zu haben schon deshalb genügt, weil es gut ist, und daß daher ein hoher Rang sich doch nur anmaßlich einem ehrenvollen Rufe vordrängt.

Die vielen Geschäfte des neuen Berufs waren auch jetzt bei allmälig vorschreitendem Alter dennoch nicht im Stande, seine frühern Studien zu unterbrechen und das Ziel seines literarischen Strebens, die Forschungen einer glücklich verlebten Jugendzeit und eines reifen, aber mühevollen Mannesalters in einem Werke niederzulegen, welches den Mitlebenden nützen, folgenden Geschlechtern noch Freude und Belehrung gewähren und seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte, ihm aus den Augen zu rücken.

Auf den jährlichen Landesbereisungen, wobei ihm ein Stabsoffizier und ein Civilbeamter beigegeben war, widersetzte er sich bald mit männlicher Festigkeit den Anmaßungen der gewöhnlich zu weit greifenden Militairpersonen, bald träufelte er durch Verminderung der Abgaben und der Frohndienste heilenden Balsam in das mühvolle Leben des durch die Lasten des Krieges ohnehin schon gedrückten Landmannes, bald weilte er, den Horaz in der Hand, in den neu aufgegrabenen Straßen von Herculanum und Pompeji und ließ in echt philosophischem Gleichmuthe die Vor- und Jetztwelt mit ihren reichen Erscheinungen an sich vorübergehen. Der venusische Sänger, dessen Lehrpoesie ihn vor Allem und gleichsam sympathetisch ansprach, war gewöhnlich auf einsamen Spaziergängen sein Begleiter, wie er es dem ehrwürdigen Gibbon und dem großen Haller einst war.

Ein in den Sandebenen der Pyramiden begonnenes Studium, das bis jetzt von der Erforschung der Natur und ihrer geheimnißvollen Kräfte verdrängt zu sein schien, erwachte hier aufs Neue zu dem früchtereichsten Leben — das Studium der Münzkunde. Nie hat es Jemand tiefer empfunden, was für ein Schlüssel zu den Geheimnissen der alten Völkergeschichte in diesen den Unbilden der Witterung und dem Zahne der Zeit fast ganz widerstehenden Urkunden verborgen liege. Wie er schon in Aegypten eine Menge der seltensten Skarabäen und Münzen aus dem Sande hervorgezogen und auf diese Weise vor Zerstörung und Vergessenheit gerettet hatte, so fand er in Calabrien, welches einst Großgriechenland ausmachte, häufige Gelegenheit seine Münzsammlung zu vermehren. Das beurtheilende und mit gelehr-

ten Anmerkungen versehene Verzeichniß derselben nimmt nicht nur wegen der gediegenen Beschreibung schöner Stücke die Theilnahme des Kenners in Anspruch, sondern liefert auch für den Laien den Beweis, daß der Besitzer den ganzen Umfang von Vorstudien dieses Faches beherrschte, um sich derselben würdig freuen und in der Mittheilung belehrend nützen zu können.

Wie aber der echte Weltweise nie da, wo er nützen kann, nach seiner Bequemlichkeit, oder seinem Genusse, oder seinem Vortheile, oder seinem Wunsche fragt, sondern der Stimme der zum allgemeinen Besten auffodernden Zeit willig folgt, so verließ Ludwig Reynier auf Anordnung seines Landesherrn, wenngleich mit schwerem Herzen, die kaum eingewohnte neue Laufbahn, um sie, dem höhern Wunsche gemäß, mit einer andern zu vertauschen. Die Forstverwaltung des Königreichs lag ganz danieder, freche Willkür schaltete eigenmächtig in den, einer regelmäßigen und weisen Pflege mehr als andere Naturerzeugnisse bedürfenden Waldungen.

Die Axt des Frevlers wüstete grausam unter den schlanken Tannen und fächerartigen Pinien der Abruzzen; eine gänzliche Umgestaltung des Forstwesens war ein tiefgefühltes dringendes Bedürfniß. Oft und vielseitig war der Wunsch nach Verbesserung ausgesprochen worden. Es fehlte nur noch der rechte Mann, der Kraft mit Kenntniß und Festigkeit mit praktischem Sinne verbände, um jahrelang eingewurzelte Vorurtheile auszurotten, Misbräuche abzuschaffen und ebenso frecher Willkür als träger Säumniß mit Nachdruck steuern zu können. In unserm Reynier glaubte man diesen Mann zu finden — und der Erfolg hat gelehrt, daß man sich nicht getäuscht habe.

Er wurde seiner frühern Geschäfte entbunden und unter dem Titel eines Generaldirectors sämmtlicher Forsten des Königreichs mit dem Entwurfe eines neuen Forstgesetzbuchs und der Einsetzung einer zweckmäßigen Verwaltungsbehörde beauftragt.

In kurzer Zeit hatte sein unverdrossener Eifer, verbunden mit dem außerordentlichen Talente, für jedes Geschäft den passenden Mann zu wählen, den Berufenen seine Ideen mitzutheilen und am Ende das Vorgeschriebene mit aller Genauigkeit des Geschäftsmannes beharrlich auszuführen, die Schwierigkeiten überwunden, die sich einem jeden Unternehmen der Art entgegenstemmen, und so die Fülle seiner Kenntnisse in Anwendung gebracht, die er in den Ländern gesammelt hatte, wo der Forsthaushalt einen Hauptzweig der

Nationalwirthschaft ausmacht. Wie vorzüglich seine getroffenen Einrichtungen sein mußten, geht schon aus dem Umstande hervor, daß selbst die neue Regierung des Landes dieselben, unerachtet des verhaßten Ursprungs, bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat.

Nachdem Reynier das Organisationsgeschäft beendigt hatte, nahm er nebst der Oberaufsicht über das gesammte Postwesen wieder seine Stelle in dem Statsrathe ein, die aber dem an die anstrengendste Thätigkeit gewöhnten Manne nicht mehr ganz genügen konnte. Er hatte zwar längst schon vermöge seiner geleisteten Dienste Ansprüche auf einen höhern und ausgedehntern Wirkungskreis; allein stets war seine Hoffnung an den verborgenen Klippen der Kabale gescheitert, sodaß sein Geist im Entsagen Dessen, was ihm Bedürfniß war, öffentlicher Berufsthätigkeit, nach und nach eine Uebung bekam. Doch diese Philosophie der Entsagung, so innig auch von ihr seine Seele in Stunden der ruhigen Betrachtung durchdrungen war, vermochte in Stunden der Anfechtung, besonders da noch ein chronisches körperliches Uebel zu dem geistigen hinzukam, doch nicht immer, ihn von Grund aus zu trösten.

Der gewaltige Sturm, welcher den Thron König Joachims I. umstieß, zertrümmerte auch für den edeln Reynier jeden Stral von Hoffnung, und zwar in einem Alter, in dem es schwer ist, eine neue Laufbahn zu beginnen. So sah sich nun das arbeitgewöhnte, durch so mancherlei widrige Schicksale nach und nach leck gewordene Schiff aufs Neue hinausgestoßen in das große weite Lebensmeer, ohne Steuer, ohne Segel, selbst ohne einen Zielpunkt seines Strebens vor Augen zu zu haben. In diesen Augenblicken war es, wo er im Begriffe, mit seiner geliebten Gattin und 2 Söhnen nach dem Vaterlande zurückzukehren, schmerzerfüllt mehrmals ausgerufen haben soll: „O! wär' ich doch ein Handelsmann geworden, oder hätte ich mich der Theologie gewidmet und um eine kleine Landpfarre bemüht! Um wie Vieles glücklicher wär' ich heute! Dies sind die Früchte meiner Universalstudien!"

In dem heimathlichen Lausanne angekommen, entschloß er sich, Thränen der Rührung bei dem Anblick des Sees und der im Abendgolde erglänzenden Schneegebirge vergießend, nie wieder das theure, so lang entbehrte Vaterland zu verlassen, und kannte von diesem Augenblicke an nur einen Wunsch, ihm mit dem Aufgebote aller Kräfte den Rest seiner Tage zu weihen. Und da er sich vermöge seiner durch den

häufigen Wechsel des Aufenthaltortes zerrütteten finanziellen Verhältnisse schon einmal auf eine sogenannte Stelle, auf einen Dienst angewiesen sah, so war doch sein Auge nicht sowol auf einen hohen Posten in den Reihen der Statsbeamten gerichtet, sondern ein seinen Kräften und Neigungen angemessener Wirkungskreis war das Ziel seines Strebens.

Bis sich diese Gelegenheit nun eröffnete, da er alle einträglichere Aemter schon besetzt fand, war er mit mehr Aemsigkeit als je damit beschäftigt, an die ersten Theile seines Werkes, dessen Handschrift er trotz der häufigen Kreuz- und Querzüge durch alle Wechselfälle des Schicksals unversehrt zu erretten so glücklich war, die letzte Feile anzulegen.

Während dieser Zeit bot ihm die Regierung des Cantons Waadt die Oberaufsicht des Straßen- und Brückenbaues sowie der Landespost an, welchem Rufe er voll dankbarer Rührung folgte.

Bei seiner vielseitigen Bildung und den schönen Vorkenntnissen in der Mathematik und Baukunst wurde es ihm nicht schwer, sich in den Geschäftskreis seines neuen Amtes einzuarbeiten, und bald blieb dem zeiteintheilenden Weisen noch Muße, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen.

Im Jahre 1818 erschien ein Band seines Werkes: „Ueber den öffentlichen Haushalt und den Ackerbau der Celten, der Germanen und anderer Völker des europäischen Nordens", eine Schrift von hohem Interesse für den Geschichts- und Alterthumsforscher. Schon im nächsten Jahre darauf machte er seine Forschungen über die Perser und Phönicier, aus demselben Gesichtspunkte aufgefaßt, bekannt und erwarb sich dadurch den Dank der meisten in- und ausländischen Akademien, welche ihn gleichsam wetteifernd zum correspondirenden Mitgliede ernannten. So die Akademien von Paris, St.-Petersburg, London und München.

Als eine wahre Fundgrube für die Politik, den Handel, den Feldbau und die Gewerbe der westasiatischen Völker kann das im Jahre 1820 unter dem Titel: „Ueber den öffentlichen Haushalt und den Ackerbau der Araber und Juden", erschienene Werk betrachtet werden, die Frucht eines mehr als 20 Jahr hindurch fast unausgesetzten Forschens.

Diesem folgte im Jahre 1823 die nicht minder geistreich aufgefaßte und auf Quellenstudium an Ort und Stelle gegründete Schrift über Aegypten und Karthago, welche ihr Entstehen der aufmunternden Anregung des Heerführers der französischen Truppen in Aegypten verdankt, und welche das

dankbare Frankreich noch in der Handschrift mit dem Preise krönte.

Um keine Lücke in dieser Literatur des Alterthums zurückzulassen, beschäftigte sich der Verfasser von nun an unablässig mit dem Drucke eines fünften Theiles über den gleichen Gegenstand aus der Geschichte der beiden weltbeherrschenden Völker, der Griechen und Römer, welcher bereits so weit im Manuscripte gediehen war, daß es nur des mitwirkenden Eifers eines Buchhändlers und der letzten Correctur bedurft hätte, um das Buch noch bei seinen Lebzeiten an das Licht treten zu sehen; allein anders hatte es die Vorsehung mit Reynier beschlossen. Er wurde mitten aus seiner thatenvollen Laufbahn durch den Tod abgerufen, welchen ihm ein schleichendes Fieber oder, wie Viele behaupten, eine nie verharrschte Wunde seines Herzens über den Verlust des hoffnungsvollsten Sohnes zugezogen hatte. So viel ist gewiß, daß er seit diesem harten Schlage des Geschicks seine gewöhnliche Heiterkeit verloren und sich nie wieder so recht seines Lebens gefreut hatte. Doch mag der unausgesetzte Eifer, womit er seine mehrjährigen gelehrten Arbeiten zum Drucke beförderte, und die dabei geführte sitzende Lebensweise viel zum Ausbruche seiner verzehrenden Krankheit beigetragen haben.

Der 17. Dezember des Jahres 1824 war der Tag, an welchem Reynier's Gestirn zur Betrübniß seiner Familie, seines Vaterlandes und der Wissenschaft untersank, um in einer schönern Region in noch größerer Vollendung aufzugehen.

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte er noch, als Oberaufseher der Alterthümer des Cantons Waadt ein Museum gegründet, das durch seine Gelehrsamkeit und seinen Sammlungseifer sowie durch die Mithülfe seines einsichtsvollen Freundes, des Obersten von Dompierre aus Peterlingen (Payerne), eines der größten Entomologen in der Schweiz, eine so herrliche Grundlage erhielt, daß ihm außer den Museen zu Genf, Basel, Bern, Zürich und Solothurn schon jetzt keine Anstalt der Art in der Schweiz den Rang streitig machen wird.

Die literarische Gesellschaft (La société littéraire) von Lausanne, die ihrem Zwecke nach vielleicht besser die Lesegesellschaft genannt werden sollte, ein Verein, welcher der studirenden Jugend und jedem Wißbegierigen, der sich in der Nähe der Hauptstadt aufhält, die schönste Gelegenheit zur Belehrung darbietet, ja selbst für das ernstere Studium der seltenen Quellen nicht ermangelt, zählt Reynier unter ihren ersten Stiftern.

Ihm und einigen in der reizenden Umgebung des Genferſees wohnenden Gelehrten, vorzüglich dem freiheitsliebenden General Laharpe, ehemaligem Director der helvetiſchen Republik und Erzieher Kaiſer Alexanders I. von Rußland, und dem vielfach thätigen Chavannes, Profeſſor der Zoologie, verdankt die naturhiſtoriſche Cantonalgeſellſchaft vom Waadtlande ihre Begründung: eine Anſtalt, deren Zweck nicht nur auf eine wöchentliche Vereinigung von Freunden der Natur zur gegenſeitigen Belehrung beſchränkt iſt, ſondern die auch zur Erforſchung der einzelnen Zweige der Naturkunde die Mitglieder in einem unausgeſetzten Wechſelverkehr mit der großen allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften erhalten ſoll, von der ſie ſich nur als eine Unterabtheilung betrachtet.

Doch nicht nur als Gelehrter wird Ludwig Reynier beweint und als unerſetzlich in mancher Beziehung noch langehin betrauert werden; auch als Generaldirector der neuen Poſteinrichtungen ſowie als Bevollmächtiger in mancherlei ſchwierigen Sendungen an die Höfe von Sardinien und das lombardiſch-venetianiſche Königreich hat er ſeinem Vaterlande ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, daß ſein Andenken in den Jahrbüchern der Schweiz ebenſo unvergeßlich bleiben wird als in den Annalen der Wiſſenſchaft.

Die Ueberſicht der Staatseinnahmen und -Ausgaben während der Jahre ſeiner Verwaltung und diplomatiſchen Wirkſamkeit liefern hierzu die ſchönſten Belege. Alle unter ſeiner Leitung ſtehenden Beamten, hohen und niedern Ranges, erfreuten ſich einer gleichen mildernſten Behandlung; alle fanden in ihm den väterlichen Freund, den liebevollen Rathgeber, den eifrigen Lehrer, den ſanften Ermahner, und nur höchſt ſelten, wenn ihn die auf ſeiner Reiſe in Aegypten zugezogene Kopfgicht marterte und, den geiſtigen Aufflug ſeiner Seele hemmend, dem Körper eine zu große Herrſchaft einräumte, ließ er ſich zu unziemender Heftigkeit hinreißen, die er jedoch bald wieder bereute und ſchon in den nächſten Stunden mit verdoppelter Freundlichkeit wieder gutzumachen bemüht war. „Nehmen Sie, meine Herren, die befremdende Hitze einem alten Manne nicht übel, der kränklich iſt; es war nicht ſo böſe gemeint, mein Herz hat keinen Theil daran. In ſolchen Momenten der Aufwallung weiß meine Seele nichts von Dem, was der gereizte Mund ſpricht!“

Untergebene und Vorgeſetzte, Bürger und Rathsherren, Straßenarbeiter und die erſten Häupter des Staats verehrten in ihm einen Geſchäftsmann, der, wie zum Dirigiren geboren,

mit gleicher Gewandtheit zu befehlen und zu gehorchen verstand und in jeder Beziehung Nachsicht übte ohne Schwäche.

Stets bereit, Allen, die ihn um Rath fragten, seine Erfahrungen mitzutheilen, unterbrach er ohne Murren seine Studien oder andere Lieblingsbeschäftigungen und öffnete mit liebenswürdiger Laune die reichen Quellen seiner Kenntnisse; besonders war er der studirenden Jugend sehr gewogen, weil er in ihr die Hoffnung für des Vaterlandes glückliche Zukunft voraussah. Seine Büchersammlung wurde daher auch mehr benutzt als die allgemeine Stadtbibliothek, welche grenzenlose Liberalität er öfters mit dem Verluste der seltensten Werke, die entweder aus Vergessenheit oder bösem Willen, oft auch durch ein Spiel des Zufalls über die Gebühr ausblieben, zu beklagen hatte. Dies störte den Philosophen aber nicht im Geringsten in seiner Gemüthsruhe; er gab nichtsdestoweniger mit vollen Händen seine Bücher und Sammlungen zur Benutzung für Andere hin.

Nur gegen Solche, denen es nicht Ernst war um die Wissenschaft, und die nur aus Geschäftslosigkeit oder Neugierde, oder weil es gerade so Mode ist, eine gewisse Lernbegierde heuchelten, war er einsylbig, oft auch kalt und abstoßend, wie jeder an Thätigkeit gewöhnte Mann, der mit seiner Zeit hauszuhalten versteht und durch unnütze Besuche sich dieses köstlichsten aller Lebensgeschenke beraubt sieht.

Daher mag auch der Vorwurf von Unfreundlichkeit, oder was die Franzosen sauvagerie nennen, herrühren, den einige Gelehrtlinge unserm Reynier noch bei Lebzeiten gemacht, besonders aber nach dessen Tode als ein Verbrechen an der Humanität durch Wort und Schrift verbreitet haben. Doch das Urtheil seiner sämmtlichen Mitbürger und aller Unbefangenen des In- und Auslandes hat längst über ihn gerichtet, denn als unvergängliches Verdienst glänzen zwei seltene Tugenden als leuchtende Sterne in dem Lorberkranz seines Andenkens: die eine, durch all den Wechsel irdischen Glücks, selbst im Besitze großen Ansehens, unter allen Ehren eines einflußreichen Ranges sein Herz rein von Stolz, eines echten Republikaners würdig erhalten zu haben, und die zweite: aus der Verwaltung so einträglicher Aemter mit keiner andern Bereicherung hervorgegangen zu sein, als dem vermehrten Schatze von Kenntnissen und Lebenserfahrung.

Ludwig Reynier's Schriften.

Wenn es dem Verfasser dieses Aufsatzes trotz seinen Bemühungen nicht möglich geworden ist, ein vollständiges Ver-

zeichniß der sämmtlichen Arbeiten dieses Gelehrten zu erhalten, indem viele in in- und ausländische Zeitschriften eingerückt, viele als einzelne Flugschriften zerstreut worden sind, so dürfte doch nachstehende Sammlung sowol den Dank des Mannes von Fach als den der lernbegierigen Jugend verdienen.

a. Der erste Band der „Denkwürdigkeiten der schweiz. naturforschenden Gesellschaft" (Lausanne, 1788), enthält:
   1. Eine Abhandlung über das Studium der Geschichte und hauptsächlich über das Studium der Pflanzenkunde.
   2. Eine Monographie über die verschiedenen Gattungen Löwenzahn, welche in der Schweiz wild vorkommen.
   3. Beschreibung der in Helvetien frei wachsenden Binsen.
   4. Ueber die Wasserranunkel.
   5. Beschreibung von 2 verschiedenen Gattungen Klee.
   6. Monographie über das Alpenthurmkraut.
   7. Beschreibung einer botan. Reise in das obere Wallis.
   8. Bemerkung über die genista Halleri.

b. Mehre Artikel in dem „Dictionnaire d'agriculture de *l'encyclopédie méthodique*".

c. Viele Aufsätze in dem „Courrier de l'Egypte" und der „Décade égyptienne", an deren Redaction er großen Antheil hatte; 2 Zeitschriften, welche jetzt schon, kaum nach 30 Jahren, zu den bibliographischen Seltenheiten gehören.

d. Die „Décade philosophique, littéraire et politique" enthält folgende Abhandlungen aus Reynier's Feder:
   Jahr X, Num. 12 und 13. Ueber den politischen Zustand Aegyptens.
   Jahr XI, Num. 13. Briefe üb. die Besamung der Pflanzen.
   — — Num. 16. Ueber das Studium der Landwirthschaft.
   — — Num. 19. Ueber den Ackerbau in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse der Länder.
   Jahr XII, Num. 3. Ueber den Pflug der Alten.
   — — Num. 11. Bemerkungen und Zweifel über den Byssus der Alten, welcher unsere Baumwolle nicht gewesen zu sein scheint, sondern ein anderes und zwar viel seltneres Naturproduct.
   — — Num 23. Ueber die ältesten Bewohner Aegyptens.
   — — Num. 32. Von den Pyramiden.

e. Die „Revue philosophique, littéraire et politique", welche auf das vorstehende Journal folgte, bewahrt von ihm:
   Jahr XIII, Num. 10. Eine Abhandlung über die bei den Pyramiden regelmäßig vorkommende Sphinx.
   (Viele schreiben diesen Aufsatz seinem Bruder zu.)
   Jahr XIV, Messidor. Die ägyptischen Gottheiten.
   Jahr 1806, Num. 2. Die Ebene von Sennaar, von der schon in der Genesis geredet wird.
   Jahr 1807, Num. 2. Briefe über das Verbot des Bohnenessens bei den religiösen Einweihungen mehrer alter Völker.

f. Die „Sammlung d. Denkwürdigkeiten von Aegypten" („Collection des mémoires sur l'Egypte"), herausgegeben in den Jahren VI, VII, VIII und IX, enthält folgende Aufsätze:

Band III. 1. Beobachtungen über die Dattelpalme und deren Pflege.

2. Die Befruchtung des Sykomorus-Feigenbaums durch die Gallwespe, schon den Alten bekannt.

Band IV. Allgemeine Bemerkungen über den Ackerbau der Aegypter und Vorschläge zur Verbesserung desselben. (Eine der gediegensten Arbeiten in diesem Fache, welcher nur ein mit solchen Kenntnissen und Hülfsmitteln wie Reynier ausgerüsteter Mann eine solche Vollendung geben konnte.)

g. 1807 erschien sein größeres Werk: De l'Egypte sous la domination des Romains.

h. 1818. De l'économie publique et rurale des Celtes, des Germains et des autres peuples du nord et du centre de l'Europe.

1819. De l'économie publ. et rur. des Perses et des Phéniciens.

1820. De l'écon. publ. et rur. des Arabes et des Juifs.

1823. De l'écon. publ. et rur. des Egyptiens et des Carthaginois.

i. Verzeichniß einer Sammlung alter Münzen mit historischen Anmerkungen und sacherklärenden Noten. (Erschien schon 1818.)

k. Viele gemeinnützige Aufsätze über Schulverbesserung, Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten und naturhistorische Gegenstände von diesem unermüdeten Ringer nach Wahrheit und Recht findet man in der „Feuille du canton de Vaud", welches Blatt gegenwärtig in der Person des Professors Monnard, des geistreichen Uebersetzers von Zschokke's Schweizergeschichte, einen ebenso thätigen als einsichtsvollen Redacteur gefunden hat.

Johann Ludwig Ebenezer Reynier.

Der jüngere Bruder des Vorhergehenden, welcher als französischer General unter Napoleon besonders in dem Befreiungskriege von Deutschland durch seinen Oberbefehl über die Sachsen eine so bedeutende Rolle gespielt und unter dem Namen: Graf Reynier, am bekanntesten ist, erblickte im Jahre 1771 am 14. Januar in der Hauptstadt des Waadtlandes das Licht der Welt.

Nach dem frühzeitigen Tode eines für die Erziehung seiner Kinder rastlos thätigen Vaters wurde er im eigentlichen Sinne das verzogene Lieblingssöhnchen einer äußerst rechtlichen, aber in der Liebe für ihre Kinder zu schwachen Mutter, welche dem talentvollen Feuerkopfe voll muthwilliger Laune und sprudelndem Witze in Allem nachgab und mehr für sein physisches Wohlsein als für seine ohnehin durch die glücklichsten Anlagen frühreife Geistesbildung besorgt war.

Wahrscheinlich würde das Lebensglück unsers Reynier an den Klippen des unbändigsten Eigenwillens zerschellt worden sein, hätte nicht der ältere Bruder, dem liebenswürdigen Wildfang aufs innigste zugethan, sehr bald das Amt des Vaters übernommen und mit sanftem Ernste dessen Thun und Denken, Spiele und Studien geleitet. Die Wahl seines Berufes sollte, so sehr die Mutter auch den geistlichen Stand allen übrigen vorzog und ihren Herzenssohn am liebsten als künftigen Pfarrherrn erblickt hätte, seiner eignen Wahl überlassen bleiben. Ebenezer war bald entschieden; er sah für sich in keinem andern Wirkungskreise Heil als in dem Soldatenstande; zum Militair fühlte er sich vermöge seiner geistigen Richtung am meisten hingezogen. Nur ungern lernte er daher solche Dinge, die nicht auf diesen Wunsch Bezug

hatten; das Studium der alten Sprachen, der Geographie und Geschichte wurde lau betrieben, da er hingegen stundenlang mit unausgesetzter Aufmerksamkeit seinem Lehrer der Mathematik zuhörte, außer dem Unterrichte selbst auf neue Beweise der Lehrsätze dachte, topographische Pläne und Charten zeichnete, oder in seinen Erholungsstunden sich im Fechten, Schwimmen und Reiten übte. Frühzeitig nahm ihn daher sein Bruder von dem Gymnasium von Lausanne weg, wo im Ganzen mehr Philologie, das Studium der Geschichte nebst ihren Hülfswissenschaften und Naturkunde getrieben, Alles aber, was Mathematik und die sogenannten strengen Wissenschaften betraf, in den Hintergrund gestellt wurde, und hielt ihm außer dem Unterricht in der Physik tüchtige Privatlehrer.

Schon hatte er bedeutende Fortschritte gemacht und in der angewandten Mathematik, als der Lehre von den bewegenden Kräften, der Statik, Hydraulik und der bürgerlichen Baukunst sowie im Feldmessen und in der Theorie des Straßen- und Brückenbaues so glänzende Prüfungen bestanden, daß ihm der große Rath des Cantons, obwol er sein achtzehntes Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, eine Stelle in dem Wirkungskreise anbot, welchen die Franzosen le génie civil nennen. Kurze Zeit hatte er unter Aufsicht seines Bruders in diesem Berufe gearbeitet und einen großen Theil der Staatswaldungen mit dem Meßtische aufgenommen, als die französische Revolution, welche in einem früher nie gekannten Umschwunge der Ideen durch Anregung aller geistigen und körperlichen Kräfte eine neue Zeit gebar, auch dem freisinnigen Reynier eine Laufbahn eröffnete. Mit Empfehlungen seines Bruders und des Fechters für Unabhängigkeit, Recht und Wahrheit, des durch ganz Helvetien wie ein Vater verehrten Generals Laharpe, versehen, langte er in Paris an, als gerade ein beträchtlicher Heerhaufen unter Dumouriez nach Belgien abging. Bei einer mit ihm vorgenommenen Prüfung wurde er vollkommen tauglich erachtet, als Unteringenieur dem Generalstabe beigesellt zu werden.

Hier war es, wo er durch sein kriegerisches Talent, durch sein rasches Handeln in Vollziehung der ihm ertheilten Befehle bald die Aufmerksamkeit der obersten Heerführer auf sich zog. Es dauerte nicht lange, so hatte ihm sein Muth auf der einen und seine Geschicklichkeit in schriftlichen Arbeiten auf der andern Seite den Weg zu dem Range eines Generaladjutanten gebahnt, in welcher Stellung er unter Pichegru's Befehl nicht wenig zu dem außerordentlichen Kriegsglücke

der französischen Waffen bei Courtray, Menin u. s. w. beigetragen hat. Im Jahre 1794 wurde er zur Belohnung seiner bei der Eroberung von Holland geleisteten Dienste zum Brigadegeneral ernannt, als welcher er sich besonders durch geschickte Führung des ihm anvertrauten Corps bei dem Uebergange über die Waal auszeichnete.

Nachdem zwischen Preußen und der französischen Republik die Friedenspräliminarien eingeleitet waren, wurde Reynier, obwol noch sehr jung, seiner strategischen Kenntnisse wegen zum französischen Commissarius ernannt, um die Grenzlinien der Standpunkte und Cantonnirungen zu bestimmen. In diesem Wirkungskreise, der seinem Wesen nach nicht das eigentliche Element des feurigen, thatendurstigen Brigadiers zu sein schien, entwickelte er eine Umsicht, Besonnenheit und Geschäftserfahrung, daß die alten preußischen Generale, welche mit ihm zu unterhandeln beauftragt waren, nicht wußten, ob sie das kluge Benehmen oder die gediegenen Kenntnisse des jungen Feldherrn mehr bewundern sollten.

Bald darauf wurde er als Chef des Generalstabes zu der Rheinarmee unter dem General Moreau versetzt, wo er durch glänzende Waffenthaten und einen an das Unglaubliche grenzenden persönlichen Muth das Zutrauen seiner Vorgesetzten in nicht geringerm Grade zu rechtfertigen wußte.

Als Lenker der militairischen Vorbereitungen im Entwerfen von Schlachtplänen, Aufsuchen und Abstecken von Lagerplätzen, im Beurtheilen der Gegend, Ausmessen des Bodens und schnellen Zeichnen der Situation, überhaupt wo es galt, entweder seine mathematischen Kenntnisse oder seine Gewandtheit mit der Feder in Ausübung zu bringen, war General Reynier so recht an seinem Platze; doch fehlte es ihm, um dem Feinde gegenüber in offener Feldschlacht zu glänzen, nicht im Geringsten an jener Kaltblütigkeit, an jener Umsicht und jener durch nichts zu erschütternden Gemüthsruhe, welche den großen Heerführer mitten in der Schlacht das Ganze mit einem Blicke übersehen, die Vortheile und Schwächen des Gegners benutzen und, wenn selbst Alles schon verloren scheint, den Rückzug des Seinigen würdevoll decken läßt.

Wie er schon als Knabe von seinem ältern Bruder das Gehorchen und im Soldatenspiele mit seinen Schulgefährten als jedesmaliger Hauptmann das Befehlen gelernt hatte, so wußte er auch jetzt in dem ernstern Spiele des Lebens diese beiden Eigenschaften in einen merkwürdigen Einklang zu bringen und, so groß der innere Kampf und die Ueberwindung auch war, womit ihn sein von Natur herrschsüchtiger Charakter

täglich auf die Probe stellte, sich die erstere Tugend anzueignen. Sein Talent zu jener Feldherrngröße bewährte er hauptsächlich bei den verschiedenen Uebergängen über den Rhein, in den Schlachten von Rastadt, von Neresheim, von Friedberg, von Biberach und hauptsächlich bei dem denkwürdigen Rückzuge der französischen Armee im Jahre 1796 sowie bei der Belagerung der Festung Kehl, wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, seine strategische Gewandtheit mehr als einmal in das vortheilhafteste Licht zu stellen. Doch fand Reynier nicht nur Gelegenheit, sich als Held, sondern auch als Mensch groß zu beweisen.

Als nämlich der Markgraf von Baden einen Abgeordneten in das Lager der Franzosen gesendet hatte, um von Reynier, als dem feindlichen Bevollmächtigten, die Verminderung der Kriegsgelder zu bewirken und ungefähr eine Million abzuhandeln, wobei man ihm die Summe von 100,000 Gulden zum Beweise der Erkenntlichkeit anbot, gab General Reynier, über ein so schimpfliches Anerbieten entrüstet, sogleich den Befehl, den badischen Geschäftsträger ohne Säumniß aus dem Lager geleiten zu lassen, mit der fernerweiten geschärften Weisung, daß er auch das ganze von den französischen Truppen besetzte Gebiet unverzüglich meiden sollte. Dem Abgesandten der Stadt Bruchsal gab er bei einer ähnlichen Gelegenheit zur Antwort: „Wenn der Magistrat und die Bürgerschaft Ihrer Stadt so viel Geld hat, um mir, wenn ich nachsichtig wäre, 500 Louisdor anzubieten, so kann es derselben um so weniger darauf ankommen, die verlangte Contribution zu entrichten, indem sie ja nur das mir angebotene Geld zu der Summe hinzuzurechnen braucht". In der That ließ er die 500 Louisdor noch überdies auf die Rechnung setzen und sie zu Gunsten der französischen Krieger von der Stadt auszahlen.

Durch irgend eine Kabale — deren eigentliches Wesen zu ergründen es trotz der eifrigsten Nachforschung dem Verfasser dieses biographischen Bruchstücks nicht hat gelingen wollen — aus dem Dienste der französischen Republik entfernt, lebte er zu Paris ausschließend der Muse der Geschichte, bis ihn der Feldzug nach Aegypten aufs Neue zu den Waffen und in den Kreis seiner gewohnten Thätigkeit zurückrief. Bonaparte hatte bereits in 2 Feldzügen (1796 und 1797) für Frankreich den Frieden auf dem Festlande erkämpft. Es kam nun einzig und allein noch darauf an, ihn auch dem stolzen England abzuringen. Zu diesem Ende war er von dem Directorium der französischen Republik zum Oberbefehlshaber der Armee

von Großbritannien ernannt worden. In Folge dieses Auftrags bereiste er im Februar 1798 die Küsten des Kanals, traf da alle möglichen Vertheidigungsanstalten, erschien aber schon am 8. Mai des nämlichen Jahres in Toulon, wo auf seinen Betrieb ein Unternehmen vorbereitet worden war, das dem französischen Volke den Weg nach Indien bahnen, dem siegreichen Vollstrecker desselben den Namen eines zweiten Alexanders des Großen begründen und, was die Hauptsache war, dem englisch-ostindischen Handel und mit diesem der britischen Nationalkraft den Todesstoß versetzen sollte.

Mit solcher Eile und einer fast geheimnißvollen Stille war Alles vorbereitet worden, daß eine Armee von 40,000 Mann, an deren Spitze außer dem Oberbefehlshaber und unserm Reynier die meisten Helden aus dem italienischen Kriege, als Belliard, Desaix, Berthier, Davoust, Dumas, Caffarelli, Junot, Marmont, Lannes, Kleber, Menou, Duroc, Murat, Eugen Beauharnais u. s. w., sich befanden, kaum 11 Tage nach Bonaparte's Ankunft in 194 Fahrzeugen von Toulon aus unter Segel ging, ohne Anfangs selbst zu wissen, gegen wen ihr Muth gerichtet sein sollte.

Doch schon am 1. Julius desselben Jahres wurde es Allen klar, als die Flotte vor Alexandrien ankam, wo kurz vorher Nelson sie aufgesucht hatte. Hier eröffnete sich auch unserm Reynier eine glänzende Bahn des Ruhmes. Während General Marmont kurz nach der Landung Rosette belagerte, und der Kern der Armee in 5 Abtheilungen unter ihrem ersten Führer auf die Hauptstadt Kairo losging, kam es bei den Pyramiden von Giseh (Dschiseh) zu einem bedeutenden Treffen gegen den türkischen Feldherrn Murad-Bei, welcher mit ungefähr 6000 Reitern und einigen tausend Mann Fußvolk nebst 38 Kanonen die Franzosen in einem wohlverschanzten Lager erwartete. Die Mamelucken wurden durch das ununterbrochene und trefflich geleitete Feuer des groben Geschützes auseinandergesprengt, und auch die Infanterie durch die französischen Grenadiere unter Desaix und Reynier, welche das Bajonet mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu gebrauchen verstanden, endlich zum Weichen gebracht. Während Desaix den Feind, der mittlerweile alle Kanonen nebst 400 Kameelen und dem größten Theile seines Schießbedarfs verloren hatte, stürmisch verfolgte und ihn zur schleunigsten Flucht über die Wüste nach Oberägypten zwang, besetzte Reynier mit seinem Heerhaufen die Provinz Charkié nahe an der Grenze der syrischen Wüste.

Obgleich er hier, schon vermöge seines Amtes als Gou-

verneur, so ziemlich wie ein Dictator auftrat, so gelang es ihm doch, durch ein wunderbares Gemisch von Strenge und Güte, Festigkeit und Milde, welche anscheinenden Pole des Gemüths aber auf einer mit nichts zu bestechenden Gerechtigkeitsliebe ruhten, sich von einer Barbarenhorde nicht sowol gefürchtet als beliebt zu machen.

Nachdem Bonaparte die durch die plötzliche Empörung der Einwohner von Kairo erhaltene Scharte, wobei viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker ermordet wurden, wieder ausgewetzt und sich von dem durch Nelson's Sieg bei Abukir (1. August 1798) erlittenen Verluste einigermaßen wieder erholt hatte, gab er Aegypten eine neue Regierungsform nach französischen Grundsätzen und marschirte zu Ende Februars mit etwa 18,000 Mann aus Kairo nach Syrien. In diesem Feldzuge führte Reynier, der mit seinem Haufen schon die Grenze bewacht hatte, die Vorhut, war der Erste, der durch die Wüste brach, schlug die feindlichen Vorposten in manchen Gefechten und belagerte, ohne den Anmarsch der Uebrigen abzuwarten, die Festung El-Arisch. 20,000 Türken, welche der bedrängten Stadt zu Hülfe eilten, wurden in der Stille der Nacht durch 4 seiner Bataillone überfallen und auseinandergesprengt. Auf immer denkwürdig bleibt diese That und der Erwähnung in den Jahrbüchern der französischen Truppen werth. Mit unglaublichem Muthe, der an Tollkühnheit grenzt, fochten 2000 Mann gegen 20,000. Nachdem die Patronen alle verschossen waren, stürmten die Grenadiere, ihre Führer an der Spitze, mit gefälltem Bajonette auf die feindlichen, durch den unvermutheten Ueberfall in Unordnung gebrachten Scharen ein. Die Dunkelheit der Nacht verbarg den Türken die Stärke der Franzosen. Bald entsteht bei dem Kriegsgeschrei derselben Verwirrung in ihren Gliedern; ein panischer Schrecken ergreift die Muselmänner; einige Paschas fliehen, und nun lösen sich die bisher noch geschlossenen Glieder in allgemeine Flucht auf. Der türkische Feldherr selbst war unter den Todten. Diesen Umstand benutzend, plünderten die Franzosen sein Zelt und labten sich an den Erfrischungen aller Art, welche da vorgefunden wurden.

Siegreich drang das französische Heer über Jaffa, wo es noch einmal den Feind schlug, weiter nach Syrien vor und belagerte, nachdem es die Naploſiner bei Zeta in ihrem Lager überfallen, allen Schießbedarfs, aller Lebensmittel und Vorräthe beraubt und nach hartnäckigem Kampfe in die Flucht geschlagen hatte, die in den Kreuzzügen schon hochberühmte Festung Akkon oder St.-Jean d'Acre.

Hier war Reynier, Vauban's treuer Schüler und Nachahmer, so recht eigentlich wieder in seinem Wirkungskreise, den ihm die Natur gleichsam in der Vorliebe für seine mathematischen Studien vor Allem angewiesen zu haben schien. Er war es daher auch, dem Bonaparte, während er sich mit einem Heerhaufen nach dem Berge Tabor hinzog, vor allen übrigen Führern den Oberbefehl über die Belagerungswerkzeuge und über Geschütz und Leute anvertraute, ja den er sogar mit den Angriffsplänen und der strategischen Ausführung der Belagerung beauftragte. Diesem ehrenvollen Auftrage würde der thatenkühne Feldherr gewiß auf das glänzendste entsprochen haben, wäre es nicht dem englischen Admiral Sir Sidney Smith gelungen, die türkische Besatzung dieses Platzes durch einige hundert Mann Artilleristen zu verstärken und neue Kriegsvorräthe herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken auch die kräftigsten Stürme der Franzosen abschlagen und trotz dem heftigsten Feuer aus den französischen Batterien sich so lange halten konnten, bis Bonaparte, durch mißliche Ereignisse in Aegypten selbst von diesem Kampfplatze abgerufen, sich genöthigt sah, die Belagerung des alten Ptolemais aufzuheben, indem ohnehin schon ein Drittheil der Armee ein Opfer des Kriegs und pestartiger Krankheit geworden war.

Kaum war Bonaparte mit den Trümmern der Armee nach einem Marsche voll Unglücksfällen und Mühseligkeiten wieder in der Hauptstadt Aegyptens angekommen, so lief auch schon die Nachricht ein, daß eine türkische Flotte mit 18,000 Mann in der Bucht von Abukir gelandet und das schwach besetzte Fort daselbst eingenommen habe. Mit Blitzesschnelle zog der Oberbefehlshaber Reynier, mit seinem Corps ihm zur Seite, an der Spitze der besten Truppen heran. Eine Schlacht ward geliefert (26. Juli 1799), die Türken geschlagen, ihr Anführer, Mustapha Pascha, nebst seinem Gefolge und dem sämmtlichen Geschütze gefangen und die gewaltigen Streitkräfte am Meeresufer zerstört. Bonaparte's Herrschaft in Aegypten war durch diesen Sieg aufs Neue befestigt. Noch weit größern Thaten sah man von jetzt an entgegen, als er plötzlich seinem Heere kundthat: „Nachrichten aus Paris bestimmen mich, schleunigst nach Europa zurückzukehren. Ich gebe Euch, theure Freunde und Kameraden, den General Kleber zu Euerm ersten Führer, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige". Als dieser Abschied der Armee bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits schon die Anker gelichtet.

Obwol Kleber's Lage durch den eiligen Anmarsch des Großveziers aus Syrien, durch die wenig ermunternden Nachrichten aus Europa, den Mangel an Nahrungsmitteln und Schießbedarf, und besonders, da sein Brief an das französische Directorium, worin er, die peinliche Lage des Heeres vorstellend, auf Bestätigung der Uebereinkunft von El-Arisch (24. Januar 1800) drang, dem Admiral Keith in die Hände gefallen und durch diesen nach London gekommen war, eine verzweiflungsvolle genannt werden konnte, so griff der Mann ohne Furcht und Zagen nichtsdestoweniger noch einmal zu den Waffen und schlug am 20. März 1800 den Großvezier bei Heliopolis. An diesem Tage hat Reynier den Ausgang der Schlacht entschieden. Plötzlich machte er mitten im hartnäckigsten Gefechte eine geschickte Wendung, durchbrach das Mitteltreffen der Elite der Janitscharen und brachte dadurch Unordnung und Verwirrung unter die Reihen des Feindes. Kleber selbst hat es mehr als einmal gesagt, daß der Lorber des 20. März vor Allen dem tapfern Reynier gebühre.

Durch diesen Sieg aufgemuntert, bildete der neue Oberbefehlshaber neue Regimenter aus Kopten und Griechen, befestigte die Küsten, trieb Steuern ein zur Bezahlung des Soldes, legte Magazine an und sorgte wie ein Vater für seine Kinder; allein mitten in dieser Thätigkeit streckte ihn der meuchelmörderische Dolch eines verruchten Türken am 14. Juni des nämlichen Jahres danieder. Mit Kleber sank die letzte Stütze der französischen Streitkräfte in Aegypten, mit ihm auch einer der tapfersten und edelmüthigsten Charaktere der neuern Geschichte.

Nun kam der Oberbefehl, der wol Reynier gebührt hätte, durch Kabale an Abdallah Menou, einen schwachen, eingebildeten und ränkesüchtigen Mann, der von dem Heere wenig geachtet und wegen seines heimtückischen Wesens nur gefürchtet war. Reynier, den Kleber mit einem ansehnlichen Haufen in das Gebiet von Kelioubeth geschickt hatte, um Aegypten von dieser Seite gegen feindliche Angriffe zu schützen, kam nach dessen Ermordung wieder nach Kairo zurück. Von dieser Epoche schreiben sich seine ersten Klagen gegen den General Menou.

Die Nebenbuhlerschaft auf dem Felde der Ehre, die Eifersucht in der Liebe der Soldaten und hauptsächlich die Verschiedenheit der Charaktere und Ansichten trugen dazu bei, die gegenseitige Erbitterung mit jedem Tage zu vergrößern und die Gemüther mehr zu spannen. Weder die Gefahr, in der das ganze Kriegsheer sich befand, noch die allgemeine

Noth in dem von Nahrungsmitteln fast ganz entblößten Feindesland, noch die Annäherung der englisch-türkischen Kriegsmacht waren im Stande, die beiden Feldherren zu versöhnen. Sie waren beide, von unseliger Leidenschaft verblendet, taub gegen die Stimme der Freundschaft, und man kann wohl sagen, daß der unglückliche Ausgang der Schlacht vom 21. März 1801, wo die Franzosen mit 10,000 Mann geschlagen und nach Alexandrien zurückgeworfen wurden, seinen Grund in dieser verderblichen Entzweiung hatte, obschon Reynier, eingedenk seiner gerade ein Jahr zuvor an dem nämlichen Tage verübten Heldenthaten, auch jetzt eine ungewöhnliche Tapferkeit bewies. Durch Zwietracht stürzen Riesenstaaten in Nichts zusammen, durch Eintracht hebt sich eine Handvoll Menschen aus dem Staube zum blühendsten Reiche empor!

Die unheilbringenden Folgen jenes Hasses wurden mit jedem Tage fühlbarer; doch dauerte derselbe fort und fort, bis in der Nacht vom 23. auf den 24. Floreal (April) 1802 400 Mann auf Befehl des Generals Menou Reynier's Haus umzingelten und ihn als Gefangenen auf ein Schiff brachten, das zur Abfahrt nach Frankreich schon in Bereitschaft stand.

Bonaparte, der sich während der Zeit zu der Würde eines ersten Consuls emporgeschwungen hatte und das Benehmen des Generals Menou billigte, nahm Reynier mit großer Strenge auf. Sein bald nach diesem Ereigniß erschienenes Werk über Aegypten, welches er im Jahr 1802 zu Paris unter dem Titel herausgab: „De l'Egypte après la bataille d'Heliopolis et considérations générales sur l'organisation physique et politique de ce pays etc.", worin er Menou und andere Generale mit großer Freimüthigkeit schilderte, trug nicht wenig dazu bei, daß der erste Consul ihm von nun an alle Gunst entzog und ihn, so sehr er auch seinen militairischen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließ, mit der äußersten Kälte behandelte.

Als der leidenschaftliche und im Uebermaße eines nicht immer geregelten Ehrgeizes keine Schranken kennende Brausekopf vollends noch im Jahre 1803 den General Destain, einen allgemein geachteten Mann, in Folge längerer, wegen Verunglimpfung in seinem Werke entstandener Streitigkeiten im Duell getödtet hatte, gerieth Bonaparte so außer sich vor Wuth, daß er ihn sogleich aus Paris verweisen ließ und das Urtheil eigenhändig unterzeichnete.

Bald sah aber der französische Gewalthaber, welcher während der Zeit die Republik in ein Kaiserreich und seinen Consulstab in einen Scepter — was er zwar, wenn auch

unter anderm Namen, längſt ſchon geweſen — verwandelt hatte, daß ein Mann wie Reynier dem Staate in vielfacher Beziehung nützen könne. Er ſuchte ihn daher ſchon im Jahre 1805 wieder in ſeine Dienſte zu ziehen und gab ihm ſogar eine Anſtellung bei der italieniſchen Armee, indem er ein nicht unbedeutendes Corps ſeinen Befehlen anvertraute.

Bei Caſtelfranco ſollte der Stern ſeines Feldherrnruhmes glänzender als je zuvor hinter den Wolken des Neides und der Verleumdung hervorgehen. Im November deſſelben Jahres ſah er ſich auf einmal in der Nähe dieſer Stadt von Oeſtreichern angegriffen und von großer Uebermacht umzingelt; doch mit unerſchrockenem Muthe ſich vertheidigend, warf er jeden Angriff ſtandhaft zurück. Bald darauf focht er unter dem Befehle des kaiſerlichen Bruders Joſeph Bonaparte in der neapolitaniſchen Armee, deren Zweck war, dieſem den neuen Herrſcherthron zu begründen.

Seine Tapferkeit, Pflichttreue und Einſicht verſchafften ihm in dieſem Wirkungskreiſe die alte Gunſt des Kaiſers wieder, die er während des Rheinfeldzugs und hauptſächlich durch General Menou's Einflüſterungen nach der Schlacht von Heliopolis ganzlich verloren hatte; ja er ſtieg darin von Tag zu Tag höher, ohne ſich je darum bemüht zu haben, denn er hielt es unter ſeiner ſchweizeriſchen Ehre, jemals in ſeinem Leben, wo er recht gehandelt zu haben glaubte, von Jemanden, und wäre dies ſelbſt der größte Monarch der Erde geweſen, Verzeihung zu erflehen. Viel weniger verſtand es ſein raſcher, in Allem ſo ſelbſtändiger Geiſt, um die Gunſt der Mächtigen zu buhlen. Eher war er entſchloſſen, ſich jedem Wechſel des Schickſals preiszugeben, als je durch ſo ein des freien Mannes unwürdiges Benehmen ſeinen Charakter zu beflecken.

Napoleon war ſelbſt in den Jahren ſeiner größten Verblendung, wo er ſich ſo vermeſſen über alles Irdiſche erhob, jahrhundertalte Rechte und Satzungen mit Füßen trat und, die hohe Würde in dem Menſchen verkennend, ſowol in jedem Einzelnen wie in ganzen Körperſchaften und Völkern nur blinde Werkzeuge ſeiner ehrgeizigen Herrſchſucht erblickte, dennoch nicht unempfänglich für Charakterſtärke. Er, der zu allen ſeinen Zwecken das rechte Mittel zu wählen und zu jedem Geſchäfte den rechten Mann an den ſeinen Kräften und Neigungen entſprechenden Platz zu ſtellen verſtand, erkannte in Reynier den Feldherrn, welcher durch Feſtigkeit des Sinnes ſowie durch ſtrategiſche Kenntniß in einem Lande wie Neapel vor vielen Andern zu glänzenden Thaten berufen ſchien. Zum

Zeichen der wiedererlangten Gunst ernannte ihn der Kaiser zum Großoffizier der Ehrenlegion und bald darauf zum Großwürdenträger des Hausordens beider Sicilien.

Seines kriegerischen Muthes unerachtet verlor er im Jahre 1806 am 4. Juli in der Nähe von Maida ein Treffen gegen den engl. General Stuart und sah sich in Folge dieser Niederlage genöthigt, Calabrien zu räumen.

Er hatte zwar einen trefflichen Schlachtplan entworfen und alle Vortheile der bergigen Gegend für seine Truppen in Anwendung gebracht; allein es fehlte ihm bei seinem stürmischen, in Allem den unbeugsamsten Eigenwillen beurkundenden Temperamente an jener kaltblütigen Umsicht, welche den einmal gefaßten Plan trotz aller Hindernisse mit Standhaftigkeit ausführt, oft anscheinend vor dem Feinde weicht, um desto kräftiger und vernichtender wiederzukehren. Deshalb kann er wol ein großer Taktiker, aber dennoch kein großer Feldherr genannt werden.

Nach dem Abgange des Marschalls Jourdan übernahm General Reynier den Oberbefehl über die Armee von Neapel, welchen wichtigen Posten er so lange zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und Untergebenen verwaltete, bis er im Jahre 1809 von seinem Monarchen mit wichtigen Aufträgen an den Kaiser Napoleon abgesendet wurde, der soeben in die östreichischen Staaten eingefallen war. Auf Verwendung des Kaisers aus neapolitanischen Diensten entlassen, freute sich der ehrgeizige Krieger, in der Schule eines Napoleon sich neue Lorbern einzusammeln. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Als nach der Eroberung der östreichischen Kaiserstadt Napoleon, durch des Erzherzogs Karl klug berechneten Rückzug verlockt, bei der Insel Lobau über die Donau gegangen, bald aber auf dem engen und ganz ebenen Raume zwischen Aspern und Eßlingen (beide liegen ungefähr eine halbe Stunde von einander entfernt) von dem östreichischen Oberbefehlshaber durch einen Halbkreis umzingelt und nach einem mörderischen Treffen (21. und 22. Mai 1809) gänzlich geschlagen worden war, sah dessen weitschauendes Feldherrnauge seinen großartigen Plan dennoch nicht zerstört, sondern nur in der Ausführung aufgehalten. Es war ihm nichts als Erholung und Verstärkung nöthig. Kaum war ihm diese durch die Ankunft der italienischen Armee unter dem Vicekönig, der endlich die Oestreicher von dorther bis nach Ungarn gedrängt hatte, und des Marschalls Bernadotte mit den Sachsen, bei welchem Reynier als Untercommandant befeh-

ligte, in hinlänglichem Maße geworden, so zog der
der Franzosen am 1. Juli alle seine Streitkräfte in
Kern zusammen und nahm auf der Insel Lobau sein
quartier.

Gegen 180,000 Franzosen mit ihren Hülfsvölk
ten dies Mal die früher erlittene Schmach tilgen
ganze Streitmacht des Erzherzogs zertrümmern. Be
Dorfe Deutsch-Wagram, auf der großen Ebene des
feldes, wo die Straßen von Böhmen, Mähren und
sich kreuzen, und auf welcher schon im Jahre 1278
von Habsburg den stolzen Ottokar besiegte und den
stein zu Oestreichs Macht legte, kam es am 6.
1809 zu der ewig denkwürdigen Schlacht, die nun
und das Schicksal der Monarchie auf einmal entschied.

Den äußersten linken Flügel der französischen
führte Bernadotte mit den Sachsen und breitete sich
Hirschstätten aus. Unter ihm befehligte Reynier. An
lehnte sich Masséna. Das Mitteltreffen bildeten die
und die Eliten der italienischen Armee bei Raschdorf.
diese schloß sich Oudinot und Marmont, Davoust
den äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf
Die Oestreicher, obwol vielleicht um die Hälfte geringer
Zahl, machten den Angriff; General Klenau trieb die
zosen bis Enzersdorf zurück. Weniger glücklich aber als
ser Feldherr focht das östreichische Centrum, während
rechte Flügel mehre starke Angriffe mit großer Tapferkeit
wieß.

Napoleon suchte jetzt, da der Ausgang des Treffens
die Mittagsstunde noch zweifelhaft war, seinen Plan
rückt verfolgend, die Stellung bei dem alten Thurm
Markgrafen-Neusiedel, als dem eigentlichen Schlüssel, zu
winnen und die Schlacht durch Sprengung des Centrums
zu entscheiden. Masséna griff, von Nansouty, Lauriston
Macdonald mit den Garden zu Pferde unterstützt, durch
Geschützfeuer von 100 Kanonen das Dorf Aderklaa, als
Mittelpunkt der feindlichen Schlachtreihe, an. Doch
Fürst Liechtenstein's geschickte Rückbewegung des rechten
gels der Grenadiere sowie die ungemeine Tapferkeit der
pen ließ diesen Versuch scheitern. Alle wiederholten
der französischen Cavalerie und Infanterie, mit welcher
tern besonders Reynier stürmisch vordrang, blieben, obwol
starken Massen ausgeführt, ohne Erfolg. Wäre in diesem
Augenblicke Erzherzog Johann, der von Ungarn her mit
versicht erwartet wurde, wie er sollte, auf dem rechten

gel angelangt, so hätte sich das Kriegsglück ohne Zweifel auf Oestreichs Seite gewendet. Allein dies geschah nicht. Der linke Flügel unter Fürst Rosenberg wurde geworfen, und beim dritten Angriff wurde auch die Anhöhe von Markgrafen-Neusiedel, deren Besitz die Schlacht entschied, von den Franzosen mit dem Bajonet erstürmt.

Reynier hatte sich bei dieser Gelegenheit durch seine rasche Bewegung so hervorgethan, daß er von nun an das Commando über das Hülfscorps der Sachsen erhielt, welches früher Bernadotte hatte. Der Prinz von Pontecorvo durfte den Oberbefehl über die neunte Armeeabtheilung nicht mehr behalten und wurde sogar plötzlich, nicht ohne Zeichen der Misbilligung, nach Frankreich zurückgesendet, wo er ein Küstencommando in Holland gegen die dort drohende englische Landung übernehmen mußte. Napoleon tadelt ihn in seinen „Mémoires, notes et mélanges", Th. I, S. 180, auf eine bittere Weise. Der Ungrund jenes Tadels sowie die Gründe des kaiserlichen Tadels haben jedoch mehre Augenzeugen näher entwickelt, und die Welt sie bereits erkannt.

Der unlängst verstorbene königl. sächs. Generallieutenant von Gersdorff, als Adjutant des Prinzen von Pontecorvo und später des Kaisers selbst ein unparteiischer Beurtheiler, hat in 2 Briefen an die Generale Gourgaud und Gérard (Dresden, 1823) Thatsachen angeführt, welche jene Beschuldigung widerlegen.*)

Nach dem Urtheile eines der competentesten Richter in jener Angelegenheit, des königl. sächs. Generals von Schreibershofen, der, stets im Generalstabe arbeitend, längere Zeit Adjutant des Grafen Reynier**) sowie später während der Occupation in Frankreich des Herzogs von Wellington war, und dessen Güte der Verfasser dieser biographischen Skizze wesentliche Beiträge verdankt, dürfte zur Aufklärung der damals in Dunkel gehüllten und zu vielen Sagen Anlaß

*) Siehe hierüber das „Liter. Conversationsblatt", 1823, Nr. 84. — Ueber den ganzen Feldzug vrgl. man des Generals Pelet (Masséna's Adjutant) „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, avec les opérations particulières des corps d'Italie, de Pologne, de Saxe, de Naples et de Walcheren" (4 Bde., m. e. Atlas, Paris, 1825); v. Valentini's „Gesch. des Feldzugs von 1809 an der Donau" (2. Aufl.); Matthieu Dumas' „Précis des evénémens militaires etc.", Th. XIX fg.

**) Napoleon hatte ihn während der Zeit zum französischen Grafen (comte de l'empire) erhoben.

gebenden Ungnade der Umstand nicht außer Acht zu lassen sein, daß Bernadotte, der zu Anfange der Revolution Jacobiner, wenigstens Ultrarepublikaner gewesen, von jeher den Ansichten Napoleons offen oder heimlich entgegengehandelt und ihn sogar oft getadelt hatte. Der kluge Kaiser fand zwar für gut, ihn bisher immer noch zu schonen, theils weil er durch seine Brüder mit ihm verschwägert worden war, theils weil Bernadotte, nachheriger Prinz von Pontecorvo, sowol in der Armee als unter den Liberalen und Constitutionnellen in Frankreich einen großen Anhang zählte: eine Popularität, welche geeignet war, Napoleon mistrauisch zu machen und in seiner Seele heimlichen Groll aufsteigen zu lassen. Nun hatte der Prinz seinem Gebieter mehre Male besondern Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben: erstens im Jahre 1806 während der Schlacht von Jena, weil er aus Feindseligkeit gegen Davoust diesen bei Auerstädt nicht unterstützte, sondern bei Dornburg unthätig stehen blieb; dann im Jahre 1808 durch die Entweichung des seinem Oberbefehle untergebenen spanischen Corps unter Romana, und endlich jetzt in der Schlacht bei Wagram, indem er am 5. Abends gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl ganz isolirt Wagram, das Centrum und Hauptquartier des Feindes, sowie die Höhen, auf welchen dessen Hauptmassen und Reserven aufgestellt waren, ohne Plan und Zusammenhang bei Nacht angreifen und hierauf einen Tagesbefehl ergehen ließ, in welchem er sich oder seinen Truppen, die er dadurch für ihre unnützerweise dargebrachten Opfer entschädigen wollte, die Ehre des Tages zuschrieb.

Wie sehr Napoleon solche Fanfaronaden haßte, ist zu bekannt, als daß Reynier's Oberbefehl über das neunte Armeecorps jetzt noch einer Entwickelung oder Rechtfertigung bedürfte.

„Die Art, wie er sich uns am 10. Juli darstellte", sind die eignen Worte aus dem Tagebuche des Generals von Schreibershofen, „als wir am Morgen dieses Tages bei Glinzendorf auf dem Marsche bei Unter-Siebenbrunn vor ihm vorbeidefilirten, war nicht geeignet, viel Zutrauen einzuflößen. Er grüßte kaum die Truppen, sprach nur wenige Worte zu dem commandirenden General, und sein Gesicht hatte dabei einen solchen Ausdruck von Kälte, die uns als Nichtachtung erschien, daß die Trauer, den Prinzen von Pontecorvo als Chef verloren zu haben, sich allgemein und laut aussprach".

„Als Entschuldigung der misvergnügten Miene des Generals Reynier ward von seinem viel Gutmüthigkeit zeigenden

Chef des Generalstabes, Oberst Gressot, angeführt, daß Reynier in Süditalien ein Obercommando gehabt habe und von dort auf eine kränkende Weise abberufen worden sei, um hier die erste beste Anstellung zu erhalten".

„Da dieser Mann späterhin in den Jahren 1812 und 1813 in die Schicksale unserer Armee eng verflochten ward, so glaube ich seine Charakteristik gleich hier beifügen zu müssen, unerachtet wir Sachsen im Beschlusse des Feldzugs von 1809 noch nicht genugsam Gelegenheit hatten, ihn wahrhaft kennen und seinen Werth schätzen zu lernen".

„Reynier kann in Hinsicht seiner technischen Kenntnisse, seines ruhigen, aber schnellen und höchst richtigen Ueberblicks im Gefechte, seines seltnen Talents, eine Gegend topographisch zu beurtheilen und sich zu orientiren, vielleicht der ausgezeichnetste General der Armee genannt werden, als welchen er sich in vielen Feldzügen, besonders als Chef des Generalstabes Moreau's, glänzend bewährt hat. Dessenungeachtet ernannte ihn der Kaiser nicht zum Marschall und zog ihm zu dieser Würde Männer vor, die in jeder Hinsicht weit unter ihm standen, weil er sich mehrmals, besonders in Aegypten, Napoleon zum Feinde gemacht, und weil er, wie man behauptete, kein Glück in der eignen Leitung von Kriegsunternehmungen habe. Dieselbe Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit, wodurch er seinen Kaiser gegen sich aufgebracht, war, glaube ich, nebst einigen andern Eigenthümlichkeiten seines Charakters auch die Ursache seines Unglücks im Kriege; denn nicht blos der Kopf des Feldherrn, die Berechnung und das Wissen desselben wirken hier auf die Handlungsweise der Untergebenen, auch die Eigenschaften des Gemüths und Charakters eines Heerführers üben großen Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten durch die Wirkung, die diese Eigenschaften auf die Menschen hervorbringen, mit denen derselbe in Beziehung steht, mit denen er gemeinsam handeln, und die er recht eigentlich elektrisiren muß: eine Wirkung, die in großen Momenten, in Krisen des Entschlusses zuweilen bedeutender und entscheidender sich zeigt als der Buchstabe des Gesetzes und die Autorität des Befehls".

„In Folge dieser Ansicht glaube ich behaupten zu dürfen, daß Reynier's Unglück im Kriege, das wir selbst 4 Mal, bei Kobryn, Wolkowice, Kalisch und Großbeeren, hart empfunden haben, und das sich in Calabrien und Spanien schon wiederholt gezeigt hatte, theilweise aus seiner Hartnäckigkeit (entêtement), theils aus seinem stolzen, kalten, verschlossenen und ungemüthlichen Wesen hervorging. Erstere verhinderte ihn

von einer vorgefaßten Meinung abzugehen oder einen einmal gemachten Plan nach den ihm unwahrscheinlich vorkommenden neuen Umständen abzuändern. Sich aber von diesen näher zu unterrichten hinderte ihn seine eigne Verschlossenheit und seine auf Andere die gleiche Wirkung hervorbringende Abneigung, sich mitzutheilen; und diese Eigenschaft isolirte ihn auch von der Unterstützung der unter, und mehr noch der neben ihm bei derselben Armee dienenden Corpscommandanten, indem diese großentheils — mit Ausnahme Macdonald's, mit dem er im besten Einverständnisse lebte — von seinem schroffen Wesen sich beleidigt fühlten, wenigstens ihm nicht Freund waren und ihm lieber ein Unheil gönnten als ihn unterstützten. Die kalte Einsylbigkeit schadete ihm indeß mehr bei und unter Franzosen als bei deutschen Truppen, weil erstere Geschwätzigkeit und Fanfaronade mehr als Verschlossenheit und kalten Ernst lieben, und der Franzos gern dem durch Phrasen und schöne Worte augenblicklich erregten Enthusiasmus folgt, während der Deutsche weniger für Wort und äußern Schein empfänglich ist und die guten, wenn auch weniger glänzenden Seiten leichter durch seine ruhige Reflexion anerkennt".

„Daher ward auch dem General Reynier, als wir in den Feldzügen von 1812 u. 1813 seine großen Vorzüge als Militair und die Geradheit und Rechtlichkeit seines Charakters kennen lernten, von Seiten unserer Offiziere und Soldaten ein Grad von Vertrauen und Ergebenheit zu Theil, den er in der französischen Armee nie erreicht hatte".

Die glänzenden Waffenthaten, welche Reynier an der Spitze des sächsischen Armeecorps, welches den alten Ruhm in mehr als einer blutigen Schlacht bewährt hat, auszuführen so glücklich war, verschafften ihm nicht nur das Commandeurkreuz des sächsischen St.-Heinrichsordens, sondern erwarben ihm auch die persönliche Hochachtung und Gunst des ewig unvergeßlichen, sein gegebenes Wort unter den schwersten Opfern lösenden Sachsenkönigs, Friedrich Augusts des Gerechten.

Schon zu der Zeit des östreichischen Krieges hatte sich zwischen Frankreich und Rußland, so sehr auch die Zusammenkunft der Herrscher von beiden Ländern zu Erfurt (1808) einen dauerhaften Frieden zu verbürgen schien, den gleichsam die geographische Lage beider Staaten gebot, gegenseitig Kälte gezeigt. Der geringe Antheil, den das äußerst langsam heranrückende Hülfsheer der Russen an dem Kriege gegen Oestreich nahm, lieferte den deutlichsten Beweis, daß dessen Be-

fehlshabern von Petersburg aus politische Umsicht anempfohlen war.

Dieser Umstand sowie eine längst gehegte fixe Idee bestimmte den Kaiser der Franzosen zu dem verderblichen Kriege gegen Rußland. Eine solche kein Hinderniß kennende Grundidee gehörte gerade in der Zeit, als der Feldzug unternommen wurde, dazu, ein solches Wagestück zu vollbringen, und diese war gewissermaßen die Basis der Hauptfehler, die sich Napoleon von da an hat zu Schulden kommen lassen.

Nicht die so wenig gesegneten Provinzen des alten Czarenstaates, die so weit außer dem Willensbereiche Napoleons lagen, welche aber durch friedliche Verbindung mit Frankreich diesem Lande unschätzbare Vortheile gewähren konnten; nicht die Ueberwindung der russischen Heere, deren kalte, unerschütterliche Tapferkeit ihm schon so oft fühlbar geworden, bestimmten den Eroberer zu jenem Zuge. Nein! Der Weg nach Moskau war nur das Dritttheil seiner Reise nach Indien.

Der unglückliche Ausgang dieses Riesenunternehmens, an dessen Kühnheit beinahe eine halbe Million der auserlesensten Krieger scheiterte, und bei dessen Ausführung die Blüte Frankreichs und eines großen Theiles von Deutschland in den schmählichsten Tod sank, ist durch die Feder eines Ségur*), Blesson**), Chambray***), Buturlin und Robert Ker-Porter (letzt. deutsch von Dr. C. Ludolf Kritz) mit so lebendigen Farben geschildert worden, daß wir dem Leser, ohne uns einem Vorwurf auszusetzen, deren Lecture auf das dringendste empfehlen zu dürfen glauben. Kunstfreunde kennen gewiß die „Malerische und militairische Reise von Wittenberg nach Moskau im Jahre 1812", auf Stein gezeichnet von Albrecht Adam (120 Bl., mit franz. Texte, München, 1827).

---

*) „Histoire de Napoléon et de la grande armée, pendant l'année 1812", (2 Bde., Paris, 1825). Ein Meisterwerk in Hinsicht der Darstellung, das viele Auflagen erlebte, viele Streitschriften, namentlich die von Gourgaud, nach sich zog und sogar ein Duell zwischen letzterm und dem Verf. veranlaßte.

**) „Geschichte des russischen Feldzugs, nach dem Franz. von Chambray" (2 Bde., mit Plänen, Berlin, 1824).

***) „Histoire de l'expédition de Russie etc." (3 Bde., m. e. Atlas, 3. Aufl., Paris, 1825). Der Marquis de Chambray hat als Hauptmann der Artillerie der kaiserl. Garde den Feldzug mitgemacht und ist bei Wilna gefangen worden. Sein Werk übertrifft alle übrigen an historischem Werthe.

Bei diesem zu gleicher Zeit übermüthigsten und unglücklichsten Kriegszuge in der neuen Geschichte war General Reynier mit der Deckung des rechten Flügels der großen Armee in Polen beauftragt und befand sich daher nicht bei dem alle Begriffe von menschlicher Drangsal übersteigenden Rückzuge von Moskau, während welchem die Berezina allein, ohne Krankheiten, Kälte, Hunger und Elend aller Art, viele Tausende der unglücklichen Opfer des Ehrgeizes eines Einzigen verschlang.

Die wenigen Ueberbleibsel der berühmten großen Armee, welche durch Napoleon auf Rußlands Schneegefilden hingeschlachtet worden war, hatten sich unter dem Befehle des Vicekönigs von Italien, Eugen, gegen Magdeburg zurückgezogen. Die Heeresabtheilung aber, welche Graf Reynier führte, und die aus Franzosen, Sachsen und Baiern bestand, war nach dem ruhmvollen, aber unglücklichen Kampfe bei Kalisch, in welchem er sich jedoch nach dem Urtheile Einiger der überlegenen Macht zu tollkühn ausgesetzt und seine Truppen, gleich ihren Brüdern bei der großen Armee, unnützerweise hingeopfert haben soll, den sächsischen Grenzen näher gerückt. Jetzt verkündete Alles, daß sich das französische Heer an die Elbe lehnen sollte, um die neue Kriegsmacht zu erwarten, welche der geschlagene, aber noch nicht gedemüthigte Kaiser durch neue Conscriptionen im Innern seines Reiches sammelte und mit Blitzesschnelle ausrüstete.

Voll banger Ahnung fürchteten Sachsens Bewohner, ihr schönes, von der Geißel des Krieges noch wenig berührtes Land möchte der Schauplatz des erneuerten Kampfes werden. Und leider ging diese Ahnung nur zu bald in Erfüllung. Während der Graf Reynier sich von Sorau nach Bautzen wandte, um sich, da die Elbe nicht mehr zu vertheidigen war, an dem Ufer der Spree aufzustellen, hatte der Marschall Davoust den kühnen Entschluß ausgeführt, mehre über die Elbe führende Brücken zu zerstören. Die meißner Brücke wurde am 12. März verbrannt, und 7 Tage darauf (am 19. März) 2 Bogen und 1 Pfeiler der schönen steinernen Brücke zu Dresden in die Luft gesprengt. Der wilde Herzog von Auerstädt begab sich nach dieser That in die Gegend der Niederelbe, wo das feste Magdeburg und das friedliebende Hamburg, das er seinen eisernen Scepter zur Anhäufung seines Privatvermögens auf echte Tyrannenweise fühlen ließ, die einzigen Stützpunkte für die Trümmer der französischen Heere blieben.

Dresden hatte keine Besatzung. Das Garderegiment zu Fuß, welches zur Deckung des königlichen Schlosses zurück-

geblieben war, mußte nun auf einmal theils auf den Königstein ziehen, wohin man die Landesschätze, einige öffentliche Cassen und die kostbarsten Gemälde der Bildergalerie gebracht hatte, theils dem Könige und seiner Familie nach Plauen folgen. Nur ein Theil der Husaren und die mittlerweile aus Polen zurückgekommene und in kurzer Zeit neugerüstete schwere Reiterei, die Kuirassiere von der Garde und vom Regimente Zastrow, standen in der Nähe der Hauptstadt, wo die letztern am 26. Februar einzogen. Einige Abtheilungen derselben rückten alsdann nach Bautzen vor, um Beobachtungsposten zu bilden, eine blieb in Dresden, die übrigen waren mit dem Könige in Plauen.

Die übrige, dem verderblichen Feldzuge entronnene sächsische Reiterei, welche der tapfere General von Gablenz (seit den Septembertagen des Jahres 1830 Gouverneur der Residenz Dresden) nach dem unglücklichen Treffen bei Kalisch in das östreichische Gallizien gerettet hatte, kehrte erst im Monat Mai 1813 über Böhmen nach der Heimath zurück.

Unter obigen Vorspielen ernster Ereignisse kam Graf Reynier, der 10 Tage lang am linken Ufer der Spree gestanden hatte, am 7. März mit seinem Stabe in Dresden an. Am folgenden Tage rückte auch seine Heeresabtheilung in die Hauptstadt ein und wurde theils in die umliegenden Dörfer am linken Stromufer, theis in die Neustadt einquartirt, wo in manchen Häusern über 80 Mann lagen.

Der französische Feldherr schien entschlossen zu sein, die beiden Uebergangspunkte an der obern Elbe zu vertheidigen, obwol Meißen ganz ohne Schutzmittel und die Festungswerke von Dresden größtentheils zerstört waren. Schon am Tage nach seiner Ankunft wurden Vorbereitungen zur Vertheidigung gemacht. Der Oberbefehlshaber besichtigte die Umgebungen der Neustadt, ließ sie rings mit Schanzpfählen einschließen und auf die Wälle der Stadt Geschütz auffahren, um damit das rechte Elbufer bestreichen zu können. Alle Kähne, Fahrzeuge und Flöße, welche die Eigenthümer nicht verborgen hatten, wurden theils vom rechten Ufer weggeführt, theils verbrannt und versenkt.

Die Stimmung der Einwohner, welche sich Anfangs über diese Anstalten nur durch stillen Unwillen, höchstens durch Murren geäußert hatte, wurde von Tag zu Tag eine bedenklichere. Man rottete sich haufenweise zusammen; wilde Scharen durchzogen mit tobendem Lärm die Straßen. „Die Franzosen fort!" erscholl es von Zeit zu Zeit aus

dem Haufen, und vielstimmig wiederholte es der gräßliche Chor.

Andere Schwärme hatten es inzwischen schon gewagt, die Fenster des königlichen Gebäudes des Brühl'schen Palastes, wo der französische Oberbefehlshaber wohnte, einzuwerfen. Ein lautes Geschrei: „Die französischen Hunde fort! — Reynier heraus!" erscholl zu wiederholten Malen auf dem Brückenplatze.

Der sonst so feurige, in der Schlacht sogar ungestüme General Reynier beobachtete bei diesem Vorfalle, ohne seiner Würde als oberster Feldherr etwas zu vergeben, eine kluge Schonung und gebot allen seinen Untergebenen die größte Mäßigung. Während des ganzen Aufruhrs ward von Seiten der Franzosen kein Säbel entblößt und kein Gewehr abgefeuert, so sehr auch der Pöbel die Anwendung kriegerischer Strenge oft gleichsam herausfodern zu wollen schien. Ihm wurde dagegen die Genugthuung, daß besonders die unter ihm gestandenen sächsischen Krieger über das Benehmen des Pöbels empört waren, und selbst gemeine Soldaten sagten, daß der gütige General solche Beleidigungen um die Sachsen nicht verdient habe. Am folgenden Morgen begaben sich die Abgeordneten des Stadtraths und einige Vorsteher der Bürgerschaft zu dem Oberbefehlshaber, um ihm ihr Bedauern über die Vorfälle des vorigen Tages an den Tag zu legen. Er empfing sie mit ruhiger Würde, aber mit Ernst, und drang darauf, die Urheber des Aufstandes nach den bürgerlichen Gesetzen zu richten, damit er nicht gezwungen sein möchte, ein Militairgericht niederzusetzen, um die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Es wurden darauf von der Civilbehörde einige Menschen verhaftet und auf die Festung Königstein gebracht, wo dieselben so lange in Verwahrsam gehalten wurden, bis sie in dem darauffolgenden Monate auf Verlangen des Generals Blücher freigelassen wurden.

Der General Graf Reynier räumte nun dem Marschall Davoust den Brühl'schen Palast ein, verlegte sein Quartier nach Reisewitz und übergab das Commando des Corps, da er mit Urlaub nach Paris ging, einstweilen dem General Durutte, als ältestem Divisionsgeneral.

Von hier aus begab sich unser Held zu dem siebenten Armeecorps unter den Befehlen des Marschalls Ney, wohnte den Gefechten bei Weißenfels und bei Lützen (2. Mai 1813) bei und bewirkte, mit dem Schlachthaufen des Fürsten v. d. Moskwa vereinigt, nebst den Marschällen Soult — welcher zu den Gefechten dieser Tage ganz besonders das Commando über

das Corps des General Bertrand übernommen —, Bessières, Lauriston am 21. Mai bei Bautzen oder Wurschen den Ausschlag des Treffens. Hätte Napoleon nicht, von der Uebermacht begünstigt, das Umgehen des wachsamen Feindes durch den Marschall Ney und die Sachsen, welche unter Reynier über Baruth zu ihm gestoßen waren, bewerkstelligen können, so würde ihm die Bezwingung der Anhöhen bei Konitz, einem so schönen militairischen Standpunkt, noch mehr Aufwand von Zeit und Menschen gekostet haben. Der Verlust, den das feindliche Kanonenfeuer hier angerichtet, war schon ohnehin außerordentlich, und die Felder ringsumher mit Todten und Verwundeten übersät. Vorzüglich litt die sächsische und französische Reiterei. Die Russen räumten jedoch den Hauptpunkt des Terrains, die vor Markersdorf liegenden Höhen und Gehölze.

Dieser Sieg beraubte den vom Glücke schon ziemlich verlassenen Kaiser der Franzosen des liebsten Vertrauten, den dieser sonst empfindungslose Mann auf der Welt hatte, des Großmarschalls Duroc, Herzogs von Friaul, der nebst Lannes, Augereau und Rapp vielleicht am kühnsten mit ihm zu sprechen wagte und ihn oft mit der edeln Freimüthigkeit eines Jugendgefährten tadelte. Napoleon ritt nämlich mit seinem Gefolge auf der großen Straße in das Dorf Markersdorf, während die Truppen von beiden Seiten herumzogen. Gleich beim Eingange des langen, ein flaches Thal schräg durchschneidenden Dorfes wendet sich die Straße in einem stumpfen Winkel etwas links, und kaum hatte der Kaiser diese Wendung gemacht, so sauste eine Kanonenkugel von den nahen Anhöhen herab hart vorüber und schlug kaum 30 Schritte weit hinter ihm nieder. Ein paar Minuten darauf erhielt er durch einen seiner Adjutanten die Nachricht, daß dieselbe ihm den Großmarschall Duroc und den General Kirchner, Befehlshaber des Geniecorps, geraubt habe.

Die jenseitigen Höhen von Markersdorf waren noch immer von den Verbündeten besetzt, und das vierten Armeecorps unter dem General Grafen Bertrand, welches jüngst der Marschall Soult befehligt hatte, war ganz auf den rechten Flügel geworfen worden. Das Hauptheer folgte der görlitzer Straße und bemächtigte sich, die Sachsen unter Reynier an der Spitze, am 28. Mai der Stadt Görlitz. Trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der letztern und ihres Führers, womit sie aller Hindernisse ungeachtet vorwärtsdrangen, hatte doch Marschall Ney, dessen Heerhaufen Reynier mit seinen Leuten verstärkte, am 26. Mai in der Gegend von Hainau mehre Ba-

taillone verloren. Bei Rippach und Lützen, bei Königswarthe, Bautzen und Reichenbach — überall war der französische Verlust stärker gewesen als der der Verbündeten, und man konnte sich weder mit eroberten Fahnen und andern Siegeszeichen, noch mit gebliebenen feindlichen Heerführern brüsten.

Dagegen waren von französischer Seite bereits die Marschälle Bessières und Duroc gefallen, und die Generale Delzon und Gruner hatten bei Lützen, sowie Kirchner und Labruyère bei Bautzen und Reichenbach die Zahl der Todten vermehrt.

Nie wurde Reynier's Starrsinn bei der einmal vorgefaßten Meinung von seinen Untergebenen mehr empfunden als in den Gefechten bei Großbeeren und Wittstock. Vor dem erstern Dorfe war nämlich eine Kosakenlinie aufgestellt, dahinter Truppen und Geschütz. Nichtsdestoweniger wurde es von dem wackern sächsischen Grenadierbataillon v. Sperl mit dem Bajonet genommen und zugleich durch Granaten in Brand gesteckt. Schon war der Befehl gegeben, den Bivouac hier zu bereiten, als das Nahen zahlreicher feindlicher Colonnen die Truppen wieder ins Gewehr rief. Bisher hatte man es nur mit einer die Avantgarde des feindlichen Heeres bildenden Division unter dem General Hübner zu thun gehabt.

Jetzt rückte die zur Vertheidigung von Berlin aufgestellte Armee gegen die Sachsen heran. Leider erlaubte der Regen, zumal im Pulverdampfe, nicht weit zu sehen. Was aber noch viel mehr Unheil brachte, war Reynier's vorgefaßte Meinung, daß die feindliche Hauptmasse noch entfernt sei, und daß es an jenem Tage nicht zu einem entscheidenden Treffen kommen werde; doch leider, als es hierzu kam, ließen sich die Nebencorps, die der Feind vorsichtigerweise durch kleine Abtheilungen zu schwächen und beschäftigen wußte, abhalten, unserm den Angriff der feindlichen Hauptmacht allein annehmenden Corps zu Hülfe zu eilen.

Daß General Reynier diesen Angriff einer so sichtbar überlegenen Masse in der ungeschützten Stellung annahm und sich nicht in das hinter seinen Truppen befindliche Holz zurückzog, in welches sich der Feind nachher selbst bei der Verfolgung unserer übel zugerichteten Colonnen nicht wagte, war unstreitig ein Fehler, der mit nichts entschuldigt werden kann, und der dem sächsischen Heere theuer zu stehen kam.

Die Wirkung desselben war auch sehr bald nur zu fühlbar. Am folgenden Morgen wollten die jungen, sonst so tapfern Krieger nicht mehr im Feuer stehen. Der Brigadegeneral Devma mußte ein sächsisches Uhlanenregiment zu Hülfe

rufen, um seine fliehenden Soldaten aufzuhalten. Reynier selbst benahm sich aber dabei so tapfer und umsichtig, daß er die ganze Nacht vom 23. zum 24. August auf dem vor Wittstock gelegenen Dammdéfilé unter dem furchtbarsten Regen zubrachte, um durch seinen Betrieb das Zurückgehen des Fuhrwesens über diesen Punkt zu beschleunigen. Zerbrochene, oder nicht wesentlich nöthige Wagen, welche stecken blieben und Aufenthalt verursachten, wurden vom Damme herab in das Wasser geworfen. Da sich die Trainsoldaten oft nicht schnell genug hierzu entschließen wollten, legte Reynier mehrmals selbst Hand ans Werk und fing an die Stränge abzuhauen. Auf einem dieser Vorrathswagen befand sich zufällig das letzte, nicht mehr zu ersetzende Faß Brantwein, welches die Intendanz besaß. Daß dieses Kleinod für die Soldaten nach so gewaltiger Anstrengung nicht verloren gehe, hob er, von seinen Adjutanten unterstützt, bis an die Knie im Koth steckend, die Tonne vom Wagen und wälzte sie mit eigner Hand an einen sichern Ort. Das Schauerliche dieser Nacht wurde durch das Aechzen und Stöhnen der Verwundeten, die zum Theil auf dem Damme liegen geblieben, zum Theil in den Fluß hinabgesunken waren, auf die niederschlagendste Weise noch erhöht.

Mit Tagesanbruch ließ er die Truppen hinter den Damm zurückmarschiren; alsdann wurde die Brücke, die sich ungefähr in der Mitte des Dammes befand, abgeworfen, ehe noch der Feind einige beunruhigende Schritte zu thun im Stande war.

Auf der Anhöhe südlich von Wittstock hielt Reynier, ehe er das Corps in Marsch setzte, genaue Heerschau, besonders über das Materielle der Artillerie mit Einschluß aller Requisitenwagen. Er sprach kein Wort dabei, aber seine Miene drückte sattsam aus, was er bei dieser ein höchst günstiges Resultat darbietenden Durchsicht empfand. Zu dem Ausdrucke seines Gesichtes paßte die herunterhängende Hutkrempe, die bei ihm sowie bei den meisten Adjutanten durch Regen und schnelles Reiten sich abgelößt hatte.

Bei seinem abgeschlossenen Wesen vertraute er selbst in den Augenblicken der höchsten Gefahr nur dem Chef seines Stabes, dem General Gressot, den er gewöhnlich für die administrativen und schriftlichen Arbeiten gebrauchte, seinem Lieblinge, dem Obersten Cherlot, der die mündlichen Aufträge an den General en Chef der Armee, den General Bertrand, zu besorgen hatte, und dem damaligen königl. sächs. Major (jetzt General) von Schreibershofen, einem ebenso gewandten Ge-

schäftsmanne als durch seine Tapferkeit ausgezeichneten Krieger, dem die Aufsicht über die Vorposten- und Vedettenlinien sowie das Einziehen von Nachrichten über die Bewegungen des Feindes u. s. w. übertragen war. Besonders mistrauisch war er gegen die Berichte über die Stärke und Bedeutung feindlicher Angriffe und gegen die Meldung: Es zeigen sich Colonnen! — Gewöhnlich rief er voll Verdruß aus: „Encore des colonnes!“ und war der Meinung, daß es nur Pelotons sein würden, bis er sich durch den großen Tubus, mit welchem einer seiner Leute ihm stets folgen mußte, von der Richtigkeit der Angabe überzeugt hatte; wie er denn überhaupt die Gewohnheit hatte, niemals bei einer Windmühle vorüberzureiten, ohne den höchsten Punkt bei derselben zu ersteigen, um von da die nächste Umgegend zu betrachten. Oft stieg er sogar, namentlich bei fernern Gefechten, auf Bäume und beobachtete mittelst seines Fernrohrs den Ausgang der Sache.

Bei aller Strenge hatte Reynier oft Momente, wo er sich gleichsam selbst vergaß und nach echter Franzosenweise Fehler, die ihm mit einer gewissen Naivetät angezeigt wurden, ungeahndet ließ. Als er am 29. September in dem Eichenhaine Luisium bei Dessau die Wachtposten visitirte, warfen die jungen Conscribirten, die auf das Wort: „Aux armes!“ herbeigeeilt waren und statt des Gefolges des Generals, der herbeisprengte, feindliche Reiter zu erblicken wähnten, die Gewehre von sich und liefen, was sie konnten, über die Brücke, sich im nahegelegenen Weidengebüsche zu verbergen. Der Offizier der Wacht, der ganz allein zurückgeblieben war, rief, als der General ankam, mit todtblassem Gesichte nach dem Weidengebüsche hindeutend: „Mon général, ces messieurs sont neufs!“ Das Naive dieses Ausrufs brachte selbst Reynier's ernstes Gesicht zum Lächeln. Ohne ein Wort zu sagen ritt er weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Reynier's Gerechtigkeitsliebe trat vielleicht nie in ein schöneres Licht, als da er nach der Schlacht bei Dennewitz die in den Armeeberichten des Marschalls Ney mitgenommenen Sachsen — er beschuldigte sie, von allen Truppen zuerst den Rücken gewendet zu haben — nicht nur gegen den Kaiser, sondern selbst in öffentlichen Blättern vertheidigte und in einem eigens deshalb ausgefertigten Schreiben an den Generallieutenant Edeln von Lecoq ihnen das gebührende Lob althergestammter Tapferkeit zollte.

Nicht minder äußerte er, so oft eine falsche Ansicht über das ihm anvertraute Corps ausgesprochen wurde, hauptsäch-

lich aber nach dem zwischen der sächsischen Nachhut und einigen Pulks Kosaken vorgefallenen Gefechte bei Koswig, mit seltener Lebhaftigkeit sein Vertrauen in den militairischen Geist der Sachsen. Er sprach damals besonders von der sächsischen Artillerie auf sehr schmeichelhafte Weise: „Hätte ich statt unserer reitenden Batterie eine sächsische zur Hand gehabt, so hätte der Feind capituliren müssen!"

Nach der unglücklichen Schlacht bei Dennewitz (6. Sept. 1813), wo im ungleichen Kampfe, unter Anführung Bülow's, Tauenzien's und des Kronprinzen von Schweden, 40,000 Preußen gegen 80,000 Franzosen, Baiern, Würtemberger, Sachsen und Polen, die, von Ney geführt, unter Oudinot, Bertrand, Reynier und Arrighi anstürmten, einen glänzenden Sieg erfochten hatten, sah sich besonders das siebente französische Armeecorps unter dem General Reynier genöthigt, sich hinter die Elbe, wo es dem Andringen Blücher's nicht länger hätte widerstehen können, und später an die Mulde zurückzuziehen.

Nie hatten Franzosen und Deutsche mit mehr Erbitterung gekämpft. Ney, le brave des braves, wagte sich bei Dennewitz so ins Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges vor, neben und hinter ihm in den Tod stürzte. Der kühne Reynier blieb lange, wie Einer, der den Tod sucht, im dichtesten Kugelregen der preußischen Scharfschützen ruhig stehen.

Eine kurze Zeit noch und die großen Tage, in denen Europas neues politisches Dasein auf den Ebenen Leipzigs entschieden werden sollte, naheten heran.

Der 18. Oktober 1813 war der große Entscheidungstag, an welchem Napoleons Glück zertrümmert, Sachsens Schicksal entschieden, Deutschlands Befreiung erkämpft und die Gestaltung von ganz Europa verändert werden sollte. Wie 2 Tage vorher der Vortheil der Stellung mehr auf Seiten der Franzosen gewesen, und der Sieg einige Male schon den fränkischen Scharen zu lächeln schien, so hatte sich nun mit einem Male das Kriegsglück gewendet. Schon in den Vormittagsstunden des verhängnißvollen Tages hatte General Reynier seinem Gebieter durch einen seiner Adjutanten gemeldet, daß ein Theil der sächsischen Artillerie und Reiterei bereits zu dem Feinde übergegangen sei. Es war dies nämlich ein Husaren- und Uhlanenregiment. Das Bataillon König war schon in der Nacht vom 22. zum 23. September unter dem Commando des Majors von Bünau von seinem Vorposten unsern Reuden zum Feinde übergegangen. Gegen 3 Uhr des Nachmittags erhielt der Kaiser

ferner die Nachricht, daß auch das Fußvolk die französischen Reihen verlassen habe.

Bis hierher hatte Napoleon mitten unter dem Kanonendonner, unter dem Siegsgeschrei der Feinde und dem bangächzenden Gestöhne der Verwundeten die größte Ruhe und ein sich immer gleichbleibendes Wesen gezeigt. Er war größtentheils während der Schlacht, wie immer, kalt, nachdenkend, in sich gekehrt umhergegangen. Auch dieser Unfall brachte in seinem Benehmen keine Veränderung hervor, obwol man auf seinem Gesichte einen gewissen Unmuth bemerkte. Der Uebergang der Sachsen wurde, soweit es im Bereiche der Möglichkeit lag, geheimgehalten. Dann ließ er sich plötzlich sein Pferd bringen und ritt nun feldeinwärts nach Reudnitz bis in die Nähe der Straßenhäuser auf dem Wege nach Wurzen. Dort fand er Ney und Reynier, aus deren bedenklichen Mienen und dem Geberdenspiele, womit sie gegen die feindlichen Schlachtlinien auf der Ebene zwischen Paunsdorf und Schönfeld hindeuteten, man wohl wahrnehmen konnte, daß hier ein Unstern regieren müsse. Napoleon eilte bald nach dem Mittelpunkte des Treffens und befahl der alten Garde, die ihn überall begleitete, die Lücke auszufüllen, welche durch den Uebertritt der Sachsen entstanden war.

Er selbst hatte jetzt keine Verstärkung mehr zu erwarten. Was er besaß, war in den Kreis mit ihm zusammengebannt, in welchem er stand.

Die Verbündeten hingegen hatten noch viele Hülfe im Rückhalte. Da zog von Norden her der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) und trieb den General Reynier mit seinem kleinen Haufen vor sich her; da kam von Osten Bennigsen mit einem neuen Russenheere, und von Süden Colloredo mit einer wackern Schar Oestreicher.

Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönfeld, welches dicht an der Parthe liegt, zurück. Bei diesem Dorfe währte der Kampf 4 Stunden. Muthig stürmten die Russen unter Langeron; ebenso tapfer erwiderten Marmont's Grenadiere den Angriff und verließen ihren Posten erst, als schon Dorf und Kirche brannten. Ney und Reynier, welche das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheere gleichfalls angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus ihrer Stellung geworfen. Und als sie sich wieder sammelten und mehrmals behaupten wollten, da machte sich die Reiterei der Russen und Preußen gegen sie auf, und das Geschütz warf von allen Seiten Feuerkugeln und Congreve'sche Raketen in ihre Vierecke.

Da half kein Widerstehen, kein Ermahnen der tapfern Befehlshaber, selbst Napoleons zu Hülfe eilende Garde nicht; die Reihen lösten sich in verwirrter Flucht auf, und erst in Volkmarsdorf wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, wo die sämmtlichen sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin, dem Befehle ihres Königs getreu, geduldig für den fremden Herrscher gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für Denjenigen vergießen wollten, der so lange das gemeinschaftliche Vaterland gedrückt und ihre Freunde und Brüder nur als Werkzeuge seines unersättlichen Ehrgeizes gebraucht, ja durch seinen Trotz nur gar zu klar an den Tag gelegt hatte, daß zur Erreichung seiner Zwecke ihm nichts zu theuer und kostbar sei. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zogen sie, die Anführer an ihrer Spitze, im Angesichte der Franzosen zu den verbündeten deutschen Heeren über.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug der ganzen französischen Armee nach Leipzig, und der Morgen des 19. Oktobers fand die Franzosen und Deutschen in einem ebenso hartnäckigen Kampfe, wie Tages zuvor auf der großen Ebene ringsumher, jetzt in den einzelnen Straßen der Stadt; denn jedes Haus war verrammelt und alle Gräben und Gartenmauern zur Festung benutzt. In der Mittagsstunde, als die ersten Preußen unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, die pommerschen Schützen an ihrer Spitze, durch das grimmaische Thor in die Stadt eindrangen, und bald darauf Benningsen das Petersthor, der russische Feldherr Langeron aber das hallische stürmte, zerstreuten sich die Franzosen nach allen Seiten. Napoleon, der um 10 Uhr noch dem Könige von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte, konnte kaum durch das Getümmel der Pulverwagen, um die sich Fußvolk und Reiterei mit dem Geschütze in großer Eile drängte, hindurchwinden, um auf einem Nebenwege um die Stadt die weite Straße zu finden. Hier sah er sich aber wieder von Gesunden, Verwundeten, Sterbenden, Marketendern, Wagen mit Frauen und Kindern und von geraubten Viehheerden so eingeschlossen, daß man sagen kann, der Mann, der sich in seinem Uebermuthe den Beherrscher der Welt genannt hatte, mußte sich nach dem Völkersiege bei Leipzig von diesem gedanken- und sinnlosen Strome in eiliger Flucht mit fortschieben lassen. Mehre seiner wackersten Führer wurden gefangen. Die Marschälle Ney, Macdonald und Marmont entkamen glücklich; Bertrand aber, Lauriston und der kühne Reynier, der bis zum letzten Augenblicke, als sein Corps schon bis

auf einige Hundert herabgeschmolzen war, treu aushielt, fielen in die Hände des Feindes; Poniatowski, den Napoleon kurz zuvor noch zum Reichsmarschall gemacht hatte, fand seinen Tod in den Fluten der Elster.

Dies war der Tag der Befreiung für Deutschland. Drei Kaiser und 2 Könige waren zu diesem Streite ausgezogen. Der Kaiser von Oestreich kam nämlich wenige Stunden nach beendigter Schlacht in Leipzig an. Somit verdiente dieses Haupttreffen noch mehr als das bei Austerlitz die Dreikaiserschlacht genannt zu werden. Von da, wo Europas Grenzen das ferne Asien, und wo sie den atlantischen Ozean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger versammelt und kämpften eine wahre Völkerschlacht.

Nachdem der fliehende Eroberer noch am 21. Oktober von dem preußischen General York bei Freiburg an der Unstrut einen beträchtlichen Schlag erhalten und in dem dreistündigen Treffen bei Hanau, wo ihn der bairische Feldherr Fürst Wrede mit einer bedeutend schwächern Anzahl aufzuhalten bemüht war, seine Garden und fast alles noch übrige Geschütz nebst der Munition verloren hatte, sah er am 2. November 1813 das Ufer des Rheins, dieses alten Grenzhüters der Germanen, zum letzten Male.*)

So groß der Verlust Napoleons auch war, so erblickte doch die erste Stunde des neuen Jahres das wiederaufgehobene Schwert des Krieges furchtbar geschärft und bereit, auf das Haupt Derjenigen niederzufallen, die es lange nur gegen Andere geschwungen und nicht in ihren eignen Grenzen gesehen hatten. Wie sehr nach solcher Erschöpfung auch einige

---

*) Ueber den auf ewig denkwürdigen Feldzug, wo die Macht des Mächtigen, der keinen höhern Richter über sich anerkannte, gebrochen und Deutschland von dem fremden Joche befreit wurde, vergleiche man, um von den unzähligen darüber erschienenen Schriften nur einige zu nennen: Otto Freiherr von Odeleben, „Napoleons Feldzug in Sachsen im J. 1812 u. 1813" (Dresd., 1816) und dessen „Darstellung der Ereignisse in Dresden im J. 1813" (Dresd., 1816); (Becker's) „Feldzüge der Sachsen i. d. Jahren 1812 u. 1813" (m. 4 Kart. u. Pl., Dresd., 1821); „Sachsen und seine Krieger ꝛc." (Leipz., 1829); „Der Krieg der Verbündeten gegen Frankreich ꝛc." von v. Rau und Hänel von Kronenthal, herausg. von Karl Vetter (Berl., 1821. 4.); „Materialien zur Geschichte des großen Kampfes für Europa's Befreiung" (Berl., 1815); Karl von Plotho, „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in d. J. 1813 und 1813" (3 Bde. Berl., 1817).

freisinnige und furchtlose Männer aus der gesetzgebenden Versammlung mit Gründen der Mäßigung dem unersättlichen Eroberer den Frieden anriethen, so waren doch alle Worte umsonst. Nichts rührte sein kaltes Herz, nichts beugte seinen stolzen Sinn. Mit trotzender Geberde sprach er am 1. Januar 1814 von seinem Throne herab die vermessenen Worte: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfassung so gefällt. Verlangt Frankreich eine andere Verfassung, so mag es sich einen andern Herrscher suchen. Was ist der Thron? Ein mit Sammt überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreichs, ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger als ich Frankreich. Ihr wollt den Frieden. In 3 Monaten sollet ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein".

An dem Tage, als dieses der stolze Eroberer sprach, ging der vorzüglichste Gewalthaufen der verbündeten Heere über den Rhein; und als der letzte Tag der Frist von 3 Monaten, die sich Napoleon selbst gesetzt hatte, der 31. März, die Erde beschien, rückten die verbündeten Heere in Paris ein, und — Napoleons Herrschaft hatte ein Ende.

Reynier überlebte diese demüthigende Schmach nicht mehr. Ein kurzes Krankenlager, auf das ihn kurz nach seiner Ankunft in Paris heftige Gichtanfälle geworfen hatten, entrückte den Helden unter heftigen Schmerzen, ebenso unruhvoll, wie sein Leben war, mitten in dem Getümmel wilder Zubereitungen zum Kriege aus diesem irdischen Dasein.

Der 27. Februar 1814 war der Tag, an welchem ihm seine treue Gattin, eine geb. von Chambaudouin, die seit dem Anfange des verhängnißvollen Jahres 1812 alle Leiden, Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren eines launenhaften Glückes als unzertrennliche Lebensgefährtin mit ihm getheilt hatte, die Augen zudrückte. Unfreundlich überraschte Reynier's Tod den Kaiser in einem Momente, wo er des Talentes und der persönlichen Tapferkeit seiner Heerführer mehr als je bedurfte. Kopfschüttelnd, ohne ein Wort zu sprechen ging er lange Zeit mit raschen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, als ihm ein Flügeladjutant die Nachricht von Reynier's Tode brachte; dann stand er plötzlich stille und sagte mit gedämpfter, jedoch vernehmlicher Stimme gleichsam in sich hinein: „So will denn Einer nach dem Andern von mir scheiden, die ich geliebt und Denen ich vertraut. Der Eine verläßt mich so, den Andern raubt mir der Tod".

Noch tiefer aber schmerzte die Trauerbotschaft die Armee. Vom gemeinen Grenadier bis zum Marschall war nur

eine Stimme über das Verdienst des Vollendeten. Und war er auch manchmal gegen seine Untergebenen zu aufbrausend und zu rasch durchgreifend, so kann man ihm doch bei keiner Gelegenheit eine Ungerechtigkeit, noch weniger willkürliche Härte vorwerfen. In der Regel bereute er solche Uebereilungen, sobald sein Blut sich abgekühlt hatte, und nach dem schönen Grundsatze, nie die Sonne untergehen zu lassen, bevor er seinen Fehler durch verdoppelte Sanftmuth wieder gutgemacht oder mit seinem Beleidiger sich wieder versöhnt hatte, ließ er keinen ihm übergebenen Gefangenen, wenn es anders in seiner Macht stand, lange auf die Entscheidung seines Schicksals warten. Ernst und strenge im Dienst, war er herablassend und mild außer demselben, ein guter Gesellschafter, theilnehmender Freund und ein treuer Gefährte des Soldaten im Lager, der mit dem gemeinen Manne oft Zelt, Nahrung und Lager theilte. Wie er keine Zurücksetzung selbst von Höherstehenden duldete, so vertrat er auch bei jeder Gelegenheit, wo die Ehre seines Corps angegriffen oder gefährdet war, die Rechte jedes Einzelnen mit dem Feuereifer eines Vaters.

Ein schöner Beweis hiervon ist die Vertheidigung der zum siebenten Armeecorps gehörenden, ihm anvertrauten Abtheilung Sachsen, deren zu frühem Rückzuge in der Schlacht bei Dennewitz der Marschall Ney den Verlust jenes Treffens beimaß, woran aber die verspätete Ankunft des zwölften Armeecorps unter dem Herzog von Reggio (Oudinot) die meiste Schuld haben mochte. Mit edler Freimüthigkeit schrieb er hierüber an den Kaiser, um sich und den Sachsen Genugthuung zu verschaffen. Den letztern ertheilte er diese, was nämlich von ihm als commandirendem General abhing, selbst in einem besondern Briefe an den Generallieutenant Edeln von Lecoq.

Als Beweis, wie er, ein echter Pflegesohn der Revolution, ein Krieger ohne Furcht und Tadel, mit der Unbefangenheit des guten Gewissens selbst zu dem sieggewohnten Napoleon ruhig über eine ohne seine Schuld verlorene Schlacht sprach, mag der Schluß jenes Schreibens hier eine Stelle finden:

> D'après cet exposé véridique j'espère, que V. M. jugera, que le septième corps d'armée a fait tout ce qu' il a pu et du dans cette affaire.
>
> J'ai eu dans cette campagne deux affaires fâcheuses, ou j'ai éprouvé de grandes pertes, parcequ' animé du désir de battre les ennemis et d'obtenir de grandes succès, j'ai peut-être trop tenté

la fortune des armes, *et trop compté sur l'appui de mes chefs et de mes voisins.*

Je prie V. M. d'être persuadé de mon devouement, et que j'exécuterai bien toutes les opérations dont *Elle* voudra me charger *directement*, ou qui seraient *bien commandées* par d'autres chefs.

Je suis etc. E. Reynier.

Puchen, le 7 Octobre 1813.

Viele werfen ihm vor, das gute Einverständniß mit seinen Collegen nicht nur häufig durch eine gewisse Hartnäckigkeit im Beharren auf dem einmal gefaßten Entschlusse gestört — und hiervon könnte sein Auftritt mit dem Marschall Oudinot während der soeben erwähnten Schlacht von Dennewitz die Belege liefern*) — sondern auch durch eine gewisse Geringschätzung der Mahnungen und Rathschläge deutscher Generale, in deren geistige Fähigkeit er offenbar zu wenig Vertrauen setzte, bedeutende Fehler begangen zu haben.

Ein solcher Anfall von Starrsinn und Eigenliebe oder vielmehr von dem allen französischen Heerführern eignen Stolze, die Rathschläge eines deutschen Generals entbehren zu können, ist nach dem Urtheile mehrer Augenzeugen Veranlassung zu dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Kalisch geworden. Der Generallieutenant von Lecoq, welcher unter Reynier den Oberbefehl über die Sachsen hatte und an jenem denkwürdigen Tage aus guter Quelle von dem Anrücken eines feindlichen Corps unterrichtet war, machte dem General Reynier, als solcher zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens nach Kokanin, einem unfern der Stadt gelegenen Dorfe, kam, die dringendsten Vorstellungen, das Corps nicht in einer so ausgedehnten Aufstellung zu lassen, es vielmehr nahe vor Kalisch zu vereinigen und sich im Falle eines Angriffs nur auf die Vertheidigung der vor der Stadt befind-

*) In dem Augenblicke, wo das gesammte zwölfte Armeecorps (unter Oudinot) hinter dem linken Flügel des siebenten (unter Reynier) erschien und durch schnelles Vorrücken den Ausschlag geben konnte, marschirte es nebst der Division Guilleminot in Zügen rechts ab nach Dennewitz, wohin es der Marschall Ney abrufen ließ, der sich fortwährend bei dem rechten Flügel aufhielt.

General Reynier, welcher einsah, daß diese zweckwidrige Bewegung den Verlust der Schlacht herbeiführen müsse, suchte sie zu hintertreiben; da entspann sich in Gegenwart mehrer sächsischen Offiziere zwischen ihm und dem Marschall Oudinot ein sehr lebhafter Wortwechsel, wobei es zu bittern Vorwürfen und anzüglichen Reden kam, welche das Uebel leider nur verschlimmerten.

lichen Höhen zu beschränken. Der französische Befehlshaber war aber dieses Mal dergestalt von der Meinung verblendet, daß es blos kleine Abtheilungen der feindlichen Reiterei wären, welche sich bei Russow zeigten, daß er dem Generallieutenant von Lecoq trotz jener Warnungen und Vorschläge sogar ausdrücklich befahl, dem Regimente Prinz Clemens Infanterie mit der Batterie von Brause, welche dieser als Stützpunkt rückwärts von Kokanin auf dem halben Wege nach Kalisch aufgestellt hatte, Cantonnirungsquartiere anzuweisen. Dadurch wurden die Sachsen von einander getrennt, dem Feinde zur Ueberflügelung Raum und Zeit gewährt, und somit das Gefecht zum Nachtheile der sächsischen Truppen, obwol letztere an diesem Tage (13. Februar) Wunder der Tapferkeit thaten, entschieden.

In einem gleichen Wahne befangen, daß der Feind sich nicht so schnell der französischen Hauptmacht entgegenstellen, noch weniger die Offensive ergreifen würde, wollte er bei Großbeeren (23. August 1813) den wiederholten Meldungen des Hauptmanns Geibler, der nach dem gleich Anfangs verwundeten tapfern Major von Sperl das Commando eines Grenadierbataillons übernommen und das Erscheinen feindlicher Massen (es war der preußische General Borstell von Kleinbeeren her) durch seinen Adjutanten mehrmals berichtet hatte, durchaus keinen Glauben beimessen. Selbst den Offizieren seiner Umgebung, welche ihn schon im Beginnen auf die Formirung der feindlichen Colonnen in seiner Fronte aufmerksam machten, gab er lächelnd zur Antwort: „Ah! ce n'est rien, ils ne viendront pas!“

Trotz diesen Fehlern, welche aus der von Napoleon, seinem Lehrer und Meister, erlernten Geringschätzung fremder Talente entsprangen, gewann dennoch unser ernster, gestrenger, der deutschen Sprache fast gänzlich unkundiger Feldherr sehr bald nicht nur die Achtung der höhern Offiziere, sondern auch die Liebe und das volle Vertrauen der gemeinen Leute in dem sächsischen Heere durch die Gediegenheit seines Charakters, durch seinen redlichen, uneigennützigen Sinn, durch seine wahrhaft väterliche Sorgfalt für die Verpflegung der Truppen, durch sein würdevolles Benehmen in Zeiten der Gefahr sowie im Drange widriger Verhältnisse und besonders durch eine mit nichts zu bestechende Gerechtigkeit.

Graf Reynier war unstreitig einer der gelehrtesten und vielseitig gebildetsten Heerführer aus der großen Pflanzschule der französischen Staatsumwälzung, welche für Frankreich wenigstens seit Jahrhunderten zum ersten Male dem wah-

ren Verdienste, ohne Rücksicht auf Geburt und Rang, die Bahn brach und den Menschen auf die Stufe der Wirksamkeit stellte, welche ihm sein Talent erworben. Nichtsdestoweniger ist er einer der Generale, welche von Napoleon am kargsten sind belohnt worden. Der Grund davon mochte vielleicht darin liegen, daß der Kaiser der Franzosen ihn stets im Verdachte hatte, er stehe noch fortwährend mit Moreau in freundschaftlichen Verhältnissen, unterhalte wol gar auch einen geheimen Briefwechsel mit demselben. Er bekam von Napoleon zwar ein Landgut in Calabrien und ein anderes in Polen geschenkt, allein ehe er noch den geringsten Nutzen daraus ziehen konnte, hatte ihn der Tod dahingerafft. Seiner Gattin, von der er eine Tochter hatte, hinterließ er nichts als den Ruhm seines Namens und das Bewußtsein, für sich und seine Hinterlassenen ein besseres Schicksal verdient zu haben.

Da der unermüdet thätige Mann, nach dem Beispiele des ältern Bruders, im Frieden wie im Kriege, auf Reisen wie zu Hause jede freie Minute, die er den Berufsgeschäften ablauschen konnte, nützlich anzuwenden wußte, so entstanden mitten unter seinen Feldzügen nachfolgende Werke, welche ebenso von seinem Eifer für die Wissenschaft als dem Reichthum seiner Kenntnisse zeugen:

I. De l'Egypte après la bataille d'Héliopolis et considérations générales sur l'organisation physique et politique de ce pays. (mit e. Karte, Paris, 1802). Dies Werk, von welchem noch in dem nämlichen Jahre eine englische Uebersetzung erschien, ist die obenerwähnte Schrift, welche Anfangs von Napoleon gutgeheißen, später aber ohne Angabe des Grundes auf dessen Befehl confiscirt wurde; jetzt eine bibliographische Seltenheit!

II. Conjectures sur les anciens habitans de l'Egypte (Paris, 1804).

III. Sur les sphinx qui accompagnent les pyramides d'Egypte (Paris, 1805).

Joseph Longhi.

Von Heinrich Hase.

Joseph Longhi ward am 13. Oktober 1766 zu Monza geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Seidenhändler, konnte ihm und seinen 3 Brüdern eine sorgsame Erziehung geben lassen, und so verging die erste Jugend dieses Mannes unter Erheiterungen und Begünstigungen, wie sie selten Denen zu Theil werden, die in der Welt einst gefeiert werden sollen. Die freundliche an den brianzischen Hügeln gelegene Stadt Monza, wo der kaiserliche Palast, der damit verbundene Park, die majestätischen Hallen der Kirche, in deren Schatz die eiserne Krone verwahrt und von eignen Chorherren gehütet wird, in empfänglichen Gemüthern so mannichfache Eindrücke zurücklassen, mußte er früh schon verlassen; denn für die Pfründe bestimmt, die seine Familie zu besetzen das Recht hatte, wurde er schon im achten Jahre aus dem älterlichen Hause und der Schule der Stadt nach dem Seminar von Celana im Gebiete von Bergamo geschickt, das er nur mit den Mauern des Seminars von Monza vertauschte, um bis zum Ablaufe des zwanzigsten Jahres innerhalb eines andern Seminars in Mailand den Cursus der dazu nöthigen Studien zu vollenden. Die ausgezeichneten Lehrer, die den Unterricht im Seminar zu Mailand besorgten, wirkten besonders glücklich auf die geistige Entwickelung ihres talentvollen Schülers, und ein zufälliges Zusammentreffen mußte die Richtung entscheiden, welche sein Genius von Kindheit auf schon genommen hatte. Abate Ant. Mussi, nachmals Professor der griechischen und hebräischen Sprache an der Universität zu Pavia und zuletzt Bibliothekar bei der Ambrosianischen Bi-

bliothek zu Mailand, einer der einflußreichsten Lehrer für unsern jungen Longhi, weil er durch Schärfe und Bündigkeit seiner Urtheile die Ueberzeugung gleichsam eroberte, beschäftigte sich in Nebenstunden gern mit den darstellenden Künsten, besonders mit der Malerei, und sah daher nicht ohne Theilnahme, wie den jungen Giuseppe auch eine unwiderstehliche Neigung immer zum Zeichnenstift trieb. Denn wenn die andern Knaben ihre Freistunden spielend hinbrachten, blieb Longhi in seiner Zelle, um mit der Feder Kupferstiche abzuzeichnen oder Bildnisse seiner Schulkameraden zu fertigen, die er ohne Anweisung mit treffender Aehnlichkeit entwarf, und von denen daher, wie von allerlei Gestalten, seine Schulbücher voll waren. Einen Diener des Seminars hatte er einst auf die Mauer eines Vorhauses so sprechend und zugleich so kunstgerecht mit Kohle gezeichnet, daß man dieses Portrait jahrelang stehen ließ, wenn auch die Mauer seitdem ein paar Mal geweißt wurde. Abate Mussi war dieser natürlichen Anlage förderlich. Er lieh seinem jungen Zöglinge gute Kupferstiche und Zeichnungen, um seine Thätigkeit in guter Richtung zu erhalten, und übernahm es selbst, ihn auf die Irrthümer aufmerksam zu machen, in die er beim Nachzeichnen verfallen war. Blätter von Wille und Masson machte er zum Gegenstande seines eifrigsten Studiums, und Sammler werden sich durch Longhi's berühmtes Blatt, den Genius der Musik nach Guido Reni, überzeugen können, wie bis ins Einzelnste eingehend er Masson's Jünger in Emaus (nach Tizian), gewöhnlich **La nappe de Masson** genannt, studirt und sich angeeignet hatte.

Die Liebe zum Künstlerberuf hatte sich bei diesen Beschäftigungen zur entschiedenen Neigung ausgebildet, und Longhi war daher am Schlusse des sogenannten philosophischen Cursus, im Jahre 1786, als der eigentlich theologische beginnen sollte, entschieden, den geistlichen Stand aufzugeben und ganz sich den zeichnenden Künsten zu widmen. Ein Versuch im Radiren, bei dem ihm Mussi mit Rath und That an die Hand gegangen (eine kleine **Madonna del dente**) nach Parmigianino, und eine Alte, halbe Figur, bestärkte ihn in der Ueberzeugung von der Wohlüberlegtheit seines Entschlusses.

Longhi's Vater, ein Mann von Einsicht und musterhafter Rechtlichkeit, ehrte die Abneigung des Sohnes gegen den geistlichen Stand; aber er stimmte keineswegs der Wahl bei, die Giuseppe getroffen hatte, weil die traurigen Beispiele einiger misrathenen Künstler in Menschen dieser Classe ihm nur Belästigungen für die ganze Familie sehen ließen. Wäre

es seinem Wunsche nach gegangen, so hätte sich Giuseppe dem Rechtsstudium gewidmet oder der Heilkunde; auch Mathematik wollte er zugeben; da unser junger Künstler in den bisherigen Studien sich für alle diese Berufsweisen gute Vorkenntnisse erworben hatte. Am wenigsten Geneigtheit von allen väterlichen Vorschlägen fand der, zur Unterstützung der Familie an dem Seidenhandel Theil zu nehmen; aber da einmal eine Wahl getroffen werden mußte, so entschied sich Giuseppe doch für diesen letztern, weil er wohl bedachte, daß bei jedem andern Berufe, wenn er nicht gewissenlos betrieben würde, ihm weniger Muße für seine Lieblingsbeschäftigung übrigbleibe. Der Handel, meinte er, sei leicht zu lernen, und täglich müßten ein paar Stunden zum Zeichnen und Malen wol übrigbleiben. Zum Scheine gab er daher dem Seidenhandel den Vorzug, übte sich im Rechnen, Schönschreiben und Französischen, erlernte Alles sehr schnell, vergaß es aber ebenso schnell wieder. Dabei ließ er die Beschäftigung, auf welche der Genius ihn hinwies, nicht einen Augenblick aus den Augen. Jede ersparte Minute gehörte insgeheim seiner Leidenschaft, und selbst die Umgebungen des väterlichen Hauses dienten dazu, ihn zu befestigen, da der Vater selbst von Zeit zu Zeit ein gutes Gemälde erwarb, dem Künstlerberufe nur darum aber abhold war, weil er kein sicheres Auskommen für seinen Sohn dabei voraussah.

Der rüstige Vater ließ dem Sohne mehr Zeit frei, als dieser gehofft hatte, und kunstgeschichtliche Werke kürzten selbst noch die Stunden der gefoderten Gegenwart. Durch sie wurde Giuseppe mit dem unwürdigen Treiben des Brotneides bekannt, das nur zu häufig die Verhältnisse von Malern zu Malern entstellt, und die Abneigung seines geraden Sinnes gegen solche Mittel wirkte am entschiedensten ein, ihn für die Kupferstecherkunst zu bestimmen, die eher jene Unabhängigkeit zu sichern schien, welche er, schon aus Pietät gegen die väterlichen Ansichten, als ein sehr schätzenswerthes Gut betrachten mußte.

Seit diese Wahl bei ihm feststand, fühlte er bestimmter das Bedürfniß nach größerer Fertigkeit und Sicherheit in dem Zeichnen. Aber wie er diese erlangen sollte, war eine Schwierigkeit, die nicht leicht zu heben war. Hätte er sich einem Lehrer angeschlossen, so möchte er Mühe gehabt haben, seine Aeltern zu überreden, daß er fernerhin dem Handel sich widmen wolle. Sie durch diese Erklärung zu betrüben, war auf keine Weise seine Absicht, und konnte es um so weniger sein, als er noch nicht unabhängig genug sich fühlte, um ih-

rer Unterstützung entbehren zu können. Er mußte also darauf sinnen, ohne diese Hülfe seinen Zweck zu erreichen, und Zwang macht erfinderisch. Was ein Lehrer ihm sein konnte, mußte er sich selbst ersetzen. Er verschaffte sich gute Umrisse nach tüchtigen Meistern und pauste diese Anfangs ganz durch, trug dann nach der Durchzeichnung einen Theil aufs reine Papier über und zeichnete das Uebrige nach dem Augenmaße, ohne Hülfe des Zirkels oder eines andern Maßes, nach und sah endlich, auf diese Zeichnung die Durchzeichnung auflegend, alsbald, wo er gefehlt hatte. Durch die Wiederholung dieses Verfahrens gewöhnte er Hand und Auge von selbst an jene Sicherheit der Ausführung, die ihm der Unterricht des geschicktesten Lehrers nicht besser hätte beibringen können. Für sich studirte er Linienperspective, sofern sie dem Zeichner menschlicher Gestalten noth ist, und beschäftigte sich eifrigst mit den Verhältnissen der Menschengestalt, nach den Angaben der Werke, die er in ziemlicher Menge zusammengebracht hatte. Von Zeit zu Zeit verschaffte er sich einen jungen Burschen oder einen tüchtigen Landmann als Modell und zeichnete ihn in allerlei Stellungen, erlernte aus Lehrbüchern die Knochen- und Muskellehre und machte sich mit der anatomischen Kunstsprache vertraut, weshalb er denn auch dann und wann das Krankenhaus besuchte, um die von Moscati gefertigten Präparate zu zeichnen und zu studiren. Auch den äußern Ausdruck der Leidenschaften suchte er sich geläufig zu machen; und wenn auch sein Verfahren nicht hinreichte, alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche dem jungen Künstler sich zeigen, so war es doch recht sehr geeignet, ihm zu einer Zeit, wo sein Geist noch frisch und gleichsam unberührt war, in der Theorie der Kunst zu befestigen, und er hatte Ansichten in einem Alter gewonnen, die nicht fehlführen und den Anspruch auf den Künstlernamen sichern, ehe er ihn durch die That sich verdienen konnte.

Vorzugsweise übte er sich aber in dem Federzeichnen, wohlberechnend, daß, wenn er bis zur Führung des Grabstichels und der Nadel vorgeschritten sein würde, er doch weiter nichts zu thun habe, als auf dem Kupfer mit dem Stahle dieselben Züge hervorzubringen, die er mit der Feder auf dem Pergamente hinzeichnete. Und diese Uebungen gelangen ihm bewunderungswürdig. Eine Zeichnung dieser Art hatte er einem erlauchten Mitgliede des östreichischen Kaiserhauses im J. 1791 überreichen lassen, und dieser Umstand verschaffte ihm ungesucht die Auszeichnung, zum ersten Zögling der Kupferstecherschule ernannt zu werden, die Leopold II. im Jahre

vorher in Mailand begründet hatte. Diese Schule war Vincenzo Vangelisti, einem Toscaner und Schüler von Wille, anvertraut und verschaffte den Zöglingen einen Jahrgehalt. Eine solche Gunst von Seiten der Regierung mußte dem Vater Freude machen, der, ohne geradezu die Wahl des Sohnes gutzuheißen, doch ihm zugestand, daß er versuchsweise diese Schule ein paar Monate lang besuche, und ihn daher nach Mailand ziehen ließ, wo er seinen Aufenthalt in der Folge für immer finden sollte.

Der Eintritt in den nun augenblicklich ergriffenen Beruf geschah unter günstigen Vorzeichen. Mit Longhi traten in die Lehranstalt ein Giuf. Benaglia, Giov. Boggi, Capitano Saverio, Faustino Anderloni, Giuf. Cozzi und Carlo Rampoldi. Mehre unter ihnen haben sich geehrte Namen erworben, und der Wetteifer mußte schon fördern. Longhi versäumte keine Gelegenheit, um sich die Kenntnisse zu erwerben, welche die höchsten Auszeichnungen sichern; er besuchte die Zeichnenschule bei der Kunstakademie, welcher der Maler Traballesi und der Bildhauer Franchi vorstanden. Beide lebten in den gespanntesten Verhältnissen, und Longhi, der durch seine Geschicklichkeit die Auszeichnung Traballesi's sich verdiente, war eben aus diesem Grunde bei dem eingebildeten Franchi schlecht angeschrieben. Einmal für immer entzog er sich aber diesen Händeln, als er mit dem Zeichnenstift auf die höflichste Weise von der Welt die Irrthümer nachgewiesen wünschte, die dieser in seinen Zeichnungen ihm vorwarf; er war sicher, daß Franchi von diesem Tage an nicht weiter von seinem Treiben Notiz nahm.

Dieser Verlust, wenn es einer war, wurde ihm reichlich ersetzt durch die Belehrungen seines Freundes Andrea Appiani, der zwar Schüler wie Longhi, aber bei gereifter Einsicht wohlgeeignet war, Andern als Vorbild und Lehrer zu dienen. Im herzlichen Umgange wurden die Ansichten zwischen ihnen ausgetauscht, und schon so Traballesi's beeinträchtigtes Ansehen wieder zur vollen Anerkennung gebracht.

Auf eigne Kosten unternahm Longhi gegen Ende des Jahres 1792, als er sein Probestück, einen Adler, nach dem Leben gezeichnet, für Professor Albertolli vollendet hatte, eine Reise nach Rom, um sich nach Rafael's, Giulio's und der andern großen Meister echter Weise zu vervollkommnen. Ueberall ward nach den großen Werken gezeichnet, daneben das methodische anatomische Studium möglichst betrieben, und der weite Weg nach San-Spirito war daher unserm Künstler nicht zu weit, wenn es galt, Präparate zu zeichnen. Ein

Bild von Guido, der Genius der Musik, ward in der Ghigi'schen Sammlung mit Sorgfalt zum Stiche gezeichnet, und der Stich, den er unter Vangelisti's Leitung nach seiner Rückkehr in Mailand 1794 ausführte, begründete mit zuerst die Aufmerksamkeit, welche ein solches Talent verdiente. Die Originalzeichnung, die an Abate Caronni kam, befindet sich jetzt, irren wir nicht, in der Wiczay'schen Sammlung zu Hederwar.

Bei seiner Rückkehr nach Mailand richtete er sich eine Kupferstichwerkstatt ein, und nichts unüberlegt unternehmend, kam er dabei auf eine Abänderung in den Vorrichtungen, die eine Wohlthat für alle Zeiten geworden ist. Viele bedeutende Künstler des erwählten Faches sah Longhi in ihren besten Jahren hinwelken. Als Grund davon erkannte er die Stellung, die sie bei der Arbeit wegen der Lage des Kissens nehmen mußten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, erfand er eine Vorrichtung, die von ihm tavolino mobile genannt wurde. Professor Vangelisti fand sie so zweckgemäß, daß er sie bei sich einführte. Außerdem machten fast alle Kupferstecher davon Gebrauch; die k. k. Kunstakademie in Wien zeichnete sie durch eine Ehrenerwähnung und die vaterländische Gesellschaft in Mailand, der Longhi eine Beschreibung und eine Zeichnung überreichte, durch einen Preis aus. (Siehe den 3. Th. der „Atti della soc. patriotica", v. J. 1793.) Späterhin machte Longhi von jenem frühern Mechanismus keinen Gebrauch mehr, weil man einen noch einfachern erfunden hatte.

Schon damals begann Longhi Kupferstiche bekanntzumachen, welche bewiesen, daß er seinen Meisterbrief sich verdient hatte. Sie wetteiferten mit den Werken Vangelisti's. In den Handel kam damals ein h. Hieronymus nach Dan. Crespi (1795 gearbeitet), der durch Kraft der Ausführung Beifall fand. Das Urbild, im Besitze eines Herrn Appiani zu Monza, hatte oftmals zu Rathe gezogen werden können. Gleichzeitig gab Longhi ein kleines Bild nach Rembrandt (einen Mann mit einem Turban darstellend, wozu eine Zeichnung, die ein Freund nach dem Gemälde gemacht hatte, zum Grunde lag) und das Bildniß eines Abate Pellegrini, der in Mantua damals zu den literarischen Namen gehörte, auf Kosten des Abate Conti.

Ueberzeugt, daß beständige Uebung im Zeichnen den geschickten Kupferstecher ausmache, führte Longhi von Zeit zu Zeit, um sich die Formen der Natur recht gegenwärtig zu erhalten, das Portrait eines Freundes in schwarzer Kreide

aus, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Aber bald wurden die Zumuthungen dieser Freunde, sie zu zeichnen, so häufig, daß er dabei zu viele Zeit zum Nachtheile seiner kupferstecherischen Beschäftigungen verlor, und häufig machte er sogar, was noch schlimmer war, wenn er sie nicht befriedigen konnte, diese Freunde sich zu Feinden. Daneben hörte der Vater nicht auf, in ihn zu dringen, daß er die ergriffene Beschäftigung aufgebe und sich den, wie ihm dünkte, weit einträglichern Studien zuwende, und verweigerte, im Falle des Beharrens beim bisherigen, fernere Unterstützung. Unser Künstler wäre daher auf die 500 Lire beschränkt gewesen, welche die Regierung ihm als Jahrgehalt gab. Longhi beschloß darum, auf solche Bildnisse einen Preis zu setzen, und sehr bald fanden sich von allen Seiten Leute, die willig sich dieser Bedingung unterwarfen. Schon hatte er wegen seiner Bildnisse sich einen solchen Namen erworben, daß er in Kurzem, bei der Leichtigkeit, mit der er in wenigen Stunden eins fertig brachte, ein Bedeutendes dabei erwarb, die väterliche Unterstützung nicht mehr nöthig hatte, sogar auf das Jahrgeld der Regierung völlig verzichtete und, um den zahlreichen Anfoderungen zu genügen, die Schule Vangelisti's außerdem aufgab. Um den Kupferstich jedoch nicht völlig zu vernachlässigen, begann er damals seine nachmals an Artaria in Manheim verkaufte Galatea nach einem Gemälde von Albani in seinem eignen Besitze.

Der große Erfolg von Longhi's gezeichneten Bildnissen war begründet auf der Richtigkeit seines Augenmaßes für die geometrischen Grundlinien der Gesichter. Weil er so zu sagen den Zirkel und das Winkelmaß in den Augen hatte, so war er der Art an strenge Genauigkeit gewöhnt, daß die Ausführung ihm dadurch ein Spiel wurde. Oftmals nahm er, um einem Freunde einen Gefallen zu thun, zu einer Sitzung die Kreide, und ein einziger Morgen reichte ihm hin, ein Portrait von vielem Geist und überraschender Aehnlichkeit fertigzubringen. Viele Familien in Mailand besitzen noch hochgehaltene Proben dieses Talentes. Das Bild des Prof. Siro Borda wurde im Jahre 1818 von B. Bordiga nach einer solchen Zeichnung gestochen, ebenso das Bild der berühmten Catalani im Besitze des Herrn F. Longhena, und viele andere verdienten es ebenso sehr wegen ihres Kunstwerthes als wegen der dargestellten Persönlichkeiten noch zu werden.

Die Aufträge zu solchen Portraiten wuchsen ins Unglaubliche, und wenn er auch den Preis höher stellte, so war doch der Zudrang noch so groß, daß seine Platte nicht sehr

vorwärtskam. Man fragte bei Longhi an, ob er solche Bildnisse nicht in Miniatur ausführen könne. Er hatte sich mit dieser Art von Malerei noch nie befaßt, aber er ging darauf ein, studirte für sich nach der Encyklopädie das Verfahren, und da Gelegenheit zur Uebung sich schicklich darbot, so gelang es ihm so vorzüglich gut, daß von nun an Freunde oder Verwandte selten abreisten, selten wohlhabende Leute verlobt wurden, wo er nicht wäre gerufen worden, um die Portaite zu malen.

Auch solche Miniaturbildnisse besitzen noch mehre Familien in Mailand, deren Namen an Ort und Stelle ausfindig zu machen für Kunstfreunde leicht sein wird.

So standen die Sachen, als im J. 1796 die Franzosen unter Bonaparte nach Italien einbrachen und mit ihnen eine neue Zeit kam. Longhi, der bis dahin geistliche Kleider getragen hatte, legte sie nunmehr ab und sprach dadurch aus, daß er sich dieser neuen Zeit zu bequemen gesonnen sei. Die Bestellungen von Miniaturbildern nahmen damals der Art zu, daß er, um allen Aufträgen zu genügen, Tag und Nacht bei der Arbeit bleiben mußte, obgleich er so große Leichtigkeit in dieser Art von Malerei erlangt hatte, daß er mehr als einmal eins in einem Tage fertig brachte. Seine Freunde erinnern sich, von ihm zu wiederholten Malen gehört zu haben, daß er, Eins ins Andere gerechnet, mehr als 20,000 Fr. damals im Jahre verdient habe. Ein so reichlicher Erwerb hatte ihn von seiner Hauptbeschäftigung der Art entfernt, daß der Grabstichel beinahe müßig ruhte. Ein entscheidender Anlaß mußte ihn wieder zu diesem zurückbringen. Dieser fand sich im Auftrage des französischen Malers Gros, des jetzigen Barons, das Bildniß des Generals Bonaparte mit der Fahne in der Hand, wie er in der Schlacht von Arcole seinen Soldaten voranging, zu stechen. Longhi stellte dieser Aufgabe zu Gunsten die Miniaturmalerei beinahe völlig ein, und erst in den letzten Tagen seines Lebens machte er darin wieder einige Versuche. Der Stich der Platte beschäftigte ihn im J. 1792 8 Monate lang, und das Verdienst dieser Arbeit trug wesentlich dazu bei, ihn zum Nachfolger des indeß verstorbenen Vangelisti zu empfehlen (1798), was um so leichter sich machte, da Longhi mit den damaligen Machthabern in den besten und innigsten Verhältnissen stand. Dieses Ereigniß ist nicht blos bezeichnend für ein Stadium in Longhi's Leben, auch für die Kunstgeschichte im Allgemeinen ist es von Interesse, da es den Anfang einer Kunstschule bezeichnet, die in Italien bald durch den Glanz ihrer Arbeiten

das Bedeutendste zu verdunkeln drohte, und den eigentlichen Beginn einer Anstalt festsetzt, die durch den Werth, nicht durch die Zahl ihrer Werke sich neben die Kupferstecherschulen von London, Paris und Florenz reiht.

Hätte Italien die Handelsbegünstigungen, welche in England und Frankreich den Kupferstecher unterstützen, und wären in Italien Sammler und Freunde von Kupferstichen vorhanden, so möchten die äußern Begünstigungen Italien leicht den Vorzug vor beiden Ländern verschaffen. Jetzt bilden sich dort die Talente und kehren, sobald sie der eignen Kräfte sicherer sind, nach der Heimath zurück, Italien selbst um den Ruhm der Vollendung beraubend.

Aufs Neue fand sich Longhi in der Stelle, zu der sein Genius ihn hindrängte. Er war wieder bei seinem ersten Berufe, und als angestellter Lehrer konnte er mit ganzer Kraft darin vorwärtsschreiten. Rasch folgten sich daher nunmehr seine Werke. Im J. 1799 radirte er jenen Kopf des Rembrandt, des Malers Selbstportrait mit dem Turban, größer als früher noch einmal nach dem gegenwärtig in England, damals in der Corsini'schen Galerie zu Rom befindlichen Gemälde, begann die Büste eines Mohren nach einer Skizze von Rubens (kl. Fol.) und stach endlich nach einer selbstgefertigten Zeichnung das Bild des bekannten Neapolitaners, Prof. Salfi, der damals in Mailand lebte, jetzt zu den literarischen Celebritäten von Paris gehört. Dankbarkeit gegen seinen Lehrer Traballesi bestimmte unsern Künstler, im Jahre 1800 ein Werk desselben, Orpheus' Zusammentreffen mit Eurydice im Reiche des Pluto, worauf 24 Gestalten vorkamen, sorgfältig zum Stiche zu zeichnen. Aber da er sich überzeugte, daß dieses Bild den Ansprüchen der jetzigen Zeit nicht genüge, so gab er den Gedanken daran auf, und die Zeichnung blieb unbenutzt. Dafür nahm er wieder ein Werk des Rembrandt in Arbeit, einen bärtigen Alten mit greisem Haar, halbe Figur, eirund, wozu er sich die Zeichnung nach dem Originale (in dem Besitze des Hrn. Gavazzeni) selbst entwarf. Er war das Gegenstück zu dem Mohren nach Rubens (aus der Galerie Melzi). Man muß mit diesen beiden geistreichen Radirungen noch einen Türken nach Rembrandt, ganze Figur, verbinden, den unser Meister in Rom mit der Feder zeichnete, um zu übersehen, wie tief eindringend er diesen Meister auffaßte, und wie seine Zeichnung schon in diesen Werken Ahnungen der Farbe hervorruft.

Größer war das Unternehmen, an das Longhi im Jahre

1801 sich machte: eine Ruhe auf der Flucht, nach einem Bilde von Camillo Procaccini, das jetzt sich im Besitz des Herrn John Key Esq. in London befindet. Longhi stach dieses Bild in der Größe des Originals mit ungemeiner Liebe, und noch steht es darum bei Sammlern in sehr hohem Ansehen. Man sieht aus der ganzen Arbeit, welche Theilnahme er einem Werke zuwenden konnte, das ihn ansprach, begreift aber darum auch nicht, wie er sein so sehr schon anerkanntes Talent auf Arbeiten verschwenden mochte wie an jenen Entwurf von Opiz Amos Nattini, den Sieg des Scipio, der sich an 3 Deckenbilder aus dem Palaste Doria in Genua von Pierin del Vaga anschließen sollte. Dieses weniger als mittelmäßige Vorbild war solcher Kunstfertigkeit unwerth.

Ueberhaupt hat man den Vorwurf oft wiederholt, daß unser Künstler sehr schlecht wählte. Ihn davon freizusprechen möchte schwer sein. Er nahm, was eben zur Hand war, ohne höhere künstlerische Rücksicht; und durfte er rechnen, dabei sich bezahlt zu machen, so verstummten alle andern Bedenken.

Am Schlusse dieses Jahres sah sich unser Künstler seiner ruhigen Werkstatt durch Ereignisse entzogen, die Niemand unberührt ließen. Bonaparte hatte im Dezember 1801 zu Lyon eine Consulta der cisalpinischen Republik vereinigt, und unser Longhi war erwählt worden an ihr Theil zu nehmen. So nahe der Hauptstadt Frankreichs konnte Longhi sich's nicht versagen, nach dem Schluß dieser Versammlung, die bekanntlich schon längst getroffenen Maßregeln nur das Siegel aufdrückte, Paris zu besuchen. In Gesellschaft seines Freundes, des Prof. Franc. Rosaspina, eines ausgezeichneten Kupferstechers aus Bologna, unternahm er die Reise. Er brachte 40 Tage dort zu, täglich im Museum des Louvre stundenlang ein prüfender Beschauer der Werke, die damals der Sieg dort in der Verbannung vereinigt hatte. Für einen Beobachter von seiner Einsicht war die Gelegenheit, solche Vergleiche anstellen zu können, vom wesentlichsten Vortheile. Nur einige Bildnisse, die er zeichnete, und der Umgang mit den namhaftesten Künstlern, wie David, Gérard, Gros, Dutertre, Bervic, Tardieu, Denoyers und dem schon 87jährigen Wille, konnten diese Studien unterbrechen. Man war damals mit dem Prachtwerke über das Napoleonische Museum beschäftigt, an dem nur Künstler vom ersten Range arbeiten sollten. Nichts konnte den Besorgern dieses Werkes, den Herren Robillard, Peronville und Laurent erwünschter sein, als einen

Künstler für ihr Unternehmen zu gewinnen, der seinen Platz unter diesen durch alle bisherigen Leistungen gleichsam belegt hatte. Schon darum war diese Reise eins der folgenreichsten Ereignisse im Leben unsers Künstlers.

Kaum in Mailand heim, beeilte er daher die Beendigung der angefangenen Arbeiten, die um so mehr wol ihm schwer auf dem Herzen lagen, weil zum Theil nur das gegebene Versprechen ihn dahinbringen konnte, sie zu vollenden. Der Sieg des Scipio war so schlecht, daß er sich nicht versagen konnte, auf einen Probedruck sein Herz über die Erbärmlichkeit des Originals in Klagen auszuschütten. Dieser Probedruck, ein wohlzubeachtendes Actenstück für die Charakteristik unsers Künstlers, fand sich unter dem Nachlasse.

Gleichsam als Trost für die lange Beschäftigung mit dem so unbedeutenden Nattini wartete seiner die Entzückung Ezechiel's von Rafael für das Werk über das Museum. Die Zeichnung, die ihm von Paris, wo das Bild damals war (jetzt bekanntlich wieder im Palaste Pitti zu Florenz), zugeschickt wurde, hatte Dutertre gearbeitet, und man muß beklagen, daß unserm Künstler nicht gestattet war, daneben das Original zuweilen zu vergleichen. Das Blatt hätte vielleicht an intensiver Treue gewonnen. Jetzt gehört es mehr zu den glänzenden und kann recht eigentlich als Beleg für die Weise gelten, wie italienische Kupferstecher ihre Originale auffassen. Durchdrungen von dem selbständigen Werthe ihrer Kunst, gehen sie mehr darauf aus, ein das Urtheil selbständig sich gewinnendes, manchmal bestechendes Blatt zu liefern, als ein Werk, das auf jedes andere Verdienst eher verzichtet, als auf den Vorzug, die reine Form eines Kunstwerkes aufs gewissenhafteste wiederzugeben. Abänderungen in den Maßverhältnissen des Bildes, zuweilen wol auch in Gestalten und dem Nebenwerke, werden nach dieser Ansicht nicht für Untreuen gehalten, und das Verfahren dieser Künstler mit ihren Vorbildern gleicht so ziemlich dem der französischen Uebersetzer bei altclassischen Werken, wenn sie auf Stellen kommen, die gegen die jetzigen Anstandsregeln zu verstoßen scheinen. Dann halten beide sich verpflichtet, die Reputation ihres Originals durch ihre eignen Bemühungen, auch wol Verbesserungen aufrechtzuhalten, und sie rechnen dabei, häufig genug nicht vergebens, auf die Fahrlässigkeit der Beobachter und bei den Gleichgesinnten auf Dank und Zustimmung.

Bei einem Künstler, der mit solchen Werken so schnell hintereinander dem Publicum sich im Gedächtniß erhielt, mehr-

ten sich die Anträge. Die Herausgeber des Museums, die seine congeniale Auffassung für Rembrandt erkannt hatten, wünschten zu dem Werke das Gemälde eines sinnenden, in Anschauung versunkenen Mannes gestochen, das jetzt unter dem Namen: Rembrandt's Philosoph in Betrachtung (Filosofo in contemplazione), bekannt ist. Longhi hat es in Querfolio trefflich radirt, und mit seinem Gegenstücke, dem Philosophen im Nachdenken versunken (Fil. in meditazione), gehört es zu den Werken, die Rembrandt's Eigenthümlichkeit am glücklichsten wiedergeben. Auch ein Portrait Rembrandt's, das Longhi selbst besaß, beendete er damals; die erste Anlage dazu hatte er seinem Schüler Paul Caronni überlassen. Noch ein anderes unbekanntes Portrait nach einem Bilde eines ungenannten Künstlers, das ihn durch seine Eigenthümlichkeit anzog, radirte Longhi damals, und er durfte sicher sein, daß er dabei nicht in Verlegenheit kommen würde, keinen Absatz davon zu finden.

Dieser letztern Arbeit, die auch durch ihren niederländischen Styl sich an Rembrandt anschloß, ließ er eine Madonna von Carlo Dolce, halbe Figur in eirunder Form, folgen (1805), die er glänzend in Kupfer stach. Doch glaubte er sich bei Arbeiten dieser Art nicht genug als Künstler angeregt, und kein Anlaß, den Grabstichel mit der Nadel zu vertauschen, wurde daher bei ihm von der Hand gewiesen.

Einen solchen bot ihm eine Grablegung von Daniel Crespi, die er in ziemlich großem Maßstabe mit bewundernngswerther Eigenthümlichkeit radirte. Das Blatt, wenn auch das Original von sehr minderm Werthe ist, gehört doch zu denen, die kein Sammler gern vermißt. Das Bild war damals in Longhi's Besitze und wurde von ihm an Artaria verkauft.

In jener Zeit war Napoleon, schon als erwählter und gekrönter Kaiser der Franzosen, nach Mailand gekommen, um sich als König von Italien krönen zu lassen. Bei einem Balle, den ihm die Stadt im königlichen Palaste gab, war der Saal oben herum mit einem gemalten Friese geschmückt, der nach Basreliefsart Napoleons Thaten in geistreicher Anordnung darstellte. Der berühmte Andreas Appiani hatte das Ganze selbst ausgeführt und dieser Schmuck sagte so sehr dem Geschmacke der damaligen Zeit zu, daß Napoleon selbst ihm befahl, diesen Fries stechen zu lassen. Appiani übertrug unserm Longhi 6 Probeblätter davon, die den Stechern der übrigen Theile zum Muster dienen könnten. Wie es der Gegenstand mitsichbrachte, führte Longhi sie in ei-

ner Weise aus, die sich zwischen Stich und Radirung inne hält, und die Brüder Rosaspina, welche mit Mich. Bisi und Giul. Beraglia die übrigen Blätter ausführten, fanden sie so angemessen, daß sie bei fast allen sich an diese Manier hielten.

Die Beschäftigung mit diesem Friese*) brachte unserm Longhi eine Zeichnung in Erinnerung, die er bei seinem Aufenthalt in Lyon nach den Zügen des Mannes gemacht hatte, der damals ausschließlich die Welt bewegte. Sie eignete sich zu einem Medaillonbilde Napoleons in dem Krönungsschmucke eines Königs von Italien. Die Regierung beschloß das sehr gelungene Bildchen vor die beglaubigte Ausgabe des bürgerlichen Gesetzbuchs setzen zu lassen, und diese Auszeichnung ermunterte unsern Künstler, seiner Ausführung einen Fleiß zuzuwenden, der unter den berühmtesten Arbeiten dieser Classe noch bemerkt werden sollte. Für die Halskrause nahm er sich Drevet's berühmte Zwirnspitze zum Muster, und so nahe erreichte er sein Vorbild, daß Viele ihm sogar noch den Vorzug geben. Die Zeichnung dazu verkaufte Longhi 3 Jahre vor seinem Tode an einen Engländer. Nur bei der Quartausgabe des Civilgesetzbuches, die 1806 in der k. Druckerei zu Mailand mit italienischem, französischem und lateinischem Texte erschien, sind Abdrücke dieses Blättchens zu suchen.

Neben solchen Beschäftigungen pflegte Longhi gern sich durch Radirungen nach den ihm so vertrauten Niederländern zu erholen. Durch P. Caronni besaß er eine Zeichnung nach dem Altarbilde von Ger. Dow in Sta.-Maria della Scala zu Trastevere in Rom, die Enthauptung Johannes des Täufers darstellend, und rüstig machte Longhi sich darüber, erst die Zeichnung zu verbessern, dann das Ganze zu radiren. Es bildet dieses Blatt in seiner Ausführung ein Gegenstück zu Crespi's Grablegung Christi. Die Leichtigkeit, mit der unser Künstler arbeitete, machte, daß er sich nicht lang dabei aufhielt, und daß die Erfahrung, die das eben Vollendete gegeben, stets dem Anzufangenden zugutekam. Rembrandt war der Meister, der bei jedem neugewonnenen Vorschritte ihm immer zuerst vor der Seele schwebte, und aufmerksam forschte er daher nach Urbildern dieses Meisters, bei denen er ihre Anwendung versuchen könnte. So fand er im Hause Manfrini's zu Venedig ein Portrait, das man für einen Bürgermeister ausgab, und Longhi ersah es daher augenblicklich, um als Gegenstück zu dem Bilde des Unbekannten zu

*) Gegenwärtig im Besitze der Kunstakademie in Mailand.

dienen. Kupferstichsammler müssen jedoch Sorge tragen, von dieser Radirung die echten Blätter zu erlangen; denn bald erschien vom Bürgermeister und von den beiden Philosophen eine Wiederholung unter Longhi's Leitung durch Paul Caronni und Joseph Cozzi, die von Kennern nur wird unterschieden werden. Sie wird noch jetzt unter seinen Werken verkauft und trägt darum nicht ganz mit Unrecht seinen Namen, weil Longhi die wesentlichsten Theile darin ausgeführt und das Ganze übergangen hatte.

Zwei halbe Figuren von eigner Erfindung, die eine vom Rücken angesehen und gegen den Zuschauer gewandt, die andere mit einer Tabackspfeife in der Hand, in der malerischen Weise des Castiglione gestochen, ließ er diesen Blättern folgen und arbeitete im J. 1807, wo das Gesicht des Ezechiel seine Kraft fast ausschließlich in Anspruch nahm, nebenbei noch einen Sokrateskopf nach einer Zeichnung von Bossi für eine Ausgabe der Xenophontischen „Denkwürdigkeiten des Sokrates", welche der bekannte Herzog Francesco Melzi d'Eril in Brescia (1806) erscheinen ließ. Der Kopf ist auf das eleganteste gestochen und eignete sich vollkommen zum Titelschmuck eines Buches, wodurch Herzog Melzi als literarischer Mäcen Besitz von der Meinung des Publicums nehmen wollte. Ein Bild einer alten Frau, die Longhi nach dem Leben gezeichnet und dann als Erholung gestochen hatte, ist mit Unrecht für das Bild seiner Amme von den Kupferstichhändlern ausgegeben worden. Blos künstlerisches Interesse hatte bei der Wahl ihn geleitet.

Doch Arbeiten von solcher Bedeutung wie Rafael's Ezechiel, der im Jahr 1805 vollendet ward, erweckten bei dem Künstler das Bedürfniß, nur mit dem Würdigsten seine Zeit auszufüllen, und Longhi ergriff daher den Antrag Artaria's in Manheim, Correggio's Magdalena für ihn zu stechen, mit der eifrigsten Bereitwilligkeit. Man hatte dem Künstler, der leider nie das Urbild in der dresdner Galerie zu sehen bekommen, eine Zeichnung von Seidelmann zugestellt, die zu den verdienstlichsten Arbeiten dieses mit Correggio so beschäftigten Künstlers gehörte. Aber wie unbestimmt war sie doch gegen das durch seine Ausführung auch so einzige Original. Longhi half sich durch brillante Ausführung des Gewandes und Hervortretenlassen der Fleischpartien. Man möchte beim Anblicke seines Stiches glauben, Correggio habe den Kopf und die lichten Stellen elfenbeinartig gehalten. Von jenem unübertroffenen Helldunkel ist wenig zu ahnen. Noch blieb jedoch Longhi's echtes Blatt, das man wohl von dem

Nachstiche P. Anderloni's unter des Meisters nachhelfender Leitung unterscheiden mag, bis jetzt als Kupferstich unübertroffen. Rahl, der die Magdalena seitdem stach, hatte eine allzu eilig gemalte Copie in Farben (von Waltmüller) vor sich, und der Neueste, der an diese schwere Aufgabe sich wagte, Böllner, der vielleicht am meisten den allgemeinen Eindruck und das Helldunkel erreicht haben möchte, führte sein Blatt durch die gerade hier nicht zureichenden Mittel der Lithographie aus. Erholungsarbeiten neben diesem großen Werke waren das Bildniß eines ungarischen Offiziers (des Baron Brüderen, nach einer eignen Zeichnung radirt, die wegen ihrer trefflichen Ausführung für einen ungarischen Sammler angekauft wurde) und der gute Samariter nach Rembrandt, gleichfalls radirt, für das große Napoleonische Museumswerk. Man hat behaupten wollen, dieses letztere Blatt sei nur ein Nachstich nach der Radirung dieses Gegenstandes von Rembrandt selbst. Genauere Vergleichung hätte den Irrthum längst widerlegen sollen.

Im J. 1809 begann Longhi das Hauptwerk seines Künstlerlebens, den Stich der Vermählung der Maria nach Rafael. Das Bild wurde, wie neuere Untersuchungen dargethan haben, von Rafael nach einem Werke seines Meisters Peter Perugino copirt, das dieser im J. 1495 für den Altar des h. Joseph in der Kathedrale zu Perugia ausgeführt hatte. Nur sehr unbedeutende Abweichungen hatte der treuergebene Schüler sich von dem Urbilde seines Meisters erlaubt, das übrigens seit der Plünderung Italiens durch die Franzosen verschwunden ist. Er hatte ein paar Bäume weggelassen, die Architektur des Tempels geändert und dem weniger geneigten Hohenpriester eine Binde um seine Gewande gelegt. Sonst stimmten die Gruppen der Männer und Frauen in Zahl, Stellung und Bekleidung. Und selbst in der Zeichnung der Gestalten verräth Rafael's für die Kirche S.-Francesco in Citta di Castello ursprünglich bestimmtes Bild noch strenges Halten an einer Methodik, die er später in Rom sehr bald aufgab. So findet man die Augen der Mädchen kleiner gezeichnet, ihre Gesichter im Ganzen breiter und voller. Doch scheint der jugendliche Rafael, wenn auch ein Werk seines geliebten und geehrten Meisters zum Vorbilde nehmend, über jede Gestalt die Anmuth seines ganzen Geistes ausgegossen zu haben, und selbst, wo er nur wiederholt, glaubt man in jedem Zuge dieses mit großer Einsicht und Liebe gemalten Bildes seine ganze Seele wiederzufinden. Das Bild, das gegenwärtig die Pinakothek der Brera zu Mailand schmückt,

war daher eine sehr würdige Aufgabe für einen Künstler, der so ganz im Stande war seinen Werth zu fühlen. Zwar hat man diese Wahl unserm Künstler zum Vorwurf gemacht und besonders Das getadelt, daß er dieses Werk, Rafael's jugendlichstes, zum Gegenstücke von der Nachbildung des vollendetsten (?) Rafael'schen Werkes, von Morghen's Verklärung, ausersehen habe; aber nur Abgunst konnte diesen Grund zur Sprache bringen, die überhaupt durch den Erfolg dieses Blattes nur zu sehr aufgeregt wurde. Longhi, sagte man, als das Blatt erschien („Bibl. ital.", 1821, Bd. I, S. 217), habe kein Mittel unversucht gelassen, um die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und Künstler zu erregen. Funfzehn Jahre voraus habe er das Erscheinen verkündigt, habe selbst die Verzögerungen benutzt, um nur mehr davon sprechen zu machen, dann die mailänder Kupferdrucker für nicht tüchtig erklärt, ein Werk dieser Bedeutung zu drucken, und sei nach Florenz geeilt, um dort über den Druck zu wachen; und doch merke man, trotz dieser Vorkehrungen nur zu sehr, daß es das erste Werk sei, bei dem Longhi vom kleinen Formate zum großen übergegangen. Nichts ist bekanntlich für den Künstler, der dieses Wagestück besteht, schwieriger, als den wahren Fernpunkt zu finden, auf den man sich den Beschauenden denken muß, damit er aller Theile des Werkes gleichmäßig sich erfreue, keines auf Kosten des andern geopfert werde. Bei Kupfern muß dieser Distanzpunkt des Beschauens, je nachdem das Blatt größer oder kleiner ist, näher oder ferner liegen, und man begreift, daß der Stecher bei den Vordergründen und den vornhingestellten Gestalten die Breite der Striche und die Kühnheit der Taillen so einrichten muß, daß das Auge, ohne seinen Standpunkt zu verändern, alle Abstufungen bis zu den äußersten Fernen leichter unterscheide. Nur so kann er hoffen, daß nicht ein Theil durch den andern erdrückt werde. Gerade diese Regeln aber glaubten italienische Kunstrichter in Longhi's Blatte vernachlässigt.

„Eben der zu große Fleiß und der Wunsch, allzu gut es zu machen, haben dem Longhi'schen Stiche geschadet. Weil er ein Blatt geben wollte, das durch die Auswahl der Taillen und die Lieblichkeit des Stiches nicht allein Morghen's Verklärung, sondern Alles, was je gesehen worden, übertrafe, vermied er die Klippe nicht, allzu feine Strichlagen in den vornhingestellten Gegenständen zu häufen; und weil er die Striche zu eng hielt, mehr als es der Ausdruck im Originale erfoderte, so benahm er sich dadurch das Mittel, die Fernen mit gehöriger Sparsamkeit wiederzugeben, und auch die un-

merklichen Uebergänge durch kühle Mitteltöne, um das lebhafteste Licht von dem kräftigsten Schatten abzusetzen, gingen ihm auf diese Weise verloren".

„Longhi entschuldigte sich gegen diesen letztern Vorwurf durch die Versicherung, daß er feinere und engere Taillen, als sonst die Wirkung des Ganzen und die Ferne verlangt hätte, darum habe nehmen müssen, weil in dem Gewande eines der vornstehenden misvergnügten Freier Stickereien angebracht seien, die sonst nicht auszudrücken gewesen wären. Doch liegt eine Anerkennung des Fehlers in diesem Geständniß, der darum nicht als ausreichend zur Entschuldigung gelten kann, weil die Hülfsmittel der Kunst unermeßlich und unzählbar die Beispiele anderer Kupferstecher sind, die zur Genüge beweisen, wie mit der allgemeinen Wirkung und den Regeln der Perspective sich die Ausführung des Einzelnen in Uebereinstimmung bringen läßt".

„Solchen Nebendingen zu Liebe störte Longhi den Eindruck, welchen in einem Kupferstiche Andeutung der verschiedenartigen Carnazion, der mannichfaltigen Gewandstoffe und der richtigen Abstufung der Luftschichten hervorbringen kann. Man nehme hinzu, daß der allzu häufige Gebrauch der trockenen Nadel über Longhi's Blatt ein mattes Licht und eine kalte Wirkung verbreitet, wo die Nadel, geschickt neben den kräftigen Strichen des Grabstichels und der Aetzung des Scheidewassers angewandt, selbst den Glanz der Färbung hervorgebracht haben würde, und man wird eingestehen, daß nicht das Ganze in diesem Blatte unbedingtes Lob verdient. Dafür kann man nicht ableugnen, daß nichts Schöneres und liebevoller Ausgeführtes gesehen werden kann als die einzelnen Theile, und wahrhaft köstlich darf man die Arbeit an dem Kopfe des Priesters, des h. Joseph, einer Magd zur Rechten, einem Diener zur Linken und an einigen Händchen nennen".

Das Blatt der Vermählung ist zu berühmt geworden, als daß die Anführung dieser damals unter des Künstlers Augen erschienenen Beurtheilungen nicht hier entschuldigt sein sollte. Sie zu widerlegen hätte Longhi nicht schwer fallen können. Das Bild, hätte er einwenden mögen, ist aus der alten Schule. Luftperspective ist nicht vorhanden, die Gewänder sind alle aus Einem Stoffe, wie die Falten beweisen. Warum also Abstufungen erfinden, wo sie nicht vorhanden sind, Stoffe andeuten, die der Maler nicht vorgebildet hat? Aber zugestehen muß man, daß der Stich nicht leuchtet, weil Alles zu sehr überarbeitet ist, daß namentlich die Luft von Fau-

stino Anderloni zu enge mit der Nadel geschnitten wurde. Auch daß die Theile mehr niederländisch als in Rafael's Weise gezeichnet sind, kann nicht geleugnet werden. Wo die Kritik indessen so gründlich verfährt, ist ihr Tadel für das bedeutendste Werk zwar wol empfindlich, aber doch niemals ohne Belehrung. Longhi schien dies damals noch anzuerkennen, und der lauteste, man kann sagen europäische Beifall ließ ohnehin diese Stimmen nicht aufkommen.

Als Erholung neben dem Sposalizio arbeitete er für das französische Museumswerk eine Ankündigung an die Hirten nach Flink, radirt wie die von Rembrandt, ging zuweilen an die längst aufgegebene Galatea, endigte den Bürgermeister und die Blätter nach Appiani (wo ihm die Schlacht von Marengo und die Zeit mit den Parzen zugefallen war) und leitete ein Blatt, die Schlacht von Eylau nach einer Zeichnung von Calliani, das er im Auftrage der damaligen Regierung übernehmen mußte. Nur einige Köpfe sind darin von Longhi's Hand, alles Uebrige von seinem geschickten Schüler Peter Anderloni.

Ein anderer Auftrag des Vicekönigs Eugen gab ihm Anlaß, sich in einer Weise zu versuchen, wodurch er mit großen Vorgängern in die Schranken trat. Der Vicekönig hatte von Gérard in Paris sich in ganzer Gestalt malen lassen, und Longhi sollte das Blatt stechen. Bossuet's Portrait vom jüngern Drevet, Ludwig XVI. von Bervic waren die Muster, die er dabei im Auge hatte, weil Bildnisse dieser Art eine Mittelstufe zwischen bloßen Köpfen und eigentlich geschichtlichen Blättern einnehmen; denn gewöhnlich ist das Nebenwerk dabei so reich, daß der Kupferstecher schon vielversucht sein muß, um ihrer Ausführung gewachsen zu sein. Das richtige Abwägen Dessen, was der Hauptfigur und was dem Schmucke zukommt, ist außerdem ein Prüfstein für manches Talent. Longhi wurde es leichter gemacht, in den tiefern Sinn seiner Aufgabe einzudringen: er mußte den Kopf nach der Natur zeichnen, weil der Vicekönig, seit er Gérard gesessen, sich geändert hatte. Noch besitzen seine Erben diese Zeichnung nach dem Leben, die er dann mit der ganzen Zeichnung nach dem Bilde, einem Meisterstücke in Kreide, verschmolz, um sie seiner Arbeit zum Grunde zu legen. Wohl vorbereitet ging er daher an die Platte, und vielfältige Verpflichtung gegen den Fürsten, den er darstellen sollte, machte, daß er gern dabei verweilte. Doch fand er nebenher immer noch Augenblicke der Muße, um auf Artaria's dringenden Wunsch ein kleines Blättchen nach Guido, St.-Joseph mit

dem Kinde im Arme, auszuführen, das man wegen der Feinheit der Arbeit den kleinen Arbeiten von Ficquet an die Seite gestellt hat. Auch ein Bild des Kaisers Napoleon im Schmucke der eisernen Krone, für die Sammlung, die Niccolo Bettoni herausgab („Ritratti e vite di 60 illustri Italiani"), konnte neben diesen größern und kleinern Arbeitern noch gefördert werden.

So war sein Leben ein unausgesetztes Schaffen des Schönen. Das Blatt nach Albani's Galatea kam 1813 zu Stande; 1814 das prachtvolle Bild des Vicekönigs, gerade in einem Augenblicke, wo die aufgeregte Stimmung des Volkes darin ein Glaubensbekenntniß sah, das Ungelegenheiten zuziehen konnte. Wirklich hatte Longhi beim Erscheinen im Handel Verdrüßlichkeiten, die ihm jedoch durch die günstige Aufnahme bei den Einsichtigen reichlich entschädigt wurden. Das Blatt wurde bald eins der gesuchtesten, auch von bloßen Kunstfreunden, und wesentlich trug zu dieser Beliebtheit ein Herzogsbarett mit Federn bei, das, auf einem Schemel liegend, in dem Vorgrunde angebracht war. Bisher hatten die Federn im Bildnisse Ludwigs XVI. von Bervic für das Höchste der Kunst in diesem Fache gegolten; Longhi's Federn fand man jedoch durch ihre Leichtigkeit so unendlich vorzüglicher, daß das Blatt unter dem Namen: Ritratto delle piume, im italienischen Kunsthandel Nachfrage hatte. Wer Longhi's Stichweise kennt, kann ahnen, wie prächtig dieses Blatt in das Auge fällt.

Der Tod eines Bruders, den er herzlich liebte, störte lange seine Lust am Arbeiten. Mit großer Sorgfalt hatte er in früherer Zeit sein Bild gezeichnet; aber jetzt, wo der frische Schmerz ihm die werthen Züge so lebhaft zur Anschauung brachte, schien diese Zeichnung ihm nicht ähnlich. Durch seine Kunst wünschte er seinem Bruder ein Denkmal zu stiften. Aus der Erinnerung zeichnete er daher das Bild und führte es dann im Stiche aus. Die Worte, die er darunterstechen ließ, sind zu charakteristisch für unsers Künstlers Gesinnung, als daß sie hier könnten übergangen werden:

L'anno trascorse, che da me diviso
Morte ti volle e lo potea sol morte,
Nè trovo ancor, che il tempo mi conforte,
E torni al labbro il natural sorriso.

Anzi nel duolo, che m'ha il cor conquiso,
Levossi in me la fantasia più forte:
E quel labbro, e quel ciglio, e quelle smorte
Tue guance e tutto mi dipinge il viso.

Or io l'effigie del fraterno aspetto
Qual da tenace imaginar risulta,
A conservar coll' arte mia m'affretto:

Si che da me delineata e sculta
Di reverenza, e di pietade oggetto,
Per volgere d'età non resti occulta.

In einer Stimmung, wie ſie dieſe Worte ſo natürlich ausſprechen, waren große und anſtrengende Arbeiten über ſeine Kräfte. Er nahm daher leichtere vor: eine einfache Zeichnung, Pan und Syrinx, die er jetzt radirte, und ein Bild des Kaiſers von Oeſtreich, nach einem Gemälde von Nat. Schiavone in kl. Fol. Die Zeitumſtände empfahlen nebenher dieſe letztere Arbeit.

Auch im J. 1816 benutzte er noch die Nebenſtunden zu ſolchen Arbeiten. Bettoni wünſchte ſein obengenanntes Unternehmen zu heben, und Longhi ließ ſich willig finden, noch Michel Angelo Buonarotti und den Dogen Dandolo für die Sammlung zu übernehmen. Das erſtere Portrait gehört zu den ausgezeichnetſten Werken, welche die neuere Kupferſtecherkunſt hervorgebracht hat. Sammler, die eine Art Rangordnung der Künſtler bei ſich eingeführt haben, legten dieſes Blatt neben Ranteuil, Drevet und Edelink. Den Dogen Dandalo radirte Longhi nach einer Zeichnung von Theodor Matteini (demſelben Künſtler, der für Morghen das Abendmahl Leonardo da Vinci's zeichnete) und beſtimmte dieſes Werk zu einem Gegenſtücke des Bildniſſes Rembrandt's; doch verwandte er auf die Ausführung größere Sorgfalt.

Haupttagewerk war während dieſes Zeitraums mehre Jahre die Vermählung der h. Jungfrau, und je näher ſie ihrer Vollendung rückte, deſto weniger konnte er ſich entſchließen, ihr ſelbſt die Nebenſtunden zu rauben. Nur Waſhington's Bildniß, für eine andere vom Buchhändler Bettoni unternommene Sammlung, entſtand im J. 1817, als Muſterarbeit. Erſt 1820 kam das Sposalizio in den Handel, und die Sorgen für den Abdruck nach Vollendung der Platte waren vielleicht nicht die mindeſten. Um ihn zu beaufſichtigen, reiſte er nach Florenz und gönnte auch Rom einen flüchtigen Ueberblick, um im Umgange früherer Freunde und der alten Meiſterwerke ſich wieder zu ſtärken. Im J. 1821 begann er eine heilige Familie, angeblich nach Raſael, von der das Urbild früher in Palermo war. Longhi kannte dieſe Darſtellung nur durch eine Copie von Fr. Penni, die er zu ſeiner Zeichnung benutzte. Da aber die ſehr harte, angeblich ſpaniſche Copie beſonders im blauen Mantel der Jungfrau ſehr

nachgedunkelt hatte, so zog er Studien nach einem ähnlichen Rafael zugeschriebenen Bilde zu Rathe, die er 9 Jahre früher in Rom gezeichnet hatte. Sie wird nach Longhi's Beispiele von Herrn Rehberg in seinem „Atlas" (Taf. 38) als **La Madonna del divino amore** bezeichnet, welche Rafael für den Cardinal Carpi gemalt haben soll. Das Bild findet sich in Wiederholungen von beinahe gleichem Kunstwerthe. Ein Exemplar davon war im Quirinal, soll von da nach Paris und bestimmter in die Sammlung von Malmaison gekommen sein, um in der Eremitage zu Petersburg endlich eine Freistatt zu finden. Das andere Exemplar, einst in Palermo und mit König Ferdinand nach Neapel zurückgekehrt, wird von vielen Seiten als das einzige echte Urbild in Anspruch genommen.

Schon oftmals ist es gestochen, unter Andern von Marc Anton, wahrscheinlich nur nach dem ersten Entwurfe, daher mit vielfachen Abweichungen. Ein häufig hochgepriesener Stich von Nik. Piteau und ein neuerer von Giov. Folo können jetzt nur dazu beitragen, das Verdienst des Longhi'schen Blattes recht einleuchtend zu machen.

Bei seinem Aufenthalte in Florenz 1821, um den Druck der großen Platte zu besorgen, sah Longhi im Hause des englischen Ministers am toscanischen Hofe, bei Lord Burgersh, ein Bild der Lady Burgersh mit ihrem Sohne, von Thomas Lawrence gemalt, das ihn augenblicklich zu einer Nachbildung durch den Kupferstich begeisterte. Die Farbe, die Reinheit der Umrisse und die Durchsichtigkeit, welche in dem ganzen Bilde herrschte, schienen eine ganz neue und eigenthümliche Behandlung zu erfodern. Die Strichlagen mußten anders als gewöhnlich gelegt werden, und doch durfte dieses Verfahren nichts Auffallendes haben, wenn er die Einfachheit im Urbilde nicht zerstören wollte. Er mußte das Bild gleichsam nur übersetzen. Longhi meinte seine Aufgabe gelöst zu haben, und als Beweis, wie wahrhaft er den Charakter mütterlicher Freude erfaßt glaubte, kann der Umstand gelten, daß er das Blatt **Delizie materne** benannte und folgende Zeilen daruntersetzte, die mehr sein zartes Gefühl als seine dichterische Gewandtheit beurkunden:

Sorridente il labbro dice,
Animato esprime il ciglio,
Che non hai maggior contento.
Non momento più felice
Che stringendo al sen il figlio,
Amorosa genitrice.

Aehnliche Arbeiten von minderm Umfange füllen die nähere Zeit aus: ein Portrait eines Herrn G. C. de Negro, eines genuesischen Patriziers, nach einer Zeichnung einer in Deutschland wohlbekannten Künstlerin, Bianca Milesi (jetzt vermählt an den Doctor Mojon in Genua); Zeichnungen in Kreide (Jupiter und Kallisto und der Tod des Königs Berengar in Verona); endlich ein kleines Bild von Marco d'Oggiono nach einem Entwurfe von Leonardo da Vinci, das er in kleinem Raume ausführte. Das letztere gefällig gruppirte Bild wurde von ihm wegen eines Sees, den man in der Ferne sieht, Madonna del lago genannt, und der Ausdruck ruhiger Freude, der über die ganze Zusammenstellung verbreitet ist, spiegelt sich selbst in dem Glanze des Stiches. Nur die Köpfe und das Fleisch sind in diesem Blatte von Longhi, alles Andere ist von seinem geschickten Schüler Caporali gearbeit. Longhi hatte aufgenommen, Verse unter seine Blätter zu setzen; auch hier gab er welche, die wir als eine nicht misklingende Beschreibung des Dargestellten hier nicht weggelassen:

Mentre sorreggi il pargolo
A benedire intento,
E al Precursor, che adorato
Dolce vezzeggi il mento:
Del tuo candore, o Vergine,
Di santa pace imago
Splende sereno l'aere,
Dorme tranquillo il lago.

Das Blatt war in ungewöhnlich kurzer Zeit entstanden, und ein anderes nach einem Selbstportrait Andreas Appiani's konnte daher bald darauf folgen. Die Freundschaft für den zu früh der Welt entrissenen Künstler führte ihm bei diesem letztern Blatte den Grabstichel, und die Beschäftigung mit dieser Kleinigkeit schien gleichsam eine Auffoderung zu fernern Werken im Sinne dieses Meisters zu sein.

Kaum war im Jahr 1828 die früher erwähnte h. Familie nach Rafael im Handel erschienen, als ein reicher Kaufmann in Mailand, Herr Brocca, auch eine Madonna von unserm Meister gestochen wünschte, die jetzt unter den Kunstfreunden Italiens viel besprochen wird. Es ist eine Madonna del velo, d. h. eine h. Mutter, die den Schleier von dem schlafenden Christkinde weghebt, vor dem der kleine Johannes, aber nicht anbetend, kniet. Völlig verschieden ist die Anordnung dieses Bildes von den häufig vorkommenden Darstellungen einer den Schleier aufhebenden gekrönten Mutter, wie man sie auf den unter dem Namen: Le silence de

La Vierge oder la Vierge au linge, bekannten Bildern antrifft.*) Herr Brocca hatte seinen Schatz, ein Oelgemälde auf Holz, im J. 1822 zu Barcelona schmählich überpinselt erworben. Nach der Reinigung in Mailand machte es unter allen Kunstkennern großes Aufsehen, und bei der Vergleichung mit einem längst als Rafaelisch angesprochenen Bilde, einst im Besitze Lucian Bonaparte's, jetzt in Lord Stafford's Sammlung in England, schien sich aus Einzelheiten zu ergeben, daß das Brocca'sche das mit Liebe ausgeführte Rafael'sche Urbild, jenes die Copie sei. (M. s. darüber Longhena's Uebersetzung von Quatremère de Quincy's „Rafael", Mailand, 1829, S. 625, wo auch ein Umriß dieses Bildes sich findet.) Nur ein Künstler von Longhi's Verdienste schien dem glücklichen Besitzer würdig, ein Bild von diesem Werthe zu stechen. Daher mußte Vinc. Raggio eine sorgfältige Zeichnung machen, die unser Meister auch baldigst in Arbeit nahm; doch fand sich noch zu vielerlei Unvollendetes vor, als daß sie Longhi's einzige Beschäftigung hätte sein können. Sie ist von ihm zwar weit ausgeführt, aber doch bei weitem nicht in Haltung gebracht worden. Um bei dieser Arbeit eine Erholung zu haben, wählte er ein Rembrandt'sches Bild seiner eignen Sammlung, einen bärtigen durch die Jahre erblindeten Greis, das, in der freien malerischen Behandlungsweise freilich nur bis zum Aetzdrucke gebracht, doch zu den ausgezeichnetsten Blättern seiner Arbeit gehört.

Im Gefühle der durch so stete und so gewissenhafte Uebung erlangten Kräfte wollte unser Meister jetzt an eine Aufgabe gehen, die er sich, um seine Künstlerlaufbahn zu krönen, und ahnend, daß der Abend des Lebens einbrechen könnte, vorbehalten hatte. Schon im J. 1812 hatte er den Gedanken gefaßt, Michel Angelo's jüngstes Gericht zu stechen. Denn Michel Angelo war der Meister, den er am höchsten stellte, seit ihm die Niederländer nicht mehr genügten. Es war daher diese Arbeit eine Wahl, bei der nicht, wie bei den meisten frühern, Bequemlichkeit oder Speculation Antheil hatten. Er versprach sich Genuß von ihr, und mit ganzer Seele dachte er sich diesem schweren Unternehmen hinzugeben. Zu fast allen seinen Hauptblättern sind die Zeichnungen von ihm selbst. Nur die Entfernung des Ortes oder dringende Ar-

*) Taur. Euboeus in seinem „Catalogue" (S. 167, Nr. 34) kennt nur solche als Silence de la Vierge zu unterscheidende Bilder, die durch vielfache Wiederholungen und Denoyer's Stich weiter keiner genauern Beschreibung bedürfen.

heiten konnten ihn bestimmen, sich dazu fremder Hand zu bedienen. Diese doppelte Nothwendigkeit war jetzt da. Aber wo nun die Hand finden, die gerade zu dieser Aufgabe ihm vorzuarbeiten im Stande war? Der Zufall mußte ihm zu Hülfe kommen.

Bei einer Preisbewerbung in Bologna war auch Tommaso Minardi aus Faenza, jetzt Professor an der Akademie von S.-Luca zu Rom, mit aufgetreten, und die Richter hatten seine Arbeit gekrönt. Ein Mitbewerbender glaubte sich beeinträchtigt und wußte es durch Fürsprache dahinzubringen, daß eine nochmalige Durchsicht der eingesandten Blätter angeordnet wurde. Der Minister des Innern im damaligen Königreiche Italien trug Longhi diese Prüfung und den endlichen Ausspruch auf. Longhi kannte keinen der Bewerber, sondern entschied blos nach den mit Wahlsprüchen versehenen Zeichnungen. Die bessere war nicht schwer zu finden; es war dieselbe, die schon in Bologna dafür anerkannt worden, die Zeichnung Minardi's; das frühere Urtheil erhielt sonach Bestätigung.

Aber bei dieser Prüfung hatte Longhi in Minardi den Mann zu erkennen geglaubt, der ihm geeigneter als viele Andere schien, das jüngste Gericht für den Stich zu zeichnen. Er machte ihm deshalb einen Antrag, und gegen Ende des Jahres 1826 erhielt er die Zeichnung, die durch ihre „Genauigkeit, Verständniß, Geist, Nerv und charakteristischen Ausdruck des Meisters schon in Rom Bewunderung erregte" und selbst für das Gelingen des Blattes von gutem Vorzeichen zu sein schien. Sie war in Kreide und 2 Fuß 10 Zoll 4 Lin. par. Maßes hoch, 2 Fuß 7 Zoll breit und befand sich noch neulich im Besitze der Longhi'schen Erben. Erst im Jahre 1828 fand unser Meister jedoch zwischen seinen vielen Beschäftigungen so viel Raum, um sich an die Ausführung selbst zu machen. Er theilte das Ganze in 2 Hälften, um ohne Nachtheil der Zusammenstellung bequemer arbeiten zu können. Nur die obere Hälfte war vorbereitet und geätzt, und eine Gruppe von 4 bis 5 Halbfiguren dem Erlöser zur Rechten sowie einige Theile von Gewändern mit der Nadel ausgeführt, als er selbst zu ernsten Entscheidungen abberufen wurde. Einen solchen Anfang zu Ende zu führen möchten nur wenige Künstler Entschlossenheit genug haben, besonders wenn man bedenkt, wie Longhi bei seiner Arbeit verfuhr. Nach einer Mittheilung, die ich der Güte des Hrn. Prof. A. Krüger, eines Schülers von Longhi, verdanke, bediente er sich, wenigstens in der letzten Zeit, des weichen Firnisses. Nur die Land-

schaft radirte und ätzte er. Die Schatten der Figuren stach er mit einem Grabstichel mit rund geschliffener Bahn so stark als möglich auf einmal, nachdem er sie vorher Strich vor Strich sich aufgezeichnet hatte. Die halben Töne sowie alle Zwischenarbeit machte er mit der kalten Nadel und verbesserte mit dem Stichel. Er brauchte wenig Probedrücke, doch konnte er seine Platten nicht auf einmal so fertig bringen, wie manche seiner Schüler. Die Platte des jüngsten Gerichts wird ein Denkmal eines schönen, aber vernichteten Strebens bleiben.

Vielleicht möchte dieser so interessante Anfang weiter gediehen sein, wenn unser Meister in den letzten 3 Jahren seines Lebens, wo die vollendende Ausführung der **Madonna del divino amore**, die Arbeit an der leider immer noch zu weit zurückgebliebenen **Madonna del velo** aus dem Hause Brocca und die Platte des jüngsten Gerichtes ihn in seiner Werkstatt ausschließlich beschäftigten, nicht mit schriftstellerischer Thätigkeit einen großen Theil seiner Stunden ausgefüllt hätte.

Longhi war durch seine Erziehung für den geistlichen Stand eine Vorliebe für literarische Beschäftigungen nachgeblieben. Er schrieb gern in Versen, die ihm nicht schwerer fielen, als sie wogen; besser schrieb er in Prosa. Mit selbstentworfenen Aufsätzen suchte er auf die Belehrung seiner Schüler einzuwirken, und einzelne dieser Aufsätze sind sogar dem Drucke übergeben worden. Es waren im Style der akademischen Reden gehaltene Vorträge, in welchen er Sätze aus der Kunstlehre zu erläutern versuchte. So erschien im Jahr 1807 einer über die Malerei; 1814 ein anderer über das Schöne; im J. 1816 ein Leben Michel Angelo's, das wie der 1826 geschriebene Panegyrikus auf seinen Freund Andreas Appiani durch eine gewisse Breite und Wiederholung beliebter Aussprüche, die mit viel Pathos vorgebracht werden, ermüdet. Die letzten Jahre seines Lebens wollte er noch zu einem Werk über die Kunst verwenden, die ihm so Vieles verdankte. Auch außer seinem Lehrzimmer wünschte er jüngern und ältern Kupferstechern Anweisung zu hinterlassen. Ueber Kupferstecherkunst schrieb er daher ein Werk, das aber leider unvollendet in seinem Nachlasse gefunden wurde. Nur der erste, theoretische Theil war von ihm ausgearbeitet, der zweite, praktische, nur in sehr wenigen Materialien vorbereitet. Es ist dieses Werk nach seinem Tode unter dem Titel: „**La calcografia propriamente detta, ossia l'arte d' incidere in rame all' aqua forte col bu-**

lino e colla punta etc. Ragionamenti letti etc. da Giuseppe Longhi“ (Th. I, Mailand, 1831), erschienen und schon die Inhaltsanzeige der 7 Capitel (über die Vortrefflichkeit der Kupferstecherkunst; über den Genuß, den sie verschafft; über die Geschichte und die Schicksale derselselben; über Hauptwerke, die sie hervorgebracht; über die Schwierigkeiten; über die Mittel, diese zu besiegen; über die Theorie des Schönen) bestätigt das Urtheil des Herrn (G. Gironi) in der „Bibl. italiana“ (Maiheft 1831), daß die gehoffte Belehrung hier leider vergeblich gesucht werde. Es sind rhetorische Auseinandersetzungen von entweder bekannten Sätzen, oder von Angaben, die erst durch den zweiten Theil Körper und Gehalt gewinnen sollten.

Mag man nach dem Verzeichnisse Dessen, was der treffliche Mann Alles geleistet, selbst ermessen, wie er das Geheimniß verstand, mit der Zeit hauszuhalten, und wie er jede Nebenstunde selbst zu benutzen bemüht war. Alles nachzuweisen, was er künstlerisch geleistet, wäre vielleicht jetzt schon nicht möglich; denn wer zählt alle die Albumblätter auf, welche vornehme Zudringlichkeit von ihm zu erpressen wußte. Auch der Zeichnungen auf Stein, welche er auf den dringenden Wunsch seiner Freunde ausführte (der keuschen Susanna unter den Greisen und einer Madonna) ist nicht gedacht worden und ebenso wenig aller der Beschäftigungen, die sowol der öffentliche Unterricht als sein Verhältniß zu einer Menge junger Künstler herbeiführte, die enger oder weiter sich an ihn anschlossen. Sein kräftiger Körper konnte die Hoffnung begründen, daß er noch lange diesen Mühen, noch lange dem Umgange seiner Freunde würde sich hingeben können. Seine fast athletischen Kräfte hatte er in frühern Jahren durch Spiele im Freien gestärkt, und er war Herr seiner Sinne in der Zeit geblieben, wo ihr Einfluß bei so viel Kraft am meisten zu besorgen war; daher hätte man glauben mögen, daß ihm noch Jahre würden übrig sein, um Alles, was er beabsichtigte, zu vollenden. Aber anders war sein Verhängniß. Er hatte nicht geheirathet, vielleicht aus gleichen Gründen wie Canova, mit dem er in der Liebenswürdigkeit der Erscheinung große Aehnlichkeit hatte. Heiterer vielleicht nur als Canova und entschiedener im Handeln und Urtheilen, liebte er seine Unterhaltung durch Scherz und Spott zu würzen, vertrug Widerspruch ohne sich zu ereifern und hielt nicht mit seiner begründeten Ansicht zurück, wo kluge Umsicht selbst wol eine größere Berücksichtigung zuweilen anempfohlen hätte. Seine Schüler vergalten ihm durch die herzlichste Ergeben-

heit die Liebe, die er ihnen in Worten und Thaten bewies. Sie waren die Söhne seiner Wahl, wenn er anders nur Anlaß fand, ihre Fortschritte zu ermuntern. Dann ließ er es an Vorschlägen nicht fehlen, die zu ihrem Fortkommen ersprießlich waren, schonte keine Mühe und keine Unterstützung ihrer Unternehmen. Auch seine Bescheidenheit konnte ihnen ein Vorbild sein; denn nur eins oder zwei seiner Werke hatte er in der Schule unter den Blättern der großen Meister aufgehängt. Seine Sitten waren tadellos. Schon in frühern Jahren hatte er einen Beweis gegeben, daß er den sittlichen Schmuz verabscheue, der wol zu seiner Würdigung angeführt zu werden verdient. Noch in der Zeit, wo der Vater, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn sehr kurz und knapp hielt, drängte man sich an unsern Künstler mit dem Anliegen, die von Marc-Antonio gestochenen unzüchtigen Bilder zu des Aretiners schlüpfrigen Versen zu wiederholen. Longhi war noch sehr jung und nicht lange erst aus dem Seminar entlassen; aber entschieden schlug er es ab, und bis ans Ende seines Lebens fand jeder ähnliche Antrag bei ihm nur unwillige Ablehnung. Mäßig in seinen Bedürfnissen und in seinen Genüssen, vermied er in der Zeit seines sehr bedeutenden Wohlstandes Alles, was Prunk hieß, den bei der Berühmtheit seines Namens und den Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden waren, so viele Vorwände hätten entschuldigen können. Nur eine Sammlung von erwählten Gemälden und eine Auswahl der erlesensten Kupferstiche machte seinen Hausrath reich und glänzend.

So floß dieses Leben, das im unermüdeten Wirken für die Kunst vorüberging, in einer anregenden Umgebung hin, die bedeutender noch durch die Männer wurde, welche, durch Achtung und Liebe mit unserm Meister verbunden, häufig sich zwischen ihr bewegten. Es ist eine imponirende Reihe ehrenwerther Namen, die uns als seine nähern Umgangsfreunde genannt werden: Canova, Bossi, Appiani, Matteini, Lamberti, Paradisi, Zanoja, Moscati, Bodoni, Monti, Stratico, Tamburini, Volta, Franceschini, Pindemonte, die Kaufmann und die Albany unter den schon Verstorbenen, zu denen leider, seitdem Longhi abgerufen wurde, auch Lawrence und Giordani gehören. Aber noch leben Morghen, Toschi, Rosaspina, Denoyers, Quatremère de Quincy, Fabre, Francesconi, Lampredi, Camuccini, Majo, Cicognara, Aglietti, Tambroni, Scarpa, Benvenuti, der vielen Andern nicht zu gedenken, die ihm durch gelehrte Gesellschaften näher gebracht waren. Denn den Platz im Collegio de' dotti, der ihm schon in den er-

sten Jahren der italienischen Republik durch die Wahl seiner Mitbürger zuerkannt wurde, bestätigten wetteifernd die geehrtesten europäischen Kunstinstitute durch die Wahl zu ihrer Mitgliedschaft; die vaterländische Gesellschaft und das k. k. Institut für Wissenschaften und Künste zu Mailand, das Institut von Frankreich, das niederländische zu Leyden, die Kunstakademien zu Mailand, Florenz, Turin, Parma, Perugia, Carrara, Wien, München, Berlin, Kopenhagen und Wilna sowie das Athenäum zu Brescia hatten ihn zu den Ihren aufgenommen, und schon Napoleon ihn mit dem Orden der eisernen Krone beehrt, dem Maria Louise von Parma ihren Constantinischen Orden hinzufügte.

Ein Schlagfluß, der am Weihnachtsabend 1830 unsern Künstler kurz vorher traf, ehe er in einer Platte mit 30 Köpfen, zu seinem Werke über Kupferstecherkunst gehörig, wodurch er seine Theorie des Schönen fester zu begründen glaubte, die letzten Drucker anbringen konnte, führte das Ende dieses hochgefeierten Mannes herbei. Sieben Aderlasse entkräfteten ihn, ohne die Betäubung zu lindern. Der Schlag hatte ihn bei Tische gerührt, wo er auf einmal in ein krampfhaftes Gelächter ausbrach; und so heftig und zugleich so den Geist lähmend war der Zufall gewesen, daß auch dann, wenn Longhi erhalten worden wäre, nicht auf Rückkehr der klaren Besinnung oder auf Thätigkeit zu rechnen war. Aber bis zum 1. Januar 1831 ging es täglich mit ihm schlimmer. Den ganzen 2. Januar lag er im Sterben, doch erst um 8 Uhr des Abends befreite sich sein Geist von den irdischen Banden.

Die Nachricht von seinem Tode machte in ganz Mailand den lebhaftesten Eindruck, denn nur sehr Wenige standen mit ihm in unfreundlichen Verhältnissen; und selbst diese mußten der ehrenwerthen Gesinnung Anerkennung zugestehen, wenn sie auch aus guten Gründen seiner Ansicht nicht beistimmten. Noch wenige Tage vor seinem Tode (am 18. Dezember) hatte er an einen der Redactoren der ihm etwas abholden „Bibl. ital.“*), Hrn. Gironi, einen Brief zu Gunsten einiger seiner Schüler geschrieben, der das Recht der Kritik über Kunstsachen den Nichtkünstlern absprechen wollte. Sein Brief und die Antwort darauf erschien im Novemberheft der „Bibl. ital.“ von 1830 wenige Tage nach seinem Tode und mußte den Schmerz seiner Schüler nur vermehren, die

*) M. lese z. B. den Artikel über Kupferstiche im Februarheft 1831.

in ihm einen so warmen Vertheidiger verloren. Als eine Ehrenpflicht sahen daher alle Künstler das schmerzliche Geleit der theuern Leiche an. Am 4. Januar gegen Abend begleiteten sie, gegen 200 an der Zahl, mit Wachsfackeln den Sarg in die Kirche S.-Fedele, wo er bis gegen Mittag des folgenden Tages stehen blieb. Alle hatten sich aufs Neue versammelt, ihrer weit über 200, mit Fackeln und Musik zum Kirchhofe zu folgen. Jüngere Kupferstecher trugen die theuere Last des geliebten Lehrers bis auf den Bestattungsplatz vor dem Thore. Dort an der Gruft angekommen, sprach Hr. Franz Longhena, der gelehrte Bearbeiter von Quatremère de Quincy's Rafael, ein Verehrer und Freund des Verstorbenen, ein rührendes Wort an die Versammelten, das besonders in den Gemüthern der jungen Künstler lebhaften Wiederklang fand. Im Namen der Kunstakademie, deren Zierde er gewesen, sprach noch Herr Fumagalli, Secretair der Akademie, als der Sarg schon in der Erde gesenkt war, auf den seine Schüler, gleichsam die Verwaisten bei diesem schmerzlichen Familientage, mit dem „Have pia anima!“ die erste Erde warfen.

Unter den nachgelassenen Papieren des Ritters Longhi, welche das Vertrauen der Erben in Longhena's Hände legte, weil er im Auftrage des Lebenden schon die „Calcografia propriamente detta“ zum Drucke besorgt hatte, fanden sich auch einige Blätter mit der Aufschrift: „Alcune esatte notizie biografiche di G. Longhi“, von ihm selbst erst am 13. Oktober 1830 zu Papiere gebracht. Diese Angaben liegen den „Notizie biografiche di G. L. raccolte e pubblicate da Francesco Longhena“ (Mailand, 1831) zum Grunde, aus denen die geschichtlichen Sätze dieser Notiz genommen sind. Dort findet man auch sein von Peter Anderloni gezeichnetes und gestochenes Bildniß sowie ungenaue Verzeichnisse seiner Schüler und seiner Werke. Früher gab schon das „Berliner Kunstblatt“ (1828, Januarheft, S. 4.) eine kurze Nachricht über unsern Künstler, die aus ähnlichen Mittheilungen genommen sein mag.

Biographiſche Andeutungen.

Admiral Collingwood.

Das Leben dieſes außerordentlichen Mannes, des Buſenfreundes des romantiſchen Seehelden Nelſon und ſeines Theilnehmers an dem Ruhm der Siege von Cap St.-Vincent und Trafalgar, iſt nach ſeinen vor einigen Jahren erſchienenen Memoiren*), zum Gegenſtand einer ungewöhnlichen Theilnahme in England, Frankreich und Deutſchland geworden. In der That war Admiral Collingwood nicht allein einer der hochachtungswürdigſten Seeoffiziere Englands in den Tagen des Kampfes gegen Frankreich, nicht allein ein Patriot, wie es wenige gab und gibt, ſondern auch einer der edelſten, hochherzigſten, liebenswürdigſten und erleuchtetſten Männer, deren inneres Leben je allgemein und näher bekannt geworden iſt, ein Menſch im ganzen, vollen Sinn des Worts, achtbar und liebenswerth in allen Beziehungen äußerer Thätigkeit und innerer Liebe, ein unerſchrockener Vertheidiger ſeines Vaterlandes, ein Freund, wie es Wenige zu ſein wiſſen, ein muthiger Erdulder des Unrechts um ſeiner Pflicht willen, ein Gatte und Vater voll treuer und erleuchteter Liebe, ein hochbegabter Geiſt, ein Muſter in treuer Erfüllung ſchwerer Pflichten, von fleckenloſem Wandel, durch Ehre und edles Gefühl ebenſo ausgezeichnet als durch die Kunſt, dieſe Gefühle mit einer Reinheit und Eleganz ausdrücken, die in ſeinem Stande auf unſere Bewunderung Anſpruch hat. Seine Freundſchaft für Nelſon, ſein Antheil an den großen Seeſiegen Englands am Schluſſe des verfloſſenen

*) A selection from the public and private correspondence of viceadm. L. Collingwood, with memoirs of his life. Von G. L. Newnham-Collingwood Esq. (London, 1828.)

und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, seine wichtigen und fast immer glänzend ausgeführten Unternehmungen und Aufträge in der Kriegsführung und in der Diplomatik berechtigen Admiral Collingwood auch politisch zu einer bedeutenden Stelle in der Geschichte unserer Zeit; noch größer aber ist sein Werth als Mensch, als Vertheidiger und Diener seines Fürsten, als Befehlshaber, als Mann von seltenen Gaben und noch seltenern Kenntnissen.

Lord Collingwood, einer edeln englischen Familie entsprossen, die ihre Anhänglichkeit an die Sache der alten Dynastie bei dem Aufstand von 1715 mit dem Leben ihres Oberhauptes und dem Verlust ihrer sämmtlichen Familienbesitzthümer bezahlte, war 1750 zu Newcastle geboren. Seine erste Erziehung erhielt er mit den nachher so berühmten Brüdern Lord Eldon und Lord Stowell in der Schule seines Geburtsort und begann 1761 in seinem elften Jahre seine Laufbahn als Seemann unter der Obhut eines Verwandten seines Hauses, Admiral Brathwaite's, auf dem Linienschiff Shannon. Im J. 1775 ward er am Tage der Schlacht von Bunkershill und auf dem Kampfplatz selbst zum Lieutenant ernannt. Die Muße, welche diesen kurzen Kriegsthaten folgte, widmete der junge Collingwood unermüdet den Studien mit einem solchen Erfolg, daß er späterhin nicht nur für einen der unterrichtetsten Seeoffiziere der englischen Flotte galt, sondern auch durch die Kraft und Reinheit seines Styls die Bewunderung aller seiner Waffenbrüder erweckte. „Gott weiß", sagte einer derselben, „wo Lord Collingwood seine Kenntnisse und seine Schreibart her hat; allein er sticht uns Alle darin aus".

In dieser frühesten Periode seines Lebens wurde der Freundschaftsbund zwischen Collingwood und Nelson geschlossen, der ebenso durch seine dreißigjährige nie unterbrochene Dauer bei zwei fast völlig entgegengesetzten Charakteren wie durch seine romantischen Verknüpfungen und seine politisch-wichtigen Resultate ein Hauptmoment im Leben Collingwood's bildet. Die beiden Helden glichen einander beinahe in nichts als in einer gemeinschaftlichen glühenden Liebe für Vaterland und Ehre, in Todesverachtung und edler Gesinnung des Herzens; in allem Uebrigen waren sie einander völlig entgegengesetzt. Collingwood war ebenso ruhig und überlegt, als Nelson stürmisch und unruhig war. Nelson war ein Kopf voll romantischer Ideen; Collingwood besaß den ruhigen Muth eines Philosophen; Achtung für sich und den Menschen sind die Grundzüge seines Charakters. Von dem

Augenblick an, wo die beiden Helden sich zuerst in Jamaika kennen lernten, bis dahin, wo der Tod ihren Bund zerriß, währte eine wechsellose Verbindung der Ehre und Freundschaft zwischen diesen beiden Männern fort, wie sie zu den seltensten Erscheinungen des modernen Lebens gehört. Nelson stieg rasch empor, und durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls folgte ihm Collingwood fast Schritt vor Schritt in die Stellungen, die jener eben verließ. Das Commando dreier Schiffe, des Lowestoffe, des Badger und des Hinchinbroke, ging nacheinander von Nelson auf seinen Busenfreund über, bis beide im Jahr 1779 zu gleicher Zeit den Rang von Postcapitains erstiegen. Eine Zeitlang trennten sich nun ihre Loose; Collingwood wurde zu der todtbringenden und abenteuerlichen Unternehmung, deren Zweck es war, zur Erforschung eines Schiffsweges durch den Isthmus von Panama auf flachen Böten den Fluß St.-Juan und die Seen von Nicaragua und Leon zu durchschiffen, abgesendet (wobei er binnen 4 Monaten von 200 Mann 180 verlor und Noth und Gefahr in allen Gestalten kennen lernte), bis das Jahr 1783 die beiden Freunde wieder in den westindischen Meeren vereinte. Von hier kehrte Collingwood nach dem Friedensschluß in sein Vaterland zurück, ward im J. 1790 als Befehlshaber der Mermaid abermals nach Westindien gesendet, sah England nach beendigtem Kriege gegen Spanien wieder und vermählte sich 1792 mit Miß Sara Blackett, welche ihm 2 Töchter, die Freude seines spätern Lebens, schenkte. Beim Ausbruch des französischen Krieges erhielt er den Befehl über den Prince und führte diesen unter Admiral Bowyer in der Schlacht bei Barfleur am 1. Juni 1793 zur Bewunderung aller seiner Kampfgenossen an. Ein eigensinniges Vorurtheil Lord Chatam's gegen ihn versagte ihm die Ehrenmedaille, welche für diesen Seesieg vertheilt wurde; Collingwood trug diese Verunglimpfung ohne Murren, um der Liebe zu seinem Vaterlande willen, das seiner Dienste jetzt bedurfte. Das Linienschiff The Excellent ward ihm übergeben, und in dieser Stellung traf er von Neuem mit seinem alten Freunde Nelson in dem Mittelmeere zusammen. Nach einer langwierigen Blokade Livornos und der corsischen Häfen erschienen endlich die Tage des Ruhmes und des Kampfes, nach denen die beiden Freunde so sehnlich verlangten. Der Seesieg vom Cap St.-Vincent, den 14. Februar 1797, in welchem Nelson unsterbliche Lorbern errang, ward vorzüglich durch Collingwood's kaltblütigen Muth errungen. Nelson war ohne die aufopfernde Entschlossenheit, mit der sein Freund

in der Noth ihn aus der verderblichen Enge befreite, in welche 2 riesenhafte spanische Linienschiffe ihn eingekeilt hatten, verloren. Collingwood trieb die beiden Riesen, den Salvador del Mundo und den S.-Isidoro zu Paaren, zwang den letztern, seine Flagge zu streichen, und rettete so den Freund im Augenblicke seines unvermeidlichen Unterganges. Nie vergaß ihm Nelson diese Hülfe in der Noth, bei der der Retter allen persönlichen Ruhm aus den Augen gesetzt und seine Eroberungen hochherzig im Stich gelassen hatte, blos um den bedrängten Freund zu retten. Diese großmüthige Handlung ward zum Gegenstande der Bewunderung in der ganzen Flotte; Collingwood erhielt jetzt, mit Schmeicheleien überhäuft, die ungerecht vorenthaltene Medaille nachträglich und eine neue obenein; allein ein wertheres Geschenk war ihm der Dank, welchen Lord Nelson seinem Retter in wenigen rührenden Zeilen bezeigte.

Zu Ende des Jahres 1797 finden wir Collingwood die Blokade von Cadiz leitend. Der unglückliche Angriff auf Teneriffa, welcher seinem Freund einen Arm kostete, und das Langweilige einer Blokade erfüllten den thatendurstigen Mann mit Kummer, und der Befehl, welcher ihn endlich nach England zurückberief, war daher eine Freudenbotschaft für ihn. Im Januar 1799 wurde der Excellent abgetakelt und Collingwood kehrte nach einer vieljährigen Trennung nun endlich in den Schoß seiner geliebten Familie zurück. Doch diese Ruhe, deren er so sehr bedurfte, sollte nur von kurzer Dauer sein. Wenige Wochen später erging der Ruf des Vaterlandes, den er nimmer überhörte, schon wieder an ihn; er ward zum Rearadmiral ernannt und als Befehlshaber des Triumph zuerst zur Canalflotte und später nach Port Mahon gesandt. Im Sommer begann die ermüdende Blokade von Brest, welche des Admirals Geduld zu erschöpfen drohte. Es gab in der ganzen englischen Flotte keinen Mann, der seiner Pflicht treuer ergeben war als Collingwood; allein der Mangel an kräftigen Operationen und männlicher Kriegsführung, welchen die englischen Minister sich in dieser Zeit zum Gesetz gemacht zu haben schienen, erfüllte ihn mit Unwillen und Zorn. Er klagt bitter darüber; der Müßiggang und die ruhelose Unthätigkeit der Blokade machten ihn an Geist und Körper krank. So kam der kurze Friede von 1802 ihm höchst erwünscht; er kehrte in den Schoß seiner Familie, zum letzten Mal auf längere Zeit, zurück, weidete sein Herz an der Erziehung seiner Töchter und genoß auf seinem Landgute Morpeth in Northumberland der glückli-

sten Ruhe, die sein langes, bewegtes Leben überhaupt ihm verstattete. Er war ein Pflanzer mit Leib und Seele, sein Garten und sein Park gewährten diesem ausgezeichneten Manne die Freuden der Kindheit; er war liebenswürdig und unschuldig wie ein Kind, und so schloß die Natur ihm auch denjenigen Freudenschatz bereitwillig auf, den sie nur kindlichen Gemüthern vorbehält.

Seit 10 vollen Jahren hatte er nur ein einziges Jahr im Schoß seiner Familie zugebracht, als der Wiederanfang des Krieges mit Frankreich im Jahr 1803 ihn von Neuem aus seiner glücklichen Ruhe aufrief. „Meine Kinder kennen mich kaum", schrieb er beim Abschiede; „allein wenn ich meinem Vaterlande treu und glücklich diene, wird es ihnen an Freunden nicht fehlen". Im Mai 1803 lag Collingwood von Neuem vor Brest; 3 Mal wanderte seine Fahne vom Venerable zum Culloden, von diesem zum Dreadnought und von hier zum Royal Sovereign. Die Mannschaften dieser Schiffe sahen Collingwood mit Freuden kommen und mit Thränen gehen, denn der Admiral war trotz seiner Strenge im Dienst einer der beliebtesten Befehlshaber in der ganzen englischen Flotte. Seine Leute hatten einen Vater, seine Offiziere einen erfahrnen Freund, die Kranken und Verwundeten einen brüderlichen Verpfleger an ihm. Endlich erschien die Sonne, welche den Tag von Trafalgar erleuchtete. Collingwood befehligte den Royal Sovereign, und die große Hälfte des Ruhmes, welchen dieser Tag für die englische Seemacht eintrug, gebührt nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Waffenbrüder unserm Helden. „Sie sollen nicht getäuscht werden", antwortete er seinem Freunde Nelson auf die Mittheilung des Schachtplans, bei dem auf ihn gerechnet war: „wir sind eins und werden es immer sein". „Keine kleinliche Eifersucht", antwortete ihm Nelson; „kein Mensch kann auf den andern vertrauen wie ich auf Sie, mein theurer Collingwood!" So begann die Schlacht. Collingwood's Thaten an diesem Tage theilen die Bewunderung, welche Nelson für die seinigen erweckte; der Eine ohne den Andern hätte den Sieg nicht gewonnen; beiden gebührt der Ruhm zu gleichen Theilen. Unser Held hatte den Schmerz, seinen ältesten und treusten Freund, den Gegenstand seiner ungetheiltesten Bewunderung und seiner treuen Liebe, fallen zu sehen. Sein Schiff war das erste, das, den Tod des Freundes zu rächen, die feindliche Linie durchbrach und so den Sieg gewann. Der Triumph des Tages war allgemein sowie die Zerstörung der feindlichen Seemacht, und schlänge

sich nicht ein Trauertuch um die Trophäen dieses Sieges, so hätte England nie einen glänzendern Tag gefeiert als diesen. Die Schilderung, welche Collingwood in seinen offiziellen und vertraulichen Mittheilungen von diesem Siege entwarf, erhöhten die Bewunderung seines Vaterlandes für ihn; diese Berichte gelten, abgesehen von ihrer geschichtlichen Wichtigkeit, zugleich für unübertreffliche Muster des Styls, und Niemand, der sie in den neuerdings bekanntgemachten Memoiren Collingwood's liest, wird sich einer hohen Achtung für einen Mann, der so verschiedenartige Talente, wie die eines Seehelden und eines Schriftstellers sind, in sich vereinigte, erwehren können. Nach diesem großen Siege fiel unserm Helden der Auftrag zu, die spanischen Häfen zu sperren. Hier war es, wo sich seine Großmuth gegen überwundene Feinde, seine seltene Menschlichkeit inmitten des Waffengeräusches in ihrem schönsten Lichte zeigte. Seine Sorgfalt für die spanischen Gefangenen, seine zarte Aufmerksamkeit für die Verwundeten, seine glücklichen Bemühungen, dem leidenden Küstenlande alle Erleichterungen zukommen zu lassen und alle die Uebel des Krieges abzukehren oder wenigstens zu mildern, die seine Pflicht ihm nicht streng vorschrieb, brachten ihn in einen Verkehr der freundlichsten Art mit den spanischen Behörden. Verpflichtung und Dank wechselten zwischen beiden Theilen, und Admiral Collingwood, der Feind Spaniens und sein Besieger, ward ein bewunderter Liebling dieses stolzen Volkes. Während Spanien sich bemühte, diese Bewunderung der seltenen Eigenschaften seines Feindes laut und dankbar anzuerkennen, erfuhr dieser neue Ungerechtigkeiten von seinem Vaterlande. Lord Barham, damaliger Chef der Admiralität, wollte ihm übel; allein nicht dies, sondern die Nichtachtung seiner Empfehlungen und Beförderungsvorschläge für andere verdiente Männer reizte den edeln Collingwood. Er klagte laut darüber, und dieser Kummer wich nicht von ihm, ob auch Volk und Regierung gegen ihn selbst sich mit Belohnungen verschwenderisch erwiesen. Der Admiral ward zum Pair ernannt und erhielt den Titel Baron Collingwood von Caldbourne und Hethpoole. Beide Hauser des Parlaments bezeigten ihn ihren Dank, und eine Pension von 2000 Pf. St. wurde für ihn und im Fall seines Todes für seine Familie festgesetzt. Doch diese Belohnungen verloren in Collingwood's Augen ihren Werth im Vergleich zu dem Glück, zu dem ihn das königliche Danksagungsschreiben erhob, das er bald darauf erhielt, und dem ein ähnliches des Herzogs von Clarence folgte. „Ich weiß

nicht", schrieb Collingwood bald darauf an seine Gattin, „wie Du unsern neuen Rang erträgst; ich selbst habe Tag und Nacht so viel zu thun, daß ich kaum Zeit habe, an die Gnade meines Königs zu denken und mich mit Dank dafür zu erfüllen".

Collingwood war arm; dennoch war die Pension ihm unerfreulich. „Ich bin reich ohne Geld", schrieb er, „indem ich allem Armen und Aermlichen überlegen zu sein strebe. Mein Vaterland nehme meine Dienste unbefleckt vom Eigennutz hin; ich und mein alter Scott (sein Gärtner) wir können unser Wesen in unserm Gemüsegarten treiben, ohne mehr zu brauchen als vorher"; und später, gereizt durch die Anspielungen auf seine beschränkte Lage, welche im Parlament vorkamen: „Ich bin kein Jude, dessen Gott das Gold ist, und auch kein Schweizer, dessen Dienste so oder so viel kosten. Ich habe Motive für meine Handlungen, die mir für tausend Pensionen nicht feil sind".

Collingwood war Nelson's, seines Freundes, Nachfolger im Oberbefehl über die Flotte des Mittelmeeres geworden. Dieser politisch wichtige Abschnitt seines Lebens lehrt uns den Helden von einer neuen Seite kennen und kann zum Beweise dienen, wie ein mit edeln und hohen Gesinnungen vertrauter Charakter auch die schlüpfrige Bahn diplomatischer Verhandlungen mit Würde und Ehre zu durchwandeln fähig macht. Collingwood, der sich in allen diesen vielfach verwickelten diplomatischen und politischen Verhandlungen, mitten unter dem Geräusch der Waffen, immer gleich kräftig, scharfsehend, edel und mild zeigte, war auch in Allem glücklich und verpflichtete sein Vaterland zu solcher Dankbarkeit, daß das Ministerium desselben ihn nöthigte, seine hohe Stellung selbst gegen seine dringenden Anträge um Zurückberufung fortzuführen. Die Verhältnisse Neapels und Siciliens zu England, die Beschränktheit des alten Königs und die Intriguensucht seiner Gemahlin, welche selbst ihren Todfeind in ein Bündniß gegen ihre natürlichen Freunde und Beschützer zu ziehen bemüht war, gaben ihm unablässig zu sorgen und vorzukehren. Collingwood blickte klar in diese Verhältnisse, und die Schilderungen, welche seine Memoiren von ihnen liefern, sind ebenso unterhaltend durch Scharfblick und Laune als belehrend und anziehend. In ruheloser Thätigkeit, getheilt zwischen kriegerischen Unternehmungen und den Verwickelungen einer nie endenden diplomatischen Geschäftigkeit und körperlich krank und leidend von dieser rastlosen und von keiner Erholung unterbrochenen mühevollen Lebensweise,

verflossen 4 Jahre, während welcher Collingwood kaum einmal sein Schiff verließ.

Im Jahr 1807 finden wir ihn mit Admiral Duckworth vor den Dardanellen. Wie ohne Ausnahme alle englischen Seeoffiziere, die mit den Türken zu thun hatten, hegte auch Collingwood die höchste Achtung vor der Ehre und der Tapferkeit der Türken. Er klagt die Minister an, einen treuen Freund Englands muthwillig in einen Feind verwandelt zu haben, hält einen Angriff auf Konstantinopel von der Seeseite für höchst schwierig und die Blokade der Dardanellen für völlig nutzlos, wenn sie den Zweck hat, den Sultan durch Hunger zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Admiral Collingwood's rastlose Thätigkeit und seine glückliche Constitution widerstand eine Zeitlang den unablässigen Sorgen, die dieser neue Krieg auf ihn gehäuft hatte. Unausgesetzt mit den wichtigsten Gegenständen der Kriegsführung beschäftigt, erregt es in der That Erstaunen, wie er im Stande war, gleichsam nebenher eine Correspondenz mit türkischen und christlichen Behörden, mit Oestreich, Spanien, Neapel, Sardinien, mit Generalen, Consuln und Seeoffizieren aller dieser Mächte fortzuführen, die einen minder begabten Geist allein schon niederzudrücken vermögend gewesen wäre, während er diese Geschäfte selbst in den Ruhestunden vollenden mußte, welche ihm die Beobachtung der französischen und spanischen Flotten von Cadiz bis Livorno hin übrigließ. Kein Wunder, daß auch seine starke Natur endlich so gehäuften Sorgen unterlag. Umsonst erneuerte der Admiral von 1807 ab beinahe in jeder Depesche, die er nach England sandte, seine Bitte um Abberufung; umsonst stellte er vor, daß er seiner Auflösung entgegenkämpfe, und nur eine wenigstens kurze Ruhe ihn retten könne: man hatte in London kein Ohr für seine Anträge. Alles, was man that, war, ihm zu versichern, daß seine Dienste im Mittelmeere dem Vaterlande jetzt unentbehrlich seien; und diese Versicherung war, das wußte man wohl, mehr als hinreichend, Lord Collingwood zur Anstrengung seiner letzten Kräfte zu vermögen. Die Briefe, welche er über diesen Gegenstand mit seiner bekümmerten Gattin wechselte, sind nicht ohne tiefe Rührung zu lesen. Der Ausdruck eines wahren patriotischen Gemüths, entschlossen, dem Rufe des Vaterlandes sein Leben zu widmen, verlangte es dies selbst auf einem Krankenlager, tritt darin ergreifend und begeisternd hervor. Collingwood blieb, zufrieden mit dieser Anerkennung seiner Dienste. Im Sommer 1809 ward sein Zustand bedenklicher. Seine Augen

versagten ihm ihren Dienst, seine Füße schwollen gefahrdrohend an; seit fast 2 Jahren hatte er sein Schiff nicht mehr verlassen, ja, was beinahe unglaublich scheint, kaum einmal Anker geworfen. „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr widerstehen kann", schrieb er seiner Gattin. Allein in dieser Zeit wurde ihm angezeigt, daß der König ihn zum Generalmajor der Marine ernannt habe, und noch einmal blitzte die alte Kraft des Mannes in dem gebeugten und erschöpften Helden empor. Diese Gnade seines Königs schien ihm zum Dank die Aufopferung seiner letzten Kräfte in seinem Dienst zu fodern; er ging mit seinem Geschwader nach Toulon und von hier im Anfang des folgenden Jahres nach Port Mahon. Hier wurde sein Zustand so bedenklich, daß die Aerzte ihm die Ausschiffung dringend vorschrieben; er versuchte zu reiten, allein es war zu spät, denn schon war er jeder Anstrengung unfähig geworden. Den 3. März, 4 Tage vor seinem Tode, entschloß er sich, das Commando an seinen Nachfolger, Admiral Martin, abzugeben und sich auf der Ville de Paris nach seinem Vaterlande einzuschiffen. Am 6. März erreichte er die hohe See; das Element, auf dem er sein reiches Leben hingebracht hatte, gab ihm einen Moment der Kraft zurück. „Vielleicht sehe ich die französische Flagge noch einmal wieder!" rief er, stark im Tode, aus. Eitle Hoffnung! Die letzten Augenblicke seines Lebens waren der Durchsicht seiner Papiere, dem Rückblick auf sein Leben, der Erinnerung an seine Familie gewidmet. Er begegnete dem Tode, wie es einem Manne seiner Gattung ziemte. „Ich habe mein Leben überschaut", sagte er zu den Umstehenden, „und finde nichts darin, das mir die geringste Unbehaglichkeit erweckt". Am folgenden Tage, den 7. März, Abends um 6 Uhr war er sanft und ohne Kampf entschlafen, ein Gegenstand der Bewunderung für seine weinenden Waffenbrüder auch noch im Augenblicke seines Todes.

Eine Zusammenziehung des Pylorus war die unmittelbare Ursache seiner Auflösung gewesen, eine Folge der gebückten Haltung bei einer unablässigen anstrengenden Correspondenz. Der entseelte Körper wurde nach England gebracht und an der Seite seines Freundes Nelson in der Paulskirche beigesetzt. Das Parlament ließ ihm ein Denkmal errichten, und ein Cenotaph ward in seiner Geburtsstadt Newcastle aufgerichtet. So ehrte das Volk das Andenken eines der größten Seehelden seiner Zeit, eines der hochachtbarsten, würdigsten, verdienstvollsten und liebenswürdigsten Männer, welche England hervorgebracht hat.

Wenn die wahre Größe des Mannes in jener harmonischen Verschmelzung von Kraft und Milde besteht, die der Quell jeder echten männlichen Tugend ist, so hat Admiral Collingwood Anspruch auf den Namen eines großen Mannes. Die Ruhe und Festigkeit seines Muthes, seine Ausdauer bei Diensten von seltener Länge und Beschwerde, seine Strenge in Sachen des Dienstes und seine Menschlichkeit gegen seine Untergebenen wie gegen den besiegten Feind, seine Treue als Gatte und Vater und sein feuriger Enthusiasmus für das Beste des Vaterlandes, seine Zuverlässigkeit als Freund und seine Unerschrockenheit als Feind: alle diese Züge stellen das Bild eines echten Mannes, ja das eines Helden im besten Sinne des Worts zusammen. Selten war ein Leben, wie das Collingwood's, so unablässiger, mühevoller Thätigkeit gewidmet; hierin steht er ohne Nebenbuhler da. Von 50 Dienstjahren, die er zählte, brachte er 44 Jahre auf seinem Schiffe zu, und von 1793 — 1810 durch 17 Jahre ruheloser Dienste verlebte er nur ein einziges Jahr im Schoße seiner Familie; ja, einmal in dieser Zeit verstrichen in der That 22 Monate, in denen Collingwood nicht ein einziges Mal seinen Anker sinken ließ. Ein solches Leben, ohne Unterlaß der schwersten Pflicht geweiht, ist in Wahrheit ohne Beispiel. Collingwood gibt einen lebendigen Beweis, wie Adel des Herzens, Menschlichkeit und Milde fast nothwendige Begleiterinnen des wahren Muthes sind; die Frische und Reinheit seiner häuslichen Neigungen ist dabei nicht minder geeignet, ihm unsere Liebe, wie seine Vaterlandsliebe, unsere Bewunderung zu erregen. Er war der treuste Gatte, der liebevollste und erleuchtetste Vater, und es ist in Wahrheit rührend, aus seinen Memoiren zu sehen, wie der starre Ruf der Pflicht über dieses Herz voll Liebe, dessen Fahnen und Flaggen beständig nach der Heimath zu weisen, immer und immer den schweren Sieg erringt. Die Erziehung seiner Töchter, die er durch Briefe auch unter feindlichem Kanonendonner zu leiten nie aufhörte, war das süßeste Geschäft dieses seltenen Mannes, und seine Aufträge und Anweisungen hierüber in den Briefen an seine Gattin sind der Feder eines Philosophen würdig und können nebenbei für Muster des Styls gelten. Er schreibt ihnen das Studium der Geschichte und Shakspeare's vor und warnt sie vor dem Romanlesen als vor einer Herz und Geist verderbenden Lecture. Bewunderungswürdig sind die ins Detail der Erziehung eingehenden Briefe, die er unter dem Geschützesdonner der türkischen Festungen der Dardanellen an seine Gattin richtete; sie athmen

das zarte Gefühl und den Scharfblick Jean Paul's. Als Seeoffizier hatte Collingwood in Erfahrung und Kenntniß, in Blick und Umsicht Wenige Seinesgleichen. Die Ordnung und Disciplin auf seinen Schiffen war bewunderungswürdig, und er besaß die Kunst, diese ohne harte Strafen, fast ohne die körperliche Züchtigung, die sonst auf der englischen Flotte so gewöhnlich war, herzustellen. In wahrer Religiosität leuchtete er seiner Mannschaft vor, versäumte die gottesdienstlichen Handlungen nie und begriff nicht, wie man in einer Stunde fluchen und grausam strafen und in der folgenden andächtig beten konnte. Die Behandlung seiner Offiziere und seiner Leute, die er sich zum Gesetz gemacht hatte, war unnachahmlich weise und wirkungsvoll; nie erfuhr er die auf englischen Schiffen nicht ungewöhnlichen Aeußerungen der Widersetzlichkeit und des Ungehorsams; jeder Seemann liebte Admiral Collingwood, wie ein Sohn den Vater liebt. Dabei war jedoch kein Haschen nach Popularität in ihm bemerkbar; ein beständiger milder Ernst war das ganze Geheimniß, das Collingwood den Besitz dieser hochachtenden Liebe erwarb, und die beständige Bereitwilligkeit, Jedem, auch dem Geringsten, sein Recht widerfahren zu lassen, Das, was ihn darin erhielt. Gegen kleine Fehler war er nachsichtig; sich selbst sah er keinen, auch den geringsten nicht, nach. Freimüthig gegen seine Obern, gehorchte er auch in dem Schwersten ohne Murren; sein ganzes Leben aber war ein stehendes Vorbild der strengsten Pflichterfüllung in aller und jeder Beziehung.

So war Collingwood: in der That einer der worthies (Ehrenmänner) Englands, ein vollendeter Seemann, ein Krieger von fleckenloser Ehre, ein trefflicher Diener des Vaterlandes, ein liebenswürdiger Mensch im vollsten Verstande des Worts.

Ludwig Philipp Graf von Ségur.

Der Graf von Ségur, Pair von Frankreich und Mitglied der Académie française, wurde geboren zu Paris den 10. Dezember 1753. Er war der älteste Sohn des Marschalls von Ségur und trat im Jahre 1769 als Unterlieutenant in das Cavalerieregiment Mestre-de-Camp. Im Jahr 1776 wurde er Obrist des Regiments Soissonnais (Infanterie), an dessen Spitze er im amerikanischen Freiheitskriege 2 Feldzüge mitmachte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erhielt er das Dragonerregiment, welches seinen Namen führte. Kurz nachher wurde er als bevollmächtigter Minister nach Rußland geschickt. Er entsprach dem Zwecke seiner Sendung vollkommen, indem er die Eintracht zwischen den Höfen von Versailles und Petersburg wiederherstellte.

Er begleitete die Kaiserin Katharina II. auf ihrer Reise in die Krim, die er in seinem „Tableau politique de l'Europe" so meisterhaft schildert. Nach den Begebenheiten von 1789 ward Ségur nach Frankreich zurückberufen und von Ludwig XVI. beauftragt (1791), sich nach Berlin zu begeben, um den Ausbruch des Kriegs zu verhüten. Er kam hierauf nach Paris zurück und wurde den 10. August 1792 verhaftet. Er emigrirte nicht. Der Verlust seines Vermögens zwang ihn, seine Existenz durch literarische Beschäftigungen zu sichern. Unter dem Consulate wurde er Mitglied des gesetzgebenden Körpers und im Jahre 1803 trat er in den Staatsrath und wurde in das Institut aufgenommen. Um diese Zeit gab er eine Sammlung chansons und andere leichte Poesien heraus, die sehr gefielen. Fontanes, welcher

darüber im „Mercure de France“ berichtete, führt bei dieſer Gelegenheit ein artiges quatrain an, welches Herr von Ségur auf bouts-rimés, die ihm die Kaiſerin Katharina gegeben, aus dem Stegreiſe dichtete:

De Cathérine chaque *jour*
La gloire à nos yeux se *dénote*:
La renommée est son *tambour*
Et l'histoire son garde-*note*.

Der Verfaſſer hatte ſeine Gedichte unter dem Titel herausgegeben: „Poésies de Ségur l'aîné, ex-ambassadeur, membre du corps législatif“. Der bekannte Kritiker Duſſault meinte, er hätte ſich un des dîneurs du Vaudeville nennen ſollen, wie J. J. Rouſſeau, als er ſeine „Nouvelle Heloïse“ drucken ließ, ſeinen Buchhändlern verbot, hinter ſeinen Namen den Titel: citoyen de Génève, ſetzen zu laſſen.

Als Napoleon den Kaiſerthron beſtiegen, ernannte er den Grafen von Ségur zu ſeinem Großceremonienmeiſter. Eines Tages, als er den Kaiſer hatte auf ſich warten laſſen, ſtellte ihn dieſer darüber zur Rede. „Sire“, ſagte ihm der gewandte Hofmann, „j'ai un million d'excuses à faire à Votre Majesté, mais je viens d'avoir le malheur de donner dans un embarras de rois dont je n'ai pu sortir plutôt“.

Es muß hier bemerkt werden, daß der Vicomte de Ségur, ein Bruder des Grafen, nie eine Gnadenbezeigung von Napoleon annehmen wollte. Man fragte ihn einſt, was zwiſchen ihm und ſeinem Bruder für ein Unterſchied ſei. „Mon frère“, war die Antwort, „est Ségur le cérémonieux, et moi, je suis Ségur sans cérémonie“.

Während der hundert Tage trat der Graf ſeine Functionen als Großceremonienmeiſter wieder an. Nach der zweiten Reſtauration wurde er Anfangs aus der Pairskammer eliminirt, im Jahr 1818 aber wieder in ſeine Würde eingeſetzt.

Seine „Poésies“ waren blos Erholungen von wichtigern Arbeiten. Ueber ſeine „Galérie morale et politique“ ſagte eine geiſtreiche Frau: „C'est un marivaudage en perruque“.

In ſeinen Memoiren ſchildert Herr von Ségur ſeine Reiſen in Amerika, ſeine Unterhandlungen in Rußland und Preußen, ſeine geſellſchaftlichen und Amtsverhältniſſe mit Katharina II., Friedrich dem Großen, Potemkin, Joſeph II., Guſtav III., Waſhington, Kosciusko, Lafayette, Mirabeau

und Napoleon. Die 3 bis jetzt erschienenen Bände erstrecken sich nur bis 1783. Die andern werden mit Ungeduld erwartet.

Herr von Ségur, welcher seit einigen Jahren im Kreise seiner Familie lebte, ist am 28. August 1830 gestorben.

Biographien und Charakteriſtiken.

Johann Heinrich Pestalozzi,

nach ihm selbst und Andern geschildert

von Dr. W. B. Mönnich.

I. Jugendgeschichte.

Johann Heinrich Pestalozzi ward zu Zürich, woselbst sein Vater Arzt war und einer angesehenen Familie angehörte, am 12. Januar 1745 geboren. Er hatte von der Wiege an eine zarte, ja schwächliche Natur, mit welcher noch dazu ein sehr lebhaftes Gefühl und eine ebenso reizbare Phantasie verbunden war. Es zeigte sich bald, daß er Alles, was sein Gefühl ansprach und seine Phantasie beschäftigte, schnell und mit feuriger Neigung ergriff und so ganz zum Eigenthum seiner Seele zu machen wußte, wie er sich selbst demselben hingab. Dagegen blieb er gegen alles Andere, was ihn nicht von diesen Seiten zu berühren im Stande war, gleichgültig, wie oft und absichtlich es auch an ihn gebracht wurde.*) Zu ruhiger Betrachtung der Gegenstände, zu anhaltender Uebung des Verstandes, zu ausdauernder Aufmerksamkeit war er selten aufgelegt. Selbst Lieblingsbeschäftigungen und Lieblingsdinge mußten neuen Platz machen, wenn diese seine Gefühle und Imagination lebhafter erregten.

Bei solchen, sehr entschieden hervortretenden Anlagen des Gemüthes und Geistes wäre wol nur eine höchst sorgfältige,

*) Ganz auf ähnliche Weise bezeigte sich der edle Friedrich Heinrich Jacobi gleichgültig gegen allen Unterricht, welcher ihm als Knaben ertheilt wurde; nur dem Religionsunterricht und was auf Religion bezüglich war gehörte seine ganze Aufmerksamkeit.

weise Erziehung im Stande gewesen, ihrer Einseitigkeit durch zweckmäßige Nährung und Stärkung der Willens- und Verstandeskraft entgegenzuarbeiten. Um so unglücklicher traf es sich für den jungen Pestalozzi, daß sein Vater schon starb, als er kaum das sechste Jahr erreicht hatte. Es mangelte ihm fortan gerade an Dem, dessen er nun erst recht eigentlich bedurft hätte, an Erweckung und Kräftigung männlich-festen Willens, männlich-entschlossener und zugleich umsichtiger Denk- und Handlungsweise. Das Vorbild und Muster eines rechten Mannes, an welches sich ein Knabe in gewissen Jahren fast instinktmäßig hingezogen fühlt, war ihm im Vater verloren gegangen. Seine Mutter war die Liebe und Güte selbst; aber ihre Zärtlichkeit und Sorgsamkeit war eben zu mütterlich, um den Trieben und Neigungen eines so erregbaren Gemüthes und Geistes, wie ihr Sohn besaß, die rechte Bahn anzuweisen. Statt dessen wurde er, wie Pestalozzi sich über sich selbst ausdrückt, zu einem rechten Weiber- und Mutterkind. Sein Herz wurde mit frommen Gefühlen, edeln Gesinnungen erfüllt, Wohlthun und Menschenfreundlichkeit ihm zur christlichen Pflicht gemacht, ein sittlichreiner, tugendsamer Wandel als die Krone des Lebens vorgestellt, und in allem Diesen wie in jeder Zierde eines wohlerzogenen, artigen Benehmens leuchtete die Mutter ihrem Sohne mit eignem Beispiele voran. Auch ist wol kaum eines dieser Samenkörner des Guten bei dem Sohn auf unfruchtbaren Boden gefallen*); aber mit all diesen vortrefflichen Eigenschaften, die allerdings auch den Mann zieren, ist der Mann noch kein Mann, nicht fähig, in den mannichfachen Verhältnissen des Lebens sich zurechtzufinden, sie zu durchschauen, zu beherrschen. Wie wenig die Mutter hierin ihrem Sohne Meister sein und Anleitung geben konnte, geht aus einem Umstande hervor, der für Pestalozzi auch in anderer Beziehung sehr wichtig geworden und von ihm selbst nicht unerwähnt geblieben ist. Als Pestalozzi's Vater dem Tode nahe war, ließ derselbe die treue Magd des Hauses an sein Bett rufen und sagte zu ihr: „Babeli, um Gottes und Aller Erbarmen willen, verlaß meine Frau nicht; wenn ich todt bin,

*) Nur zu äußerlicher Reinlichkeit und Ordnungsliebe konnte die Mutter ihn durchaus nicht gewöhnen. Ja, er zeichnete sich sogar durch Unreinlichkeit und Nachlässigkeit vor seinen Mitschülern in der untersten Schule aus: ein Fehler, der sich bei vielen, nur ihren Ideen und Phantasien lebenden Männern, wie bei Schiller, Jean Paul u. A., wiederfindet.

so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne Deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder beieinander zu erhalten". Und das Babeli blieb, und durch ihre treue Hülfe gelang es, die Haushaltung aufrecht und die Kinder beieinander zu erhalten. Es war also wol die praktische Kraft, welche die Mutter nicht besaß und also nicht mittheilen konnte. Fast alle Mütter sind geneigt, aus ängstlicher Besorgniß ihre Söhne von den, Muth, Kraft, Gewandtheit, Geistesgegenwart übenden Knabenspielen zurückzuhalten, weil sie in diesen nur Leibes- und Lebensgefahr erblicken. Auch dies blieb bei der Erziehung Pestalozzi's nicht aus, fand vielmehr in einem noch höhern Grade statt, da sich zu jener Besorgniß noch die Rücksicht gesellte, die von der beschränkten Lage der Familie geboten war, daß der wilde Knabe nicht zu viel Kleider zerreißen möchte. Nicht selten wurde derselbe von der treuen Babeli mit den Worten zurückgehalten: er möge bedenken, wie viel die Mutter entbehren müsse, um ihn und seine Geschwister zu nähren und kleiden, und er möge nicht durch muthwilliges Zerreißen seiner Kleider der guten Mutter noch mehr Noth machen. Das gute Herz des Knaben konnte solchen Ermahnungen nicht widerstehen; aber je weniger die jugendliche Lust Gelegenheit fand, nach Außen hin sich zu entwickeln, desto thätiger mußte die Phantasie werden, um in träumerischen Vorstellungen Entschädigung zu finden. So wurde die einseitige Richtung seines Gemüths- und Geisteslebens eher gesteigert als beschränkt, und als später der Knabe zur Schule ging und, älter geworden, nicht mehr gänzlich von der Theilnahme an den Spielen seiner Jugendgenossen zurückgehalten werden konnte, zeigte er dabei die höchste Unbehülflichkeit und Ungewandtheit, wußte sich selten in die Regel eines Spieles zu fügen und zu finden und wollte noch dazu seine eignen, vom Hergebrachten abweichenden Vorstellungen geltendmachen. Die Folge war, daß seine Gespielen den Sonderling häufig belachten und verspotteten, und daß einer derselben ihm den Ueber- oder Stichnamen: Heiri Wunderli von Thorlicken*), gab, der dann von Allen gebraucht wurde. Nichtsdestoweniger war er bei seinen Gespielen wohlgelitten und beliebt, denn unmöglich konnten sie seine Gutmüthigkeit, Dienstgefälligkeit, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, miskennen. Diese

*) So viel als: Heinrich Wunderlich von Thorenheim, oder auch Thorlingen.

waren so unverwüstliche Eigenschaften seines Herzens, daß er sie auch dann nicht verleugnen konnte, wenn sie gemisbraucht wurden. Pestalozzi erzählt desfalls von sich selbst: „Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern gingen; ich ging und that, was sie wollten. Selbst beim großen Erdbeben*), wo die Präceptoren den Kindern schier über die Köpfe die Stiege herabgingen, und es keiner wagen wollte wieder heraufzugehen, ging ich und brachte ihnen Kappen und Bücher hinunter". Was nun seine eigentliche geistige Bildung anlangt, so konnte seine Mutter nichts Anderes thun als ihn zur Schule schicken; beaufsichtigen oder gar leiten konnte sie dieselbe freilich nicht. In öffentlichen Schulen kann aber, selbst ihrem Wesen und Zweck nach, keine besondere Rücksicht auf eine jede Individualität und um so weniger genommen werden, je origineller sie ist. Und so nahm denn auch der junge Pestalozzi von dem ihm dargebotenen Unterricht gerade nur Das in sich auf, was seinem Gemüthe, was seiner Phantasie am meisten zusagte. Seine größeste Aufmerksamkeit war auf den Inhalt und die Gegenstände des Unterrichts gerichtet, welche seinem Gemüthe edle rührende, erhebende, sittlich-großartige Gefühle zuführten und seine Einbildungskraft mit begeisternden Vorstellungen beschäftigten. Diese wie jene machte er zu seinem Eigenthum, lebte in ihnen und bekümmerte sich weit weniger um Aneignung der äußern Form, in welcher sie ihm mitgetheilt wurden, noch weniger um Erringung der mechanischen Fertigkeiten, die durchaus nöthig sind, um auch das Edelste äußerlich und im Leben wieder geltendzumachen. Selbst was er sich von formaler Bildung anzueignen wußte, gehörte mehr dem Geiste, der Seele, dem Leben dieser Bildung als den rein äußerlichen, verständigen mechanischen Bedingungen derselben an. Am auffallendsten trat dies in dem Erfolg seiner Sprachstudien hervor. Längst war er hier seinen Mitschülern im Verständniß schwieriger Constructionen, in der Auffassung und Anwendung eigenthümlicher Ausdrücke und Satzverbindungen, kurz alles Rhetorischen vorangeeilt, während er an grammatischer Sicherheit noch weit hinter ihnen zurückgeblieben war und in dieser von jüngern, minderbegabten Mitschülern sogar übertroffen wurde. Die Sorglosigkeit für Beobachtung äußerer Regelrechtheit ging so weit, daß er es selbst im Deutschen zu

*) Vermuthlich bei dem an so vielen Orten und Gegenden verspürten Erdbeben zu Lissabon am 1. November 1755.

keiner völlig fehlerfreien Orthographie bringen konnte. Nichtsdestoweniger durfte er es im gerechten Vertrauen auf seine rhetorische Kraft wagen, als einer seiner Lehrer Demosthenische Reden übersetzt und herausgegeben hatte, auch eine eben dieser Reden zu übersetzen und beim Examen als Probe seiner Fortschritte im Griechischen vorzulegen. Er wußte zwar damals, wie er selbst bekannt hat, und besonders im Verhältniß zu seinem Lehrer, vom Griechischen kaum das Nothdürftigste; dennoch übertraf seine Uebersetzung die des Herrn Professors in Beziehung auf rednerisches Feuer, auf Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks. Wie mit den Sprachstudien, so ging es ihm mit allen übrigen. Einige Unterrichtsfächer, die mehr den bloßen Verstand, die mechanische Fertigkeit in dessen Gebrauch in Anspruch nahmen und dem Gemüth keine edle Nahrung zu geben und die Phantasie eher zurückzudrängen als zu beleben schienen, vernachlässigte er und gab sich einseitig denen hin, die Das zu gewähren im Stande waren, wonach seine Seele von Kindheit an gedürstet hatte. Schon diese Freiheit, mit der er seiner Geistesbildung ganz nach dem Gesetz seiner individuellen Neigungen obliegen durfte, hätte hingereicht, alle Anlagen fürs praktische Leben, an denen es ihm bei einer starken Willenskraft nicht gänzlich fehlte, nur zu kümmerlicher Entwickelung gedeihen zu lassen. Nun gesellte sich zu diesem Umstande, der seine äußere Unbehülflichkeit eher wachsen als abnehmen machte, noch der Geist der öffentlichen Bildung und Erziehung, wie er damals nicht allein in den züricher Studienanstalten herrschte. Dieser Geist war leider nicht einmal von aller Rücksicht auf Praxis und Leben abgewandt, wie das denn in Republiken nie ganz der Fall sein kann; vielmehr hatte er sich, bei gelehrter Zurückgezogenheit vom wirklichen Leben selbst, ein unangemessenes Ideal für die praktische Wirksamkeit abstrahirt. Die edeln, mit Recht berühmten Männer, Bodmer und Breitinger*), welche an der Spitze von Pestalozzi's Lehrern standen, waren selbst in irrthümlicher Ansicht über die Art und Weise befangen, wie ein gebildeter Mann seinem Vaterlande, seiner Nation und so der Menschheit nützen könne und solle. Zwar stellten sie ganz richtig Vaterlandsliebe, Aufopferungskraft, Wohlthätigkeit, Selbständigkeit und Unabhän-

*) Bodmer war von 1725 — 75 Professor der Geschichte, Breitinger von 1731 — 76 Professor der hebräischen und griechischen Sprache in Zürich.

gigkeit als die Haupttugenden auf, wodurch sich der edle Mann, der gute Bürger auszeichnen müsse, und entflammten die Jugend dafür. Aber sofern von den Mitteln und Wegen die Rede war, solche Tugenden zu erwerben und fürs Leben geltendzumachen, wußten sie durchaus von dem Eilande der Theorien, Principe und Ideale keine Brücke aufs feste Land der Wirklichkeit zu schlagen. Alle Selbständigkeit sollte da im wissenschaftlichen Geistesleben und in der wörtlichen Erkenntniß der Wahrheit gewonnen werden, und bürgerliche wie häusliche Selbständigkeit kam gegen jene geistige so gut wie gar nicht in Betracht, als müsse sie sich als nothwendige Zugabe von selbst einfinden. Von der Bewältigung der materiellen und äußern Bedingungen des Daseins durch den wissenschaftlich, sittlich und religiös entwickelten Geist war daher kaum die Rede. Ja, man lehrte der Jugend eine stoische Verachtung des Reichthums, äußerer Ehre, äußern Ansehens, als welche nur zu leicht Eitelkeit und weltliche Gesinnung in ihrem Gefolge hätten. Sparsamkeit und Einschränkung, hieß es, reichten hin, häusliches Glück und bürgerliche Selbständigkeit zu erhalten. Auf Erwerb und Verdienst auszusein, ziehe den Geist in eine seiner unwürdige Sphäre hinab, wie das Streben nach äußerer bürgerlicher Ehre ihn hoffärtig zu machen drohe. Moralische, religiöse und geistige Kraft und Thätigkeit könne allein Segen ins gesellige, bürgerliche und staatliche Leben bringen.

Gewiß war in dem letztern eine große, ewige Wahrheit ausgesprochen, da in der That ein von Sitte, Glaube und Einsicht verlassenes Leben ein durchaus nichtiges ist. Auch war es wol nicht an Lehrern der Jugend, dieser zu etwas Weiterm als zur Erkenntniß jener großen Wahrheit Anleitung und Aufmunterung zu geben. Nur hätte dieselbe nicht so ausschließlich geltend und an und für sich mächtig hingestellt werden sollen, als wäre ihr fürs Leben keine Vermittelung und Ermäßigung vonnöthen. Die Jugend ist nur, je eifriger und ernster sie es meint, gar zu sehr zu unmittelbaren Anwendungen empfangener Lehren geneigt; auch blieben Versuche der Art bei der züricher Jugend nicht aus. Sie bemerkte, indem sie den geselligen und bürgerlichen Zustand des Vaterlandes und Volkes in Betracht zog, daß derselbe in der That des alten, frommen, treuen, rechtlichen Schweizersinnes fast gänzlich verlustig gegangen war. Die alte Schweizerfreiheit, Heldenkraft und Vaterlandsliebe war in jenen Tagen schier zu einem „in Spiritus gesetzten Märchen geworden". Sie sollte wieder zur That und Wahrheit

werden; und wie anders als durch Belebung vaterländiſcher, frommer, ſittlicher Geſinnung und Erweckung edlerer Geiſtesbildung. Dieſe unbezweifelte Anſicht und dieſer aufrichtigſte, wahr und treu gemeinte Wunſch war es, welcher die Edelſten der züricher Jugend in Freundſchaftsbündniſſe vereinigte, die ſich in dem Entſchluß, für das Heil des Vaterlandes in dem angegebenen Sinne thätig zu werden, immer mehr befeſtigten und begeiſterten. Noch ehe Peſtalozzi in das Jünglingsalter trat, hatte bereits Lavater einen ſolchen Freundesbund geſtiftet, deſſen Seele er war. Vaterland, Recht, Religion waren ſchon hier die Themata, worüber der hernachmals berühmte Phyſiognomiker und Religionslehrer ſprach und eiferte. Die jungen Leute, vor allem Lavater ſelbſt, gingen ſo weit, den Landvogt Grebel, der freilich ſchreiende Ungerechtigkeiten begangen, öffentlich anzuklagen, den Zunftmeiſter Brunner zu verunglimpfen, ſchlechte Pfarrer zu befehden. Dieſem vor allen demagogiſchen Umtrieben, vor allen Jakobinern und Alten beſtehenden Jugendbunde ſchloß ſich Peſtalozzi als funfzehnjähriger Jüngling an und eiferte trotz Lavater für Recht, Tugend, Vaterlandsliebe und alle Pflichten der Menſchlichkeit. Er ſelbſt hatte jetzt und früher ſchon den Gedanken gefaßt, verbeſſerte und vereinfachte Unterrichtsmittel in die Wohnſtube des Volks zu bringen. Nicht ohne äußere Veranlaſſung war er gerade auf dieſen Gedanken gekommen. Sein Großvater war Pfarrer in Höngg, einem Dorfe, welches eine Stunde weit von Zürich gelegen iſt. Dieſen beſuchte er häufig, und ſo wurden ſeine Blicke bald auf das Leben und den Zuſtand des Landvolkes gerichtet. Namentlich machte er wiederholt die Bemerkung, daß die Kinder des verwahrloſten niedrigſten Volkes, welche auf dem Kirchhofe zu ſpielen pflegten, bis ins fünfte und ſechste Jahr einer ausgezeichneten Lebensluſt und Geſundheit ſich erfreuten, bei ihren Spielen viel geſunden Sinn und Geiſt entwickelten und zu ihren kleinen Abſichten und Zwecken ſtets das trefflichſte Mittel zu wählen und ſich überall zurechtzufinden wußten. Dagegen fiel ihm ebenſo oft auf, daß dieſelben Kinder nach wenigen Jahren, die ſie auf Schulbänken und Baumwollenböcken zugebracht, faſt alle Herzensheiterkeit verloren hätten und, ſtatt die angeborene Energie ihres jungen Geiſtes weiter entfaltet zu haben, zu einer entſetzenden Schlaffheit und Stumpfheit ihrer geiſtigen Vermögen herabgebracht waren. Ihre fröhlichen, geſunden Geſichter hatten ſich in grämliche, bleiche verwandelt und ihre natürliche Gewandtheit und Anſtelligkeit war zu Steifheit und Unbehülflichkeit verkrüppelt.

Natürlich suchte und fand er den Grund dieser auffallenden Erscheinung in nichts Anderm als in dem Leben, welches sie inzwischen in der Schule und in den Baumwollenfabriken geführt hatten. Es leuchtete ihm ein, daß die einseitige Thätigkeit, zu welcher die Kinder auf den Baumwollenböcken so früh schon verdammt waren, um sich und ihre armen Aeltern erhalten zu helfen, durchaus geisttödtend auf sie wirken mußte, und ebenso wenig hegte er bei näherer Bekanntschaft mit dem damaligen Dorfunterricht lange Zweifel, daß auch dieser vermöge der geistlosen, umständlich mechanischen und aller Natur entfremdeten Manier, in welcher er ertheilt wurde, keine günstigere Wirkung zur Folge haben könnte.

Sein junges Herz wurde häufig vom innigsten Mitleid mit diesem beklagenswerthen Geschick des Landvolkes gerührt, und Wunsch und Willen, demselben einst, so viel er vermöchte, zu helfen, erwachten in ihm gleichzeitig. Ueberhaupt hatte Pestalozzi von Kindheit auf immer eine große Vorliebe für das Landvolk, und wir glauben das Entstehen dieser Liebe großentheils dem Eindruck beimessen zu dürfen, welchen jene oben schon erwähnte Babeli durch ihr treues, besonnenes, aufopferndes Walten im mütterlichen Hause auf sein kindliches, weiches Gemüth gemacht haben mußte. Wir schließen dies aus dem Eifer, mit welchem er selbst in seinem „Schwanengesang" die Tugenden dieses Bauermädchens nicht genug zu rühmen weiß. Er bewundert dasselbe in doppelter Rücksicht, einmal wegen des ausgezeichneten Verstandes und natürlichen Geschickes, dann aber auch wegen der unverbrüchlichen Redlichkeit und oft auf die Probe gestellten Ausdauer, mit denen sie das seinem sterbenden Vater gethane Gelöbniß erfüllt habe. In dieser Person mochte ihm das Ideal eines bäuerlichen Charakters erscheinen, das überall zu Tage kommen könne und müsse, wo Verderbniß durch Erziehung und Leben ferngehalten bliebe. Dem Allen sei nun so oder anders, Pestalozzi blieb keineswegs bei blos frommen Wünschen und Entschlüssen stehen; vielmehr richtete er Sinnen und Denken darauf, wie wol dem bemerkten Uebelstande auf die angemessenste Weise abzuhelfen sein möchte. So fing ihm in der That schon damals, da er etwa 15 oder 16 Jahr alt war, zu dämmern an, was Aufgabe seines Lebens wurde, der Gedanke nämlich, daß durch Vereinfachung der Unterrichtsmittel und durch eine natur- und geistgemäßere Methode dem Abtödten und Vereinseitigen der jungen Seelen entgenzuwirken sei, und daß man überhaupt das Landvolk tüchtig machen müsse, sich selbständig zu ernähren, um nicht

verdammt zu sein, für ewig durch kümmerlichen Erwerb und durch die Unnatur einseitiger Fabrikarbeit zu Grunde zu gehen.

Mit diesen Wünschen und Ansichten verband sich in ihm sehr natürlich und leicht die Hoffnung, daß es ihm wol gelingen werde, sich selbst zu ihrer Ausführung geschickt zu machen und auf das Volksschulwesen einen wohlthätigen Einfluß auszuüben. Es stellte sich ihm desfalls der geistliche Stand, zu welchem er bestimmt und auch geneigt war, als derjenige vor die Seele, der ihm zu solcher Ausführung wol die meiste und nächste Veranlassung darbieten würde. Er betrieb daher das Studium der Theologie fortan mit besonderer Lust und ergriff ebenso gern die Gelegenheit, unter Bodmer's und Breitinger's Leitung jüngern Knaben aus den verschiedensten Ständen Unterricht zu ertheilen oder andere in ihren Studien aufmunternd und berathend zu unterstützen. Nach und nach trat inzwischen Manches in sein inneres und äußeres Leben ein, was dahin zusammenwirkte, daß Pestalozzi von dieser Bahn zu stiller, friedlicher Wirksamkeit, welcher er mit starken Schritten zueilte, wieder zurücktrat. Zuvörderst und überhaupt war es wol der Feuereifer selbst, womit er, wie Alles, so auch die gewählte Lebensaufgabe ergriff, der ihn schon in Gedanken weit über sein näher gestecktes Ziel hinausgetrieben hatte, ehe er noch in Wirklichkeit bei demselben angelangt war. Nun wurde aber dieser angeborene Eifer, wie Pestalozzi selbst erzählt, noch dazu durch die Lecture von Rousseau's Schriften, namentlich seines „Gesellschaftsvertrages" und des „Emil"*), die damals, in den sechziger Jahren, alle Geister entzündeten, ungemein gesteigert.

Bei dem unstreitig hohen Grade von Verkünstelung, Unnatur und Dürre der damaligen Lebensverhältnisse, welche Pestalozzi selbst mehrfach und vorzugsweise auch im Unterrichtswesen bemerkt zu haben glaubte, mußten beinahe diese Schriften, deren Geist aller Unnatur den Krieg erklärte, ihm als wahre Evangelien erscheinen. Wer möchte es überhaupt einem im Aufschwunge seiner edelsten Kräfte begriffenen Jünglinge verargen, wenn er in der ersten Begeisterung kaum ah-

*) Rousseau's „Emile, ou de l'éducation" erschien 1762, früher sein folgenreicheres Werk: „Du contrat social", die „Nouvelle Héloise", „Sur l'inégalité parmi les hommes", und 1750 schon die berühmte Abhandlung, worin er zu beweisen schien, daß Wissenschaften und Bildung dem menschlichen Geschlecht und seinem Wohl geschadet hätten.

net, daß in ihnen nicht ſelten mit der Unnatur auch die edlere Natur des Menſchen weggeworfen war? Auch Peſtalozzi ahnete dies nicht, hielt ſich vielmehr überzeugt, daß gerade die höhere Menſchennatur in Rouſſeau's oft Platoniſirenden Anſichten verfochten und durch deren praktiſche Anwendung einzig und allein im Leben zu retten ſei. Gewiß iſt wol, daß Peſtalozzi dieſes nur immer im Sinne gehabt und gewollt hat.

Die nächſte Folge einer ſo lebhaften Einwirkung Rouſſeau's war inzwiſchen für Peſtalozzi, daß ihm das Leben überall zu eng wurde, und namentlich der Wirkungskreis eines Landpfarrers gar zu beſchränkt vorkam, um darin weſentliche Verbeſſerungen des Volksſchul- und Unterrichtsweſens zu Stande zu bringen. Denn es genügte ihm fortan nicht mehr, den Mängeln deſſelben auf dieſem oder jenem Dorfe nothdürftig entgegenzuarbeiten; er wünſchte jetzt der ganzen Schweiz, mindeſtens dem ganzen Canton Zürich einen verbeſſerten Volksunterricht geben zu können. Daß er ſo etwas nur in einer Stellung vermögen werde, welche ihm Einfluß auf ſtaatliche, beſonders auch zu Gunſten ſeiner pädagogiſchen Reformationsideen zu treffende Maßregeln geſtatte, das war ihm nicht ſobald klar geworden, als er auch ſchon den Entſchluß faßte, den geiſtlichen Stand aufzugeben und die Bahn zu politiſch-bürgerlicher Wirkſamkeit einzuſchlagen. Dieſer Entſchluß, welcher übrigens einem geborenen Republikaner, deſſen Familie zu Staatsämtern befugt war, ganz wohl anſtand, ſcheint durch einen ſonderbaren Vorfall ſchneller zur Reife gekommen zu ſein. Peſtalozzi'n begegnete nämlich, wie man erzählt, daß er einmal mitten in einer Predigt, die er als Candidat der Theologie zu halten hatte, in ein unwillkürliches Lachen ausbrach. Obgleich er hierzu nur von einer fremdartigen, bei der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes wol zu entſchuldigenden Ideenaſſociation wie von einem neckiſchen Dämon war gedrängt worden, ſo ſtand doch zu befürchten, daß ihm etwas Aehnliches öfter begegnen könnte, und es war faſt Pflicht, ihn und ſich nicht mehr in den Fall zu ſetzen.

So warf er ſich denn mit vielem Eifer, mit großem Fleiße, ja mit oft übertriebener Anſtrengung auf Jurisprudenz und Staatswiſſenſchaft. Hiermit verband er das Studium der allgemeinen, beſonders aber der vaterländiſchen Geſchichte.

Während er ſich die Principien des Rechts ſowie die heimiſchen Rechtsgewohnheiten einzuprägen ſuchte, las er die ſchweizeriſchen Chroniken nicht ohne Beziehung auf dieſe und

machte häufige Auszüge daraus; denn es ging ihm der große Gedanke durch die Seele, den später Johannes Müller auszuführen begann, die Geschichte des Vaterlandes seinen Landsleuten als Spiegel bürgerlicher und staatlicher Tugenden vorzuhalten. Als Früchte dieser vielseitigen Rechts- und Geschichtsstudien entstanden mehre Aufsätze, unter denen der über spartanische Gesetzgebung erwähnt zu werden verdient. So rückte Pestalozzi rüstig dem Ziele seiner neugestalteten Bestrebungen entgegen, als ihm ein werther Freund, an den er sich in denselben angeschlossen, mit welchem er sich für sie verbündet hatte, durch den Tod entrissen wurde. Dieser Freund beschied ihn an sein Sterbelager und sagte zu ihm: „Pestalozzi, ich sterbe, und Du, für Dich selbst gelassen, darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit, bei Deinem Zutrauen zu den Menschen Gefahr bringen könnte. Suche lieber eine stille Laufbahn und laß Dich, ohne einen Mann zur Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschenkenntniß und mit zuverlässiger Treue beisteht, ja nicht in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen Dir irgendwie verderblich werden könnte".

II. Pestalozzi in Neuhof.

Der Tod des hinscheidenden Freundes ging ihm nahe ans Herz und desselben letzter, treugemeinter Rath nicht an ihm vorüber. Pestalozzi beschloß diesen zu befolgen und nahm seinen alten Plan, unmittelbar und persönlich für Verbesserung des Volksunterrichts thätig zu werden, mit erhöhter Lebhaftigkeit wieder auf. Als er nun in der Folge von einer gefährlichen Krankheit, in die ihn sein übermäßiges, durch den Tod des Freundes überdies nutzlos gewordenes Studiren gestürzt hatte, wieder genas, verbrannte er in unmuthigem Groll seine Manuscripte und Excerpte und gab hiermit allen gelehrten und wissenschaftlichen Studien, die ihn, wie er meinte, ganz von seinem wahren Ziele entfernt, ja an den Rand des Grabes gebracht hatten, für immer den Abschied. Dagegen wollte er sich fürder dem Landbauleben widmen, um durch dieses aufs angemessenste seinen Volksbildungszwecken näher zu treten. Doch mußte er zuvörderst lernen, auf welche Art ein solches Leben vernünftig einzurichten sei. Er wandte sich zu dem Ende, da er 20 Jahr alt war, an Tschiffeli, einen in jenen Tagen berühmten Landwirth in der Schweiz, welcher zu Kirchberg unfern der bernischen Cantonstadt Burgdorf seine Musterwirthschaft hatte. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, und Pestalozzi erwarb sich

bei demselben und durch seinen gewöhnlichen Eifer bald [illegible] richtige, ja umfassende Einsichten und Ansichten von den [illegible] sentlichen Bedingungen einer vernünftigen Landwirthsch[illegible] Doch waren die Lehren, welche er von Tschiffeli empfi[illegible] die Beispiele ihrer Anwendung, die er auf dessen Gute[illegible] obachtete, fast zu allgemeiner Natur und mehr darauf berech[illegible] vom Staate und von einer großen Gesellschaft, nicht von [illegible] zelnen Manne befolgt zu werden; sie wären wohlgeeig[illegible] einem Finanzminister Anleitung zu geben, wie die Rä[illegible] mainen am zweckmäßigsten zu bebauen seien, nicht so, [illegible] ein bemittelter Gutsbesitzer seine Morgen Landes recht [illegible] theilhaft benutzen könne. Zwar gaben sie auch dem letzte[illegible] richtige Gesichtspunkte an, setzten jedoch die Kenntniß de[illegible] Einzelnen und Kleinen, die praktischen nur durch lange Ü[illegible] bung zu erwerbenden Kunstgriffe sowie den Tact und die Fe[illegible] tigkeit, sie auszuwenden und die beschränktern Mittel ei[illegible] kleinen Landwirthschaft zu erfreulichem Erfolge zu vereinigen, fast durchgängig voraus. Darauf achtete Pestalozzi viel zu wenig, und in der Lust, mit welcher er sich jetzt auf einen ihm bisher ferngebliebenen Gebiet orientirt sah, glaubte er fest, der Errichtung und Leitung einer kleinen Landwirthschaft, die dann auch Mittelpunkt seiner nie aus den Augen verlornen Volksbildungszwecke werden sollte, vollkommen gewachsen zu sein. Eifer, Muth und redliches, starkes Wollen, woran es ihm nie gebrach, gaben ihm dieses Selbstvertrauen, und sein Entschluß stand fest, als er von Burgdorf nach Zürich zurückkehrte. Der Ausführung zeigten sich bald einige zusammentreffende Umstände günstig. Vor Allem lächelte Pestalozzi das Glück darin, daß er Herz und Hand einer edeln Züricherin, Anna Schultheß, gewann. Sie war die Schwester eines seiner Jugendfreunde und gehörte einer ebenso wohlhabenden als geachteten Familie an. Im Jahre 1767 wurde sie die Seinige, und sie besaß Geist und Edelmuth genug, um sich für die menschenfreundlichen Ansichten und Absichten, denen der Mann ihrer Wahl sein Leben weihen wollte, aufs wärmste zu interessiren. Derselbe ging rasch ans Werk. Es war ihm zuvörderst darum zu thun, eine große Anlage von Krapppflanzungen zu machen, welche eben damals im Canton Bern mit Glück versucht worden waren, und deren vortheilhafteste Behandlung Pestalozzi bei Tschiffeli kennen gelernt hatte. Der Anbau des Krapps erfodert zwar eine etwas schwere, mühsame Arbeit, ist aber äußerst belohnend und konnte es für Pestalozzi um so mehr werden, als er damals in der Schweiz noch nicht gar aus-

itet war. Leicht verband sich daher auch ein züricher delshaus mit ihm zu diesem Unternehmen, für welches er schon den schicklichen Ort ausersehen hatte. Zu Füßen Hügelreihe im Aargau, auf deren südwestlichem Höhen- Brunegg, das alte Stammschloß des Landvogts Geßler, , breitete sich bei den Dörfern Birr und Lupfig eine ße Strecke Heideland aus, welches seit langer Zeit unbe- t gelegen und nur zur Schafweide benutzt worden war. r Boden dieser Gegend war allem Anschein nach und bei nlicher Dürre so karg, daß die Besitzer desselben, die blut- nen Bewohner der genannten Dörfer, auch nicht das Geringste Cultivirung desselben aufzuwenden gewagt hatten. Pestalozzi uhr aber, daß die Natur dieses Bodens kalkartig und viel sser sei als er scheine, daß überdies vor Kurzem in der ähe eine Mergelgrube entdeckt worden sei, die zur Verbes- rung desselben sehr wohl benutzt werden könne, und daß mentlich dicht unter Brunegg die Esparsette ohne Dün- ang gedeihe. Daraufhin kaufte er ungefähr 100*) Ju- art (Morgen) jenes Landes hinter Birr zusammen und er- ielt, da man dasselbe für ganz schlecht ansah, den Morgen m den Spottpreis von 10 Gulden. Obgleich nun noch ein größeres Capital, als der Ankauf erfodert hatte, zur befrie- igenden Verbesserung dieser Felder verwendet werden mußte, o war bei fortgesetzt besonnener Verwaltung des ganzen Gu- tes nicht zu zweifeln, daß das darauf basirte Unternehmen glücken und endlich auch die Mittel zur Ausführung der Volksbildungszwecke darbieten werde. Es fehlte Pestalozzi nicht an dem Anfangs nothwendigen Credit; derselbe war ihm doppelt gesichert, einmal durch den Beitritt des Han- delshauses und ebenso durch das Vermögen, welches seine Frau zu erwarten hatte, wodurch auch sein eignes väterliches Vermögen an Bedeutung gewinnen mußte. Doch der Eifer Pestalozzi's, Alles mit einem Mal zu erlangen und sein Ziel, das in seinem Innern stets die zu realisirende Idee der Volks- bildung war, im Sprunge zu erreichen, hinderte jedes sichere, wahrhaft annähernde Vorschreiten. Er fing, gegen den Rath aller seiner Freunde, den Bau eines Hauses an, welches sei- ner Anlage nach viel zu kostbar und nicht einmal für den landwirthschaftlichen Gebrauch ganz vortheilhaft war. Ein- gedenk jener Ermahnung seines sterbenden Freundes, sah er

*) So berichtet er selbst in seinem „Schwanengesang"; sein Freund Rudolf Schinz erzählt in einem Briefe nur von 40 Morgen.

sich nach einem Gehülfen für sein Unternehmen um, welcher umsichtig, erfahren und praktisch tüchtig wäre. Unglücklicherweise schenkte er sein Vertrauen einem Manne, der zwar die eben bezeichneten Eigenschaften in vollem Maße, dabei aber einen Charakter besaß, der ihn in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Um dieses Mannes willen fing man in der Nachbarschaft an Pestalozzi selbst zu hassen, oder doch sein Unternehmen theils mit schelen, theils mit bedauernden Blicken zu betrachten, indem man gewiß zu sein glaubte, jener Mann werde zum Ruin desselben beitragen. Nachtheilige Gerüchte hierüber sowie über den unüberlegten Hausbau und manche unzweckmäßige landwirthschaftliche Anordnungen verbreiteten sich und drangen auch zu dem Handelshause, welches sich mit Pestalozzi verbunden hatte. Dieses, für sein hergeschossenes Capital besorgt, schickte 2 geachtete Oekonomen aus Zürich nach Neuhof, wie Pestalozzi sein Gut bei Birr unfern Lenzburg nannte, um den Verhalt der Sache zu untersuchen. Sie ließen sich durch den mit Kieselsteinen besäten Boden über dessen wahre Brauchbarkeit täuschen und hielten ihn für ganz schlecht*); die Unordnung in Führung der Rechnungen sowie den unzweckmäßigen Hausbau tadelten sie mit Recht; kurz, ihr Bericht an das züricher Handelshaus fiel so ungünstig aus, daß dieses das Unternehmen für verloren hielt, seine Capitalien mit einem Verlust von 5000 Gulden zurückzog und Pestalozzi seinem Schicksal überließ.

Dieser kam hierdurch in vielfache, unsägliche Noth, in welcher er 30 Jahre lang mit weniger Unterbrechung und selbst ohne Aussicht auf Rettung geschmachtet hat, und worin er auch persönlich fast zu Grunde gegangen wäre, ehe ihm noch irgend eine jener Leistungen gelungen war, welche eine Umgestaltung der ganzen Pädagogik vorbereitet haben und gleichwol nur die kostbare Frucht seiner zahllosen Leiden gewesen sind.

Gar bald stellte sich manche ökonomische Verlegenheit ein. Mit dem zurückgezogenen Darlehn war ein bedeutender Theil des Credits geschwunden, den jedoch der Besitz

*) Wie Unrecht sie in dieser Beziehung, und wie richtig dagegen Pestalozzi speculirt hatte, ergibt sich daraus, daß der Juchart Landes, den Pestalozzi damals zu 10 Gulden angekauft, jetzt 2 — 300 Gulden werth ist, und der Gesammtwerth des Landbesitzes, den jetzt Pestalozzi's Enkel bewirthschaften, von 1000 auf 20 — 30,000 Gulden gestiegen ist.

selbst, sowie das Vermögen seiner Frau aufrechterhielt. Aber das unausgebaute Haus wollte vollendet sein und nahm manche Summe in Anspruch, die vortheilhafter für die so nöthige Cultur der Ländereien verwendet worden wäre. Da sie derselben nun entzogen werden mußte, blieb auch die gehoffte, ja für Pestalozzi unentbehrliche höhere Ergiebigkeit aus. Es kam hinzu, daß die Misgunst der Nachbarschaft, welcher Pestalozzi wegen seines Gehülfen verhaßt war, und der auch die Einsicht wurde, daß man ihm seine Ländereien zu wohlfeil überlassen habe, sich allen seinen Schritten hemmend entgegenstellte. Unter vielfachem Kummer und höchster Anstrengung führte er gleichwol seine Wirthschaft fort. Als es ihm mit den Krapppflanzungen nicht gelingen wollte, legte er Esparsettenfelder an und gab so wenig wie seine edle, durch ihre drückende Lage zwar gebeugte, nicht aber entmuthigte Gemahlin den Gedanken an die Volksbildungszwecke auf, zu denen diese sich mit ihm verbunden hatte. Mitten im Drang der Umstände und schon in ökonomischer Verlegenheit faßten beide den großherzigen Entschluß, eine Armenanstalt auf ihrem Gute Neuhof zu gründen. Wie Pestalozzi dieselbe einrichten, wie er darin Arbeit, Unterricht und Erziehung mit einander verknüpfen, wie er es dahin zu bringen suchen wollte, daß die Kinder ihre Kleidung, ihren Unterhalt, Wohnung, Unterricht und Alles durch ihre Arbeit bezahlten, daß sich also die Anstalt selbst erhalten, ja sogar Gewinn bringen müßte, setzte er in einem in den Druck gegebenen Plan so lichtvoll und überzeugend auseinander, daß ihm von vielen Seiten her Theilnahme für sein neues, eigentlich nun erst beginnendes Unternehmen verheißen wurde. Verlaufene, heimathlose, von schlechten Aeltern schlecht besorgte Bettelkinder sollten darin Aufnahme finden, zu Sittlichkeit und Arbeitsamkeit gewöhnt und durch Anleitung, sich wenigstens als tüchtige Tagelöhner und Bauerdienstleute ihr Brot zu erwerben, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht werden. Im Sommer und bei gutem Wetter sollten nach dem Erziehungsplane die Kinder auf dem Felde arbeiten, bei schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brot durch Baumwollenspinnen erwerben. Gleichzeitig sollten sie aber auch Unterricht empfangen, und zwar so, daß das Lernen mit dem Arbeiten auf die jeder Arbeit am meisten entsprechende Weise verbunden würde. Diese Idee, welche späterhin allen Erwerbschulen zu Grunde gelegt und in der sogenannten Wehrli-Anstalt zu Hofwyl wol zuerst am glücklichsten realisirt worden ist, war damals neu und mußte noth-

wendig die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde, Regenten und Landesväter erwecken. Pestalozzi gewann die Fonds zu seiner Anstalt, indem er seine Freunde zu einem zinslosen Geldbeitrag auf gewisse Jahre auffoderte. Rudolf Schinz, ein Altersgenosse Pestalozzi's, brachte durch Sammlungen in Zürich eine ziemlich bedeutende Summe auf mehre Jahre auf. In Basel interessirte sich besonders der Rathschreiber J. Iselin*) für Pestalozzi's zu gründende Anstalt. Sarasin und andere reiche Basler schossen bedeutende Summen für dieselbe her. Ebenso wurden in Bern die Herren von Graferied von Burgistein und Junker Essinger, Herr zu Wildegg, ganz für Pestalozzi's Idee belebt. Sie hielten mit Recht diese Privatanstalt der Aufmerksamkeit ihrer Staates würdig; statt sie aber, wie es völlig vernünftig gewesen wäre, zu einer Staatsanstalt zu erheben, begnügte sich der Stand Bern damit, derselben mittelbare Beiträge zufließen und Bettelkinder aus verschiedenen Aemtern dahin versorgen zu lassen. So konnte die Anstalt im Jahre 1775 eröffnet werden, und bald hatte sie gegen 50 Zöglinge in sich aufgenommen. Sie bestand auch ein paar Jahre lang ziemlich wohl, und Iselin's „Ephemeriden", auch andere öffentliche Blätter erstatteten darüber äußerst günstige Berichte. In der That verdiente der unermüdliche Eifer, ja die Genialität, mit welcher Pestalozzi die erste Lösung seiner unendlich schweren Lebensaufgabe versuchte, alle Anerkennung. Man bewunderte, wie erfindungsreich er sich in dem noch nie gesehenen Verbinden von Arbeit und Unterricht bewies, wie er das Rechnen auf die einfachsten Combinationen zurückzuführen begann, es den Kindern am Zählen und Berechnen ihrer eignen Handarbeiten und ähnlicher ihnen vorliegender Gegenstände lehrte, und wie er das Gedächtniß durch Vorsprechen und Wiederholen, Lesen und Schreiben, durch Anschauen und Nachahmen großer Buchstabenfiguren einzuüben wußte. Nicht minder erweckte es allgemeinen Beifall, daß er und seine Frau sich so ganz der Sorge für diese Betteljugend hingaben, daß er besonders auf Belebung sittlicher Gefühle und des Rechtlich-

*) Derselbe, welcher schon 1764 seine „Philosophische Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" herausgab und so gewiß Herder, wenn nicht erweckt, doch angefeuert und bei dessen unsterblichem Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", das 1784—94 erschien, bedeutend gefördert hat. Mit Beziehung auf Iselin's Werk wählte Herder bekanntlich den Spruch des Correggio: Anch' io sono pittore, zum Motto.

keitssinnes mit allem Eifer hinarbeitete und vor Allem Fleiß und immer rüstige Thätigkeit den Kindern zur andern Natur zu machen trachtete. Doch blieben zahllose innere und äußere Schwierigkeiten, mit denen er auch jetzt wieder zu kämpfen hatte, nicht aus, ja sie häuften sich im Fortgang des Geschäfts und wuchsen ihm endlich übers Haupt. Die innern Schwierigkeiten flossen aus der nun einmal so und nicht anders beschaffenen Eigenthümlichkeit Pestalozzi's, aus seiner Unfähigkeit zu allen praktischen Handgriffen, ohne welche ein Unternehmen, wie das seinige war, nun und nimmermehr gedeihen kann. Wol verstand er wie ein talentvoller Baumeister, den Plan zu einem Gebäude zu entwerfen, den Kostenanschlag im Allgemeinen richtig zu machen, beim Bau selber den Plan im Auge zu behalten; aber bei der wirklichen Anschaffung der nöthigen Materialien, bei der Anstellung und zweckmäßigen Anwendung der Bauleute, ja bei der Errichtung der Mauern und Pfeiler selbst benahm er sich ungeschickter als der gewöhnliche Maurergeselle. Bald überkaufte, bald verrechnete er sich; bald versah er es bei Ausführung dieser und jener Arbeit und brauchte dazu doppelte Zeit, doppelten Aufwand; es entstand eine unübersehbare Verwirrung, die Arbeit gerieth da und dort in Stocken, und am Ende verlor er sogar den Plan aus den Augen. Hierzu trugen denn die äußern Schwierigkeiten noch das Ihrige bei: die finanzielle Besorgniß, in welcher er sich schon vor dem Beginn der Anstalt befunden, war ein Krebsschaden, der sogleich auch ihr junges Leben anfraß. Seine Esparsettenfelder gediehen zwar, aber trugen doch zu wenig ein; ja die nicht unbedeutenden Vorschüsse, die er erhalten, reichten zur Erhaltung einer so großen Schar Bettelkinder doch am Ende nicht, da sie nicht allein ernährt, sondern auch bekleidet und gepflegt sein wollten. Er sah sich genöthigt, sie zu strenger Arbeit anzuhalten, damit sie, so viel nur immer möglich, zu ihrem eignen Unterhalt beitrügen. Diese strenge Arbeit dünkte den in ihrem Bettelleben an Nichtsthun gewöhnten Kindern bald zu viel; ihre Klagen drangen zu ihren Aeltern, und diese belagerten sonntäglich Pestalozzi's Haus und überschütteten ihn, der ihren Kindern doch Nahrung und Kleidung gegeben, statt Dankes mit Klaggeschrei, ja mit Vorwürfen. Nicht selten wurden ihm die Kinder, wenn sie bei ihm kaum gekleidet und etwas herausgefüttert waren, heimlich sammt ihren Kleidern entführt, oder sie liefen auch selbst davon. So entstand oft eine bedeutende Lücke unter den Kindern und von dem Rest konnten dann natürlich die erfoderlichen Feld-

und Fabrikarbeiten nicht gethan werden. Der Schade, welcher Pestalozzi daraus erwuchs, war immer ein doppelter. Einmal kamen dadurch in seine nun einmal auf die Hülfe der Bettelkinder berechnete Wirthschaft unersetzliche Versäumnisse, und weil er ebendeswegen immer wieder auf Ausfüllung der Lücken Bedacht nehmen mußte, hatte er dann abermals neue Ausgaben für die Bekleidung der Kinder zu bestreiten. Unglücklicherweise war Pestalozzi selbst äußere Ordnung und Reinlichkeit so wenig zur andern Natur und zur Lebensregel geworden, daß es ihm unmöglich wurde, den Hang zur Unordentlichkeit und Unreinlichkeit, den alle diese Kinder mitbrachten, zu unterdrücken; vielmehr fing dieses Unkraut unter dem Waizen jeder Armenanstalt wie jedes Hausstandes in Neuhof zu wuchern an. All diese Umstände wirkten dahin zusammen, daß der moralische Credit, das allgemeine Zutrauen, mit denen man von vielen Seiten her das Armeninstitut bei seinem Entstehen begrüßt hatte, zu wanken anfing, und mit ihnen auch der pecuniaire Credit, der sich durch jenen moralischen gehoben hatte, Pestalozzi und seinem ganzen Unternehmen wieder entzogen wurde. So bitter es für Pestalozzi, der doch das Bewußtsein hatte, Zeit, Kräfte und Vermögen einem im Ganzen höchst menschenfreundlichen Zwecke auf das uneigennützigste geopfert zu haben, sein mußte, wenn er wahrnahm, daß ihm jede Art von Vertrauen versagt wurde, so war er doch keineswegs der Mann, welcher etwas einmal Begonnenes nicht gegen jede Ungunst der Verhältnisse durchzusetzen versucht hätte. Im Vertrauen auf seine gute Sache, auf die höhere, unvergängliche Natur seiner Bestrebungen gerieth er in eine überreizte Gemüthsstimmung, in welcher er, wie ein verwegener Spieler, das Glück, welches ihm den Rücken kehren wollte, durch immer höhere Einsätze endlich doch in seine Gewalt zu bannen unternahm.

So darf uns wol die Kühnheit erscheinen, mit welcher er sein Unternehmen, da es schon wieder auf schwankenden Beinen stand, nicht durch Einschränkung, sondern durch Erweiterung des Geschäfts aufrechterhalten trachtete. Zu den Feldarbeiten, zur Baumwollenspinnerei, womit er bisher seine Bettelkinder beschäftigt hatte, gesellte er nun noch Weberei, und während er bis jetzt nicht als Landwirth und Spinnereiinhaber zu bestehen gewußt, meinte er dies und noch mehr zu vermögen, wenn er auch noch Fabrikherr und Kaufmann würde. Er machte wieder mehre bewunderungswürdige Ausarbeitungen, in welchen er das ineinandergreifende

Wechselverhältniß des Land-, Industrie- und Handelslebens vortrefflich entwickelte, und durch sie gewann er abermals Leute, die durch die Klarheit, durch das Ueberzeugende seiner Gedankendarstellung entzückt und bereit wurden, ihm beizustehen. Aber es war ihm unmöglich, mit seinen Bettelkindern Das auszurichten, was er wünschte. Die Gespinnste und Gewebe derselben blieben an Feinheit und Gediegenheit weit hinter den gerechten Anfoderungen zurück, und er konnte die Preise derselben kaum den Auslagen, die deren Bereitung erheischte, gleichbringen. Ehe er sich dessen versah, steckte er in unerschwinglichen Schulden; das Vermögen, ja das Erbe, was seine Frau zu erwarten hatte, war größtentheils verloren. Sein ehrlicher Name war aufs Spiel gesetzt, und nur die völlige Nachsicht seiner Gläubiger und die Unterstützung seiner Freunde war im Stande, ihn von Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten. Um das Jahr 1780 war seine Anstalt aufgelöst. Oft hatte er in seinem Landhause weder Geld, noch Brot, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Seine Frau, vom Uebermaß der Leiden heimgesucht, fiel in eine schwere, langwierige Krankheit. Alles, Alles häufte sich, um ihn sich selbst als den zertretenen Wurm erscheinen zu lassen, der weder sterben noch leben kann. Jede Hoffnung war für ihn versunken, auch nicht die entfernteste Aussicht auf Rettung bot sich ihm dar. Wenn seine Freunde in Zürich ihn von weitem kommen sahen, wichen sie mit Schmerz ihm aus, wie einem Menschen, dem auf keine Weise zu helfen sei, weil ihm zu jedem Lebensgeschäft das Geschick fehle. Einer dieser Freunde, der Buchhändler Füßli, gestand ihm geradezu, daß seine Freunde fürchteten, er werde entweder im Spital oder im Narrenhause enden. Dieser edle Füßli war der Einzige, mit welchem er noch ein herzliches, vertrauendes Wort reden konnte, der aufrichtigen, innigen Antheil an seinem Schicksal nahm. In desselben Ehrenmannes Hause wurde Pestalozzi auch ein erster Schimmer von Hoffnung, daß er sich doch wol noch werde helfen können, durch einen Zufall sichtbar. Die Sucht, welche sich gern in Friedenszeiten einstellt, durch äußern Uniformprunk und durch Paradeexercitien den Mangel militairischen Geistes und militairischer Kraft zu verdecken, hatte sich damals auch der regierenden Herren in Zürich bemächtigt, und da man auch dafürhielt, daß der äußere Glanz des Militairs, das ja der Regierung zu Gebote stehe, auf diese einen Schein größerer Respectswürdigkeit zurückwerfen müsse, so war man eben daran, die alten und krummen Stadtsoldaten zwar nicht mit

neuen und geraden zu vertauſchen, aber doch in neue Uniformen zu ſtecken und zu einem neuen Paradedienſte abzurichten. Peſtalozzi und Füßli, welche beide eine Vorliebe für Beibehaltung altväteriſcher Einrichtungen hatten, theilten ſich ihr Misfallen über die nutzloſe Neuerung mit, und Peſtalozzi machte darüber in einem launigen Augenblick einen kleinen ſatyriſchen Aufſatz; dieſer Aufſatz lag gerade einmal auf Füßli's Tiſch, als deſſelben Bruder, der Maler Füßli, bei ihm war, und beide ſich über Peſtalozzi's traurige Lage unterredeten. Unwillkürlich nahm der Maler Peſtalozzi's Satyre auf die Verwandlung der krummen, ſtaubigen und ungekämmten Stadtwächter in gerade, gekämmte und geputzte zur Hand, las ſie mehre Male durch und ſagte dann zu ſeinem Bruder: „Dieſer Menſch kann ſich helfen wie er will; er hat das Talent, auf eine Art zu ſchreiben, die heutzutage gewiß Beifall gewinnt. Mache ihn doch hierauf von meiner Seite aufmerkſam". Buchhändler Füßli ließ Peſtalozzi alsbald zu ſich entbieten, theilte ihm ſeines Bruders Urtheil mit und fügte hinzu, er könne nicht begreifen, daß ihm ſelbſt nicht ſchon längſt dieſelbe Anſicht zu Sinne gekommen ſei. Peſtalozzi wußte nicht, ob Füßli im Traum oder im Wachen zu ihm rede. Er hielt ſich für gänzlich unfähig, ein Schriftſteller zu werden, um ſo gewiſſer, als er damals im Drange ſeines dreizehnjährigen ſchickſalsvollen Lebens in aller literariſchen Bildung ſo zurückgekommen war, daß er ſich nicht getraute, auch nur eine Zeile orthographiſch richtig ſchreiben zu können. Doch die Noth, in der er ſich befand, rieth ihm, den empfangenen Wink nicht unbeherzigt zu laſſen. Als er heimkam, nahm er Marmontel's „Contes moraux", die juſt auf ſeinem Tiſche lagen, mit der beſtimmten Frage vor, ob er vielleicht im Stande ſei, etwas der Art zu machen; und als er einige dieſer Erzählungen mehrmals durchgeleſen hatte, ſchien es ihm, es ſollte ihm doch wol nicht ganz unmöglich ſein. Er verſuchte 5 oder 6 ſolcher Erzählungen; aber keine gefiel ihm. Endlich floß ihm „Lienhard und Gertrud", ohne einen Plan dazu gefaßt zu haben, ohne daß er ſelber wußte, wie es zuging, aus der Feder, und in wenigen Wochen ſtand das Buch da. Er kannte nicht, er fühlte, ahnete nur ſeinen Werth. Er zeigte ſeinen Verſuch einem Freunde Lavater's, der auch der ſeinige war. Derſelbe fand ihn intereſſant, meinte aber, das Buch könne ſo, wie es da ſei, nicht wohl gedruckt werden, es ſei nicht literariſch genug und könne, wenn es durch die Feder eines literariſch gewandten Menſchen gehe, ungemein gewinnen; er wolle es einem ſolchen zur Durchſicht

übergeben. Pestalozzi glaubte gern, was der Freund ihm sagte und übergab demselben auf der Stelle einige Bogen des Buches zu dem erwähnten Zwecke. Aber wie erschrak er, als er dieselben in der Umarbeitung des literarisch geübten Mannes wiedererblickte. Aus dem Naturgemälde des wahren Bauernlebens war eine theologische Studentenarbeit geworden, in welcher die Bauern im Wirthshause eine steife, frömmelnde Schulmeistersprache redeten. Dies konnte ihm nicht gefallen, und er bedankte sich für die weitere, gefällige Umarbeitung seines Buches.

Wenige Tage darauf entschloß sich Pestalozzi mit demselben nach Basel zu reisen, es seinem Freunde J. Iselin daselbst zur Beurtheilung vorzulegen und sich mit diesem über Art und Weise seiner Herausgabe zu besprechen. Pestalozzi war mit dem Vertrauen zu Iselin gegangen, daß dieser geistvolle und umfassend gebildete Mann ein milderes Urtheil dem Tone und Style, in welchem „Lienhard und Gertrud" abgefaßt war, werde angedeihen lassen. Wie freudig ward er aber überrascht, als Iselin ihm geradezu erklärte, daß es noch kein ähnliches Buch gebe, daß die darin herrschenden Ansichten einem dringenden Bedürfniß der Zeit entsprächen, dem Mangel orthographischer Richtigkeit aber leicht abzuhelfen sei. Ueberdies übernahm Iselin selbst die Sorge hierfür wie für die Herausgabe und ein anständiges Honorar. Doch verhieß derselbe ihm in letzterer Beziehung nicht viel, wandte sich an Becker in Berlin, und dieser übernahm den Verlag gegen einen Louisdor Honorar für den Bogen mit dem Versprechen, bei einer zweiten Auflage für den Bogen abermal so viel bezahlen zu wollen. Pestalozzi war hiermit äußerst zufrieden. Das Buch erschien 1781, gewann allgemeinen Beifall, wurde in allen Journalen gepriesen, und viele Kalender schmückten sich mit einigen daraus entlehnten Bruchstücken. Man fing wieder an ihn mit Ehren zu überhäufen, während er in seiner hülflosen Lage fast nur Hintansetzung, Verachtung, ja Hohn erfahren hatte. Die ökonomische Gesellschaft in Bern erkannte ihm ihre große goldne Medaille mit der Aufschrift: Bene merenti, zu und übersandte ihm dieselbe, die allein 50 Dukaten Werth hatte, nebst einem Dankschreiben und einem Ehrengeschenke von 50 Dukaten in baarem Gelde. Von der Familie Pestalozzi erhielt er ebenfalls bei dieser Gelegenheit 100 Laubthaler. Aber seine Geldnoth war so groß, daß diese Geldgeschenke wie das Honorar für sein Buch bald daraufgegangen waren, und Pestalozzi sich, wie weh es ihm auch that, genöthigt sah, die Medaille gegen den

Geldwerth in ein Cabinet zu verkaufen. Inzwiſchen ſchmeichelten ihm die basler Mäcene aufs Neue, und der berniſche Herr Effinger zu Wildegg beehrte ſich, Peſtalozzi in ſeiner Staatscaroſſe zur Mittagstafel abholen zu laſſen. Es gab aber wenige Leute in Peſtalozzi's Umgebung, welche wie der Rathſchreiber Iſelin und die ökonomiſche Geſellſchaft in Bern den weſentlichen Werth von „Lienhard und Gertrud", der keineswegs in der lebendigen, intereſſirenden Darſtellung allein, vielmehr in den darin über Volksbildung entwickelten Anſichten beſtand, erkannt hätten. Peſtalozzi wußte ſelbſt davon nur ſo viel, daß er Noth und Bedürfniß des Volks in ihrer craſſen Wahrheit und mit den lebendigſten Farben hatte ſchildern und ſeine Mitbürger für deſſen Erlöſung entflammen wollen. Als Weg zu dieſer Erlöſung hatte er in Uebereinſtimmung mit ſeinen bisherigen Anſichten und verfehlten Beſtrebungen deren Princip bezeichnet: Alle Volksbildung iſt Bildung zur Induſtrie, und dieſe muß durch den einfachſten, angemeſſenſten, Geiſt, Gemüth und Geſchicklichkeit harmoniſch entwickelnden und erziehenden Unterricht bewirkt werden*).

Der nicht erkaltete Eifer, ſelbſt in dieſer Weiſe für die Volksbildung thätig ſein zu können, war es geweſen, welcher ſeiner Darſtellung das Feuer und das Leben gegeben hatte. Um ſo verhaßter mußte es ihm ſein, das meiſte Lob, welches Verwandte, Freunde und Bekannte ihm ſtreuten, zufälligen guten Eigenſchaften ſeines Buches zu Theil werden zu ſehen, auf die er ſelbſt gar keinen Werth legte. Ja völlig ekelhaft und empörend war es für ihn, wenn man ihn Aeußerungen halber pries, die er in einem ganz andern Sinne, als man ſie nahm, gethan hatte, oder wenn gar altkluge Freunde den Wunſch, ja faſt das zudringliche Begehren ge-

*) Daß Peſtalozzi ſich im innerſten Gemüthe, wenn auch, ohne ſich bewußte Rechenſchaft darüber zu geben, bereits damals zu dieſem Grundſatz, allen Menſchen Antheil an wahrhaft humaner, allgemeiner Geiſtes- und Gemüthsbildung zu gewähren, emporgehoben hatte, ihn auch, wo ihn nicht der Drang der Umſtände hinderte, in und um ſich walten ließ, iſt wol unbezweifelt, was auch dagegen der geiſtvolle, für einen Biographen faſt zu ſpeculative Niederer neulich in ſeinen „Peſtalozzi'ſchen Blättern" eingewendet hat. Dieſer erinnere ſich nur des zwar in Orakelſprüchen abgefaßten, aber die ganze Peſtalozzi'ſche Methode ſchon im Keim enthaltenden Aufſatzes, den er, irren wir nicht, ſelbſt vor 20 Jahren in der „Wochenſchrift für Menſchenbildung" (Aarau, 1807 fg.) aus Iſelin's „Ephemeriden" von 1780 wieder mitgetheilt und in unſerm Sinn anerkannt hat.

n ausſprachen, er ſolle doch ja nicht verſäumen, das Talent im Romanſchreiben, das er bewieſen, zu culti- um ſo ſein Brot zu erwerben und ſich ſo wieder in eihe ehrenhafter züricher Bürger zu ſtellen; es würde ſchlecht ſein, wenn er es unterließe. Zu nichts weni- als zum Romanſcribenten ums Brot fühlte ſich Pesta- berufen, wohl aber, ſeine Ueberzeugungen, ſoweit er in- ch ſich dazu aufgefodert fühlte, öffentlich auszuſprechen ihnen Anwendung und Eingang zu verſchaffen. Aber ders für das letztere ſprach man ihm allgemein jede, auch geringſte Fähigkeit ab, während ſein verfehltes Unterneh- zu Neuhof für den Unbefangenen doch nur ſo viel be- , daß es ihm dafür nur an der nöthigen praktiſchen Ge- dtheit, an der Eigenſchaft fehle, den kleinen Dienſt, der lich fürs Ganze unentbehrlich iſt, zu verſehen.

Am richtigſten und billigſten beurtheilte ihn unſtreitig ſeine Menſchenkenner Lavater, der einmal zu Peſtalozzi's u ſagte: „Wenn ich ein Fürſt wäre, ich würde Peſtalozzi Allem, was das Landvolk und die Verbeſſerung ſeines ſtandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Hel- Geld anvertrauen". Ein anderes Mal ſagte derſelbe zu eſtalozzi perſönlich: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne nen Schreibfehler von Ihnen ſehe, ſo will ich Sie zu Vie- m, zu ſehr Vielem fähig glauben, was Sie gern thäten nd gern wären". Hätte Peſtalozzi damals die große Wahr- eit dieſer Aeußerungen Lavater's ſo ganz anerkannt, wie er s in ſeinem „Schwanengeſang" gethan hat: er würde viel- eicht bereitwilliger geweſen ſein, die Anträge anzunehmen, die ihm ald nach dem Erſcheinen von „Lienhard und Gertrud" von mehren Seiten her gemacht wurden. So wünſchte der Fi- nanzminiſter Graf von Zinzendorf und mit ihm mancher Große in Wien, den treff'ichen Verfaſſer des trefflichen Buchs in der Nähe zu haben, und ſie ſchrieben ihm desfalls in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Und wenn er es verſchmähte, ſeinem Vaterlande ganz den Rücken zu kehren, indem er ſol- chen Einladungen folgte, ſo durfte er doch die vortheilhaften Anerbietungen annehmen, unter welchen Karl von Bonſtetten ihn bat, zu ihm auf ſeine Güter in der welſchen Schweiz zu ziehen. Aber ſein Gefühl entſchiedener Genialität mochte ihm überhaupt den Gedanken, ſich irgendwie als abhängiges In- ſtrument eines fremden Willens und einer fremden Einſicht gebrauchen zu laſſen, unerträglich machen. Er beſchränkte ſich daher darauf, ſo kümmerlich, als es nur immer ſein konnte, auf ſeinem Neuhof auszuhalten und, wenn er ſich

dazu gedrungen fühlte, die Feder zu ergreifen, um seine Ansichten über die Gründe des Unglücks im Volke und über die Mittel, demselben abzuhelfen, immer dringender und klarer seinen Zeit- und Vaterlandsgenossen vorzutragen. Als er manches Misverstandes inneward, der mit manchen Aeußerungen und Schilderungen in „Lienhard und Gertrud" verbunden wurde, und wie sich z. B. das Vorurtheil immer allgemeiner verbreitete, alles Unglück des Volkes hinge allein von so schlechten Dorfvorgesetzten ab, wie er in seinem Hummel geschildert hatte, so entschloß er sich, sein zweites Volksbuch: „Christoph und Else", zu schreiben. Er führte in demselben eine Bauerfamilie ein, die sich „Lienhard und Gertrud" vorlas und darüber unterhielt. In dieser Form setzte er auseinander, wie das Volksverderben keineswegs den Hummeln und Consorten allein zur Last falle, sondern daß es gar keine solche Hummeln geben könne, wenn sie nicht in höhern Ständen, Kreisen und Stellen ihre Vorbilder und Begünstiger hätten. Dieses Buch misfiel, weil es verletzte. Pestalozzi war, als er es schrieb, in solcher Dürftigkeit, daß er sich kein Papier kaufen konnte und daher die leeren Blätter und Ränder alter Bücher zum Schreiben desselben benutzte. Es erschien 1782, und Pestalozzi erhielt, obwol sein „Lienhard und Gertrud" so viel Beifall und Absatz gefunden, von dem kargen Buchhändler nur 3 Laubthaler Honorar für den Bogen, und derselbe würde ihn auch um die 4 auf den Fall einer zweiten Auflage verheißenen Karolin verkürzt haben, als dieser Fall eintrat, hätte er nicht noch glücklich den Brief wiedergefunden, worin ihm dieses Versprechen gegeben worden war. Um diese Zeit gab Pestalozzi auch ein „Schweizerblatt" heraus, von welchem 1782 und 1783 2 Bände erschienen sind. Es enthält, wie auch Iselin's eben damals herausgegebene „Ephemeriden", einige vortreffliche Aufsätze von ihm selbst. Aus derselben Epoche stammt eine Schrift: „Ueber Gesetzgebung und Kindermord", und es erschienen seine „Fabeln". Diese waren alle politischen Inhalts und machten ihm viele Feinde, da er darin gewagt hatte, manche Gebrechen des Staats und bürgerlichen Lebens in ein grelles Licht zu stellen. Vor allen andern literarischen Leistungen verdienen seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts" Auszeichnung. Er schrieb 3 Jahre lang daran mit ungemeiner Anstrengung, in der Absicht, sich selbst über seine Lieblingsideen, die er besonders in seiner Nähe vielseitig misverstanden oder gänzlich verworfen sah, ins Klare zu setzen. Was er bisher

in freien Betrachtungen, Ergießungen, Schilderungen geäußert hatte, suchte er hier wissenschaftlich auf Principe zurückzuführen. Doch wurde er in dieser Schrift noch weniger als zuvor verstanden; nur den einen Gewinn hatte er davon, daß er durch diese Sichtung, Prüfung, Feststellung seiner Ideen sich das Gefühl seines und ihres Werthes gegenwärtig erhielt, das im Jammer seines Lebens ihn häufig zu verlassen drohte. Endlich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre schien ihm wieder ein günstigeres Geschick zu winken. Er wurde mit dem Grafen von Hohenwart in Florenz bekannt, der sich für ihn, wie früher schon der Graf Zinzendorf, um seiner Unternehmungen und Schriften willen interessirte. Hohenwart lenkte sogar die Aufmerksamkeit Leopolds, des Großherzogs von Toscana, auf ihn. Dieser für Volks- und Landescultur so unermüdlich und mit Weisheit thätige Fürst erkannte bald, wie segensreich Pestalozzi's Ideen über Volksbildung wirken könnten, wenn sie im Interesse und unter der Leitung des Staats in Ausführung gebracht würden. Pestalozzi sah einer Anstellung bei Leopold entgegen, in welcher er ungefähr Dasselbe zu leisten gehabt hätte, was ihm erst Lavater, falls er ein Fürst wäre, zu übertragen gedacht, und eben sollte er einen definitiven Plan zur Ausführung einer Anstalt nach seinen Ansichten an den Großherzog einsenden, als dieser durch den Tod Josephs II. auf den kaiserlichen Thron berufen wurde.

III. Pestalozzi in Stanz und Burgdorf.

1798 — 1804.

Mit der Thronbesteigung und dem bald darauf erfolgten Tode des Kaisers Leopold II. 1792 war für Pestalozzi die letzte große Hoffnung verschwunden, auf eine entscheidende Weise seinen immer noch nicht aufgegebenen Plan einer Volkserziehungsanstalt, wie er sie schon in Neuhof beabsichtigte, auszuführen. Pestalozzi's öffentliche Anstellung an einer solchen, ganz nach seinen Ideen zu errichtenden Anstalt, war fast entschieden, als Leopold, bisher Großherzog von Toscana, auf den östreichischen Kaiserthron berufen und dort bis zu seinem Tode so ganz damit beschäftigt wurde, die übeln Folgen mancher Raschheiten Josephs II. wieder gutzumachen, daß er an Pestalozzi's Plane zu denken nicht Zeit und Muße fand. Dieser wurde durch solches Fehlschlagen seiner schönsten Hoffnungen, die ihn wieder eine Zeitlang über den Jammer seiner Lage emporgetragen hatten, tief gebeugt. We-

niger die äußere Noth, mit welcher er fortwährend zu kämpfen hatte (sein Mittagsbrot bestand oft in einem Stück trockenen Brotes und einem Trunk Wasser), weniger diese äußere Noth, die er gleichwol schwer empfand, als vielmehr der ihm immer aufs Neue vom Misgeschick aufgedrängte Gedanke, die Aufgabe seines Lebens verfehlt zu haben, erfüllte seine Seele mit Kummer und Pein. Beide konnten nur noch durch die Bemerkung erhöht werden, daß viele Freunde, Lavater nicht ausgenommen, ihn vielfach verleugneten, andere sein unbegrenztes Vertrauen täuschten. Es kehrten Stimmungen in ihm wieder, von denen er bald nach dem Mislingen seines ersten Unternehmens gefoltert worden war, und die an Verzweiflung grenzten. Die Freunde, die ihn damals getröstet und sich selbst wiedergegeben hatten, Pfarrer Fröhlich zu Birr und Rathschreiber Iselin zu Basel, waren schon seit 10 Jahren todt. Ohne seine edle Gattin, deren Beispiel frommen Sinnes und christlicher Ergebung zwar nicht immer im Stande war, die augenblicklichen Aeußerungen eines leidenschaftlichen Grimms gegen Menschen und Welt zurückzuhalten, aber doch im Ganzen wohlthätig auf seine Beruhigung wirkte, hätte er sich vielleicht in sich selber aufgerieben. Aber die aufgeregtesten Stimmungen wichen ebenso oft wieder einer ruhigen Einkehr bei sich selbst, und dann wandte er, wie dies edeln Naturen eigen ist, seine Aufmerksamkeit von seinem eignen Leiden ab und dem zu, welches er um sich wahrnahm, und welchem er sein Vaterland, ja die menschliche Gesellschaft im Großen und Ganzen unterworfen sah. Die französische Revolution war eben jetzt in vollem Gange; sie berührte nicht blos die Grenzen der Schweiz, sie fand in derselben auch einen Wiederhall; denn es wurde überall empfunden, daß die Revolution nicht sowol gegen Könige und Fürsten als vielmehr gegen die weltliche und geistliche Aristokratie gerichtet war, die in Frankreich, wie anderswo auch, damals das Königthum zum Vorwand ihrer Anmaßungen zu gebrauchen wußte und endlich ins Verderben stürzte. In der Schweiz waren die Anmaßungen der Aristokratie und die vielfachen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, denen das Volk ausgesetzt war, so groß und himmelschreiend als irgendwo. Schon als Jüngling hatte Pestalozzi, mit Lavater und andern jungen Zürichern im Bunde, dieselben bekämpft; er hatte es in seinen bisherigen Schriften fortwährend gethan; in „Lienhard und Gertrud", in „Christoph und Else", in seinem „Schweizerblatt", in seiner Schrift: „Ueber Gesetzgebung und Kindermord", hatte er vielfach auf verjährte Unrechtsge-

bräuche, auf Mängel der Rechtspflege und Verwaltung und darauf hingewiesen, wie so viele aus aristokratischem Wahn, daß Alles aufs herrlichste eingerichtet sei, nicht abgestellt würden. Nie hatte er dabei aber auch unterlassen, die Mittel und Wege anzugeben, wie jenen Mängeln gründlich abgeholfen werden könne; und was er darüber auch ausgesprochen haben mochte, Alles bezog sich zuletzt auf den Grundgedanken seines Lebens, auf zweckmäßige, wahrhaft menschliche Bildung des Volkes. Diese doppelte Richtung in seinem bisherigen Thun, das Schlechte anzugreifen und das Gute zu empfehlen und zu befördern, trat auch jetzt wieder in 2 sehr verschiedenartigen Schriften hervor. Der ersten entsprachen die „Figuren zu meinem A B C", der andern die „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts". Jene, die zuerst 1796, dann 1805 unter dem passendern Titel: „Fabeln", erschienen, geißeln das ungeschickte, doppelt ungerechte Benehmen mancher schweizerischen, besonders der züricher Regierung gegen ihre Unterthanen, welche in den ersten Jahren der französischen Revolution sich in Strenge und Härte überbot. Sie sprechen, obgleich, ihrer besondern Form und Bestimmung wegen, sehr unvollkommen und versteckt, die vielen Thatsachen aus, welche den Ansichten Pestalozzi's über den Staat und dessen Verwaltung zu Grunde liegen. Als Fabeln betrachtet, zeichnen sie sich durch Originalität aus und dürfen eine Bereicherung der Gattung genannt werden.

Ohne Vergleich wichtiger und bedeutender sind aber die „Nachforschungen", welche im Jahre 1798 erschienen, und an welchen Pestalozzi 3 Jahre lang, wie er selbst sagt, mit unglaublicher Mühseligkeit geschrieben hat. Sie sind so wichtig und bedeutend in doppelter Hinsicht: einmal als die schwer und langsam gereifte Frucht der Selbstüberwindungskämpfe, welche der edle Mann kämpfte, um dem Versinken seiner selbst, wie er offen bekennt, entgegenzuwirken; dann aber geben sie das bündigste Zeugniß, in welcher Tiefe und wie umfassend Pestalozzi seine Erziehungsideen und Plane, von denen er sein ganzes Leben lang getrieben war, schon damals dachte, ehe es noch einem Dritten eingefallen war, dieselben ihm selbst erst begreiflich machen zu wollen. Während er nämlich dieselben in der bestimmten Absicht unternommen, „über den Gang seiner Lieblingsideen mit sich selbst einig zu werden und seine Naturgefühle mit seinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen", ist ihm dies nicht allein gelungen, sondern auch, die

Stelle zu bestimmen, welche die Erziehung der Jugend im Leben der Völker und Staaten einzunehmen hat, und einleuchtend zu machen, daß nur in einem wohlgeordneten Nationalerziehungswesen das wahre Gedeihen beider gewährleistet sei. Auch wie eine solche Erziehung beschaffen sein müsse, um ihrem großen Zwecke zu entsprechen, ist hinreichend angedeutet, um das neue großartige Wirken, zu welchem Pestalozzi sich fortan zu wenden Gelegenheit fand, in seiner weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit und in seiner bedeutenden Verschiedenheit von dessen frühern pädagogischen Versuchen zu begreifen.

Diese Gelegenheit fand er, und nur er konnte sie finden, in den Tagen der Auflösung, der Rath- und Hülflosigkeit, in welche die ersten Maitage des Jahres 1798 die Schweiz schnell versetzt hatten. Da war nämlich unter Beistand französischer Scharen die lang vorbereitete schweizerische Revolution vollzogen worden; es galt jetzt, auf den Trümmern der alten, mehr durch innere Schwäche und Verdorbenheit als durch äußere Gewalt zerfallenen Eidgenossenschaft, welcher der alte Geist der Treue, Kraft und Einigkeit längst abhandengekommen, eine neue, einige und untheilbare helvetische Republik zu errichten. Aber wie das Zerstören überall leichter ist als das Aufbauen, so war es auch hier; ja die an sich schwierige Arbeit wurde dadurch noch erschwert, daß der französische Einfluß, durch welchen die Umwälzung gelungen war, auch von dem Aufbau des Neuen nicht zurückgewiesen werden konnte. Es fehlte nicht an wahrhaft patriotischen, edeln, kraft- und geistvollen Männern, die an die Spitze der Angelegenheiten traten; aber es drängten sich unter sie ebenso viele, wo nicht mehr, selbstsüchtige, gemeine, kraft- und geistlose Menschen, die den edeln Absichten und angemessenen Maßnahmen jener entgegentraten, sie ganz vereitelten oder fast in ihr Gegentheil verkehrten. Es kam eine Directorialregierung nach dem Muster und Willen der französischen zu Stande. Pestalozzi stand mit den edelsten Patrioten und den sie vertretenden Regierungsgliedern von frühern Zeiten her in Verbindung*) und war geistvoll und entschlossen ge-

*) Wer hierin einen Widerspruch mit der frühern Angabe finden möchte, daß Pestalozzi von seinen Freunden verlassen, verleugnet worden, der würde sich sehr irren. Einmal verändern so gewaltig veränderte Umstände die Verhältnisse und Rücksichten, um deretwillen allgemein menschliche, nicht persönlich und unauflöslich zusammengekettete Freunde einander ignoriren; und dann gewinnt die eben gemachte Bemerkung um so mehr Bedeutung, wenn man

nug, sich der neuzugestaltenden Ordnung der Dinge anzuschließen und, so viel in seinen Kräften stand, beizutragen, daß diese Ordnung eine rechte und wahre werde. Während noch allgemeiner, jakobinischer Taumel vorherrschte, und die Schreier Miene machten, auch ein Nachspiel zu den Greueln der französischen Revolution zu liefern, sprach, schrieb und eiferte Pestalozzi für die nothwendige Verpflichtung zu Staatsabgaben, die nach Gerechtigkeit und Billigkeit geordnet werden; zeigte in einer Schrift: „Ueber die gegenwärtige Lage und Stimmung der europäischen Menschheit", daß vorzüglich darum, weil der Geist wahrer Frömmigkeit, häuslicher und öffentlicher Tugend unter den Hohen wie unter den Niedern verschwunden, und an dessen Stelle gottlose Eigen- und Ränkesucht getreten sei, alle festen, menschlichen Bande der Gesellschaft seien aufgelößt und zerrissen worden, und daß diese Bande nimmermehr gewoben und geknüpft werden könnten, wenn jener entwichene gute Geist nicht wieder bei den Menschen einkehre und neue, tiefe Wurzeln schlage. Was er aber schon in seinen „Nachforschungen" ausgesprochen hatte, wiederholte er auch in dieser Schrift und stellte es von allen Seiten ins Licht in dem „Schweizer Volksblatt" (einer Zeitschrift, welche er, von der neuen Regierung dazu autorisirt, damals herausgab): daß nämlich der Einkehr jenes guten Geistes eine Stätte bereitet werden müsse in dem aufblühenden Geschlecht, und zwar durch Erziehung und Unterricht, die aber nicht in vereinzelten Privatinstituten, sondern in Staatsanstalten zu Stadt und Land gedeihen könnten*).

---

erfährt, daß Pestalozzi einst zu den Illuminaten gehörte, ja deren Haupt in der Schweiz gewesen war. Er war es gewesen; denn als er sich in Dem, was er in dem Illuminatenorden zu finden gemeint, durch die baldige Ausartung desselben auf das schmerzlichste getäuscht fand, als er die Einsicht gewonnen, daß die blinkenden Reden von Menschenheil nicht blos leerer Schall, sondern bei einer großen Anzahl der Bundesglieder offenbare Lügen waren, hinter welchen sich die niedrigste Selbstsucht verbarg, trat er auf der Stelle aus dem Bunde aus. Als einzigen Gewinn, den er aus seiner Verbindung mit den Illuminaten gezogen, betrachtete er fortan die Erfahrung: „Keine menschliche Verbindung kann sich rein erhalten, und Tugend und Wahrheit kann nicht das Eigenthum einer menschlichen Gesellschaft werden, sondern wird besonders durch das eifrige Bestreben Einzelner gefördert. Nur da erhalten sie sich, wo reiner Sinn sich gegenseitig unterstützt, vorzüglich im häuslichen Leben. Was durch Gesellschaft unternommen wird, fällt gewöhnlich in die Hände der Intriganten".

*) Diese letztere Ansicht hing unstreitig mit einer andern Ansicht,

Pestalozzi wollte Schulen und Erziehungsanstalten, in denen sich das in der Jugend neu aufblühende Leben des Volkes nach den festen Grundsätzen der Religion, der Gesetze und Sitten des Landes, aber in rein menschlicher Weise ausbilden könnte. Er verkannte keineswegs, vielmehr verlangte er geradezu eine gute Gesetzgebung und bürgerliche Verfassung als nothwendige Bedingung des Gedeihens solcher Anstalten; aber er foderte ebenso stark, ja, da hierin die Aufgabe seines Lebens bestand, noch stärker, die Errichtung solcher Anstalten, in denen Unterricht und Erziehung nach reinern, der unverfälschten Menschennatur angemessenern Principien psychologisch richtig und einfach gegeben würden. Er verlangte, daß durch Thatsachen das Wesen und die Wahrheit der Erziehungsweise, die er meinte, zuvörderst ins Licht gestellt und erprobt würde; und er dachte hierbei immer wieder vorzugsweise an Volks- und Armenschulen, als das Fundament, welches zuerst gelegt werden müßte, ehe man die mittlern und obern Stockwerke eines Nationalerziehungspalastes aufführen könnte.

Während Pestalozzi Anfangs zu viel von den neuen Vätern des Vaterlandes für seine Sache hoffte, mehr unstreitig, als man in dem ersten Ueberwallen und Aufstreben lauterer und unlauterer, allerseits noch ungegorener republikanischer Absichten und Ansichten hoffen durfte, wurden seine eindringlichsten Worte von Wenigen nur vernommen, von noch Wenigern seine aus der innersten Tiefe seines Geistes geschöpften Gedanken verstanden, von den Wenigsten einer Berücksichtigung werth geachtet. In Verlegenheit, Unsicherheit und Zwietracht, wenn es auch nur die nächsten äußern, gesetzlichen Anordnungen und verfassungsmäßigen Einrichtungen betraf, konnte man unmöglich Augen und Ohr für pädagogische Plane haben, deren Ausführung nur im Frieden eines wohlorganisirten Staatenlebens möglich scheint. Da Pestalozzi aber nicht abließ, von der Wichtigkeit, Nothwendigkeit und Heilsamkeit seiner Vorschläge zu reden, und gerade weil er sie immer großartig genug in Beziehung zu setzen wußte mit Gesetzgebung und Verfassung, über die er sich dann wieder insbesondere verbreitete, so glaubte man, er trachte wie so viele Andere nach einem Posten in der neuen Republik, und

---

der bittern Frucht seiner Lebenserfahrungen, zusammen: daß Der, welcher Großes für die Menschheit wirken wolle, nicht durch die Sorge um sein Eigenthum und Lebensbedürfniß und ebenso wenig durch Privatzwecke gehemmt sein dürfe.

machte ihm desfalls mehre Anträge. Andere, die wol im Allgemeinen einsahen, daß es ihm um tüchtige Nationalerziehung zu thun sei, waren mit ihm keineswegs in Bezug auf die einfachen Mittel und Wege, die er vorschlug, einverstanden. Selbst Stapfer, Minister des Cultus in der helvetischen Republik, der Pestalozzi's Zwecke übrigens begünstigte, versprach sich doch mehr von classischer Bildung als von einer von den untersten Classen beginnenden Volkserziehung. Doch erschien ihm die Erziehung des niedern Volkes allerdings heilsam. Ebenso mochte der damalige Minister des Innern, Rengger, denken. Seichtere Köpfe meinten, alle Nationalerziehung sei auf dem Wege allgemeiner Aufklärung zu erreichen. Diesen mehrfältigen Misverständnissen trat endlich Pestalozzi mit der runden Erklärung entgegen: „Ich will Schulmeister werden". Das war deutlich genug gesprochen; aber den Meisten, die da nur von großen, Ansehen und Vortheil bringenden Wirkungskreisen, d. h. von Aemtern und Anstellungen träumten, war auch diese Erklärung unverständlich, denn sie hielten dieselbe für eine Thorheit. Nicht also der edle Legrand, einer der 5 ersten Directoren der helvetischen Republik. Er, selbst ausgezeichnet durch nationale und patriarchalische Gesinnungen, verstand Pestalozzi's Absichten und Ansichten ganz, machte sie zu den seinigen und beförderte deren Realisirung mit Eifer und Wärme. Nicht nur darin war Legrand mit Pestalozzi einig, daß die Republik vor Allem einer nationalen Umschaffung des Erziehungswesens bedürfe, sondern auch in dessen eigenthümlichster, menschenfreundlichster, aber doch einseitiger Ansicht: es könne die größtmöglichste Wirkung der Volksbildung durch die vollendete Erziehung einer merklichen Anzahl Individuen aus den ärmsten Kindern im Lande erzielt werden, wenn diese Kinder durch ihre Erziehung nicht aus ihrem Kreise gehoben, sondern durch dieselbe vielmehr fester an denselben angeknüpft würden.

Schon war zwischen Beiden verabredet, daß der Letztere auf Kosten und unter Oberaufsicht der Regierung ein neues Erziehungshaus nach seinen Ideen im Aargau errichten und leiten sollte, als ein unglückliches Ereigniß Pestalozzi auf einen schwierigern Posten berief. Die Unterwaldner, welche, wie alle Einwohner der Urcantone, nichts von der modernen französischen Freiheit wissen wollten und, von Priestern unklug genug aufgehetzt, den Kampf mit französischer Uebermacht gewagt hatten, waren dieser erlegen. Bei der Hartnäckigkeit ihres Widerstandes waren viele Ortschaften, endlich auch der Hauptort Stanz in Flammen aufgegangen (Septem-

ber 1798). Vater- und mutterlose Kinder irrten verlassen und in bedeutender Anzahl zwischen den rauchenden Brandstätten umher.

Legrand foderte nun Pestalozzi auf, Stanz, den Ort des Unglücks, zum Ort seines Aufenthalts und seiner neuen pädagogischen Wirksamkeit zu wählen. Dieser, der von Jugend auf alles Andere geringer geachtet hatte als Hülfe und Beistand, die er Armen und Verlassenen leisten konnte, würde schon aus diesem angeborenen Triebe der Auffoderung Legrand's ohne langes Besinnen entsprochen haben; jetzt mußte er um so freudiger dem an ihn ergangenen Rufe folgen, als der brennende, seit Jahren ungestillte Durst, endlich einmal wieder Hand ans Werk zu legen und besser auszuführen, was ihm in Neuhof misglückt war, aufs höchste gestiegen. Und so verließ denn Pestalozzi sogleich seinen ländlichen Wohnsitz, seine Familie, und ging nach Stanz; „er wäre auch", wie er selbst sagt, „in die hintersten Klüfte der Berge gegangen und hätte ohne Feuer und Wasser angefangen, wenn er nur anfangen dürfte".

Das neue, aber noch nicht ausgebaute, am wenigsten für ein Waisenhaus eingerichtete Kloster der Ursulinerinnen wurde zu seiner Verfügung gestellt. An äußerer Unterstützung, an Geld ließ es die Regierung nicht fehlen; aber ehe die nothwendigsten Einrichtungen getroffen, Schul-, Wohn- und Schlafzimmer, Betten und dgl. hergestellt werden konnten, drängten sich die Kinder schon herbei. Pestalozzi war Anfangs mit denselben auf ein einziges kleines Zimmer beschränkt. Die Kinder waren in dem elendsten Zustande, mit Lumpen, Ungeziefer und Krätze bedeckt, viele hager wie ausgezehrte Gerippe, gelb, grinzend mit Augen voll Angst, mit Stirnen voll Runzeln des Mistrauens und der Sorge, einige frech, an Betteln, Heuchelei und Faulenzerei gewöhnt, noch andere Zärtlinge, deren Aeltern erst beim letzten Unglück herab- oder umgekommen waren. Diese letztern waren trotz ihres Elends voll Hochmuth und Anmaßung gegen die andern Kinder, deren Aeltern von jeher Bettelleute gewesen waren; auch wähnten sie, bessere Kost empfangen zu müssen. Alle waren so gänzlich vernachläßigt, daß unter zehnen kaum eins das A B C kannte. Diesen Kindern, von denen viele schon krank waren, ebenso viele in dem bald eintretenden Winter krank wurden, mußte nun Pestalozzi Alles sein: Vater, Lehrer, Mutter, Dienstmagd. Zwar war eine Haushälterin im Hause, die aber mit der Küche und der nothwendigsten äußern Ordnung so viel zu thun hatte, daß Pestalozzi noch genug, Waschen

und Kämmen, Pflege der Kranken ꝛc., übrigblieb. An einen Hülfslehrer war schon darum nicht zu denken, weil unter den nach gewöhnlicher Weise beschulten Leuten wol Keiner war, der sich in Pestalozzi's Ideen über Unterricht und Erziehung hätte finden können, und ganz rohe, ungebildete Menschen noch weniger dazu taugten. Diese Ideen waren überdies in ihm selbst immer noch ganz allgemeine und in Bezug auf Bethätigung und Art und Weise ihrer Ausführung ganz unentwickelte, wenngleich sie das hundertfach gewonnene Resultat einer langen, reichen Erfahrung waren. Wollte er doch ihre Richtigkeit und Wahrheit, von der er freilich für sich schon so fest wie von seiner Existenz überzeugt war, eigentlich eben jetzt erst durch die Thatsachen seines abermaligen Versuches aller Welt beweisen.

Diese wenigen allgemeinen Ideen, von denen er ausging, bezogen sich zum Theil auf den Zweck, zum Theil auf die Mittel alles Unterrichts; und was ihm darüber fest stand, als er in Stanz anfing, möchte etwa Folgendes sein: Der Mensch soll zum Menschen gebildet werden und ebendeshalb zur Einsicht in Alles, was ihn umgibt, und was er in diesen Umgebungen soll und muß; aber auch zum reinen Wollen und zur Kraft, ins Werk zu setzen, was Natur und Leben und der reine höhere Wille fodern. Um zu diesem Zweck zu gelangen, darf Erziehung und Unterricht nicht mit künstlichen Hülfsmitteln beginnen, vielmehr sind die Natur und die Verhältnisse, von welchen die Kinder umgeben werden, ihre täglichen Bedürfnisse auf der einen Seite, auf der andern ihre immer rege Geistesthätigkeit als unmittelbare, als Grundbildungsmittel zu benutzen. Man sieht, daß sich Pestalozzi's frühere, in Neuhof befolgte und in „Lienhard und Gertrud" dargelegte Ansicht von der Bildung des niedern Volkes bedeutend umgestaltet hatte. Damals behauptete er, Bildung des Volkes sei wesentlich Bildung zur Industrie, und zwar durch Industrie, und nur in, mit und neben dieser Bildung sollte denn auch die menschliche gegeben werden. Jetzt trat die Bildung zum Menschlichen durch das Menschliche in den Vorgrund; dieses wurde der eine Hauptfactor, Natur und Leben der andere Factor aller ersten Bildung; die Rücksicht auf Industrie verschwand aber keineswegs ganz, wie wol behauptet worden ist, sondern trat nur in den Hintergrund. Schon darum konnte Pestalozzi diese Rücksicht nicht ganz aus den Augen verlieren, weil er den Gedanken festhielt, daß in jeder Erziehungsanstalt, zumal für Arme, der Geist der Häuslichkeit und folglich auch der praktischen Arbeitsamkeit herrschen

müsse. In Uebereinstimmung hiermit ließ er auch in Stanz noch mehre Kinder das Spinnen anfangen, obgleich er dasselbe und alle Industriethätigkeit nicht mehr wie in Neuhof als Mittel zu wirklichem Verdienst, sondern nur als Uebung zur Verdienstfähigkeit ansah. Ueberhaupt nahmen seine Ansichten über Jugendbildung erst jetzt eine bestimmtere Gestalt an, und gerade darum nahmen sie diese an, weil er durch seinen Beruf genöthigt war, sich auf das Allernächste, auf die Bildung der ihm anvertrauten Jugend zu beschränken. Ebenso trug nicht wenig zu demselben Erfolg bei, daß er wirklich keine andere Hülfe hatte und brauchen konnte als seine eigne, daß er einzig und allein auf sich, auf die Kinder, die er vor sich hatte, und auf Natur und Umgebung, worin er mit ihnen lebte, angewiesen war.

Als er sein Lehr- und Erziehungsgeschäft begann, war er über die Art und Weise, über die bestimmte Form, in welcher er es handhaben wollte, nichts weniger als mit sich im Klaren. Er vergleicht sein Verfahren, das man, sofern Genie Instinkt des Geistes ist, ein instinktartiges nennen darf, selbst mit einem bloßen Pulsgreifen, mit einem ungeheuern gewagten Griff, mit dem überzuversichtlichen Ausspannen eines Garnes, das ein vorsichtig berechnender Mensch, ein Sehender, das er selbst nicht gewagt hätte, wenn er nicht glücklicherweise damals blind gewesen wäre. „Denn", fügt er hinzu, „ich wußte bestimmt nicht, was ich that; aber ich wußte, was ich wollte, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zweckes. Aber die Mittel zu demselben waren unbedingt nur Resultate der Noth, mit der ich mich durch die grenzenloseste Verwirrung meiner Lage durcharbeiten mußte. Ich weiß es selbst nicht und kann es kaum begreifen, wie ich nur durchkam; ich spielte auf eine Art mit der Noth, trotzte ihren Schwierigkeiten, die wie Berge vor mir standen, setzte dem Anschein der physischen Unmöglichkeit die Gewalt eines Willens entgegen, der den nächsten Augenblick, der ihm bevorstand, nicht sah und nicht achtete, aber sich in den gegenwärtigen einklammerte, wie wenn er allein wäre, und Leben und Tod an ihm hinge".

„Da ich mich genöthigt sahe, den Kindern allein und ohne alle Hülfe Unterricht zu geben, lernte ich die Kunst, viele miteinander zu lehren, und da ich kein Mittel hatte, als lautes Vorsprechen, ward der Gedanke, sie während des Lernens zeichnen, schreiben und arbeiten zu machen, natürlich entwickelt. Die Verwirrung der nachsprechenden Menge führte mich auf das Bedürfniß des Taktes, und der Takt erhöhte

den Eindruck der Lehre. Die gänzliche Unwissenheit von Allem machte mich auf den Anfangspunkten lange stehen bleiben, und dieses führte mich zu Erfahrungen von der erhöhten innern Kraft, die durch die Vollendung der ersten Anfangspunkte erzielt wird, und von den Folgen des Gefühls der Vollendung und Vollkommenheit auch auf der niedrigsten Stufe. Ich ahnete den Zusammenhang der Anfangspunkte eines jeden Erkenntnißfaches mit seinem vollendeten Umriß wie noch nie und fühlte die unermeßlichen Lücken, die aus der Verwirrung und der Nichtvollendung dieser Punkte in jeder Reihenfolge von Kenntnissen erzeugt werden müssen, ebenso wie noch nie. Die Folgen der Aufmerksamkeit auf diese Vollendung übertrafen meine Erwartungen weit, es entwickelte sich in den Kindern schnell ein Bewußtsein von Kräften, die sie nicht kannten, und besonders ein allgemeines Schönheits- und Ordnungsgefühl; sie fühlten sich selbst, und die Mühseligkeit der gewöhnlichen Schulstimmung verschwand wie ein Gespenst aus meinen Stuben; sie wollten, konnten, harrten aus, vollendeten und lachten, ihre Stimmung war nicht die Stimmung der Lernenden, es war die Stimmung aus dem Schlaf erweckter, unbekannter Kräfte und ein geist- und herzerhebendes Gefühl, wohin diese Kräfte sie führen könnten und führen würden".

„Kinder lehrten Kinder; sie versuchten, was ich nur sagte. Auch hierzu führte mich die Noth. Da ich keine Mitlehrer hatte, setzte ich das fähigere Kind zwischen zwei unfähigere; es umschlang sie mit beiden Händen, sagte ihnen vor, was es konnte, und sie lernten ihm nachsprechen, was sie nicht konnten".

„Meine Ueberzeugung ist jetzo vollendet; sie war es lange nicht; aber ich hatte in Stanz auch Kinder, deren Kräfte, noch ungelähmt von der Ermüdung einer unpsychologischen Haus- und Schulzucht, sich schneller entfalteten. Es war ein anderes Geschlecht; selbst ihre Armen waren andere Menschen als die städtischen Armen und als die Schwächlinge unserer Korn- und Weingegenden. Ich sahe die Kraft der Menschennatur und ihre Eigenheiten in dem vielseitigsten und offensten Spiel, ihr Verderben war das Verderben der gesunden Natur, ein unermeßlicher Unterschied gegen das Verderben der hoffnungslosen Erschlaffung und der vollendeten Verkrüppelung".

„Ich sah in dieser Mischung der unverschuldeten Unwissenheit eine Kraft der Anschaunng und ein festes Bewußtsein des Anerkannten und Gesehenen, von der unsere A B C-Puppen auch nur kein Vorgefühl haben".

„Ich lernte bei ihnen — ich hätte blind sein müssen, wenn

ich es nicht gelernt hätte — das Naturverhältniß kennen, in welchem Realkenntnisse gegen Buchstabenkenntnisse stehen müssen; ich lernte bei ihnen, was die einseitige Buchstabenkenntniß und das ohne einen Hintergrund gelassene Vertrauen auf Worte, die nur Schall und Laut sind, der wirklichen Kraft der Anschauung und dem festen Bewußtsein der uns umschwebenden Gegenstände für einen Nachtheil gewähren könne".

„So weit war ich in Stanz. Ich fühlte meine Erfahrungen über die Möglichkeit, den Volksunterricht auf psychologische Fundamente zu gründen, wirkliche Anschauungserkenntnisse zu seinem Fundamente zu legen und der Leerheit seines oberflächlichen Wortgepränges die Larve abzuziehen, entschieden".

Aber nicht blos über den äußern Mechanismus des Unterrichts, zu dem er griff, nicht blos über die Kraft der Anschauung und über den Nutzen der Anschauungserkenntnisse machte Pestalozzi Erfahrungen in Stanz, und nicht blos so ganz im Allgemeinen, wie er es hier in Briefen an Geßner geschildert hat. Aus einem andern Aufsatz, den er über sein Leben in Stanz geschrieben, der aber zu sehr ins Specielle geht und in allen seinen Theilen zu innig verschlungen ist, um Anführungen zu gestatten, aus diesem Aufsatze geht vielmehr hervor, daß Pestalozzi sowol über Anfang und Princip aller Bildung zu einem festen Resultat gelangte, als auch die Grundlinien seiner ganzen Methode und die Unterrichtsgegenstände fand, an denen dieselbe sich vorzugsweise zu bewähren habe. Da er die Natur auf der einen, die Geistesthätigkeit der Kinder auf der andern Seite als Grundbildungsmittel betrachtete, so hielt er es für seine Pflicht, als Lehrer (als drittes Grundbildungsmittel) zuerst darauf zu achten, wie die Natur, die Welt (äußere und innere), auf die Kinder erregend wirkte, dann, wie sich zu dieser Anregung die Geistesthätigkeit der Kinder verhalte, und was das Resultat davon sei, endlich auch, wozu Das führe, was er als Lehrer zur Anregung der Geistesthätigkeit der Kinder thue. Auf die letztere kam ihm aber das Meiste an. Sah er die Kinder nun in reger Thätigkeit, so fragte er sich wieder, wie muß nun diese Thätigkeit geleitet und geordnet werden, daß sie sich auf immer mehr Gegenstände der Natur ꝛc. ausdehnt, und daß die Geisteskraft derselben erhöht wird und stärker auf Alles zurückwirkt, wodurch sie angeregt ward. Pestalozzi sah, daß die Natur als ein Meer von unzähligen Gegenständen die Sinne der Kinder umflute und ebenso un-

zählige Eindrücke auf sie mache, daß sie ihnen aber nie etwas Bewußtes werde, wenn man nichts Einzelnes als bestimmte Punkte und so heraushöbe, daß der Geist des Kindes von da aus, als von einem Ausgangs-, Anfangs- und Haltungspunkt, das Ganze durchdringen und in seiner Ordnung überblicken könne. Hierbei erschien ihm jedoch das Wissen durch bloße Anschauung kein vollständiges Wissen, kein Können; denn nur was man könne, wisse man recht. Daher müsse das Kind die Gegenstände seiner Anschauungen auch behandeln lernen, sich Fertigkeiten erwerben. Als Mittel, das Meer von Anschauungen und Wahrnehmungen, die sich dem Kinde aufdringen, zu ordnen und zu Erkenntnissen zu erheben, stellte sich Pestalozzi das Hervorheben der Haupteigenschaften dar, welche alle Dinge gemein haben, und wodurch sie doch wieder unterschieden sind.

Die erste Stelle verdient in dieser Beziehung der Name der Dinge, hiermit überhaupt die Sprache, die ja auch das Vermittelnde ist zwischen Natur, Kind und Erzieher; sie stellt alle Gegenstände, die sie bezeichnet, eben dadurch in einem höhern Lichte dar. Aber Wort und Sache sollen nicht getrennt werden, das Wort ist nur wichtig, soweit es die Sache ist. Alle Sacherkenntniß an und für sich wird aber durch die Sinne vermittelt, und wie der Sinn, der in dem unmittelbarsten Verhältniß zum Verstande steht, das Gesicht ist, so ist auch eine zweite Haupteigenschaft aller Gegenstände die Form.

Und die Form erschien Pestalozzi nun als zweites Grundmittel, als zweiter Anfangspunkt, als zweites Element der Erkenntniß und somit des Unterrichtes. Da aber die Formenwelt selbst eine unendlich mannichfaltige ist, so suchte Pestalozzi nach einer Grundform, an welche alle Formenkenntniß anzuknüpfen wäre, und als solche erschien ihm diejenige, welche das Maß für alle andern zu sein pflegt, das Quadrat.

Doch blieb er nicht blos bei den sich daraus entwickelnden rein mathematischen Anschauungsformen stehen, sondern suchte für dieselben auch bestimmte Gegenstände, an denen sie vorkommen; und ebenso wenig begnügte er sich, diese Formen anschauen und mit Worten bezeichnen zu lassen, sondern, seinem Grundsatz getreu, daß man nur kenne, was man könne, dessen man sich durch Behandlung versichert habe, mußten alle angeschauten, alle an den Gegenständen vorkommenden Formen gezeichnet werden.

Pestalozzi trieb aber das Zeichnen mit seinen Kindern

einmal als Erkenntniß und Darstellung der Naturformen, dann als Grundlage der Buchstabenformen, des Schreibens.

Als drittes Grunderkenntnißmittel stellte sich ihm ferner die Zahl dar, da Alles zählbar sei; aber da die Zahl unendlich ist wie die Form, so suchte er auch für diese einen Urtypus und fand als solchen die durch den einzelnen Strich anschaubare Einheit, als Anfangspunkt aller Zahlenverbindung, als Anfangspunkt für alle Zahlentrennung und Theilung, das Quadrat wieder in seiner Vierfachheit, also Viergetheiltheit. Aber in dem richtigen, wenn auch nicht ganz klaren Bewußtsein, daß diese drei Elemente und Anfänge der Erkenntniß, Name, Form, Zahl, schon Abstractionen, nicht unmittelbare, leibhafte Anschauungen seien, suchte Pestalozzi auch noch das Urbild zur Grundanschauung für alle Naturdinge überhaupt, den alle einzelnen Anfänge zusammenfassenden Uranfang aller Naturanschauung; und er fand als solchen die Anschauung des Menschen selbst. Wie in dem Menschen die Natur selbst in höchster Fülle, Klarheit und Vollendung wiedergeboren ist, so ist auch die Anschauung desselben die reichste, vollendetste und klarste. Alles, was der Mensch ist und wird, geht überdies von ihm selbst aus, und so muß doch wol auch seine Erkenntniß von ihm selbst ausgehen. Diese Idee, aus welcher später sein „Buch der Mütter" hervorgegangen ist, der Grund- und Schlußstein seiner Ansichten über Elementarunterricht und dessen Methode, durch welche eigentlich der erfolgreiche Grundsatz, alle Bildung vom Menschen zu beginnen und in ihm zu beschließen, sie wahrhaft zu humanisiren, festgestellt wurde, auch diese Idee ging ihm in Stanz auf.

Und so darf man mit Wahrheit sagen, daß hier aus der grenzenlosen Noth und Anstrengung, in welcher Pestalozzi unter 70—80 Kindern lebte und Tag und Nacht arbeitete, die Idee der Menschenbildung, der Humanisirung der Pädagogik, von ihren untersten bis zu ihren obersten Stufen, geboren wurde. Aus demselben Grunde muß denn auch das Jahr, in welchem Pestalozzi zu Stanz thätig war, für das wichtigste seines Lebens gehalten werden, für dasjenige, in welchem er die Weihe für alle spätere, die pädagogische Welt regenerirende Wirksamkeit empfing. Jedenfalls ist dieses Jahr das herrlichste seines Lebens; denn es kann wol kaum bezweifelt werden, daß er weder früher noch später in solcher Fülle und Kraft, so allseitig und ununterbrochen Tag für Tag sein edelstes Selbst offenbart und das Feuer seines liebenden Herzens wie das Licht seines schöpferischen Geistes

rings um ſich her ergoſſen habe. Daß er übrigens ebenſo unermüdlich für die religiöſe und ſittliche Ausbildung wie für die intellectuelle thätig geweſen, verſteht ſich von ſelbſt; ja er begann und endete ſogar mit derſelben und betrachtete ſie als den eigentlichen guten, ſchützenden, helfenden Geiſt der Anſtalt. Seinen allgemeinen Grundſatz, überall vom Thatſächlichen und Anſchaulichen auszugehen, wandte er freilich auch hierbei an, indem er keine ſittliche oder religiöſe Lehre vortrug, die er nicht an Begegniſſe und Vorſtellungen, welche ſonſt ſchon den Kindern geläufig waren, anknüpfen konnte. Es iſt ebenſo erhebend als rührend zu leſen*), mit welchem ſichern Takt er gerade hierbei verfuhr, wie er die Herzen der Kinder zu öffnen und in denſelben die edelſten, unmittelbar zur That treibenden Gefühle zu erwecken verſtand.

Aber Peſtalozzi hatte in der Bemühung, ſeinen Kindern Alles in Allem zu ſein, „Herr und Diener, Vater und Mutter, Aufſeher und Krankenwärter, Lehrer und Unterrichtsbuch", ſeine Kräfte beinahe erſchöpft, ſeine Nerven ſo überreizt, daß er, ehe noch ein Jahr vorüber war, wahrſcheinlich eine Beute des Todes geworden wäre, hätte ihn nicht der 1799 in der Schweiz wüthende Krieg zwiſchen Oeſtreichern, Ruſſen und Franzoſen gezwungen, Stanz zu verlaſſen und die Anſtalt aufzugeben. Selbſt Freunde Peſtalozzi's haben geglaubt, daß er auch ohne dieſe Kriegsereigniſſe ſeine Anſtalt nicht hätte fortführen können. Meinten dieſelben, daß es ihm wegen Erſchöpfung ſeiner Kraft bald phyſiſch unmöglich geworden ſein würde, ſo iſt das freilich nicht unwahrſcheinlich; meinten ſie aber einer Theorie über Peſtalozzi's Geiſt und Weſen zu Liebe, daß er innerlich und geiſtig ſeiner Aufgabe bald nicht mehr gewachſen geweſen wäre, ſo iſt einer ſo anmaßenden Meinung nicht beizutreten.

Als eine höhere Fügung darf inzwiſchen die zeitliche Auflöſung der Armenanſtalt in Stanz und inſofern auch als nothwendig anerkannt werden, wenn man die ſegensreichen Folgen derſelben bedenkt. Wäre Peſtalozzi in Stanz geblieben, ſo wäre er entweder phyſiſch zu Grunde gegangen, oder

*) In einem von ihm ſelbſt geſchriebenen Aufſatz über ſein Leben in Stanz in der unter ſeinen Auſpicien zu Aarau erſchienenen „Wochenſchrift für Menſchenbildung", St. 7 – 9. Dieſer Aufſatz iſt das Beſte, was über Peſtalozzi's Anſtalt und Leben in Stanz geſagt werden kann, und ich würde kein Bedenken getragen haben, ihn hier aufzunehmen, wenn es nicht der Umfang, der dieſer Lebensſkizze Peſtalozzi's gewidmet werden darf, verboten hätte.

er hätte sich vermuthlich so ganz in ein blos praktisches Durchführen seiner Ideen verloren, daß vielleicht weder er noch Andere jemals so klar über die Bedeutung seines Thuns geworden wären, als nothwendig war, um daran eine Regeneration des ganzen, neuen Erziehungswesens knüpfen zu können.

Zwar ging Pestalozzi an Leib und Seele fast aufgerieben von Stanz weg, und er bezeichnet seinen Seelenzustand, in den er durch die gezwungene Auflösung seines neuen Werkes versetzt wurde, selbst erschütternd genug also:

„Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet, und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geschleudert sieht, im Zittern seiner Seele tausend Mal sagt: Warum kann ich nicht sterben? und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt, und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt: also war ich".

Aber eben der Umstand, daß er aus dem Meere von einzelnen pädagogischen Erfahrungen, die er täglich in Stanz machte, und neu aufgefundenen Mitteln, deren er sich täglich bediente, hinausgeworfen wurde, erleichterte es ihm gewiß ungemein, über Alles, was er erfahren, entdeckt und angewendet hatte, zu einem solchen Bewußtsein zu gelangen, daß er dasselbe als wirkliches Resultat erkennen und darauf weiter bauen konnte. Auf den Rath eines Freundes besuchte er eine Heilquelle im berner Hochlande auf der Höhe des Gurnigel. Hier erholte sich Pestalozzi zu seiner eignen Verwunderung wieder, die Ruhe, der Umgang mit einem freundlich gesinnten Mann, die reine frische Bergluft vereinigten ihre heilbringenden Wirkungen. Aber je kräftiger er sich zu fühlen anfing, desto lebhafter empfand er auch wieder, daß er nicht mehr leben könne ohne sein Werk, das ihm jetzt gegenständlich genug geworden war, um ihm selbst immer klarer als der erste entscheidende Schritt zu einer völligen Umwandlung, Vereinfachung und Verbesserung des Volksschulwesens zu erscheinen. Seine Seele war so ganz von Rückerinnerung an seinen vernichteten Wirkungskreis und von Sehnsucht nach einem neuen, ähnlichen erfüllt, daß er sogar im staunenden Entzücken über die wunderherrliche Aussicht, deren man vom Gurnigel aus genießt, Veranlassung fand, an das besser zu unterrichtende Volk zu denken.

Seine Freunde hatten Mitleid darüber empfunden, daß

er abermals sein Ziel verfehlt und im überangestrengten Trachten danach sich fast aufgerieben hatte; seine Feinde (an denen es keinem ausgezeichneten Manne fehlt) und die herzlosen, selbstsüchtigen Superklugen, denen jedes begeisterte Streben eine Narrheit ist, hatten ihre Schadenfreude darüber und ihre Lust nicht unterdrücken können, in dem abermaligen diesmal so ganz unverschuldeten Verfehlen seiner Bestrebungen einen neuen Beweis für seine von ihnen längst behauptete Untüchtigkeit zu jeder praktischen Thätigkeit gefunden zu haben — Menschen, die selbst einer so hundertfach in Anspruch nehmenden praktischen Thätigkeit, wie sie eben Pestalozzi an den Tag gelegt hatte, nicht 24 Stunden lang fähig gewesen wären. Um so mehr erstaunte man von allen Seiten, als Pestalozzi vom Gurnigel gestärkt, aber auch mit seinem alten Willen für seine vorigen Zwecke wieder herabkam und nichts Anderes wollte und suchte, als den in Stanz aberissenen und nicht wohl daselbst wiederanzuknüpfenden Faden doch in irgend einem andern Winkel des Vaterlandes und ohne irgend eine andere Nebenrücksicht gerade da wieder anzuknüpfen, wo er ihn hatte abreißen müssen.

Die Minister Stapfer und Rengger wie alle wahrhaft Edelgesinnten freuten sich dessen; man rieth ihm, sich nach Burgdorf zu wenden, der zweiten Stadt im Canton Bern. Nach wenigen Tagen war er da und fand bei dem dortigen Statthalter Schnell und dem Doctor Grimm Aufmerksamkeit und wohlwollende Thätigkeit für seine Zwecke.

Mit Mühe gelang es ihnen und andern Pestalozzi Befreundeten, demselben Zutritt in den untersten Lehrschulen*) der obern Stadt zu verschaffen. So wenig Pestalozzi dazu gemacht war, sich in eine hier gebotene, äußere, seinen Ideen fremde Schulordnung zu finden, so war er doch äußerst zufrieden, Gelegenheit gefunden zu haben zur weitern Ausbildung seiner Elementarunterrichtsmethode, deren erste Spuren er in Stanz entdeckt hatte. Er stellte hier für sich unendliche Sylbenreihen und ebenso Zahlenreihen zusammen, um die Anfänge des Lesens und Rechnens zu finden und die

*) In der sogenannten Lehrgottenschule, in welcher 4 — 8jährige Kinder unter der obersten Leitung eines Frauenzimmers, Lehrgotte genannt, im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten. Gotte heißt im Schweizerischen so viel als Pathin; es liegt daher in dem uns fast komisch klingenden Ausdruck der schöne Sinn, daß die Lehrerin der Kinder als Stellvertreterin der Mutter, als Pathin derselben zu betrachten sei.

einfachsten Formen, in denen man von dem ersten Anfang an lückenlos fortschreiten könnte. Hier in Burgdorf fing auch Pestalozzi erst wirklich an, was ihm in Stanz wol nur vorübergehend in den Sinn gekommen war, das Zeichnen von Linien, Winkeln, Vierecken und Bogen dem Schreibunterricht vorausgehen zu lassen. So entwickelte sich in ihm allmälig die Idee zu seinem „ABC der Anschauungslehre", ja er war thatsächlich schon im Besitz desselben, und zwar in einem höhern Grade als in Stanz, ohne es jedoch zu wissen, weil er sich des Zusammenhanges aller einzelnen bereits gefundenen Anfänge noch nicht deutlich bewußt war. Endlich ergab sich ihm unter beständigem Lehren, Versuchen, Erfinden und durch Nachdenken hierüber, daß erstlich die Anfangszeit alles Unterrichts und aller Erziehung die Stunde der Geburt sei, und daß man den Gang, den die Natur in und außer dem Kinde nehme, um es zu unterrichten, beobachten, befolgen und sichern müsse. Der Unterricht habe nur mit Bewußtsein, Consequenz und Stätigkeit zu thun, was die Natur unbewußt, unwillkürlich und unstätig thue. Daraus entsprang ihm erst mit Klarheit die Idee des „Buches der Mütter". Ueberhaupt gelangte er zu der gewiß sehr richtigen, noch immer nicht genug berücksichtigten Ueberzeugung, daß das Kind zuvor zu einem hohen Grad von bewußten Sach- und Sprachkenntnissen gebracht werden könne und müsse, ehe man mit ihm anfangen dürfe zu buchstabiren. Da man dem Kinde aber solche bewußte Sach- und Sprachkenntnisse nicht nach Laune und Zufall, sondern nur durch besonnene Kunst beibringen könne, so müsse diese Kunst aufgestellt und für andere Lehrer und Erzieher in Anschauungsbüchern ausgeführt werden.

Jene Kunst hätte sich übrigens alles Raisonnirens zu enthalten, vielmehr nur danach zu trachten, den Kreis der Anschauungen der Kinder zu erweitern, die zum Bewußtsein gebrachten Anschauungen ihnen bestimmt, sicher und unverwirrt einzuprägen und eben zu diesem Zweck hiermit bestimmte Sprach- und Sprechübungen zu verbinden; in den Anschauungsbüchern sei daher nicht blos eine Reihenfolge der Anschauungen aufzustellen, sondern auch eine Erklärungsweise derselben, und eben so der Weg zu bezeichnen, auf dem ein Reichthum von Wort- und Namenkenntnissen den Kindern vor dem Buchstabiren beizubringen sei.

Während Pestalozzi so in der Schöpfung seiner Methode und in der Arbeit in seiner Schule begriffen war und der doppelten Anstrengung, in welcher er wieder Tag und

Nacht lebte, beinahe abermals erlag, ging die helvetiſche Regierung, die jetzt in ihren Sitz in Bern hatte, ernſtlich mit dem Gedanken um, eine wahre Volksbildung zu begründen und einzuführen. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Stapfer, und faſt in noch höherm Grade Fiſcher, der Secretair*) des Miniſters, waren ganz für dieſen Gedanken eingenommen und betrieben deſſen Realiſirung aufs eifrigſte. Sie arbeiteten desfalls einen „Entwurf zur Inſtruction für die ſchweizeriſchen Erziehungsräthe" aus, und Fiſcher war beſonders daran gelegen, daß zunächſt eine große, wiſſenſchaftliche Nationalanſtalt, ein Seminarium ſowol für wiſſenſchaftliche als auch für echte Nationalbildung gegründet werde. Er trat zu dieſem Ende mit vielen Männern in Verbindung, und auch Peſtalozzi wünſchte er in dieſer Anſtalt eine angemeſſene Stelle anzuweiſen.

Burgdorf war überdies zum Sitz dieſer umfaſſenden Nationalbildungsanſtalt auserſehen, und ihre Entwickelung ſollte ſich an eine zunächſt zu bewerkſtelligende Reorganiſation der burgdorfer Schulen knüpfen; und mit dieſer wurde gerade der Miniſterialſecretair Fiſcher beauftragt. Dieſer, der ſchon Peſtalozzi's Beſtrebungen in Stanz kennen gelernt und verehrt hatte, widmete denſelben auch jetzt wieder ſeine ganze Aufmerkſamkeit; ja er war wol einer der Erſten, welche dieſelben ihrem Weſen und Ziel nach richtig zu würdigen verſtanden. Gewiß würde er Peſtalozzi's Zwecke mit ſeinem umfaſſendern, ein allgemeines Schullehrerſeminar zu gründen, zu verbinden gewußt haben; aber die Errichtung eines ſolchen zog ſich immer mehr in die Länge, weil es der Regierung unmöglich war, die nöthigen Fonds dafür aufzutreiben. Fiſcher ſah ſich genöthigt, bis auf beſſere Zeiten wieder in das Bureau des Miniſters zurückzukehren, ſtarb aber bald darauf, ehe es ihm möglich war, für ſeine wie für Peſtalozzi's Zwecke etwas Weiteres zu thun. Gleichwol hatte ſein Tod noch bedeutende, jedenfalls für die Pädagogik heilſame Folgen in Bezug auf die letztern. Die Regierung hatte einmal etwas Entſcheidendes für Volksbildung thun wollen; Fiſcher's umfaſſende Plane konnten mit ſeinem Tode nicht ausgeführt werden; Aehnliches hatte Peſtalozzi, obwol in anderer Weiſe, längſt gewollt und ſchon länger als ein Jahr in Stanz und Burgdorf verſucht; warum hätte die Regierung nicht wieder Peſtalozzi's Thätigkeit in Anſpruch nehmen ſol-

*) Chef du bureau.

len? Allein konnte er jedoch — das wurde ihm immer klarer, und auch Fiſcher hatte es ihm öfters vorgeſtellt — allein konnte er ſeine Ideen zwar als ſolche realiſiren, aber nicht in pädagogiſche, das ganze Gebiet der Bildung umfaſſende Thatſachen verwandeln. Gelang es ihm, Gehülfen bei der Wirklichmachung und Anwendung ſeiner Ideen und für ein darauf gegründetes Unternehmen die Unterſtützung der Regierung zu gewinnen, ſo durfte er mehr als bisher für die Idee ſeines Lebens thun zu können hoffen. Dieſer Hoffnungsgedanke ſtieg ihm bei der Kunde von Fiſcher's Tode auf, vor welchem er wieder phyſiſch und geiſtig zuſammengeſunken und der Verzweiflung darüber nahe war, wiederum Monate lang mit der unſäglichſten Anſtrengung, und doch ohne handgreiflichen Erfolg, ja unter Miskennung und Anfeindung unzähliger Art ſich abgearbeitet zu haben. Bei Fiſcher hatte Peſtalozzi einen jungen Schulmeiſter aus Gaiß in Appenzell, Namens Krüſi, kennen gelernt*), der ſich gar bald zu Peſtalozzi und ſeinen Bildungsideen hingezogen fühlte, der auch ſchon vor Fiſcher's Tode den Wunſch geäußert hatte, ſeine und Peſtalozzi's Schule zu einer vereinigen zu können. Zu dieſem kam jetzt Peſtalozzi und foderte ihn auf, ſich nun mit ihm zu vereinigen, was ſo lange freilich nicht wohl thunlich war, als Fiſcher auf Krüſi für ſeine Schullehrerſeminarabſichten gezählt hatte. Mit Freuden folgte Krüſi der Einladung Peſtalozzi's.**) Dieſer wandte ſich nun ſogleich an die helvetiſche Regierung mit der Bitte, daß ihm das Schloß zu Burgdorf eingeräumt würde, um die vereinten Kinderſcharen darin unterrichten zu können, und erhielt daſſelbe ſogleich und überdies noch die Zuſicherung einer jährlichen Unterſtützung, die freilich nur in 4—500 Schweizerfrancs beſtand. Peſtalozzi, in deſſen Natur es lag, ſich ſchnell aus der tiefſten Niedergeſchlagenheit zur höchſten Heiterkeit zu erheben, von völliger Verzagtheit und Verzweiflung raſch zu den kühnſten Hoffnungen überzugehen, faßte auch jetzt alsbald den Gedanken, aus dem ihn beengenden Kreis einer bloßen Schule herauszutreten und eine förmliche Erziehungsanſtalt zu gründen. Bei ſeiner Bekanntſchaft mit vielen Gliedern der helvetiſchen Regierung konnte es nicht fehlen, daß ihm auf ſeine Erklärung, er ſei bereit, Kinder zur Erziehung bei ſich aufzunehmen, bald

*) Zu Ende des Jahres 1799.

**) Ende des Jahres 1800.

mehre zugewiesen wurden; um so weniger, als er nur ein sehr geringes, ja zu geringes Jahrgeld von 240 Schweizerfrancs foderte. Es kam hinzu, daß damals gerade mehre vornehme und reiche Leute sich vieler in den letzten Kriegsjahren verwaister Kinder angenommen und sie bei sich im Hause hatten. Manche von diesen ergriffen nun die Gelegenheit, die sich ihnen in Pestalozzi's Anstalt darbot, der persönlichen, etwas unbequemen Sorge für ihre Adoptivkinder loszuwerden.

Jetzt bedurfte Pestalozzi, theils behufs der längst beabsichtigten Ausarbeitung seiner Anschauungsbücher, theils wegen der sich einfindenden Zöglinge seiner Anstalt, mehrer Gehülfen. Er fand diese noch im Sommer des Jahres 1800 durch Krüsi in dessen Freunde Tobler aus Appenzell und durch Tobler's Vermittelung wieder in Buß aus Würtemberg. Tobler war ein junger Theolog und schon 5 Jahre lang Erzieher, Buß ein talentvoller und geschickter Zeichner und Musiker. Im Verein mit diesen drei Männern, die sich mit ungetheilter Liebe und Kraft seinen Grundideen, ihrer Anwendung und allseitigen Durcharbeitung widmeten, gelang es Pestalozzi schnell, einerseits einen festen Grund zu einer lange bestehenden Anstalt zu legen, andererseits sich selbst und der Welt eine klarere Einsicht über seine Grundgedanken und über die bereits erprobten Formen zu verschaffen, in denen sie zur Anwendung kommen könnten und müßten. Was er begonnen, halfen sie ihm treulich theoretisch und praktisch fortsetzen, auf die Versuche achtend, die er nicht müde wurde anzustellen, und selbst versuchend und einübend, worauf sie sich bei allseitiger Anwendung der Methode geführt sahen. Keinem fiel es dabei ein, was er fand und was ihm gelang sich selber zuzuschreiben; vielmehr erkannten alle in allem Neuen, was sich ihnen darbot, mit freudiger Ueberraschung die allseitige Bewährung der Grundgedanken und Anfänge an, die Pestalozzi entdeckt hatte.

Unter dieser ersten, raschen, begeisterten Thätigkeit entstanden die Elementarbücher, gestaltete sich überhaupt ein kaum geahntes, geistiges, pädagogisches Leben, sodaß Pestalozzi schon im Sommer 1801 im Stande war, seinem Freunde Heinrich Geßner*) in Zürich ein erfreuliches Bild von der aufkeimenden Saat seiner Ideen zu geben. Dies

*) Dem schon seit vielen Jahren verstorbenen Sohne des Idyllendichters.

that er in öffentlich an denſelben gerichteten Briefen, welche den Titel führen: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt"; ein äußerſt merkwürdiges, in pädagogiſcher Hinſicht vielleicht das merkwürdigſte Buch Peſtalozzi's. Er hat darin nämlich ſeine Gedanken über Erziehung und Unterricht eigenthümlicher und klarer, einfacher und einnehmender entwickelt als ſonſtwo Daher hatten denn auch dieſe Briefe gerade zur Folge, daß das pädagogiſche, ja das ganze gebildete Publicum die lebhafteſte Aufmerkſamkeit auf den Verf. von „Lienhard und Gertrud" und deſſen neue Unternehmung in Burgdorf richtete, wo endlich Das in Erfüllung zu gehen anfing, woran derſelbe bisher ſeine beſten Kräfte vergeblich geſetzt hatte.

Von nah und fern fing man ſeitdem an nach Burgdorf wie ſpäter noch nach Yfferten zu wallfahrten, um zu ſchauen mit Augen, was das Herz aller Jugendfreunde zwar wünſchte, aber kaum glauben konnte.

Das Zutrauen, das man fortan zu Peſtalozzi's Methode und Unternehmen faßte, wurde nicht wenig befeſtigt und geſteigert durch den ſehr günſtigen Bericht, welcher über beide an die damalige helvetiſche Regierung von zwei mit der Unterſuchung des Peſtalozzi'ſchen Inſtituts beauftragten Commiſſairen erſtattet wurde (1802).

Die nächſte Folge dieſes Berichtes war, daß jene Regierung das Peſtalozzi'ſche Inſtitut zu Burgdorf für ein öffentliches, der Nation angehöriges, Peſtalozzi aber und die Lehrer an demſelben für von der Nation angeſtellte Lehrer erklärte. Auch wurde jedem der letztern wie Peſtalozzi ſelbſt eine jährliche Penſion als Unterſtützung zugeſichert. Ferner ſollten fortan von 3 zu 3 Monaten 12 Volksſchullehrer im Peſtalozzi'ſchen Inſtitut gebildet und endlich dieſes ſelbſt nach und nach zu einer wiſſenſchaftlichen Nationalbildungsanſtalt erweitert werden. Man hat behauptet, dieſe letztern Beſtimmungen ſeien ganz gegen Peſtalozzi's Abſichten und Wünſche geweſen. Mit Unrecht. Wenigſtens hatte gerade damals Peſtalozzi, da er kaum ſeine Ideen Leben gewinnen ſah, wieder die hochfliegendſten Pläne gefaßt. Aus einem ſchon im Januar 1801 an die helvetiſche Regierung gerichteten Schreiben erſehen wir, daß er ſelbſt für den Gedanken eingenommen war, Penſionsanſtalt, Schullehrerſeminar und Waiſenhaus als Prototyp eines Nationalbildungsſyſtems zu einem großen Unternehmen zu verbinden. Ja, er ging in dieſem Schreiben noch weiter und ſtellte dieſe Anſtalten alle wieder nur als Mittel dar, welche ſeinem eigentlichen, höhern Zweck dienen ſollten, dem Zweck nämlich: eine allge-

meine Lehrform zu organisiren und selbige sowol als Schriftsteller in ihrer Theorie zu vollenden als ihre Ausübung durch alle Mittel, die in seiner Hand seien, so schnell als möglich allgemein zu machen.

Ich gestehe, daß ich bei der ersten Lesung dieser Aeußerungen erschrocken bin über die pädagogische Verwegenheit, solche Pläne und Absichten zu hegen; denn gibt es etwas Verwegeneres, ja Gewissenloseres, als sich zu den umfassendsten Unternehmungen anzuschicken, ehe das zunächst Nothwendige fest begründet ist, und überdies noch bestimmte Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zu bloßen Mitteln für sogenannte, höhere pädagogische Zwecke herabzuwürdigen? Aber bald genug erkennt man auch in diesen Aeußerungen die ganze, ausgezeichnete, aber tragische Individualität Pestalozzi's in ihrer höchsten Potenz, und in dieser Individualität den Keim des Verderbens, das früher oder später über dessen eigne Anstalten hereinbrechen mußte. Wie von jeher, so sehen wir nämlich auch jetzt im höchsten Grade Pestalozzi's Gemüth und Geist von zwei entgegenstehenden Interessen bewegt, die er so wenig als irgend ein Sterblicher zu vereinigen wußte, ohne jedoch das eine dem andern wenn nicht aufopfern, doch gehörig unterordnen zu können. Von der Liebe zu seinem Vaterlande und Volke erfüllt, wollte er demselben Anfangs bald im Allgemeinen und Großen, bald im Besondern und in kleinen Kreisen nützen. Vorzüglich lag ihm das Wohl des niedern, des armen Volkes am Herzen; er fühlte sich persönlich geneigt und begeistert, diesem und nur ihm zu nützen, aber er war nicht fähig, sich für dasselbe auf lange Zeit so zu beschränken, als er selbst für nothwendig erachtete und oft eifrig bemüht war. Selbst in der Zeit, da er sich ausschließlich und thatsächlich der Armenerziehung widmete, vermochte er dies nur, indem er entweder, wie in Neuhof, mehr, als recht war, in den Kreis dieser Erziehung zog, oder, wie in Stanz und Anfangs in Burgdorf, in der Armenerziehung Gleichniß und Vorbild der Nationalerziehung fand und derselben in Bezug auf Methode eine ebenso tiefe als allgemeine Basis gab. Denn ebenso sehr, als sein Herz ihn trieb, im Einzelnen und in kleinen Kreisen wohlthätig und wirksam zu sein, war es ihm auch wieder Bedürfniß, wo und wie er nur irgend konnte, im Großen, Ganzen und Allgemeinen thätig zu sein; und so ist es sehr natürlich, daß er, wie er damals überhaupt für die allgemeinen Interessen seines Vaterlandes glühte, auch bald danach trachtete, den Kreis seiner pädagogischen Wirksamkeit so weit als möglich auszudehnen. Zu jener Liebe,

für das Beſte des Volks im Einzelnen zu ſorgen, und zu dieſer Begeiſterung, im Großen und Allgemeinen zu wirken, zu dieſer Doppelneigung in Bezug aufs Praktiſche geſellte ſich nun noch ein ebenfalls zwiefaches Intereſſe ſeines Geiſtes, ſeiner theoretiſchen und ſpeculativen Natur. Dieſe feſſelte ihn bald an nackte Empirie, bald trieb ſie ihn zu den höchſten und tiefſten Ideen und Vernunftanſchauungen fort, ſodaß ihm dann ebenſo ſehr nur dieſe und das Allgemeine galten, als er vor- oder nachher im Stande war, eine einzelne ſchlagende Erfahrung höher zu ſtellen als alle Ideen. Was aber wohl bemerkt zu werden verdient, ſeine geiſtige Thätigkeit in ihrer zwiefachen Richtung beherrſchte von jeher in höherm Grade, als er ſelbſt geglaubt hat, und von vielen ſeiner Verehrer zugeſtanden werden möchte, ſein ganzes Weſen, ſeine ganze, auch ſeine praktiſche Thätigkeit. Seine ganze Praxis muß daher eine theoretiſche, ja ſpeculative genannt werden; und er befand ſich eben deswegen ſein ganzes Leben lang in der wunderſamſten, für ihn höchſt unheilvollen Selbſttäuſchung, indem er für irgend eine praktiſche Thätigkeit auf die Dauer gemacht zu ſein glaubte, weil er ſich dazu gedrungen fühlte, und weil er ſich bewußt war, daß er lebhafter empfinde und deutlicher und richtiger als Andere erkenne, worauf es im Leben des Volkes und in der Erziehung deſſelben ankomme.

Dieſe zwiefach geſpaltene Eigenthümlichkeit Peſtalozzi's brachte ihn, und ohne daß man eben darum wagen darf, einen Stein gegen ihn aufzuheben, mit einer gewiſſen Nothwendigkeit zu jener pädagogiſchen Verwegenheit, ſeine kaum angekeimten Anſtalten als bloße Mittel zu höhern, d. h. theoretiſchen, pädagogiſchen Zwecken zu betrachten. Freilich war es dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit nicht minder unmöglich, beſtändig in ſolcher Betrachtungsweiſe zu verharren, ſondern es trat von Zeit zu Zeit und gegen das Ende ſeines Lebens immer lebhafter der Wunſch hervor, eine beſtimmte Anſtalt dauernd und feſt gegründet zu haben und leibhaft vor ſich zu ſehen, in der wirklich und wahrhaft geleiſtet würde, was er immer zu leiſten gewünſcht hatte, eine Anſtalt, in welcher armen Kindern in vollem Maße die Bildung gewährt würde, die ſie tüchtig und geſchickt zu ihrem künftigen Berufsleben machte.

Anfangs herrſchte in Burgdorf die theoretiſche und ſpeculative Seite Peſtalozzi's vor und hatte zur nächſten Folge eine wahre Sucht, Alles zu elementariſiren und zu pſychologiſiren. Man wurde nicht müde, den Grund des Gebäudes,

das aufgeführt werden sollte, immer breiter und tiefer zu legen; aber man kam bei aller Anstrengung nicht über die Vollendung des Erdgeschosses hinaus; unter Dach wurde das Gebäude um so weniger gebracht, als zu den innern Hemmungen sich noch neue gesellten, von denen weiter unten die Rede sein wird. Inzwischen wurde dieser Grundfehler und Irrthum so lange nicht sichtbar, als Pestalozzi's und seiner Gehülfen Begeisterung und wahrhaft bewundernswürdige Anstrengungen in höchster Kraft und Blüte standen. Besonders gelang es Pestalozzi's Feuereifer, überall ein reges Leben hervorzurufen, und wenn auch wenig eigentlich gelernt wurde, so wurden doch die jugendlichen Geisteskräfte vielfach geübt, gestählt und zu einem frohen Gefühle ihrer selbst gebracht.

Ueber seinen pädagogischen Bestrebungen, die ja ganz dem Vaterlande gewidmet waren, hatte Pestalozzi des letztern politisches Schicksal, daß gerade damals äußerst schwankend war, nie ganz aus den Augen verloren, und so oft sich ihm eine schickliche Gelegenheit darbot, suchte er auch für dieses nach Kräften thätig zu sein. Als nun Bonaparte, damals erster Consul der französischen Republik, im Jahre 1802 Deputirte der Schweiz nach Paris berief, um die Mißhelligkeiten beizulegen, die noch unter den Bürgern herrschten, und um eine neue Verfassung für die Schweiz zu entwerfen, so wurde auch Pestalozzi, und zwar von zwei Bezirken, zum Deputirten erwählt. Vor seiner Abreise nach der Hauptstadt Frankreichs gab er seine „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat" heraus. Er verfaßte diese Schrift in der bestimmten Absicht, sich selbst und seine Mitdeputirten über die wesentlichsten Punkte ihrer bevorstehenden Berathungen zu verständigen. Hauptgedanke dieser Schrift war im Grunde wieder kein anderer als der seines ganzen Lebens, daß das Vaterland aus seiner Versunkenheit nicht anders als einerseits durch Institutionen gerettet werden könne, welche den Geist echtschweizerischer Nationalität athmeten, und andererseits durch Nationalerziehung zu einem moralischen und geistigen Leben, welches jenen Institutionen allein Mark und Seele zu verleihen vermöchte. In Paris angelangt, überreichte er dem ersten Consul ein Memoire, in welchem auf Einführung eines gerechtern Zehentsystems und auf eine Wahlorganisation angetragen wurde, vermöge welcher in der Regel nur Männer von wirklichem Verdienst und Volksvertrauen zu Cantonsämtern gelangen könnten. Aber

so wenig man im Vaterlande auf Pestalozzi's Ansichten achtete, so wenig fand es der erste Consul Frankreichs nöthig, jenes Memoire, noch weniger die freimüthigen Aeußerungen zu berücksichtigen, welche Pestalozzi in einer Audienz mit Wärme und Nachdruck zu Gunsten seines Vaterlandes an denselben richtete. Pestalozzi und seine Mitdeputirten erfuhren nur zu bald, daß sie gerufen seien, nicht um Gutachten und Vorschläge mitzutheilen, sondern um Befehle zu empfangen.

Einsehend, daß sein Aufenthalt in Paris in Bezug auf die staatliche Gestaltung seines Vaterlandes fruchtlos sein werde, benutzte er denselben, um für seine pädagogischen Ideen würdige Männer zu interessiren. Er machte desfalls unter Andern die Bekanntschaft des damaligen Senators Grégoire. Es gelang ihm inzwischen nicht, die Franzosen, die er kennen lernte, mit seinen Ansichten zu befreunden. Weit entfernt, deren Schule und Leben regenerirende Kraft nur zu ahnen, betrachteten sie sein ganzes Thun und Treiben nur als einen Versuch, das ABC besser zu lehren. Und so kam es, daß Napoleon, als er in so verkehrtem Sinne auf Pestalozzi's Unternehmen aufmerksam gemacht wurde, erklärte, er könne sich ins ABC lehren nicht mischen. Pestalozzi lernte das damalige ebenso anmaßungsvolle als beklagenswerthe Treiben der Franzosen kennen und kehrte voll Unmuth über die widerwärtigen Erfahrungen, die er gemacht, aber um so freudiger in seine burgdorfer Anstalt zurück, welche indessen von seinen Gehülfen fortgeführt worden war. Aber so sehr sich in dieser Alles zu einem immer fröhlichern Gedeihen anschickte, so erhielt sie doch bald einen empfindlichen Stoß, den sie nie ganz verschmerzen konnte. Napoleon hob durch die Mediationsacte 1803 die helvetische Republik auf und rief die Cantonsverfassung mit nothwendig gewordenen Modificationen wieder ins Leben. Auch Bern wurde wiederhergestellt, und die berner Regierung soderte das Schloß von Burgdorf zurück, um es wieder zur Wohnung eines Landvogtes benutzen zu können. Nicht die Entfernung von ihrer Geburtsstätte war es, was der Anstalt schadete, nicht sowol der Umstand, daß alle Pestalozzi und seinen Gehülfen gewährten Geldunterstützungen wegfielen, als vielmehr der, daß die Anstalt aufhörte unter eigentlichem Schutz und unter einer gewissen Revision des Staates zu stehen. Eben letztere, mit aller Discretion geübt, wäre dennoch ein Schild gegen so manche Extravaganzen im Unterricht und im Leben der Anstalt gewesen, an deren Folgen dieselbe nach und nach

zu Grunde ging. Wäre z. B. das Schullehrerseminar, welches zu errichten die helvetische Regierung wirklich schon beschlossen hatte, zu Stande gekommen, so hätte die damit eintretende Pflicht, nicht blos die Methode, sondern mit und in dieser auch wirkliche Kenntnisse mitzutheilen, dem ewigen Experimentiren*) eine wohlthätige Schranke entgegengesetzt. Dasselbe wäre der Fall gewesen, wenn Pestalozzi's Anstalt zu einer wahren Nationalerziehungsanstalt sich entwickelt hätte, die der Republik von Zeit zu Zeit hätte Proben ihrer reellen Leistungen ablegen müssen. Nicht als ob gar nichts in Burgdorf geleistet worden wäre; es wurde daselbst in dem oben angedeuteten Sinne sehr viel geleistet. Und dies gilt nicht allein von der Gymnastik der Geisteskräfte, sondern auch, und vorzüglich, von der eigentlichen Erziehung, in religiöser und moralischer Hinsicht. Gerade für diese war Pestalozzi, obgleich er so wenig Aufhebens davon machte, daß man darum aus der Ferne sogar fürchtete, er vernachlässige religiöse und sittliche Bildung, ganz eigentlich geschaffen. So lange er noch nicht durch die Last der Jahre und Trübsale zerrüttet war, wirkte er mit der edelsten Vaterkraft nicht allein auf die Zöglinge, sondern auf Alle ein, die in seine Nähe kamen. Alle Pädagogen und Freunde der Erziehung, welche Pestalozzi in Burgdorf besuchten und über ihren Aufenthalt daselbst berichtet haben, vereinigen sich in der bewundernden Anerkennung seiner ausgezeichneten Gabe, religiös und moralisch wohlthätig auf die Kinder einzuwirken. Ebenso heil-

*) Um Misverständnissen zu begegnen, mögen noch folgende Bemerkungen hier stehen. Kant sogar behauptete in seinen herausgegebenen Vorlesungen über Pädagogik: „Man muß erst Experimentalschulen errichten, ehe man Normalschulen errichten kann", und man hat nicht ermangelt, diesen Ausspruch zur Rechtfertigung der Pestalozzi'schen Anstalten, die wahre Experimentalanstalten waren, anzuführen. Wahr ist die unabweisliche Nothwendigkeit des Experimentirens, besonders wo es sich um Regeneration des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens handelt, und diese Nothwendigkeit erklärt und entschuldigt Pestalozzi's Verfahren, aber sie rechtfertigt dasselbe nicht. Bei der Ungewißheit, wohin die Experimente führen, darf man die Zukunft der anvertrauten Jugend nicht dem Gerathewohl überlassen. Man hätte sich auf Experimentirstunden beschränken und im Uebrigen die wirkliche Ausbildung, die Mittheilung wirklicher Kenntnisse nicht so sehr aus den Augen verlieren sollen. Was hierfür in Pestalozzi's Anstalten von Zeit zu Zeit geleistet wurde, hing von zufälligen Umständen ab, von der Anwesenheit dieses oder jenes wissenschaftlich gebildeten Lehrers, und war daher selten befriedigend.

sam war das Walten seiner Schwiegertochter, welche der Haushaltung des Instituts auf das trefflichste vorstand. Die begeisternde Thätigkeit Pestalozzi's und seiner Gehülfen in Burgdorf bleibt es, welche die Anerkennung seiner Ideen und den Ruf seiner Anstalten gründete; und wenn beide bis 1815 noch stiegen, wenn bis 1810 und 1812 die Anstalten auch an äußerlichem Gedeihen weit über den Standpunkt hinauswuchsen, auf welchem sie sich zu Burgdorf befanden, so lag dies weniger in erhöhter intensiver Kraft, als darin, daß nun erst die günstige öffentliche Meinung für Pestalozzi sich in immer weitern Kreisen ausbreitete.

IV. Pestalozzi in Münchenbuchsee und Ifferten. 1804—24.

Im Sommer 1804 verließ Pestalozzi mit seinen Anstalten Burgdorf und ließ sich zunächst im Schlosse zu Münchenbuchsee nieder, welches ihm von der berner Regierung statt des burgdorfschen eingeräumt worden war. Zugleich trat er mit Herrn von Fellenberg, dessen Gut Hofwyl nur 10 Minuten von Buchsee entfernt liegt, in eine Verbindung, von welcher man Anfangs viel Gutes für das äußere Bestehen der Anstalt hoffte. Herr von Fellenberg sollte im Verein mit zwei Gehülfen Pestalozzi's, mit v. Muralt und Tobler, die Direction der Anstalt übernehmen, Pestalozzi dagegen als Vater, nicht als eigentlicher Lehrer, nicht als Studienmeister und als Haushälter in derselben walten, um mit desto größerer Muße der theoretischen Begründung und Ausführung seines Werkes obliegen zu können. Das Träumerische dieser, wenn auch von allen Seiten noch so edel gemeinten Combination kam bald zu Tage. Pestalozzi war weder im Stande, sich jedes directen Eingreifens in den Gang der Anstalt zu enthalten, noch Hr. v. Fellenberg der Mann, der sich nur mit einem Antheil an der Direction hätte begnügen können. Eigentlich nur zur unbeschränkten Leitung des Oekonomischen der Anstalt berufen, wußte er doch eben dieses bald als Basis zu weitern, ins Wesen der Erziehung und des Unterrichts selbst eingreifenden Ansprüchen zu benutzen. Es bedarf hier keiner gehässigen Auslegungen, wenn auch Herr von Fellenberg so wenig als irgend ein ausgezeichneter Mann von Herrschsucht freigesprochen werden kann; die Sache ist vielmehr ganz natürlich. Wollte und sollte Herr von Fellenberg die Anstalt dahinbringen, daß sie sich auch nur selbst erhalten könnte, so mußte er derselben die nöthigen Einnah-

men zu sichern und sie vor unnöthigen Ausgaben zu bewahren suchen. Die Einnahmen hingen vom Credit der Anstalt ab, dieser von Dem, was und wie viel die Zöglinge dort lernten; mußte er nun nicht auch Erziehung und Unterricht zu beaufsichtigen und zu regeln trachten, schon um der nöthigen Einnahmen gewiß zu sein? mußte er nicht auch die Lehrer seinem Willen unterthan zu machen suchen, damit sie so verführen, wie er es für zweckdienlich hielt? Es trifft daher Herrn von Fellenberg nur in so weit Tadel, als er nicht blos die Natur der Sache, sondern auch seine Herrschsucht walten ließ und daher selbst gegen Pestalozzi manchmal schonungslos verfuhr. Dieser konnte daher in Münchenbuchsee nicht aushalten, und mit ihm mehre andere Lehrer; sich aber und die Anstalt von Fellenberg's dominirendem Einfluß loszumachen, so lange sie in Buchsee blieben, war unmöglich: es blieb daher kein anderer Ausweg, als geradezu anderwärts eine neue Anstalt zu gründen und in diese dann die buchseeer hinüberzuziehen. Hierzu fehlte es nicht an Gelegenheit und Auffoderung; denn noch ehe Pestalozzi nach Buchsee gezogen war, hatten verschiedene Stadtgemeinden des neuen Cantons Waadt ihn unter vortheilhaften Bedingungen eingeladen, sich mit seiner Anstalt in ihrer Mitte niederzulassen. Unter diesen befanden sich die Städte Peterlingen (Payerne) und Ifferten (Yverdun, Eberodunum). Jetzt machte Pestalozzi Gebrauch von diesen Anerbietungen. Der Nähe von Lausanne, dem Sitze der Regierung, der Entfernung von der Landstraße halber, und weil das Schloß zu Ifferten Eigenthum des Staates war, die Regierung es auch selbst zu wünschen schien, gab Pestalozzi der letztgenannten Stadt den Vorzug und siedelte nach ihr hinüber, nachdem er kaum ein halbes Jahr in Münchenbuchsee geblieben war. Nach abermaligem Verfluß eines halben Jahres folgten ihm dahin die in Buchsee zurückgebliebenen Lehrer, denen Fellenberg's Regiment endlich auch unerträglich geworden war, mit der ganzen Anstalt im Sommer 1805. Hier begann nun eigentlich erst die neue, verhängnißvolle Epoche des Pestalozzi'schen Unternehmens, das in dem ersten Drittel eine gewisse, besonders in der Ferne glänzende Außenseite annahm, wie es eine solche früher nicht dargeboten hatte, aber nur, um nach und nach einem völligen Untergang entgegenzureifen. Ueber die trostlosen Ereignisse dieser Epoche sind zwar sehr viele, aber entweder nur parteiische oder sehr unbefriedigende Berichte vorhanden, sodaß es zur Zeit unmöglich erscheint, eine Auskunft darüber zu geben, die nicht vielseitige Anfechtungen zu

erwarten hätte. Deshalb, und weil sie überdies unter unzähligen Kleinlichkeiten nur einige lichte, erhebende Momente enthält, beschränken wir uns auf die allerallgemeinsten Andeutungen.

Schon in Burgdorf war die Einigkeit, welche der gemeinsame, pädagogische Eifer unter den Gliedern des Pestalozzi'schen Erziehungshauses hervorgerufen hatte, manchmal gestört gewesen, und bei der Versetzung der Institute nach Münchenbuchsee hatte sich sogar schon ein bedeutender Riß gezeigt, der durch das ganze Haus ging.

Die eine Seite desselben hatte geglaubt, in Fellenberg den Mann zu finden, der es mit den Eisenklammern eines energischen Regiments besser als Pestalozzi mit dem Feuereifer für seine Zwecke zusammenhalten könnte. Wir haben aber soeben gesehen, wie durch Fellenberg der Riß vielmehr erweitert wurde, bis die zurückgebliebene Hälfte endlich vor ihrem Helfer Schutz beim Gründer des Hauses suchte.

Als alle Gehülfen Pestalozzi's wieder um ihn versammelt waren, gelobten sie sich unter einander, in Frieden, Einigkeit und Eifer für den höhern, gemeinsamen Zweck zusammenzuhalten. In der That nahm in den nächsten Jahren die Anstalt und selbst die Begründung, Entwickelung und anwendbare Bearbeitung der Methode einen neuen Schwung und Fortgang. Die Zahl der Zöglinge stieg in den verschiedenen Zeiten bis über 100—150 hinaus; 1806 wurde von den Lehrern Krüsi und Hopf ein Mädcheninstitut als Nebenzweig der Anstalt errichtet, ein Institut, welches den Stamm, aus dem es entsprossen, überdauert hat, und ohne dessen Errichtung vielleicht der Abend von Pestalozzi's Leben weniger getrübt worden wäre. Allein die Errichtung einer solchen Mädchenanstalt ging mit Nothwendigkeit aus einem der Grundgedanken Pestalozzi's hervor, aus dem, daß die erste Elementarbildung von den Müttern ihren Kindern gegeben werden müßte. Es lag daher nahe, junge Mädchen für diesen wichtigen Theil ihres künftigen Mutterberufs vorzubereiten.

Anfangs bestand die Mädchenanstalt selbständig für sich und gesondert von Pestalozzi's Unternehmen, sofern dieses an dessen Person und ihre Interessen geknüpft war. Zwei Jahre darauf übergaben Krüsi und Hopf dasselbe einfach und schuldenfrei an Pestalozzi, und dieser übernahm es gern, obgleich er wohl empfand, daß er sich zu sieben Lasten, denen er nicht gewachsen war, noch die achte aufbürdete. In demselben Jahre, 1808, äußerte bereits Pestalozzi, nicht ohne Bezug hierauf, obwol auch in ganz allgemeinem Sinne: sein Haus sei ihm

schon über den Kopf gewachsen. Dennoch muß man gestehen, daß die pädagogische Entwickelung bis gegen das Jahr 1812 u. 1813 hin in beständigem, wenn auch nicht genugsam harmonischem Fortschreiten begriffen war. Die Elementarisirung der Rechenkunst, der Geometrie und des sich auf mathematische Anschauung gründenden Zeichnens wurde durch J. Schmid vollendet. Für den Zeichnenunterricht wurde dann in umfassenderm Sinne auch von Ramsauer, einem andern Schüler Pestalozzi's, gesorgt. Eine sehr zweckmäßige Bearbeitung erfuhr die Geographie durch Herrn Hennig, der damals (1809—12), von der preußischen Regierung gesendet, in Ifferten sich befand, die Pestalozzi'sche Methode theoretisch und praktisch zu studiren. Sein dem Druck übergebenes Werk ist eins der ersten, wenn nicht das allererste, welches für den Unterricht dieselbe Methode befolgt, welche Ritter im Großen für die wissenschaftliche Geographie angewendet hat. Fundament ist die reine, die natürliche und die topische Geographie, welcher erst die statistische, die politische und historische sich anschließt; und von den letztgenannten drei Zweigen wird nur das Allernothwendigste mitgetheilt. Nicht so glücklich war man in der Bearbeitung anderer, eigentlicher Kenntnißfächer. In Bezug auf mehre man schlug zwar neue und richtigere Wege ein; aber man drang auf diesen in Ifferten selbst nicht weit genug vor. Immerhin erhielt z. B. der Sprachunterricht, namentlich der Unterricht in der Muttersprache, hier einen bedeutenden Impuls, dessen jetzt schon weit verbreitete Folgen und Wirkungen immer wohlthätiger sich erweisen werden. Man erkannte ja schon früh in Ifferten, daß Unterricht in der Muttersprache Basis alles übrigen Sprachunterrichts werden müsse, daß er dieses jedoch nur werden könne, wenn man einerseits nicht von der mechanisch gedächtnißmäßigen Wortformenlehre, sondern vom Satz ausgehe und überall mehr durch Uebung und Anwendung als durch einseitiges Merken des Regelrechten dieses zum Bewußtsein zu bringen suche, andererseits aber die Sprache überhaupt nur als die edelste Form der Darstellung bestimmter Anschauungen und Vorstellungen, Begriffe und Gedanken behandele. Auf Behandlung fremder Sprachen, namentlich der alten, influirte die Pestalozzi'sche Methode wenigstens in so weit, als seit und vermöge derselben aller Sprachunterricht erst so recht eigentlich in seiner Eigenschaft als vorzüglichstes Formalbildungsmittel erkannt worden ist.

Ebenso wieß man dem naturkundlichen Unterricht in Ifferten schon einen ehrenvollern Platz an als demselben sonst

eingeräumt zu werden pflegte. Das Princip deſſelben, welches ſich je länger deſto mehr Anerkennung verſchaffen wird, wurde in Iſſerten befolgt, dieſes nämlich, allen naturkundlichen Unterricht auf Anſchauung und genaue Betrachtung der Naturkörper ſelbſt und ihrer Wirkungen zurückzuführen. Leider geſchah hierfür wie für den Sprachunterricht zu wenig, und was dafür geſchah, nicht ununterbrochen genug, um für die Anſtalt ſelbſt dauernde und wahrhaft befriedigende Erfolge zu haben. Nägeli's und Pfeifer's Geſangbildungslehre, die ganz auf Peſtalozzi'ſchen Grundſätzen beruht, iſt zu allgemein bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, ſie hier genauer zu bezeichnen. Alles dieſes führen wir hier nur an, um es dem Irrthum entgegenzuſtellen, der beſonders ſeit Peſtalozzi's letzten, von einer beklagenswerthen Troſtloſigkeit dictirten Schriften immer weiter umſichgreift: als ob nämlich, weil beiweitem nicht Alles, was man wollte, und allerdings auch nicht Alles, was man gekonnt und geſollt hätte, zur Vollendung gebracht wurde, nun auch durchaus nichts in Iſſerten geleiſtet worden ſei, was erwähnt zu werden verdiene. Wo iſt mit größerm Eifer und Enthuſiasmus für eine allumfaſſende pädagogiſche Idee und deren allſeitige Durchführung geredet, geſchrieben und gehandelt, aber freilich auch geſchwärmt worden als in Iſſerten? Wenn anderwärts, wie etwa in Hofwyl, in Schnepfenthal, befriedigendere Reſultate mit den Zöglingen erzielt worden ſein ſollten, ſo liegt der Grund hiervon nur darin, daß man ſich dort nicht ſo Ueberſchwengliches, ſondern nur das Mögliche, das Erreichbare vorgeſetzt, daß man es dort weniger mit der Reorganiſation des geſammten Erziehungs- und Unterrichtsweſens als vielmehr mit der Anwendung Deſſen zu thun hatte, was bereits als bewährt, anwendbar und heilſam erfunden worden. Es iſt zwar wahr, hätte man ſich in Iſſerten entſchließen können, den ſtreng methodiſchen und den Experimentalunterricht auf die unterſten Claſſen und außerdem blos auf gewiſſe Stunden zu beſchränken und dann und daneben einen tüchtigen Kenntnißunterricht in ſeine Rechte einzuſetzen, ſo würden die Vortheile der Zöglinge größer und die Exiſtenz der Anſtalt als ſolcher geſicherter geweſen ſein. Aber ſolche Beſchränkung lag noch weniger in der Natur Peſtalozzi's und einiger ſeiner Gehülfen als in der Natur der Sache. Und ſind denn die Früchte, welche die begeiſterten Anſtrengungen für unbeſchränkte Anwendung der Idee und Methode in Iſſerten getragen, für nichts zu achten? Iſt doch gerade durch dieſes, wenngleich einſeitige, doch ebendarum auch

ungetheilte Leben für die Idee einer reinmenschlichen Bildung Ifferten der lebenvolle Mittelpunkt geworden, von welchem dieselbe in unzähligen, befruchtenden Stralen überallhin, vorzüglich aber über Deutschland ausgeströmt ist.

Von dem geistigen, unermüdlichen Thun und Treiben Pestalozzi's und der Seinigen geben außer dem Angeführten noch die vielen gehaltreichen Aufsätze über Pädagogik und deren Anwendung in Ifferten, welche in der von 1807 — 12 erschienenen „Wochenschrift für Menschenbildung" niedergelegt wurden, ein erfreuliches Zeugniß. Hieraus läßt sich denn auch erklären, daß fortan nicht allein Pädagogen und Menschenfreunde Pestalozzi und seiner Sache das größte Interesse zuwandten, sondern auch die ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmänner. Ich nenne nur die Philosophen Fichte, Eschenmayer, Schelling und die Staatsmänner Talleyrand, von Wangenheim, von Beyme und von Gruner. Wenn auch Pestalozzi und seine Sache in ganz Europa, selbst in Amerika Theilnahme fand, so war diese doch in Deutschland, vorzüglich aber in Preußen die größeste und erfolgreichste. In Preußen erkannte nicht blos die Regierung, sondern der König selbst*), „daß Erlösung von außerordentlichen Drangsalen ohne innere Regeneration fruchtlos, diese aber nur vermittelst einer durchgreifenden Verbesserung der Volkserziehung zu bewirken sei". Ebenso überzeugten sich Preußens Regierung und König von der hohen Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Pestalozzi'schen Lehr- und Erziehungsart, die Aufgabe einer gründlichen Verbesserung des Schulwesens zu lösen. Deswegen wurden schon 1809 drei junge Männer, Preuß, Kaverau, Hennig, aus Preußen zu Pestalozzi geschickt, bald darauf Schüler desselben dahin berufen und die meisten Normalschulen und Schullehrerseminarien der Monarchie nach Pestalozzi'schen, jedoch den Verhältnissen gemäß modificirten Grundsätzen umgestaltet oder neu gegründet. Aehnliches geschah später, obgleich nicht so entschieden und durchgreifend, in Würtemberg, auf Veranlassung des damaligen Ministers des Cultus, von Wangenheim.**) Ueberhaupt befanden sich in dieser Zeit gewöhnlich 20, 30, auch 40 junge Männer in Ifferten, um theoretisch und prak-

*) Nach einem Briefe des Staatsraths Nicolovius an den Herrn v. Türk, der damals, 1808—9, mit Pestalozzi in Verbindung stand.

**) Auch Holland, Baden und Dänemark schickten Eleven.

tisch die Methode zu studiren, theils aus eignem Antrieb, theils von ihren betreffenden Regierungen abgeschickt oder doch unterstützt.

Bei solcher Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche Pestalozzi's Methode und Anstalt im Auslande fand, mußte es diesem edeln Schweizer um so schmerzlicher fallen, sein Unternehmen gerade als pädagogisches von den schweizerischen Regierungen seit der Mediation völlig unbeachtet zu sehen.

War er doch selbst bei Allem, was er für Erziehung und Unterricht gethan, immer nur von der Liebe zu seinem Vaterlande, immer nur von dem Verlangen ausgegangen, demselben gerade auf diesem Wege von Grund aus nützlich zu werden. Darum wandte er sich im Mai 1809 an den Landammann d'Affri zu Freiburg und an die eben damals versammelte Tagsatzung der Schweiz mit der Bitte, daß man eine Prüfung seiner Methode und Anstalt von Staats wegen anordnen möchte, damit das wirklich Gute und Wahre derselben von den Vätern des Vaterlands anerkannt, in Schutz genommen und auch verbreitet werde. Die Tagsatzung entsprach dem Gesuch, und es wurden der Rathsherr Merian von Basel, der Pater Girard*) von Freiburg und der Professor Trechsel von Bern mit der anzustellenden Prüfung beauftragt.

Aber die Herren, welche im November desselben Jahres nach Ifferten kamen und sich daselbst freilich nur fünf Tage aufhielten, waren nicht besonders erbaut von Dem, was sie sahen und wahrnahmen, und es ging ihnen darin wie manchen achtungswerthen Männern, welche zwar geneigt sind, Ideen und Principe sowie die Aufopferungen dafür nach Verdienst anzuerkennen, die aber, sobald von deren Anwendung im Leben und in größerm Umfange die Rede ist, sich doch an das Angewendete, an das wahrhaft Anwendbare und Allgemeinzumachende halten. War man nun in Ifferten nach eignem Zugeständniß weit hinter Dem zurückgeblieben, was man selbst wollte; hatte der Erfinder der Methode und seine ersten und tüchtigsten Schüler noch nicht für so viele unerläßliche Gegenstände des Unterrichts eine befriedigende und weit genug führende Anwendung gefunden: wer möchte es da den Examinatoren verdenken, daß sie äußerst vorsichtig bei Abfassung eines Berichts zu Werke gingen, auf den hin ein

*) Der um den verbesserten wechselseitigen Unterricht verdiente, einem nichtpapistischen Katholicismus huldigende, dafür aber auch von den Jesuiten gehaßte und verfolgte Mann.

Beschluß in Bezug auf Einführung der Pestalozzi'schen Methode in allen Volksschulen gefaßt werden konnte. Inzwischen gingen sie wol in dieser Absicht zu weit, indem sie z. B. die wol nicht zu leugnende Thatsache, daß Pestalozzi und die Seinigen sich bisher wenig um die einmal vorhandenen Realbedürfnisse des Volksschulunterrichts bekümmert, daß sie vielmehr einen von diesen völlig abweichenden Weg eingeschlagen hatten, so darstellten, als wäre es überhaupt unmöglich, einen Punkt zu finden, wo die Anfoderungen des Lebens mit denen der Methode vereinigt werden könnten. War es doch gerade dies, was von den erleuchteten Vorständen der preußischen Nationalerziehung als möglich erkannt, und wonach in Preußen mit vielem Glück und Segen zur That geschritten wurde.

Ehe noch jener Bericht der Tagsatzung und der Oeffentlichkeit übergeben wurde, folgte auf die allgemeine Misstimmung, welche die Prüfungscommission zurückgelassen hatte, der offene Ausbruch einer innern Parteiung, die von Buchsee an immer fortgeglommen hatte. Schon in Burgdorf war man nicht immer ganz einig über die Idee der Elementarbildung und ihre Ausführung gewesen. Manche setzten den Hauptzweck des Instituts darein, die Theorie, welche sich aus jener Idee entwickeln lasse, zu möglichst vollendeter Gestalt auszubilden; Andere meinten, es käme darauf an, alle Gegenstände des Unterrichts sobald wie möglich zu elementarisiren und den Mechanismus des Elementarunterrichts zur höchsten Vollkommenheit zu steigern. Die erstern, an deren Spitze der Dr. Niederer, ehemaliger Pfarrer zu Sennwald und seit 1803 Pestalozzi's treuer Gehülfe, stand, hielten zugleich an dem großen Grundgedanken desselben fest, daß wahre Menschenbildung, die Ausbildung aller edlern menschlichen Kräfte, Aufgabe der Pädagogik und vor Allem auch des Pestalozzi'schen Institutes sei. Die andern dagegen behaupteten, man müsse, nach Art anderer Institute, die Zöglinge so unterrichten, daß sie, mit dem überall gefoderten Reichthum positiver Kenntnisse ausgestattet, entlassen werden könnten. Jene waren die Idealisten, diese die Realisten der Anstalt, eine linke und rechte Seite, deren äußerste Flügel zu stark, deren Centra zu schwach besetzt waren, sofern das innerste Centrum, welches Pestalozzi hätte einnehmen sollen, unbesetzt blieb, da doch die Idee der Menschenbildung, wie sie Niederer allerdings richtig ersorscht hatte und auszusprechen wußte, leibhaft repräsentirt werden mußte, wenn sie imponiren sollte.

Niederer befand sich im linken Centrum, ihm gegenüber

hatte sich immer mehr Joseph Schmid erhoben, der, Anfangs Zögling der Anstalt in Burgdorf, in Münchenbuchsee schon als Lehrer in der Pestalozzi'schen Zahlen-, Formen- und Raumlehre auftreten konnte und diesen bedeutenden Zweig des neuen Elementarunterrichts selbständig so schnell und weit entwickelte, als Keiner vor ihm gethan hatte, und als es namentlich mit dem andern Hauptelement der Methode, mit der Sprache, nicht sobald gelingen wollte und konnte. Nur in seinem mathematischen Fach Virtuos, von allem Uebrigen so gut wie nichts wissend, bewährte Schmid gar bald den bekannten Ausspruch Hippel's: „Wer Einerlei weiß, ist stolz und ein Hahn auf dem Miste". So wie er wahrnahm, daß die übrigen Lehrer in ihren Fächern nicht so Eminentes und Augenfälliges leisteten als er in dem seinigen, fing er an sich in Tadel und wegwerfendem Urtheil über jene Lehrer und ihre Fächer zu gefallen, indem er bald jene der Trägheit, bald diese der Unnützlichkeit bezüchtigte. Diese Unverschämtheit mochte so lange geduldet werden, als sie einzig und allein Folge eines beschränkten, aber nach Selbständigkeit ringenden Urtheils betrachtet werden konnte; denn Schmid war damals gerade in dem Alter, wo der Geist sich zu emancipiren strebt, und es lag wol nicht allein in seinem Charakter, sondern ebenso sehr in der einseitigen Bildung sowol, die er im Institut erhalten hatte, als auch in der durch die Verhältnisse gebotenen Stellung unter seinen ehemaligen Lehrern, daß er seine Emancipation mit der äußersten Schroffheit geltendzumachen suchte. Man hoffte und trachtete daher, ihn mit der Zeit eines Bessern zu belehren. Die wohlmeinendsten Belehrungen konnten aber kaum anders als demüthigend auf Schmid wirken, da sie doch wol alle darauf hinauslaufen mußten, ihm die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse und Einsichten vor Augen zu stellen. Die Folge war, daß er sich immer mehr in seiner Meinung und Selbstüberschätzung verhärtete. Pestalozzi, der in Schmid von jeher ein wunderwürdig gerathenes Kind der Methode geliebt hatte und ihm wol auch bei sich selbst darin oft Recht gab, daß die andern Unterrichtsfächer in noch höherm Maße von der Methode beherrscht sein sollten und könnten, war ebendeshalb schwer dahinzubringen, in Person der Schmid'schen Anmaßung entgegenzutreten. Vergebens wiederholte Niederer den ohnehin heilsamen Antrag, das Institut förmlich nach der Idee und den Principien der Menschenbildung so zu organisiren, daß eine jede ihm dienende Kraft an den gehörigen Platz gestellt und dadurch genöthigt würde,

einerseits ihre Aufgabe mit mehr Erfolg zu lösen, andererseits aber auch sich innerhalb ihrer Schranken zu halten. Leider widerstand Pestalozzi von seiner Seite ebenso sehr als Schmid von der seinigen Allem, was einer förmlichen Organisation der Anstalt ähnlich sah, indem er immer auf die Erklärung zurückkam: „er wolle frei sein und sich nicht binden lassen". Schmid blieb endlich nicht mehr bei Befehdung Niederer's, Krüsi's und anderer älterer Lehrer und Dessen, was sie thaten und wollten, stehen, sondern trat Pestalozzi selbst entgegen und griff das Institut als solches an. Hierzu war er durch Aeußerungen angeregt worden, die einige Fremde hingeworfen hatten. Unter Anderm behauptete er, alle Institutserziehung sei eine Casernenerziehung; Niemand sei zur Erziehung geboren, berufen und geeignet als die Aeltern; auch dürften, da doch die Anstalt einmal bestehen sollte, in derselben nicht mehr zwei Sprachen geredet, und es müßten daher alle französischen Knaben auf der Stelle entfernt werden. So weit hier von allgemeinen Ansichten die Rede ist, muß man denselben beitreten; aber es kommt dabei auch in Betracht, daß Institute als Mütter neuer pädagogischer Ideen und Grundsätze ihre innere Rechtfertigung haben, und daß ohne Verpflanzung der Anstalt auf deutsches Gebiet es unthunlich, ja ungerecht war, die französischen Kinder auch nur nach und nach zu entfernen. Zuletzt griff Schmid, selbst Katholik, auch den Protestantismus und den Gottesdienst in der reformirten Kirche an, ja machte protestantische Zöglinge der Anstalt an ihrem Glauben irre. Dies konnte Pestalozzi, wenn er auch wie der größte Theil seines Hauses nicht selbst Protestant gewesen wäre, nicht dulden. Er trat daher bei Gelegenheit eines abermaligen, höchst gewaltthätigen Benehmens Schmid's, der im Vertrauen auf eine für ihn gestimmte Partei die Annahme seiner unangemessenen Foderungen ertrotzen wollte, auf die Seite Niederer's und Krüsi's, und Schmidt verließ im Frühjahr 1810 mit sechs Anhängern die Anstalt. Hiermit nicht zufrieden, gab er seine sogenannten „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen" heraus, worin er sich in Schmähungen über Pestalozzi und dessen Anstalt in Ifferten ergoß.

Diese Unannehmlichkeiten würden bald überwunden gewesen sein, wenn sich ihnen nicht andere, in ihren Folgen bedeutendere angeschlossen hätten. Der schon oben erwähnte Bericht der drei Examinationscommissaire ward im Mai 1810 der Tagsatzung übergeben, und von dieser der Druck desselben angeordnet. Da derselbe wirklich gerade das Gegentheil von

Dem enthielt, was einst an die helvetische Regierung über Burgdorf berichtet worden; da in ihm eine fast völlige Misbilligung Dessen, was man in Ifferten thue und wolle, nur kümmerlich mit der vornehmen Anerkennung der persönlichen Verdienstlichkeit der Pestalozzi'schen Bestrebungen verdeckt wurde; da viele einzelnen Mängel und Misgriffe, an denen es freilich nirgends fehlt, fast als die eigentlichen Früchte der Grundansichten, der Methode selbst bezeichnet waren: so ließ sich auch ein entgegengesetzter, für die Anstalt höchst nachtheiliger Erfolg voraussehen. Gleichwol waren Anfangs Pestalozzi und seine Freunde entschlossen, die Sache auf sich beruhen zu lassen und ihren Eifer und ihre Sorgfalt für die Anstalt zu verdoppeln. Ohne Zweifel wäre dies das Beste gewesen; als aber der berüchtigte Restaurator, Professor von Haller zu Bern, im Jahre 1811 Gelegenheit nahm, nicht allein den Commissionsbericht über Gebühr zu loben*), sondern auch aus demselben die durchaus nichtige Folgerung zu ziehen, Pestalozzi flöße seinen Zöglingen Abneigung gegen die Religion, Haß gegen die Obrigkeit und gegen die Vornehmen und Reichen ein: da hielt man sich verpflichtet, eine Protestation gegen den Bericht herauszugeben. Niederer verfaßte mit Pestalozzi's Zustimmung eine Schrift: „Das Pestalozzi'sche Institut an das Publicum", welche auch der Tagsatzung übergeben wurde. Die Verfasser des Berichts, von dieser dazu aufgefodert, gaben eine Erklärung ab, in welcher sie zwar die misgünstigen Folgerungen des Herrn von Haller von sich ablehnten, aber Pestalozzi und seine Freunde keineswegs zufriedenstellten. Niederer arbeitete daher seine Schrift völlig um und gab sie, begleitet von einem vorgedruckten Briefe Pestalozzi's an ihn, im Jahre 1812 unter dem Titel heraus: „Pestalozzi's Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitcultur". Mittlerweile hatte sich ein neuer hämischer Gegner gegen Pestalozzi und Niederer erhoben, der Anfangs unter der Larve der Anonymität die erste Protestationsschrift Niederer's mit den verächtlichsten Klopffechterkünsten angriff. Endlich zeigte sich, daß dieser Gegner der Chorherr und Professor Bremi, ein sonst geachteter Gelehrter, war. Es wurden mehre Streitschriften mit demselben gewechselt, und in der zweiten, 1813 erschienenen Abtheilung des Niederer'schen Werkes ihm 92 Lügen, 36 Verfälschungen und 20 Verleumdungen nachgewiesen. Diese zu reichliche Personalpolemik

*) Im Aprilheft der „Göttinger gelehrten Anzeigen".

mag Viele abgehalten haben, das Werk Niederer's zu lesen; ebenso sehr aber gewiß auch der Umstand, daß gerade damals durch die großen Weltereignisse die Aufmerksamkeit Aller eine andere Richtung genommen hatte.

Uebrigens enthält dasselbe die geistvollsten Auseinandersetzungen über Pestalozzi's Grundansichten, über das Wesen und Verhältniß seiner Methode zu andern Methoden und Bestrebungen der Zeit. Pestalozzi selbst äußerte in dieser Beziehung oft: „So wie Niederer hat mich noch Niemand verstanden, so noch Niemand aus meiner Seele geschrieben".

Gerade in dieser Zeit, im Sommer 1811, kam ein gelehrter und geistvoller Franzose, Herr Jullien, Bonaparte's Kampfgenosse in Aegypten, nach Ifferten und studirte mit vielem Eifer die Pestalozzi'sche Methode, über welche er zwei bedeutende Werke*) herausgab, die nicht wenig zur allgemeinen Anerkennung der Pestalozzi'schen Methode und Anstalt in Frankreich und Italien beitrugen. Wenigstens traten fortan viele französische Zöglinge in die Anstalt ein. Doch glaube ich nicht, daß hierzu der Anstalt Glück zu wünschen war; denn es wurde dadurch die Herrschaft zweier Sprachen in der Anstalt nun befestigt, ein Uebelstand, der gewiß die geistige Entwickelung derselben und namentlich das Gedeihen des Sprachunterrichts gehindert hat.**)

Mehr war inzwischen zu beklagen, daß die polemischen Händel, in welche sich die Anstalt verwickelt hatte, die Kraft, die ungetheilt der Anstalt hätte gewidmet werden sollen, zersplitterten und zum Theil nach Außen wandten. Ein Hauptzweck, den Niederer damit erreichen wollte, die Glieder derselben durch seine Schriften zur Realisirung seiner Organisationsvorschläge geistig zu nöthigen, wurde nicht erreicht; denn obwol Pestalozzi selbst eine kurze Zeit nicht abgeneigt schien, ging er dann doch nicht darauf ein. Dagegen hatte die Anstalt sich mit dem Selbstverlag und Selbstdruck jener Schrif-

*) „Précis sur l'institut d'Yverdun en Suisse, organisé et dirigé par Mr. Pestalozzi" (Mailand, 1812). Ebenso: „Esprit de la méthode d'éducation de Mr. Pestalozzi" (2 Theile, ebenddas. 1813).

**) Was wir hier weiter nicht erörtern können; was aber so wahr ist als die Behauptung, daß alle Anstalten, die nicht in nationalem Boden wurzeln, auch von dieser Seite dem Verderben preisgegeben sind. Das wird und muß jede Allerweltsanstalt, z. B. auch die Fellenberg'sche Anstalt in Hofwyl, erfahren. Ist es nicht genug, daß das Erziehungsbedürfniß die Kinder den Aeltern entreißt? sollen sie auch noch ihrem Vaterlande entfremdet werden?

ten, die wenig Absatz fanden, bedeutender finanzieller Mittel beraubt, die anderweitig besser zu verwenden gewesen wären. Darum konnte man auch damals nicht den Plan, eine Ausgabe von Pestalozzi's sämmtlichen Werken zu veranstalten, zur Ausführung bringen, da man wohl begriff, wie ungünstig die damalige Lage der Dinge jedem buchhändlerischen Unternehmen sei. Dieselben Zeitumstände gaben Veranlassung, daß der Anstalt viele Zöglinge entzogen, andere, die eintreten sollten, zurückgehalten wurden, da man gerade einen recht frequenten Besuch zu wünschen alle Ursache hatte. Endlich erlitt im Jahre 1812 die Anstalt einen schwer zu ersetzenden Verlust durch den Austritt mehrer ausgezeichneter Männer, die an derselben Unterricht ertheilt hatten. Schon dieser Zusammenfluß feindlicher Umstände brachte einen gewissen Nothstand hervor, von welchem Pestalozzi in große Unruhe versetzt wurde, dem kräftig und sicher zu begegnen es ihm aber an Umsicht, Fassung und Gewandtheit fehlte. Auch befand sich unter seinen Gehülfen, so vortrefflich sie, Niederer und Krüsi z. B., auch in anderer Beziehung waren, keiner, der den nöthigen praktischen Takt besessen hätte, ohne den nun einmal kein Geschäft des Lebens gehörig besorgt werden kann. Da richtete Pestalozzi wiederum auf Schmid, der sich in den Jahren 1812 u. 1813, da Aussichten, die er in Bregenz hatte, schwankend wurden, zum Besuch in Ifferten eingefunden und ein bekehrtes Gemüth und berichtigte Ansichten gezeigt hatte, seine ganze Aufmerksamkeit, die sich nach und nach in ein unwiderstehliches Verlangen verwandelte. Noch ehe dasselbe befriedigt werden konnte, wurde sein Haus noch von den Widerwärtigkeiten der Kriegszeiten berührt. Ein östreichischer Offizier war rücksichtslos genug, das Schloß, in welchem Pestalozzi mit seinen Zöglingen wohnte, für ein zu errichtendes Lazareth in Anspruch zu nehmen. Pestalozzi sah keinen andern Ausweg, als, von Niederer begleitet, nach Basel, dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, zu reisen. In Folge zweier Audienzen, von denen er die eine beim König von Preußen, die andere beim Kaiser von Rußland hatte, ward jene östreichische Verfügung ganz nach seinem Wunsche geändert, sodaß das Lazareth nicht einmal in die Stadt Ifferten gelegt wurde. Daß Pestalozzi von des Kaiser Alexanders Freundlichkeit und Herablassung ganz hingerissen war und noch oft rühmende Erwähnung derselben that, wird Niemand befremden, der sich noch erinnert, wie dieser Monarch damals alle Herzen zu bezaubern wußte. Pestalozzi hatte derselbe dazu die erfreu-

liche Aussicht eröffnet, daß auch in Rußland die Volkserziehung nach seiner Methode organisirt werden sollte, und später übersendete er ihm durch den Grafen Capodistrias den St.-Wladimirorden vierter Classe. Man hat später Pestalozzi einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich über den Empfang dieses Ordens ausnehmend gefreut habe; man hat es ihm als ein Zeichen eitler Gesinnung gedeutet, daß er manchmal darauf und auf die Audienz beim Kaiser zurückgekommen sei; ja man hat diesen Umstand dazu gemisbraucht, um daraus zu folgern, Pestalozzi sei in den letzten Jahren seines Lebens ganz in eiteln, weltlichen Bestrebungen versunken gewesen: wir können aber in solchen Consequenzmachereien nur den unbesonnenen Eifer eines kindischen Gemüths erkennen, das sich selbst nicht kennt und sich nun vor Verwunderung nicht zu fassen weiß, wenn es wahrnimmt, daß ein ausgezeichneter Mann nicht frei von menschlichen Schwächen ist. Und wer ist dieser unfehlbare Charakter, daß er es wagen darf Pestalozzi jede Schwäche als ein Vergehen, ja als eine Sünde anzurechnen, welche den Glanz seiner edlern Natur nicht blos verdunkele, sondern völlig auslösche?!

Nicht so vorübergehend als jene durch das östreichische Lazarethproject veranlaßte Verlegenheit waren andere Wirkungen des Krieges. Waren schon 1812 Zöglinge der Anstalt entzogen oder vorenthalten worden, so blieben in und seit den Jahren 1813 u. 1814 immer mehre aus, die finanzielle Verlegenheit stieg immer höher und mit ihr Pestalozzi's Sehnsucht nach Schmid. Es kam dazu, daß auch dessen Unterricht in der Arithmetik und Geometrie nicht mit der Virtuosität, welche ihm darin eigen war, gegeben wurde; und wenn auch diese Gegenstände des Unterrichts nur Eine Seite der Pestalozzi'schen Methode ausmachten, so war dies doch eine Hauptseite, die um so mehr in voller Wirkung erhalten werden mußte, als immer noch keine andere, weder die Sprache noch die Realfächer, gleich weit entwickelt war. Endlich konnte auch Niederer, wie schon erwähnt, und obgleich ihm Schmid nicht mehr entgegenarbeitete, keine durchgreifende Organisation zu Stande bringen, wodurch die Anstalt befähigt worden wäre, im Ganzen befriedigende Resultate darzubieten und kein besonderes Gewicht auf glänzende Einzelwirkungen zu legen. Der Grund hiervon dürfte jedoch wol nicht allein in Pestalozzi's Eigensinn zu suchen sein, sondern gewiß auch ebenso sehr in einem Mangel an wahrhaft praktischer Kraft von Seiten Niederer's und der übrigen ersten Gehülfen. Wäre dem an-

ders, so wäre die Zurückberufung Schmid's, welche eifrig genug von Niederer selbst im Jahre 1814 betrieben wurde, auf keine Weise zu erklären, noch weniger zu rechtfertigen. Aber damals hoffte nicht allein Pestalozzi, sondern auch Niederer Alles und alles Gute für die Anstalt von Schmid, dessen Berufung an und für sich eine Handlung ist, die nicht einmal praktischen Blick verräth, vielmehr die größte Unkenntniß der menschlichen Natur, wie sie ist. Wie konnte man auch nur einen Augenblick hoffen, daß die Folgen einseitiger Geistes- und Charakterbildung ausbleiben würden, nachdem sie sich vor wenigen Jahren schon in solcher Stärke gezeigt hatten, daß Pestalozzi selbst Schmid's Natur eine Napoleonsnatur genannt hatte.*) Die Herrschsucht, welche im Zwanzigjährigen hervortritt und, indem sie leidenschaftlich unbesonnen in jedem Wort, in jeder Miene und Handlung sich verräth, noch zu überwinden ist, wird, im Dreißigjährigen zum System ausgebildet, sich weniger Blößen geben und nur um so sicherer ihre Absichten durchzusetzen wissen. Auch können wir kaum glauben, daß Niederer sich hierüber getäuscht haben würde, wenn er einerseits seiner theoretischen Ueberlegenheit nicht zu viel zugetraut, andererseits aber ein anderes Mittel zu ergreifen gewußt hätte, um der finanziellen Noth des Instituts, die mit jedem Tage wuchs, abzuhelfen. Sage man, was man wolle: der Mangel an praktischer Kraft und Gewandtheit, welche sowol zur pädagogischen als auch zur finanziellen Leitung des Instituts erfoderlich und weder in Pestalozzi, noch in Niederer und Krüsi, noch in allen Dreien vereinigt waren, machte die Zurückberufung Schmid's nothwendig. Sie erfolgte, und derselbe trat zu Ostern 1815 wieder in Pestalozzi's Anstalt ein.

Frau Pestalozzi soll J. Schmid bei dessen Rückkunft nach Ifferten mit der Frage: „Schmid, kommen Sie für Niederer oder für Pestalozzi?" empfangen, und Schmid natürlich darauf entgegnet haben: „Für Pestalozzi!" Die Wahrheit dieser Nachricht ist bezweifelt worden, weil man damit eine sehr böswillige Auslegung des Sinnes jener Frage ver-

*) Man wende dagegen nicht ein, daß Schmid durch die guten Worte, die er gab, durch die Erklärungen, daß er mit Niederer's Ansichten vollkommen einverstanden sei, diesen und Alle getäuscht habe. Daß er dies konnte, ist eben, was unerklärlich erscheint, um so mehr, da die Fragmente aus seinem an Niederer gerichteten Briefe, so weit sie mitgetheilt sind, weder ein Verständniß jener Ansichten noch wahre Begeisterung für sie verrathen.

band. Aber die Auslegung kann eine Lüge, die Nachricht nichtsdestoweniger wahr sein. Frau Pestalozzi hat selbst ihr ganzes Leben hindurch eine zu edle Gesinnung und zu viele Achtung gegen Niederer an den Tag gelegt, als daß jene Frage in ihrem Munde sich auf etwas Anderes als auf den uralten Streitpunkt zwischen Niederer und Pestalozzi, über die allein wahre und heilsame Realisirung von des Letztern pädagogischen Ideen und Zwecken, bezogen haben könnte.

Je älter Pestalozzi wurde, desto mehr kam er auf seine frühsten Ansichten und Absichten zurück, die Elementarbildung des Volkes zu vereinfachen und eine Armenerziehungsanstalt zu gründen, in welcher die vereinfachte Elementarbildung herrschen sollte; Niederer dagegen wollte, je länger desto entschiedener, eine allseitige Anwendung und Begründung der Idee der Pestalozzi'schen Methode in dessen Instituten gefördert wissen. Niederer hielt dies für die allein wahre und würdige Aufgabe des Pestalozzi'schen Lebens und Instituts; Pestalozzi jenes. Hierzu kam nun noch, daß neben dem rein pädagogischen Interesse, was Pestalozzi's ganzes Leben bewegte, auch das andere, ebenso wenig aufgegebene mit aller Macht hervortrat, durch feste Begründung seiner Anstalten über sein Leben hinaus einerseits der Welt zu zeigen, daß er doch im Stande gewesen, etwas Bleibendes zu stiften, andererseits aber auch sein und seiner Familie Vermögensumstände wo möglich wieder in den Stand zu setzen, in welchem sie sich vor seinem ersten Unternehmen auf Neuhof befanden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diesem zweiten Interesse seine Gattin ihren vollen Beifall gab, und daß ihre Frage daher nur im Sinne dieses Interesses an Schmid gerichtet wurde. Denn auch daran läßt sich nicht zweifeln, daß Niederer's unbedingtes Dringen auf alleinige Verfolgung des reinsten und höchsten pädagogischen Interesses nicht geeignet war, Aussichten auf möglichst baldige Realisirung des andern zu gewähren.

Pestalozzi war bei der Rückkehr Schmid's 71 Jahr alt, und das Institut hatte eine Schuldenmasse von wenigstens 20,000 Schweizerfrancs. Sollte diese Schuldenmasse getilgt, Pestalozzi's Vermögen hergestellt und dabei das bestehende Institut erhalten, überdies aber noch das Armeninstitut gegründet werden, so war wahrlich keine Zeit zu verlieren. Es fragte sich also, ob dieses zweite Interesse, freilich ein mehr irdisches und materielles, oder jenes erste, fast nur ideale, dem andern nicht eben günstige, vorherrschen sollte? Pestalozzi und seine Frau waren für das letztere entschieden. Für

ihn gekommen ſein, hieß alſo, ſich für das Vorherrſchen des zweiten Intereſſes entſchieden haben; und dies that Schmid, und es wird ihm an und für ſich ſo wenig als Peſtalozzi von beſonnenen und vernünftigen Menſchen zum Vorwurf gemacht werden können. Man darf nicht vergeſſen, daß es eine ſo ſtrenge Pflicht als irgend eine für jeden Mann iſt, ſein Haus, ſo viel an ihm iſt, vor ſeinem Tode zu beſtellen, und daß es eine Tugend, eine große Tugend bleibt, wenn ein Mann, der jenes nur mit der größeſten Anſtrengung vermag, gleichwol noch darauf bedacht iſt, eine wohleingerichtete Armenerziehungsanſtalt als dauernde Stiftung zu hinterlaſſen. Man kann hinzuſetzen, daß jene Pflicht für einen Mann, welcher der Erzieher des Volkes, des armen Volkes ſein Leben lang ſein wollte, eine doppelt ſtrenge war, weil ein ſolcher wenigſtens mit aller Anſtrengung danach trachten mußte, ein Beiſpiel aufzuſtellen, wie ein rechter Haus- und Familienvater ſeines Hauſes nicht vergißt. Mag man in idealiſtiſcher Schwärmerei dieſe irdiſche Sorge und Pflicht für eine niedere erklären, ſo iſt und bleibt ſie doch für den Vorſteher eines Hauſes die erſte, die Baſis für alle höhern Pflichten und Sorgen. Iſt Peſtalozzi ein Vorwurf zu machen, ſo iſt es der, nicht früh genug dieſer erſten Pflicht und Sorge gehörig entſprochen zu haben. Wie viel beſſer, glücklicher und erfolgreicher hätte er dann allen höhern Pflichten und Sorgen leben können, die er nun gerade wegen jener Vernachläſſigung gar oft hintanzuſetzen genöthigt war. Wie geſagt, es war die höchſte Zeit, daß er jenes zweite Intereſſe vorwalten ließ, für ſein Haus zu ſorgen und ſeine pädagogiſchen Zwecke und Abſichten auf die Erreichung weniger, wenn man will geringerer, zu concentriren. Darauf wollte das Haupt ſeiner alten Gehülfen, Niederer, und mit dieſem die meiſten übrigen, nie eingehen. Sie ſelbſt glaubten ein Recht, ja eine Pflicht durch ihre Weigerung zu erfüllen, indem ſie in der beſchränktern Anwendung der Methode einen Verrath an derſelben zu begehen fürchteten, und indem ſie meinten, die Sache Peſtalozzi's, ſeine Ideen, höher achten zu müſſen als deſſen perſönliche Intereſſen.

Es iſt wahr, Niederer und mehre Andere waren nur um dieſer Ideen, deren weiterer Entwickelung und möglichſt unbedingter Anwendung willen zu Peſtalozzi getreten, nicht aber, um mittelſt alles deſſen vorzugsweiſe dem Lieblingsplane und dem Privatintereſſe Peſtalozzi's zu dienen; in Peſtalozzi war aber Dieſes und Jenes gewiß nie zu ſtrenger Sonderung gekommen. Da nun dieſer Lieblingsplan

und dieses, jedenfalls erlaubte Privatinteresse immer mächtiger hervortrat, je älter er wurde: was war natürlicher, als daß Pestalozzi Dem seine ganze Seele zuwandte, der sich bereit zeigte, seinem persönlichen Interesse in jeder Weise zu dienen? Auch liegt nichts Ueberraschendes darin, daß das diese Bereitwilligkeit zeigende Individuum J. Schmid war, den seine entschieden realistische Natur dazu gewissermaßen prädestinirt hatte. In allem diesem, daß Schmid sich für das zweite Interesse Pestalozzi's, Niederer und die Seinigen sich gegen dasselbe erklärten, liegt an und für sich noch kein Unrecht; zum Unrecht wird Alles erst, sofern sich am Ende Niederer unbedingt gegen das zweite Interesse Pestalozzi's als gegen ein mit dem ersten, höhern absolut unvereinbares erklärte, und sofern Schmid das höhere pädagogische Interesse um des persönlichen, materiellen willen gänzlich fallen ließ und, man darf sagen, oft mit Füßen trat. Denn es ist in keiner Beziehung, unter keiner Bedingung Aufgabe des Lebens, einseitig idealistische oder realistische Zwecke zu verfolgen, sondern immer beide zu verbinden. Größer wird das Unrecht dann sogleich auf Schmid's Seite dadurch, daß er sowol in Briefen an Niederer für des Letztern Ansicht der Sache sich zu erklären die Miene gemacht hatte, als auch kurze Zeit nach dem Wiedereintritt in die Anstalt sein Benehmen ganz nach dieser Ansicht einrichtete. Derselben gemäß war es, daß er sich mit der ihm aufgetragenen finanziellen Leitung der Anstalt und mit dem ihm allein anvertrauten mathematischen Unterricht begnügte, Niederer aber die allgemeine pädagogische Direction derselben überließ, und zwar so, daß über Beiden Pestalozzi als Berather und Rechenschaftnehmer und als Vater der Lehrer wie der Kinder dastand. Aber wie schon in Buchsee Fellenberg auf die ökonomische Versorgung der Pestalozzi'schen Anstalt pädagogische Herrschaftsansprüche gegründet hatte, so benutzte bald auch Schmid die finanzielle Leitung und Noth derselben zu eben solchen Ansprüchen.

Wir haben schon damals gesehen, wie leicht die letztern aus den finanziellen Interessen hergeleitet werden können. Wie aber Herr von Fellenberg von einer gewissen Herrschsucht nicht freizusprechen war, so ist es Schmid nach Allem, was über ihn bekannt geworden, noch weit weniger. Es kommt dazu, daß das Verfahren, welches er beobachtete, um zu seinem Zweck zu gelangen, in demselben Maße härter, roher und empörender war, in welchem es ihm an wahrer geistiger und sittlich religiöser Bildung fehlte.

Nur zu bald fing er wieder an, gegen die ältern Gehülfen Pestalozzi's zu operiren, wie er schon vor 1810 gethan. Alle andern Anwendungsarten der Methode, außer den Uebungen in Form, Zahl und Größe, denen er selbst gewachsen war, setzte er herab, verwarf, verspottete er, weil er nichts davon verstand. Wie er selbst ein Meister im mechanischen Abrichten war, so konnte und wollte er von einem wahren erziehenden Unterricht nichts begreifen und wissen oder vielmehr jenen für diesen geltendmachen. Hiermit stand im Zusammenhange, daß er das Fachlehrsystem allgemein gegen das Classenlehrsystem durchführen wollte, bei dessen strenger Durchführung zwar das Lernen gewinnen konnte, aber die Erziehung desto mehr verlieren mußte. Bekanntlich sieht jede wohlorganisirte Schule sich genöthigt, das letztere durch das erstere zu modificiren, aber nicht aufzuheben; eine Erziehungsanstalt darf dieses zwar auch nicht, aber sie darf bedeutendere Modificationen eintreten lassen. Der Fehler war, daß in Ifferten die Alternative gestellt wurde, und daß Schmid mit seiner Ansicht durchdrang. Die äußern Vortheile, die sie verhieß, erschienen handgreiflich: man konnte sich Fachlehrer abrichten, ja vorgerücktere Zöglinge gleich zu Lehrern der jüngern berufen, folglich die Besoldung für anzustellende und bereits angestellte einziehen und am Ende in Ausbildung der einzelnen Fächer weiter kommen. Aber man sollte nach seiner Meinung auch die Fächer des Unterrichts, die sich nicht bequem dem Mechanismus der Methode fügen wollten, fallen lassen, sofern nicht etwa das Publicum zu sehr danach verlange; denn auch dadurch wurden Lehrer und Besoldungen überflüssig. Ob wesentliche Seiten des menschlichen Geistes und Gemüths unangeregt und ungebildet blieben, danach fragte er nicht. Die Frage danach aber, wie überhaupt nach der erziehenden Kraft des Unterrichts, war es, welche Niederer, Krüsi und Andere mit Recht für hochwichtig hielten. Vielleicht gingen sie auch hier zu weit, indem sie, die Umstände zu wenig beachtend und von Schmid's anmaßendem Ton, in dem er seine Foderungen aussprach, überreizt, wiederum die Alternative stellten. Gerade hierdurch scheint Schmid den vollständigen Sieg erlangt zu haben. Aber nicht zufrieden, daß er sich zu allen pädagogischen Vorschlägen, deren letzte Rechtfertigungsgründe fast nur finanzielle und gewaltansprechende waren, im voraus die Zustimmung Pestalozzi's zu verschaffen wußte, so trachtete er auch danach, alle ältern Gehülfen Pestalozzi's, die ihm natürlich ein ewiges Hinderniß waren, zu verleumden, allen ihren

Schritten, die sie gegen seine Anmaßungen und im pädagogischen Interesse thaten, schlechte Motive unterzulegen und sie auf diese Art völlig aus Pestalozzi's Herzen herauszureißen. Es genügte ihm nicht mehr wie früher, sich geltendzumachen; er wollte herrschen und allein herrschen. Das sagte seiner Leidenschaft zu und schien auch von der Lage der Dinge gefodert zu werden. Sollte er die Anstalt finanziell retten, so durfte seinen dahin führenden Maßnahmen von keiner Seite widersprochen werden. Es gelang ihm das Alles in einem nur zu hohen Grade; sein Wort galt bald Alles, das Niederer's und Krüsi's so gut wie nichts mehr. Dabei kam es von Zeit zu Zeit zu den empörendsten Auftritten zwischen ihm und diesen Männern, seinen frühern Lehrern. Im November des Jahres 1815 starb Frau Pestalozzi, die, wie es scheint, noch immer zu verhüten gewußt hatte, daß es nicht zum Aeußersten kam. Bald nach ihrem Tode übergab Herr Blochmann, jetzt Director einer blühenden Erziehungsanstalt in Dresden, Pestalozzi eine förmliche Anklageschrift gegen Schmid, worin derselbe als ein vollendeter Egoist, als ein herrschsüchtiger Mensch dargestellt wurde, der, seine schlechten Absichten durchzusetzen, kein Mittel scheue. Aber obgleich Herr Blochmann sich bereit erklärte, seine Behauptungen, wie, wann und wo Herr Schmid wolle, zu erhärten, obgleich 12 andere Lehrer, lauter geschätzte Männer, jene Anklageschrift vor Schmid's Augen eigenhändig unterzeichneten, so nahm Pestalozzi doch keine Rücksicht darauf, sondern fühlte sich vielmehr nur in seinem Lieblinge, der jetzt schon sein ganzes Vertrauen besaß, gekränkt. Freilich hatte die Klageschrift selbst die ganz ungemeine Thatkraft Schmid's anerkennen müssen, welche in einer unermüdlichen Thätigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Pünktlichkeit, administrativen Gewandtheit nicht minder als in dem Erfolg hervortrat, mit welchem er nach wie vor den mathematischen Elementarunterricht ertheilte. Diese, auf solche Art sich äußernde Thatkraft war es, die keinem andern ältern Gehülfen Pestalozzi's eigen war, wie groß deren sonstige moralische und intellectuelle Vorzüge auch sein mochten; diese war es, ohne welche das Institut auf keine Weise länger bestehen, ohne welche also auch das zweite Interesse Pestalozzi's nicht gepflegt werden konnte: Grund genug für den Letztern, der jene Thatkraft Schmid's am allerwenigsten selbst besaß, sich diesen unter keiner Bedingung von der Seite reißen zu lassen. Dies erklärt Alles; und es gehört ein idealistischer Fanatismus, der wie jeder Fanatismus die schlechte Seite

einer ursprünglich guten Richtung ist, ein solcher Fanatismus gehört dazu, eben dieses Festhalten an Schmid dem alten, durch hundert Leiden müden und vor Allem äußerer Ruhe und Sorglosigkeit bedürftigen Pestalozzi zum höchsten Verbrechen zu machen, dasselbe für einen Abfall von seinem edlern Selbst und Gott, ja für ein Stürzen in Satans Arme zu erklären. Die nächste Folge desselben war, daß im Jahr 1816 die Unterzeichner jener Anklageschrift, unter denen sich auch Krüsi befand, aus Pestalozzi's Anstalt zurücktraten.

Niederer hielt noch ein ganzes Jahr muthig aus, und das war so sehr Recht, daß man es fast für ein Unrecht erklären möchte, daß er am Ende auch, daß überhaupt die ältern Gehülfen Pestalozzi's zurücktraten und also Schmid, den sie selbst für Pestalozzi's bösen Geist hielten, ganz freies Feld ließen. Doch sofern diese Männer in dem oben bezeichneten Sinne nur ihrer Ueberzeugung folgten, sollte dieselbe auch nur von Einer Seite vollkommen begründet erscheinen, muß man ihren, jedenfalls verhängnißvollen Schritt ehren.*) Wie verhängnißvoll derselbe war, zeigte sich nur zu bald. Es war natürlich, daß der Austritt der ältern Gehülfen, denen ein großer Theil des Vertrauens, welches bisher überall noch das Pestalozzi'sche Institut genossen hatte, zugewendet worden war, dem letztern in der öffentlichen Meinung bedeutend schaden mußte. Um jede Zurückrufung derselben unmöglich zu machen, unterließ Schmid nicht, dem alten Pestalozzi vorzustellen, daß ihr Austritt in der bestimmten feindseligen Absicht, dem Institut zu schaden, erfolgt sei; und der schwache leidenschaftliche Greis, der immer nur entweder unbedingtes Zutrauen oder unbedingtes Mistrauen hegen konnte, glaubte Schmid aufs Wort und hielt denselben unbedingt ebenso für seinen wahren, einzigen Freund, als er Jeden, der nicht mit oder für Schmid war, für dessen und seinen eignen Feind hielt. Nachdem es Schmid einmal dahin gebracht hatte, war es ihm leicht, Pestalozzi stets in gereizter feindseliger Stimmung gegen seine ältern Freunde zu erhalten und jedes gegenwärtige, frühere und zukünftige Thun derselben

*) Niederer hatte noch den besondern Grund für sich, daß er für allerlei Verleumdungen und Ehrenkränkungen, die sich Schmid gegen ihn auch vor Schülern erlaubt hatte, nicht die erfoderliche Genugthuung von Pestalozzi erlangen konnte; wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß eine solche Genugthuung gleichzeitig eine Demüthigung für Schmid gewesen wäre, bei welcher dieser nicht wohl im Pestalozzi'schen Hause bleiben konnte.

als feindseliges, selbstsüchtiges, betrügerisches erscheinen zu lassen. So machte er denselben z. B. glauben, daß das Töchterinstitut, welches im November 1813 an Frau Niederer, der damaligen Jungfrau Kosthofer, von Pestalozzi, der es nicht mehr weiter führen konnte und wollte, förmlich übergeben worden war, ihm entlockt, und daß er bei der Uebergabe übervortheilt worden sei ꝛc. Es war leicht, ihn das glauben zu machen, da er in allen Rechnungssachen irre gemacht war.

Hieraus entspann sich ein langer, 7 Jahre dauernder Rechtshandel, der von beiden Seiten mit größerer Erbitterung geführt wurde, als der Würde Pestalozzi's und der Humanität Niederer's angemessen und der Ehre Schmid's vortheilhaft war. Endlich entschied im November 1824 ein Schiedsgericht die Sache so, daß alle Incriminationen gegen Niederer und dessen Gattin rechtlich unbegründet erschienen, und deren Ehre unangetastet blieb. Veranlaßt wurde durch diesen Streit ein Injurienproceß zwischen Schmid und Niederer, der ebenfalls nicht eigentlich durchzuführen war. Die Zeitungen jener Jahre, namentlich die Beilagen zur „Neuen züricher Zeitung" und zur „Allgemeinen Zeitung" enthalten sowol Aufsätze, welche die Leidenschaftlichkeit und Erbitterung, die auf beiden Seiten herrschten, sattsam beurkunden, als auch mehre Streitschriften, welche gewechselt und in der pädagogischen Welt mit allgemeinem Misbehagen aufgenommen wurden. Auch dem Verfasser dieses Aufsatzes sind diese Händel immer äußerst widerwärtig und doppelt beklagenswerth erschienen, weil sie dem alten Pestalozzi einerseits unsäglich viele Leiden bereitet, andererseits ihn aber auch zu allerlei leidenschaftlichen Schritten, Worten und Handlungen verleitet haben, die von dem Vorwurf mancher Unlauterkeit, mancher Verleugnung seiner bessern Ueberzeugung, mancher Ungerechtigkeit gegen Die, welche er nun einmal für seine Feinde hielt, leider gar oft nicht freizusprechen sind. Es ist demselben ebendeshalb unmöglich, näher darauf einzugehen, und er begnügt sich daher, auf die schon erwähnten Aufsätze und Streitschriften hinzuweisen. Nur Weniges, was für Pestalozzi's Schicksal erwähnungswerth scheint, finde hier eine Stelle. Schmid hatte gegen Niederer damit zu operiren angefangen, daß er allerlei Gerüchte verbreiten ließ, wie diese oder jene Meubles, Geräthe ꝛc., welche Frau Niederer für ihre Töchteranstalt aus der Pestalozzi'schen übernommen, noch nicht bezahlt seien und mit Unrecht benutzt würden. Diesen Gerüchten suchte Niederer zu begegnen, indem er von Pestalozzi Rechnung über die Foderungen verlangte, welche er etwa noch

zu haben glaube. Pestalozzi, der wegen unordentlicher Buchführung nicht sogleich Rechnung geben konnte, wollte die Sache in Pausch und Bogen abmachen und schickte eine Generalquittung, auf welcher alle etwaigen Foderungen als getilgt erschienen. Diese Generalquittung nahm Niederer nicht an, weil sie von einem Schreiben begleitet war, nach welchem auf die Foderungen nur wie aus Gnade und gutem Willen Verzicht geleistet sein sollte. Dies veranlaßte eine kurze, aber so feindselige Correspondenz, daß Pestalozzi in seiner Leidenschaftlichkeit endlich ganz außer sich gerieth und von der Wuth und Tobsucht, in die er ausbrach, so mitgenommen wurde, daß er zur Stärkung seiner überreizten Nerven nach Bulet auf die Höhen des Jura sich zurückziehen mußte. Es mochte ihn damals überhaupt ein allgemeiner, tief an seine Seele greifender Schmerz übermannt haben, sich am Abend seines Lebens von Denen, die er so lange für seine treusten Anhänger gehalten, wie er meinte, böslich verlassen und aufs bitterste angefeindet zu sehen. Er wollte Anfangs von nichts mehr wissen und nie mehr in seine Anstalt zurückkehren. Diese stand damals in der That auf schwachen Füßen, und er mochte fühlen, daß sie weder ohne Schmid noch ohne Niederer und Krüsi gedeihen könne.*) Als er sich kaum wieder etwas erholt hatte, erhielt er Ende Augusts eine Einladung nach Bern, wo er bei einem gemeinschaftlichen Freunde Herrn von Fellenberg fand. Dieser machte ihm allerlei auf den ersten Anblick annehmlich scheinende Anträge. Pestalozzi sollte sich von allen eigentlichen Geschäften zurückziehen und bei einem Jahrgehalte von 100 Louisdor vorzugsweise der theoretischen Ausbildung seiner Methode und schriftstellerischen Arbeiten leben. Seine Anstalt in Ifferten sollte gegen diese Leibrente und das in den Mobilien derselben steckende zu verzinsende Capital unter Fellenberg's und Pestalozzi's gemeinschaftliche Inspection und unter eine von Beiden einzusetzende Administration gestellt werden; der Ertrag für Pestalozzi's sämmt-

*) Beweis hierfür war die sogenannte Kaffeerevolution der Unterlehrer der Anstalt. Diese Unterlehrer waren meistentheils Zöglinge der Anstalt, die nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Gehalt erhielten, zum Theil wol auch, wenn sie ganz arm waren, sich durch Unterrichtgeben wieder verdienen mußten, was ihre Erziehung gekostet. Diese wollten nun wie die Oberlehrer in allen Stücken gehalten sein und somit auch an dem schwarzen Kaffee Theil haben, der Nachmittags von Pestalozzi und den angesehenern Lehrern getrunken wurde.

liche Werke, deren Herausgabe auf Subscription schon beschlossen war, sollte der Errichtung einer Armenanstalt in Pestalozzi's Sinne gewidmet bleiben ꝛc. ꝛc. Wir glauben, die Sache war von Seiten Fellenberg's redlich gemeint und wäre für Pestalozzi nicht ganz unvortheilhaft gewesen. Daß Fellenberg seinen Vortheil dabei nicht übersehen habe, darf einem so durchaus praktischen Manne, wie er, so wenig wie irgend einem Andern verdacht werden. Allein aller Vortheil, den Fellenberg aus einer solchen Verbindung mit Pestalozzi ziehen konnte, beruhte eigentlich nur in Pestalozzi's Namen, als in einem ideellen Capital, welches Fellenberg's Umsicht und Thätigkeit erst in ein reell hoch verzinsliches verwandeln mußte, aber auch vermochte, wie es kein Anderer im Stande war. Aller geistige und moralische Einfluß, für welchen Pestalozzi nur noch gemacht war, wurde ihm durch die Uebereinkunft gestattet. Wahr bleibt freilich, daß Pestalozzi eben dadurch in eine äußere Abhängigkeit von Fellenberg zu gerathen Gefahr lief, die eben nicht wünschenswerth war; aber von irgend Jemanden mußte Pestalozzi in solcher Abhängigkeit leben. Letzteres fühlte er wol selbst, und er nahm auch Anfangs keinen Anstand, einen vorläufig nur freundschaftlichen Contract mit Fellenberg einzugehen und ihn mit diesem zu unterzeichnen. Doch gereute ihn bald, was er gethan hatte, besonders deswegen, weil der Abschluß des Contracts ohne Wissen Schmid's erfolgt war, welcher von ihm früher das Versprechen erhalten hatte, daß er nichts ohne dessen Vorwissen in seinen Angelegenheiten beschließen wolle. Welche Abhängigkeit war dies wieder, in die er sich von Schmid hatte bringen lassen! Pestalozzi eilte nach Ifferten und theilte Schmid Alles mit; dieser jedoch, der freilich in der Uebereinkunft bedacht war, aber nicht in dem Maße, als sein Hochmuth wünschte, zeigte Pestalozzi leicht, wie durchaus nachtheilig die Uebereinkunft für ihn sei, wie er dadurch zum Sklaven Fellenberg's und von demselben gemisbraucht werden würde, wie er durch dieselbe Uebereinkunft seine Pflichten gegen seinen Enkel verletzt habe u. s. w.*) Kurz, Pestalozzi erklärte bald darauf Fellenberg rund heraus, es könne aus der Ausführung der durch die Uebereinkunft bestimmten Artikel nichts werden; er habe sich überzeugt, daß aus einer Verbindung

*) Ueber einen Punkt sprach sich allerdings die Uebereinkunft nicht gehörig aus, über die Schuldentilgung; und es wäre gesetzlich nicht zu hindern gewesen, daß Pestalozzi und sein Enkel zu Fellenberg's ewigen Schuldnern gemacht worden wären.

zwischen ihnen Beiden kein Segen hervorgehen könne. Glücklicherweise stellte der letzte Artikel die Ausführung derselben noch so ins Ungewisse, daß Pestalozzi wenigstens kein Vorwurf eines förmlichen Wortbruchs gemacht werden konnte. Doch war Alles schon so weit gediehen, daß Pestalozzi von Hofwyl einen Studiendirector mit nach seiner Anstalt in Iferten selbst gebracht hatte.

Um inzwischen Pestalozzi volle Ueberzeugung zu geben, daß er auch durch seine finanzielle Lage keineswegs genöthigt gewesen wäre, die Verbindung mit Fellenberg in Kraft treten zu lassen, machte Schmid ihn auf den günstigen Erfolg aufmerksam, den die im Frühling dieses Jahres (1817) eröffnete Subscription auf die von Cotta zu besorgende Ausgabe seiner sämmtlichen Werke habe, und wie eben dadurch mit Hülfe aller andern finanziellen Mittel gewiß es bald möglich werden würde, seine Lebenszwecke, namentlich Errichtung einer Armenerziehungsanstalt, zu bewerkstelligen. Letzteres war es, was Pestalozzi gänzlich beruhigen konnte. Er nahm daher Schmid beim Wort und drang auf die Errichtung einer Armenerziehungsanstalt mit solchem Eifer, daß Schmid, der gemeint hatte, dem alten Herrn vorläufig nur die Erquickung der wiedereröffneten Aussicht zu gewähren, alsbald Hand ans Werk legen mußte.

Schon am 22. Januar 1818 hielt Pestalozzi die Stiftungsrede, in welcher er Niederer und Krüsi zur Theilnahme an der neu zu gründenden Anstalt einlud. Diese aber wiesen die Einladung öffentlich zurück, da sie keine Sache für eine gute und gesegnete erkennen könnten, in welcher Schmid seine Hand habe. Nichtsdestoweniger wurde die Anstalt im Herbst des Jahres 1818 zu Clindy bei Iferten eröffnet. Pestalozzi gab ihr die Bestimmung, Lehrer und Lehrerinnen für Armenerziehungsanstalten zu bilden; und da er es für solche als eine wesentliche Bedingung ansah, aus Erfahrung die Noth und Bedürftigkeit des Lebens zu kennen, in dieser aber gelernt zu haben, sich durch Ordnung aufrechtzuerhalten, so wollte er nicht nur bei der Aufnahme vorzugsweise wirklich arme Kinder berücksichtigt, sondern auch ihre Lebensweise etwas karg und mühevoll eingerichtet wissen. Diese Ansicht war im Ganzen richtig; Herr Schmid aber, der seit seinem Wiedereintritt auf nichts Anderes als auf Gelderwerb und Gelderspariß bedacht war, übersetzte das „etwas karg und mühevoll" bald in „so karg und mühevoll wie möglich". Diese Uebersetzung war doppelt unerlaubt, weil wegen des guten Fortgangs, den Anfangs der Unter-

richt in dieser Anstalt hatte, indem mehre fähige Kinder überraschend schnell vorwärtskamen, auch Andere als blos arme Leute ihre Kinder in dieselbe, und zwar gegen eine Pension von 12—15 Louisdor aufnehmen ließen. Bald wurden nun nur noch die zahlenden und besonders fähigen Zöglinge der Armenanstalt gehörig unterrichtet, aber fast alle ziemlich schlecht, und zwar nicht blos karg, sondern auch unordentlich gehalten. Da war von keiner Regel und Ordnung in dem Wechsel der Beschäftigungen die Rede, sondern Lehr- und Arbeitstunden wurden gehalten, wie es der Augenblick mit sich brachte. Als nach einiger Zeit die Armenzöglinge von Clindy ins Schloß von Ifferten versetzt wurden, fand man es vortheilhaft, sie zu allerlei Magd- und Hausknechtsdiensten, nicht selten auf Kosten des Unterrichts, zu gebrauchen. Nichtsdestoweniger wurden einige der fähigsten in einzelnen Fächern des Unterrichts, die einen zu diesem, die andern zu jenem, mit solchem Erfolg vorwärtsgetrieben, daß sie andern in Dem, was sie wußten, auch Unterricht zu ertheilen verstanden. Einige von besonderm Talent, andere von der Eitelkeit, anderer, oft älterer Kinder Lehrer zu sein, getrieben, leisteten hierin wirklich so Ausgezeichnetes, daß sie nicht blos im Schloß, sondern auch außerhalb desselben in der Nachbarschaft Unterricht ertheilen mußten. Abgesehen von diesem Misbrauch der Kinder (denn erst nach Vollendung ihrer Bildung hätten sie so verwendet werden dürfen), entfernte man sich mit ihnen auch in Bezug auf ihre sonstige Erziehung gänzlich von dem richtigen Wege, indem man den ersten Zweck ganz aus den Augen verlor.

Seit 1819 befand sich ein Engländer bei Pestalozzi, der einen Versuch machen wollte, dessen Ansichten vom Sprachunterricht auf die englische Sprache anzuwenden. Man nahm keinen Anstand, das Experiment mit den Armenkindern vorzunehmen, und obgleich es dem Engländer nicht besonders gelang, Pestalozzisch zu unterrichten, so machten die Kinder doch überraschende Fortschritte im Englischen. Die Aussicht, sie einmal als Hauslehrer bei den vielen englischen Familien, die am Genfer- und Neuenburgersee zu wohnen pflegen, vortheilhaft anbringen zu können, verleitete dazu, ihnen nicht nur im Englischen, sondern auch Französischen und Lateinischen Unterricht ertheilen zu lassen. Ehe man sich's versah, war aus der Armenschule, aus welcher unter Anderm Lehrer für Armenschulen hervorgehen sollten, eine Elementar- und Sprachlehrerschule geworden. Nichts war von dem Wesen der Armenschule übriggeblieben als die kärgliche Versor-

gung und eine unangemeſſene Verwendung ihrer Zöglinge zu allerlei Hausdienſten. Ebenſo wenig kam es dahin, oder dachte man auch nur gehörig daran, die eigentliche Penſionsanſtalt ihrem wahren Ziele näherzuführen. Es herrſchte, wie Peſtalozzi ſich ſelbſt darüber ausdrückt, ein völliger Wirrwar. Während ſonſt z. B. der Unterricht in der Mutterſprache, in Naturkunde und Geographie eine ſehr wohl ins Ganze des Unterrichts eingefügte Stelle hatte, wurde er jetzt nur beiläufig, manchmal gar nicht ertheilt. Mit der lateiniſchen Sprache wurden von Zeit zu Zeit Verſuche gemacht; dann ließ man es wieder gehen, wie es gehen mochte, oder ganz fallen, je nachdem ein Lehrer gerade da war, der Neigung und Geſchick hatte, es auf eigne Weiſe oder mit Rückſicht auf Peſtalozzi's, in dieſem Bezuge keineswegs reife Anſichten zu treiben. Vor allen Dingen kam die eigentliche Erziehung, die in frühern Zeiten mit beſonderer Liebe und Sorgfalt und im Ganzen mit dem beſten Erfolg gepflegt worden war, in völligen Verfall. Längſt hatte Schmid die ſonſt üblichen Lehrerverſammlungen eingehen laſſen, um jeder etwaigen Oppoſition der Lehrer in Maſſe von vorn herein zu begegnen; aber mit dieſen Verſammlungen fielen auch die Berathungen über die Zöglinge weg, und eine übereinſtimmende Behandlung derſelben wurde ſchon dadurch unmöglich. Noch weniger konnte von allgemeinen Grundſätzen, die zu beobachten wären, die Rede ſein. Herr Schmid ſelbſt war ſo entfernt von allen Principien der Moral und moraliſchen Erziehung, daß er grobe Vergehen gegen Sitte und Zucht, als wären es Verſtöße gegen äußere Ordnung, Verſäumniſſe, Vernachläſſigungen ꝛc, mit Geldbußen ſtrafte. Und dieſes Alles, fragt man, durfte unter Peſtalozzi's Augen vorgehen? Mit nichten; denn Schmid verſtand wie Keiner die Kunſt, ihn nichts ſehen und nichts hören zu laſſen, als was er für gut fand. Gewöhnlich befand ſich Peſtalozzi, dem äußere, leibliche Ruhe allerdings je länger deſto mehr Bedürfniß war, auf ſeinem Zimmer und kam höchſtens zum Eſſen herunter, oder wenn Fremde da waren. In letzterm Fall wurde von Allem ſo viel wie möglich die beſte Seite herausgekehrt. Im Uebrigen lauteten Schmid's Berichte gewöhnlich befriedigend und ſo, daß des Alten Blicke auf die wenigen hellern Punkte geleitet wurden. Nur wenn er Peſtalozzi's Zorn gegen irgend einen Lehrer oder Zögling brauchte, machte er ihm Anzeige von widerwärtigen Vorgängen. Brach von Zeit zu Zeit die Unzufriedenheit der Lehrer oder der Zöglinge oder ſelbſt einiger Aeltern ſich Bahn bis zu Peſtalozzi, ſo wurden die-

sem als letzte Gründe Aufhetzereien angegeben, die von Niederer und Krüsi ausgegangen seien. Aber die Unzufriedenheit von allen Seiten hatte leider ihren Grund in der Vernachlässigung und dem innern Verderben der Anstalt selbst, ohne den jeder falsche Bericht leicht als nichtig erschienen wäre. Bald konnten wenige Lehrer, die wirklich einigen Werth hatten, es mehr über sich gewinnen, zu Pestalozzi zu gehen oder bei ihm zu bleiben, weil sie den Anmaßungen und Rohheiten Schmid's sich nicht aussetzen mochten. Endlich wich auch das Vertrauen der Aeltern, vorzugsweise wankend gemacht durch die beispiellos hohen Ansätze für allerlei Bedürfnisse, die nicht vom Pensionsgelde zu bestreiten seien, die aber oft auch gar nicht in Wirklichkeit befriedigt worden waren. Dahin hatte die Ansicht Schmid's geführt, die er bald nach seinem Wiedereintritt von der Pensionsanstalt gefaßt, sie zu einem möglichst hoch verzinslichen Creditcapital zu machen. Aber mit dem Credit waren Capital und Zinsen verloren.*) Zuerst wurde die Armenanstalt aufgelöst, nachdem sie fünf Jahre bestanden; dann auch die Pensionsanstalt.

Im Anfange 1825 zog sich Pestalozzi auf sein Gut Neuhof, zwischen Brugg und Lenzburg im Aargau, zurück, in der Absicht, sein Leben mit schriftstellerischen Arbeiten und mit Errichtung einer Armenanstalt nach seinem Sinne zu beschließen. Schmid hatte es dahin gebracht, ein Haus zu dem letztern Zweck auf Neuhof einzurichten; aber zur wirklichen Gründung einer solchen Anstalt fehlten die Fonds. Der Ertrag der Subscription auf die sämmtlichen Werke war nur halb so ergiebig ausgefallen, als man früher gehofft, und hatte überdies, nach Schmid's Versicherungen, für die zu Grunde gegangene Armenstalt zu Isserten wie für den Hausbau zu Neuhof kaum hingereicht. Zwei Jahre lebte Pestalozzi noch auf seinem Landgut, das nun, doch wol unstreitig durch Schmid's glücklichere finanzielle Bemühungen, in gehörigen Stand gesetzt, von seinem Enkel, der eine Schwester Schmid's geheirathet hatte, bewirthschaftet wurde. Er erfuhr während dieser Zeit die mannichfachsten Beweise der persönlichen Liebe und Achtung, die dem Greise von allen edeln Eidgenossen bewahrt worden war, wie viele öffentliche Herabsetzungen seines Charakters derselbe auch in Folge je-

*) Von dieser Art des Verlustes hatte Pestalozzi schwerlich eine Ahnung. Vgl. über alles Obige: „Wie Herr Joseph Schmid die Pestalozzi'sche Anstalt leitet", von Jeremias Meyer, (Stuttgart, 1822).

ner jahrelangen Streitigkeiten hatte erfahren müssen. Ja es schien fast, als ob die Theilnahme für ihn nur um so größer und allgemeiner geworden sei. Jeder fühlte, daß sein Geist und Gemüth sich zu reich, groß und herrlich geoffenbart hätten, um nicht die einzelnen, unverkennbaren Mängel, von denen er wie kein Mensch frei war, nur als Sonnenflecken erscheinen zu lassen.

Am reinsten sprach sich diese allgemeine Stimmung gegen ihn wol darin aus, daß er im Mai des Jahres 1825 von der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, deren ältestes Mitglied er war, zum Vorstande erwählt wurde. Er ließ während seiner beiden letzten Lebensjahre noch zwei Schriften ausgehen, die allgemeine Sensation erregten, seine „Lebensschicksale" und seinen „Schwanengesang".*) In diesen Schriften schrieb er das Misglücken aller seiner Unternehmungen sich selbst und seiner Unfähigkeit zu, einem Wesen, wie ein Institut ist, gehörig vorzustehen, sowie der Verwegenheit, ein solches zu begründen, ehe er noch des Erfolges seiner Methode in sich und seinen Gehülfen genugsam gewiß gewesen wäre. Daraus seien unzählige Fehler in der pädagogischen wie in der finanziellen Leitung der Anstalt entstanden, und deren Untergang mit Nothwendigkeit erfolgt. Im Widerspruch mit diesem Grundgedanken beider Schriften stehen die mannichfaltigen, oft ungerechten Beschuldigungen gegen einige seiner vorzüglichsten Gehülfen, vorzüglich gegen Niederer und Krüsi.

In jenem Selbstbekenntnisse tritt uns der wahre Pestalozzi, in diesen Anschuldigungen aber der durch Schmid und die oben erwähnten Kämpfe erbitterte und aus Leidenschaft sich selbst entrückte entgegen.

Man hat aber auch den Inhalt jener Schriften, wie es Rehberg z. B. und W. Menzel begegnet ist, gewaltig missverstanden, wenn man glaubt, Pestalozzi habe mit dem Verdammungsurtheil über seine Unternehmungen, wie sie wirklich gewesen, seine Principien des Unterrichts und der Erziehung als Irrthümer sowie die Möglichkeit ihrer Anwendung und Ausführung in öffentlichen und Privatanstalten als einen Traum verworfen. Im Gegentheil erhob er sich über die Trostlosigkeit, in welche er durch das zeitliche Stillstehen

*) „Meine Lebensschicksale als Vorsteher der Anstalten zu Burgdorf und Iferten" (Leipzig, 1826). Der „Schwanengesang" ist der 13. Band seiner sämmtlichen Werke.

aller seiner irdischen Bestrebungen allerdings versetzt war, wieder zu der festen Ueberzeugung, die überdies die ganze gebildete pädagogische Welt theilt, daß seine Grundideen von Elementar- und Menschenbildung allerdings die bleibenden Fundamente seien, von welchen alle künftigen pädagogischen Fortschritte ausgehen, und zu welchen sie zurückkehren müßten. Ebenso wenig hielt er für verloren, was theoretisch für die Entwickelung seiner Ideen von ihm, Niederer und andern Freunden, und was praktisch für die Anwendung derselben auf mancherlei Zweige des Wissens geschehen war. Konnte er sich doch sagen, daß der Same, den er ausgestreut, wenn er auch in seinen eignen Anstalten nie zu bleibenden Gewächsen sich entfaltet, an unzähligen andern Orten, besonders in Deutschland, hundertfältige Frucht getragen! Und wäre wol ohne die Verwegenheit, mit welcher er und die Seinigen Alles ausrichten zu können lange Zeit sich zutrauten und darum auch in Treuen verhießen und unternahmen, wäre wol ohne diese übergroße Verwegenheit und Zuversicht zu sich selbst, die ihre Rechtfertigung in der ewigen Wahrheit der Grundideen hatte, jemals diese Wahrheit so allgemein anerkannt worden? Die Pestalozzi zur Offenbarung und seinen Gehülfen zur Pflege und Verkündigung anvertrauten Grundideen waren zu tief und umfassend, um ihrem Erzeuger wie ihren ersten Pflegern nicht über den Kopf zu wachsen. Nach einem allgemeinen Naturgesetz mußten auch diese Kinder dem mütterlichen Schoß und dem älterlichen Haus entrissen werden, um in der weiten Welt, für die sie geboren waren, ihre Bestimmung zu erfüllen.

So durfte Pestalozzi mit dem Trost die Erde verlassen, seinen höhern Lebenszweck, wenn auch zum Nachtheil des irdischen, vollkommen erreicht zu haben. Das Verdammungsurtheil aber, welches Herr Eduard Biber schonungsloser, als einem Menschen dem andern gegenüber erlaubt ist, in seinem „Beitrag zu Pestalozzi's Biographie" (St.-Gallen, 1827) über den am Rande des Grabes stehenden Greis aussprach, konnte er kaum für etwas Anderes als für eine der vielfachen Prüfungen ansehen, die ihn längst demüthig vor Gott und ergeben in dessen Willen gemacht hatten. Diese Ergebung in Gottes Willen und die Ueberzeugung, in den letzten Jahren seines Lebens im Allgemeinen das Recht auf seiner Seite gehabt zu haben, spricht sich entschieden in dem Testamente aus, welches er in der Gewißheit, daß er von hinnen scheide, mit Ruhe und Festigkeit dem Pfarrer Steiger zu Birr mündlich mittheilte. Diese

Ueberzeugung müssen wir als eine subjectiv wahre ehren und danach unser Urtheil über ihn einrichten, das Unrecht also, das er etwa begangen hat, einem festgewurzelten Irrthum, nicht einer moralischen Verhärtung zuschreiben.

Es war am 15. Februar des Jahres 1827, als Vormittags 11 Uhr Herr Pfarrer Steiger zu ihm gerufen wurde, um seine letzte Willenserklärung zu vernehmen. Bald darauf ließ er sich nach dem nahegelegenen Städtchen Brugg fahren, woselbst er am 17. Februar nach heftigen, aber kurzen Leiden starb. Am 19. wurde er zu Birr, zu welchem Dorf sein Neuhof gehörte, feierlich zur Ruhe bestattet.

Dr. Johann Ernst Christian Schmidt.

Von Karl Buchner.

Es möchte leicht und auch prunkender sein, wenn Schreiber dieser Zeilen die Selbstbiographie von Schmidt, welche Strieder uns mittheilt, die aber leider nur bis zum Jahre 1795 sich erstreckt, in die dritte Person versetzte und somit als eigne Arbeit gäbe. Aber gerade jene kurze Selbstbiographie ist die einzige Stelle, wo Schmidt längere Zeit von sich spricht; es ist dies das erste Mal, wo er auf seine Bahn zurücksieht und, mit Freude über das Gelungene und offenbar noch großer Entwürfe für die Zukunft voll, auch den Blick des größern Publicums darauf leitet. Warum eingreifen in diese freundlichen, betrachtenden, noch jugendlichen und doch schon gehaltenen Laute? Warum durch Verwandlung der Person auch die Sache theilweise verwandeln? Nein, dem sei nicht so! Nur einzelne, wohl gerechtfertigte Auslassungen finden statt; gerade deswegen, weil diese Auslassungen die Sache nicht berühren und durchaus nur dem damaligen Momente angehören. Allerdings, etwas Unpassendes stellt sich durch unbedingte Adoption jener Schmidt'schen Selbstbiographie ein. Es ist dieses, daß Schmidt's Leben und Schmidt's Schriften wie in der Selbstbiographie so auch in der Fortsetzung durcheinandergemengt werden, daß nicht jenes erst methodisch schließt, und dann Aufzählung und Kritik dieser beginnen. Aber Schmidt rechtfertigte sein Verfahren. Sollte zugleich ein solches Verfahren noch einer allgemeinern Rechtfertigung bedürfen, so wäre es diese, daß die Helden- und Großthaten des Schriftstellers meist — Schriften sind, daß sie meistens tief in seinen Lebensverhältnissen wie in seinem

innern Leben ihren Grund haben, und daß ihr ſtrenges Abſcheiden häufig nichts Anderes wäre als unzweckmäßiges Abreißen. Außerdem kann hier aus unten anzudeutenden Gründen von eigentlicher Schriftenkritik keine Rede ſein.

Die Selbſtbiographie lautet: „Es iſt ſchwer, von ſich ſelbſt zu reden, ohne entweder in den Fehler der Selbſtſucht oder in jenen der übertriebenen Beſcheidenheit zu fallen. Noch ſchwerer wird dieſes, wenn der Stoff ſelbſt ſo dürftig und unwichtig iſt, wie ich den meinigen gegenwärtig finde. Durch Einiges, was ich geſchrieben habe, wird mir die Ehre, daß meine Lebensgeſchichte in der Geſchichte der heſſiſchen Gelehrten einen Platz finden ſoll; ſollte ſie irgend Jemand mit Aufmerkſamkeit leſen, ſo wird es Der ſein, der meine Schriften einiger Aufmerkſamkeit würdigte: ich glaube daher hauptſächlich die Vorbereitungen und Richtungen meines Studirens, die Veranlaſſungen meiner Schriften und die dabei vorgeſetzten Zwecke u. ſ. w. erzählen zu müſſen".

„Ich bin den 6. Januar 1772 in Buſenborn, einem Dorfe in Oberheſſen*), geboren. Mein Vater David Jakob Schmidt war daſelbſt als Prediger und Schullehrer angeſtellt. Hier lebte ich bis in mein elftes Jahr und genoß die Erziehung und den Unterricht meines Vaters. Da aber die Geſchäfte deſſelben, als Schullehrer und Prediger zugleich, ſo überhäuft waren, ſo blieben ihm für die Bildung ſeines Sohnes blos die wenigen Stunden, die er ſeiner nöthigen Erholung entreißen konnte, übrig. Ich war daher meiſtens mir ſelbſt überlaſſen; ich lebte in einem einſamen Dorfe, ohne allen Umgang: eine Lage, in der ich auch bis in mein ſiebzehntes Jahr blieb, wo ich zum erſten Male auf der Akademie unter Gleiche trat. Blos zum Zeitvertreibe fing ich daher ſchon damals an, mich ohne alle Leitung mit Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Es waren Geometrie und Naturgeſchichte Mein Vater überließ mich gern meiner Neigung; ich machte daher auch in andern Kenntniſſen ſehr geringe Fortſchritte, beſonders in Sprachen".

„In meinem elften Jahre wurde mein Vater auf eine weniger mühevolle Stelle verſetzt, nach Heidelbach**) bei Alsfeld, wo er ſich gegenwärtig noch als Prediger befindet.

---

*) Buſenborn, evangeliſches Pfarrdorf, liegt im Vogelsberg, 2 Stunden von Schotten, hat (im Jahr 1830) 65 Häuſer und 338 Einwohner.

**) Heidelbach, evangeliſches Pfarrdorf, liegt an der kurheſſiſchen Grenze und an der Schwalm, 1½ Stunde von Alsfeld, hat (im

Hier blieb ihm mehre Muße für meinen Unterricht. Ich erhielt dieſen im Lateiniſchen, den Anfangsgründen des Griechiſchen und Hebräiſchen und der Wolf'ſchen Philoſophie. Mein Vater bemerkte aber bald, daß die Liebe zum Selbſtunterricht bei mir überwiegend ſei, und überließ mich daher nach und nach und mit dem Eintritte in mein funfzehntes Jahr völlig meiner eignen Führung; wohl nicht zu meinem Vortheile! Eine Zeitlang las ich jetzt blos römiſche und griechiſche Dichter; bald aber zogen mich die hebräiſchen noch ſtärker als jene an. Ich ergab mich nun ganz dem Studium der orientaliſchen Sprachen und fing an auch Arabiſch, Syriſch und Chaldäiſch ohne alle mündliche Anweiſung zu erlernen. Nachher las ich noch das Neue Teſtament, wobei Grotius mein einziger Führer war, und endlich, weil die Zeit herannahte, wo ich die Akademie beziehen ſollte, fing ich an Dogmatik zu ſtudiren. Ich war auf meines Vaters Bibliothek beſchänkt, in der alle neuere theologiſche Schriften fehlten. Ich wählte mir alſo Benner's „Notitia salutis" zum Handbuche und las dabei die großen Werke von Chemnitz, Gerhard u. A. nach. Nach dieſer ſonderbar genug erſcheinenden Vorbereitung kam ich, noch nicht volle ſiebzehn Jahr alt, auf die Univerſität Gießen. Hier blieb ich zwei Jahre und ein halbes. Ich genoß Unterricht in Dogmatik bei dem nun verſtorbenen Duvrier und bei Bechtold; in Exegeſe des Neuen Teſtaments bei Schulz; in morgenländiſchen Sprachen bei Hezel; in Kirchengeſchichte bei Duvrier; in Mathematik bei Böhm. Auch hier, da ich den Namen Böhm niederſchreibe, kann ich nicht umhin, der Aſche eines der beſten Menſchen eine Thräne der Verehrung zu weihen. Seine gelehrten Verdienſte ſind bekannt; aber klein war ſein Kopf, wenn er mit ſeinem Herzen verglichen wurde. Nicht ohne Stolz kann ich mich jemals ſeinen Schüler nennen, und unbeſchreiblich iſt mir das Gefühl der Rückerinnerung an jene Stunden, wo ich, ein unerfahrner Jüngling, in Böhm einen Rathgeber, einen Vater fand".*)

„Früh an Selbſtunterricht gewöhnt, misfiel mir das

Jahr 1830) 52 Häuſer, 316 evangeliſche Einwohner, 1 Kirche, 1 Mühle und mehre Höfe.

*) Dr Andreas Böhm, Geheimer- und Bergrath, Profeſſor der praktiſchen Philoſophie und Mathematik an der Univerſität in Gießen, geb. den 17. Nov. 1720, geſt. 6. Juli 1790, verdiente die obige kleine Abſchweifung von trockenen Datis in vollem Maße; aber ſie ehrt auch Schmidt und ſein Gefühl.

Collegienhören hier sehr bald. Es verdroß mich, wenn ich mich auf den Schlag der Glocke jetzt mit etwas beschäftigen sollte, wozu ich nicht aufgelegt war; es verdroß mich dann wieder, wenn mich eben dieser Schlag in einer Beschäftigung störte, für die ich gerade jetzt Interesse hatte. Andere Ursachen kamen hinzu.*) So besuchte ich daher schon im zweiten halben Jahre die Collegien selten und in der Folge gar nicht mehr. Welche Urtheile ich mir dadurch zuzog, ist leicht zu errathen. Ich achtete sie zwar damals gering, aber sie haben mir in der Folge viel finstere Stunden verursacht. Jetzt las ich beinahe alle neuere theologische Schriften, wodurch seit zwanzig Jahren jene große Revolution in der Theologie ist bewirkt worden. Erklärung des Neuen Testaments, Kirchengeschichte und Patristik wurden meine vorzüglichste Beschäftigung. Vom Eusebius, Irenäus und Epiphanius ging ich zu andern Kirchenvätern über und erlag sehr bald unter dem Ungeheuern dieses Unternehmens. Ein glücklicher Zufall führte mir Herder's „Briefe, das Studium der Theologie betreffend", in die Hände, und nach ihnen entwarf ich nun meinen Plan. Ich las jetzt beinahe alle wichtigere neue theologische Werke, unter welchen die Semler'schen diejenigen waren, die ich am belehrendsten für mich fand. Semler hatte ich so oft als einen Irrlehrer nennen hören, daß ich seine Schriften Anfangs mit der größten Behutsamkeit las; bald aber überzeugte ich mich, daß Semler diesen schlimmen Ruf keineswegs verdiene, und er ward es nun, nach dem ich mich ganz zu bilden suchte. Ob mir gleich damals noch nie der Gedanke eingekommen war, mich zu einem eigentlich gelehrten Theologen zu bilden, so bereitete ich mich doch in der That dazu vor, ohne es selbst zu wissen".

„Ich verließ im Frühjahr 1791 die Akademie, kehrte zu meinem Vater zurück und unterwarf mich ein halbes Jahr nachher den gewöhnlichen Prüfungen der Candidaten des Predigtamts, wo ich das Glück hatte, ehrenvolle Zeugnisse zu erhalten.**) Ich wagte es nun, eine neue Bearbeitung des

---

*) Die Unbedeutenheit mehrer Schmidt'schen Lehrer?

**) Ueber Schmidt's Studienjahre und sein Examen wurden uns von gütiger Hand noch folgende Notizen:

„Als Student zeigte Schmidt neben dem eisernsten Fleiße die ungebundenste Zeitzersplitterung. Wochenlang lag er auf dem Fußboden seines Zimmers unter aufgeschichteten Haufen von Büchern und so vertieft in sein Studiren, daß Freunde, die ihn be-

ſogenannten Segens des Jakob (1. Moſ. 49), die ich auf der Akademie geſchrieben hatte, herauszugeben. Meine wahre Abſicht bei Abfaſſung derſelben war, zu zeigen, daß ich doch wol in meinem Privatfleiße nicht ganz unglücklich geweſen ſei. Das Schriftchen erſchien zur Herbſtmeſſe 1792 unter dem ſonderbar gewählten Titel: „Eins der älteſten und ſchönſten Idyllen des Morgenlandes, 1. Moſ. 49, neu überſetzt mit Anmerkungen" (Gießen, 1793). Gewiß trägt es das Gepräge des Jugendlichen im höchſten Grade an ſich; allein es enthält doch manche neue Erklärungen, die wenigſtens Beurtheilung verdient hätten, die ich jetzt noch bei der ſtrengſten Prüfung nicht verwerfen kann. Sie haben aber keine Aufmerkſamkeit gefunden".

„So klein nun auch das Aufſehen war, das ich mit meiner Schriftſtellerei in der gelehrten Welt machte, ſo war es doch in meinem Vaterlande größer. Man rieth mir, man drang in mich, daß ich mich dem akademiſchen Leben beſtimmen ſollte. Das Schmeichelhafte, das hierin lag, und der Umſtand, daß bis dahin alle meine Bemühungen um eine Landpredigerſtelle fruchtlos geweſen waren, bewogen mich,

---

ſuchten, nicht von ihm bemerkt wurden und neckend ihm Lebensbedürfniſſe und Habſeligkeiten forttrugen, was er dann erſt beim Erwachen aus ſeinem Hinſtarren in ſeine gelehrten Hülfsmittel wahrnahm. Dann aber zog Schmidt wieder wochenlang trinkend und jubelnd in den um Gießen gelegenen Dörfern umher, mit der Hetzpeitſche bewaffnet anſtatt der Waffen der Minerva. Dieſe beiden Extreme, die Schmidt der Jüngling verfolgte, mögen nachtheilig auf ſeine Geſundheit gewirkt haben, ſodaß die Spuren der Alterſchwäche ſich bei ihm früher zeigten als gewöhnlich, und er ſpäter des Weines bedurfte, um ſeinen geſchwächten Körper zu ſtärken".

„Als die Zeit ſeines Examens nahte, gaben Schmidt die geiſtlichen Herren zu verſtehen, daß er nun ein eifriges Studium ſtatt des Examens vornehmen möchte. Allein Schmidt war nicht nur mit den Spitzfindigkeiten und ſcholaſtiſchen Definitionen der damaligen Theologie vertraut, er hatte auch tief geſchöpft aus den Quellen des Evangeliums, der Kirchenväter und der Philoſophie. Er beſtand alſo in dem damals von den theologiſchen Profeſſoren gemeinſchaftlich gehaltenen öffentlichen Examen nicht nur die Angriffe der Gegner ſiegreich, ſondern brachte ihnen auch, ſtatt des vertheidigenden Schildes das trotzende Schwert des Geiſtes ergreifend, durch ſeinen Scharfſinn und ſeine vertraute Kenntniß mit der von ihnen verſchmähten lichtern Gottesgelehrſamkeit eine ſolche Niederlage bei, daß ſeit dieſer Zeit bei den geiſtlichen Herren in Gießen das Examen durch Einzelne ſtatt des öffentlichen gemeinſamen Examens eingeführt worden ſein ſoll".

daß ich bei meinem Fürſten um die Erlaubniß, Collegien in Gießen leſen zu dürfen, und zugleich um einige Unterſtützung hierbei, die bei meinen Vermögensumſtänden nothwendig war, anſuchte. Nach Verlauf eines halben Jahres erhielt ich beides".

„Bis dahin lebte ich beſtändig bei meinem Vater auf dem Lande. Einſam, einer düſtern Melancholie hingegeben, hatte mich der ſogenannte Prediger Salomo's ganz angezogen. Ich kam auf eine durchaus neue Erklärungsart dieſes ſchweren bibliſchen Buchs, die ich endlich auch dem Publicum vorlegte. Sie erſchien im Jahr 1793 unter dem Titel: „Salomo's Prediger, oder Koheleths Lehren; Verſuch einer neuen Ueberſetzung und richtigern Erklärung" (Gießen, 1794). Ich habe hierin angenommen, daß der Verfaſſer des Buchs die Unſterblichkeit und künftige Vergeltung leugne, da alle Ausleger vor mir annahmen, der Verfaſſer habe ſich zum Zweck gemacht, das Gegentheil zu behaupten. Ich habe das Glück gehabt, daß unſere größten Bibelerklärer hierin mir beigetreten ſind. Uebrigens trägt dieſe Schrift ſehr ſichtbar den Abdruck des damaligen Gemüthszuſtandes ihres Verfaſſers: bald ſchwärmende Empfindung, bald kalte Trockenheit, bald überſtrömende Wortfülle, bald unverſtändliche Kürze".

„Im Herbſt 1793 trat ich in Gießen als Docent auf. Ich hielt Vorleſungen über das Neue Teſtament, griechiſche Claſſiker und Kirchengeſchichte; privatiſſime auch über das Alte Teſtament und lateiniſche Claſſiker. Ob ich gleich das Glück hatte, daß meine Vorleſungen Beifall fanden, und überdem noch durch die Gnade des Fürſten unterſtützt wurde, ſo erfuhr ich doch bald, daß ich in meiner Lage nicht lange würde ſubſiſtiren können. Manche Ausſichten waren verſchwunden; ich ſuchte daher um die damals erledigte vierte Lehrerſtelle am akademiſchen Pädagogium in Gießen an, die ich im Sommer 1794 erhielt. In dieſem Amte ſchrieb ich gleich Anfangs ein Programm unter dem Titel: „Observata in Sext. Aur. Propertii quaedam loca" (Gießen, 1794, 4.). Es enthält Prüfungen einiger Santen'ſchen kritiſchen Beſſerungen der letzten Properz'ſchen Elegie, die ich ehemals für mich angemerkt hatte. Vielleicht liefere ich einſt meine Bemerkungen über die Burmann'ſchen Aenderungen der übrigen Elegien nach".

„Schon bei dem Anfange meines akademiſchen Lehrens entwarf ich den Plan, ein Werk herauszugeben, welches für das Neue Teſtament Das ſein ſollte, was Paulus' „Clavis" für das alte iſt. Es wurde damals auch angekündigt, aber we-

gen Hinderungen der Verlagshandlung nicht geliefert. In der Ostermesse 1795 ist nur ein Stück desselben erschienen, unter dem Titel: „Philologisch-exegetische Clavis über das Neue Testament, für Akademien ꝛc.", ersten Bds. zweite Abtheilung, welche die Briefe an die Römer und Korinther enthält (Gießen, 1795). Der Zweck dieses Buchs ist zwar zuerst Unterstützung der Studirenden zur Vorbereitung und Wiederholung bei exegetischen Vorlesungen, aber zugleich die allgemeinere Verbreitung einer vorurtheilsfreiern Erklärung des Neuen Testaments. Inwiefern es mir geglückt ist, meinem Zwecke Genüge zu leisten, ist mir noch ungewiß, da das Werk bis jetzt noch keine Beurtheilung erfahren hat".

Diese Beurtheilungen erfolgten später; ebenso erschien der ersten Bandes zweite Abtheilung, mit den übrigen Paulinischen Briefen (1796); des zweiten Bandes erste Abtheilung, mit den Evangelien (1797); des zweiten Bandes zweite Abtheilung, bearbeitet von G. F. Welcker, mit den katholischen Briefen und dem Briefe an die Hebräer (1805).

Die Selbstbiographie schließt: „Dies ist Alles, was ich in einer literarischen Biographie von mir zu sagen habe, und vielleicht habe ich schon zu viel gesagt".

Somit fällt also uns zu, den Faden weiter zu spinnen. Von einem kleinen Anfange, auf einer wunderbaren, fast wunderlichen Bahn des Studiums, dann von Nahrungssorgen bedrückt und geengt, haben wir, noch als er Jüngling war, Verheißungen und Erfüllungen um Schmidt's Stirne sich schlingen sehen, wie sie kaum oft dem gereiftern Manne zu Theil werden. Aus dem ehrwürdigen Stande der Gottesgelehrten gleich Tzschirner hervorgegangen, widmete er sich gleich Tzschirner diesem Stande. Er wollte Prediger werden, aber sein Vorhaben gelang ihm nicht; er mußte, weil ihm sonst die erfoderlichen Subsistenzmittel abgingen, noch neben seiner Beschäftigung als Docent eine Schulstelle annehmen; aber bald wieß ihn sein Geschick von dieser weg auf die ungestörte Wirksamkeit des Gelehrten und Lehrers einer reifern Jugend in seiner eigentlichsten Wissenschaft. Scheinbare oder wirkliche Hemmung führte Schmidt zu neuer Bahn und zu größerm Ziele.

In die letzten Jahre des vorigen und in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts fiel so recht das schriftstellerische Glühen und Schaffen des vielbegabten Mannes. Schmidt lieferte Arbeiten in Henke's „Magazin für Religionsphilo-

sophie, Exegese und Kirchengeschichte", Paulus' „Memorabilien", Ammon's „Neues theologisches Journal", die „Annalen der theologischen Literatur" und Fichte's und Niethammer's „Philosophisches Journal". Dabei unterzog sich Schmidt selbst der Herausgabe einer „Bibliothek für Kritik und Exegese des Neuen Testaments und älteste Kirchengeschichte", worein er viele eigne Arbeiten lieferte, und einer „Allgemeinen Bibliothek der neuesten theologischen und pädagogischen Literatur", deren Mitarbeiter er gleichfalls war, und die bis zu acht Bänden gedieh. Mit K. von Grolman und F. W. D. Snell gab Schmidt das „Journal zur Aufklärung über die Rechte und Pflichten des Menschen und des Bürgers" heraus; mit F. W. D. Snell „Erläuterungen der Transcendentalphilosophie, für das größere Publicum bestimmt", und nahm Theil an K. von Groiman's, seines vertrautesten Jugendfreundes, „Magazin für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung". Von Fichte's philosophischer Sittenlehre angeregt, schrieb Schmidt sein „Lehrbuch der Sittenlehre, mit besonderer Hinsicht auf die moralischen Vorschriften des Christenthums"; sodann eine „Nachricht an das ununterrichtete Publicum, den Fichte'schen Atheismus betreffend"; ferner den „Geist der neuesten theologischen Literatur des Jahres 1797"; endlich das „Lehrbuch der christlichen Dogmatik" und die „Grundlinien der christlichen Kirchengeschichte".

Diese letztere Schrift, welche im Jahre 1800 erschienen war, fand ihre völlige Umarbeitung im „Lehrbuche der christlichen Kirchengeschichte" (1803, 3. Aufl. 1823). Seiner Natur nach noch vollständiger und umfassender war Schmidt's „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte"; vom Jahre 1801—20 in 6 Bänden erscheinend, erlebte ihr Verfasser von den 4 ersten Bänden die zweite Auflage.

Wie oben schon angedeutet, hatte Schmidt bald wieder seine Lehrerstelle am Pädagogium in Gießen verlassen, da ihm im Jahre 1798 eine ordentliche Professur der Theologie zu Theil wurde, wodurch ein Ruf nach Rostock zurückging.

Im Jahr 1800 verheirathete sich Schmidt mit Sophie, einer Tochter des Syndikus Johann Heinrich Benjamin Minnigerode in Alsfeld.

Die „Charakteristik der jetzt lebenden bekanntesten hessen-darmstädtischen Theologen und Prediger, mit Rücksicht auf ihre moralische und vorzüglich wissenschaftliche Cultur" erschien im Jahre 1801. Als Verfasser nannte man damals den Pfarrer Friedrich Ludwig Textor in Romrod, einem Städtchen in der Provinz Oberhessen. Manches war darin

mit ätzender Dinte geschrieben, aber selbst dieses außer dem Streusande auch noch mit Zuckersand und geriebenen Bonbons überstreut, daß nur die Philisterhaftigkeit der damaligen Zeit so was ganz Erstaunliches in jenem Werkchen erkennen und es gar als gefährlich ausschreien konnte. Natürlich fand auch Schmidt hier seine Stelle. Er ist bezeichnet als Solcher*), „in quo natura, quod possit efficere, ostendit". Dann heißt es von ihm: „Dieses vaste Genie, die Zierde der theologischen Facultät und seines Vaterlandes ꝛc.". „Seine Schriften", sagt eine spätere Stelle, „die er von da an (seit seiner Anstellung als Professor) bis jetzt herausgegeben hat, zeigen von seinen schnellen Fortschritten in der Wissenschaft und verbürgen die Originalität seines Genies. Eine helle Philosophie, ein seltener Scharfsinn, eine eigne, oft frappante Ansicht seines wissenschaftlichen Gegenstandes, Deutlichkeit im Vortage, eine genaue Bekanntschaft mit den meisten menschlichen Erkenntnissen, ein kühner Flug in von Theologen noch nie betretenen Regionen, Freimüthigkeit in Untersuchung nützlicher Wahrheiten, Hang zu einer fruchtbaren Skepse u. s. w. bezeichnen seine Arbeiten". Dann folgen einige, doch ebenfalls ziemlich im Allgemeinen gehaltene Charakteristiken von Schmidt's obenerwähnten literarischen Arbeiten und Unternehmungen. Es wird zugleich bemerkt, daß Schmidt früher Gelegenheitsgedichte geschrieben habe, unter denen eins, „An die Freundschaft", von vorzüglichem Werthe gewesen sei.

Wie die erwähnte Schrift in einer Art von Drehorgelmelodie den erst Getadelten dann noch ein kleines Lob gibt, oder, ist das Lob die größere Masse, in dieselbe hinein einige Töne des Tadels spielen läßt, so, und zwar das letztere, bei Schmidt. Aber der Tadel selbst ist bei ihm auf Lob gebaut, und Lob auf Lob schließt dann die Phrase. Diese Stelle heißt so: „Der Liebe zur Wahrheit sind wir übrigens das Bekenntniß schuldig, daß die Schriften des Herrn Professors, welches auch menschlicherweise zu viel gefodert wäre, keineswegs in allen Stücken fehlerfrei sind. Selbst sein Genie trägt viel zu diesen Fehlern bei, indem es zu unstät und fortreißend ist, um bei einem Gegenstande lange zu verweilen und ihn in seine einfachsten Bestandtheile zu zerlegen. Uebrigens ist Herr Schmidt ein gefühlvoller Mensch und sein

*) A. a. O. S. 62, gleich im Eingange. Die Charakteristik geht bis S. 70.

Herz ganz für Freundschaft geschaffen. Wir bieten ihm freundlich die Hand und danken ihm für das Nützliche, was wir aus seinen Schriften gelernt haben".

Am 17. Januar 1803 verlor Schmidt seinen Vater, nachdem diesem eine Zeitlang vorher seine treue Gattin, Schmidt's Mutter, in die Ewigkeit vorangegangen war. Gleichzeitige schildern ihn als einen liebenswürdigen und originellen Mann, und jedenfalls verdankte ihm der Sohn bei allen mehr passiven Arbeiten für seine Bildung sehr viel.

Im Jahr 1803 erhielt Schmidt an Kühnöl's Stelle das Universitätsbibliothekariat. Dabei wurde er in Folge eines Rufs nach Heidelberg mit Gehaltserhöhung zum Kirchen- und Schulrathe, zum hessischen Historiographen und zum Mitgliede der Gesetzgebungscommission ernannt.

Gegen Ende des Jahres 1805 rückte Schmidt sodann zur dritten und im Jahr 1806 zur ersten Lehrerstelle der Theologie hinauf. Die theologische Doctorwürde empfing er in eben diesem Jahre von der Universität Halle.

Von der einige Zeit hindurch begleiteten Superintendentur entband ihn sein Landesfürst am 6. Oktober 1808 unter Verleihung des Charakters eines geistlichen Geheimenraths.

Nach Errichtung eines philologischen Seminariums in Gießen im Jahr 1813 wurde ihm das Directorium über dasselbe übertragen, welches er auch bis zum Jahr 1827 verwaltete, in welchem Jahre er es an den Professor Dr. Osann abgab.

Am 20. November 1816 verlieh ihm in Gemeinschaft mit Dr. Balser und Dr. Wilbrand die philosophische Facultät aus eignem Antriebe die Doctorwürde. Schmidt war vorher nur Magister der Philosophie gewesen.

Nach Zusammenberufung des ersten constitutionellen Landtags des Großherzogthums Hessen wurde Schmidt am 3. Mai 1820 unter Verleihung der Würde eines Prälaten auf Lebenszeit zum Mitgliede der ersten Kammer der Ständeversammlung ernannt. In dieser Eigenschaft sehen wir ihn sowol auf dem ersten ($18\frac{20}{21}$) als zweiten ($18\frac{23}{24}$), dritten ($18\frac{26}{27}$) und vierten Landtage ($18\frac{29}{30}$) in Darmstadt wirksam. Im Jahr $18\frac{20}{21}$ Mitglied des zweiten und dritten, im Jahre $18\frac{23}{24}$ des ersten und zweiten, im Jahre $18\frac{26}{27}$ des ersten und dritten, im Jahre $18\frac{29}{30}$ gleichfalls des ersten und dritten Ausschusses und auf dem letzterwähnten Landtage zugleich zweiter Secretair der ersten Kammer, hatte er zwar

eine Masse von Geschäften, aber doch Geschäfte zu be-
n, und Manche bedauerten, vielleicht nicht mit Un-
, daß die so kostbare Zeit eines allmälig zur Neige ge-
en Lebens seiner wirklichsten und werthvollsten Bestim-
ng (dem akademischen Unterricht) im Strudel eines vor-
nen und nicht sehr ergiebigen Thuns verloren gehe.

Eine genauere Uebersicht von Dem, was und wie
hmidt als Landstand wirkte, wird unten folgen.

Die Mitaufsicht über den geistlichen Landkasten erhielt
hmidt am 1. Dezember 1820. Von der Stelle eines Mit-
des des Kirchen- und Schulrathscollegiums der Provinz
erhessen wurde er am dem 5. Oktober 1830 auf sein
chsuchen entbunden.

Auch noch für das Sommerhalbjahr 1831 hatte Schmidt
orlesungen angekündigt*); aber seine schon längere Zeit
ankende Gesundheit duldete nicht ihre Ausführung. Er
arb am 4. Juni 1831 in Gießen.**)

Unter den 28 Autoren, welche den Namen Schmidt
ühren, und welche im ersten Bande von Ersch's „Handbuch
er deutschen Literatur" aufgeführt sind, zählt unser Schmidt
ie meisten Büchernummern.

Hierauf und auf verwandte Schriften gelte Bezug***);

---

*) Einleitung in das Neue Testament, mit Hinsicht auf sein Lehrbuch, und ältere Kirchengeschichte. — Für das Sommerhalbjahr 1810 finden wir von ihm angekündigt: neuere Kirchengeschichte; Dogmatik. Für das Sommerhalbjahr 1820: ältere und neueste Kirchengeschichte. Für das Sommerhalbjahr 1830: Einleitung ins Neue Testament und Reformationsgeschichte. Uebrigens fragt sich namentlich bei dieser letztern Ankündigung, ob es passend sei, von Professoren Vorlesungen anzukündigen, welche (Professoren) zur Zeit der Ankündigung in der Universitätsstadt für längere Zeit nicht anwesend sind. Wirklich kehrte auch Schmidt erst im November 1830 definitiv nach Gießen zurück.

**) Nicht lange vor seinem Tode besuchte der Professor Welcker von Bonn seinen alten Lehrer Schmidt. Dieser äußerte, Welcker werde ihn wol nicht mehr sehen.

***) J. S. Ersch, „Handbuch der deutschen Literatur" (1. Band, 2. Abtheilung: Theologie, 24, 39, 123, 200, 378, 644, 97, 1125, 1227, 1477, 1616, 1822, 63).

J. G. Meusel, „Das gelehrte Deutschland" (7. Band, S. 225, 226). Dessen 7. Nachtrag (2. Abtheilung, S. 603, 604).

F. W. Strieder, „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte" (13. Band, S. 113—26; 14. Band, S. 361, 362; 15. Band, S. 365; 16. Band, S. 559; 17. Band, S. 385).

denn kritischgenau, als Gelehrten, hier Schmidt würdigen zu wollen, ist nicht Absicht des Verfassers und noch weniger vielleicht Absicht der Zeitschrift, für die er diese Zeilen schreibt. Gelehrte Zeitungen, eigentliche Gelehrtenbiographien wenden sich mit Recht specieller auf Schmidt's Gelehrsamkeit und auf Das, was er in einzelnen Fächern speciell erzielte; ja sie haben es bereits in einer Masse von Recensionen seiner nach und nach erschienenen Schriften sowie in der Anzeige dieser Recensionen gethan. Hier gilt uns mehr Schmidt in seinen verschiedenartigen Beziehungen. Nach Allem einige Blicke sendend, können wir bei karg gemessenem Raume nicht zu umfassend beim Dem oder Jenem verweilten; thun wir es aber dennoch bei Einem, so scheint Schmidt als Staatsmann dies besonders in Anspruch zu nehmen. Es liegt theils in unserer politischen Zeit, theils darin, daß Schmidt's politische Bestrebungen vielleicht am wenigsten einen Sammler und Beurtheiler außer uns finden würden.

Nach diesen Ansichten wird im Folgenden verfahren.*)

„Die vorherrschende Kraft von Schmidt's Geiste war Verstand; Willens- und Thatkraft die schwächere. Sein Scharfsinn ließ ihn schnell Das, was er sich zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht hatte, erfassen und durchdringen, und sein Verstand zeigte ihm schnell, was seiner vorherrschenden Neigung zu ungestörter Ruhe (otium dulce) förderlich sein konnte. In allen Verhältnissen, worin scharfes Denken und ungehemmtes Suchen der Wahrheit zum Ziele führt, leistete er durch seinen ausgezeichneten Verstand Ausgezeichnetes, in denjenigen aber, in welchen Thatkraft und beharrlicher, begeisterter, aufopfernder Kampf erfoderlich ist, wenig".

K. W. Justi, „Hessische Denkwürdigkeiten" (4. Band, 2. Abtheilung, S. 232—34, 534, 536).

H. E. Scriba, „Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts" (1. Abtheilung, S. 369—72).

Besonders Strieder's Werk enthält auch viele Allegate von Recensionen über Schmidt's Werke.

*) Die oben in der Note enthaltene Mittheilung über Schmidt's Studienwesen und Examen verdankt der Verf. dieser Biographie Demselben, von dem nun noch Mehres über Schmidt's Charakter und seine geistige Eigenthümlichkeit folgt. Biographien bauen sich nie anders als compilatorisch; freilich wird der Näher- oder Nächststehende weniger zu compiliren haben als der Fernstehende. Aber der Fernstehende hat und bietet dagegen andere Vortheile. Er ist unbetheiligter, ungehemmter, er darf manches Material ge-

„Schmidt war ein trefflicher akademischer Lehrer und Redner. Alle, die in seiner kräftigern Lebensperiode ihn hörten, werden sich mit Vergnügen des Genusses erinnern, den sein geistreicher ruhiger Vortrag gewährte, zumal da die mangelnden Lehrgaben seiner Amtsgenossen — bei dem redlichen und gelehrten Kühnöl Mangel der Beredtsamkeit, bei Palmer und Dieffenbach Mangel des wissenschaftlichen Geistes — den Glanz des Schmidt'schen Lehrstuhles erhöhten".

„So gefeiert übrigens Schmidt als akademischer Redner war, so wenig würde er es als Kanzelredner und praktischer Geistlicher gewesen sein. Einmal soll er als Kanzelredner aufgetreten, aber gleich Melanchthon verstummt sein, mit dem er den Reichthum der Kenntnisse und des Scharfsinns gemein hatte. Bei diesen Lehrgaben, diesem wissenschaftlichen tiefen Forschen und dem langen Wirken als Lehrer kann Schmidt als magister Hassiae dem magister Germaniae verglichen werden. Von den vorzüglichsten Gottesgelehrten wurden Schmidt's Schriften ihren Vorlesungen zu Grunde gelegt. Ueber das weite Gebiet der Theologie und Philosophie erstreckten sich diese geistreichen Schriften, und wie sie seinen Ruhm über ganz Deutschland verbreiteten, so werden sie seinen Namen noch in ehrenvollem Andenken erhalten, wenn hundert und aber hundert Bäume im Garten der Theologie geschwunden sein werden, ohne daß man nur die Stätte noch kennt, wo sie gestanden".

„In den theologischen Wissenschaften huldigte Schmidt dem Verstande, der Vernunft, der christlichen Milde und war natürlich nicht auf der Seite der Misologen, Vernunftfesseler und Verketzerer. Bei der Prüfung eines theologischen Candidaten suchte der strenggelehrte Kühnöl die echten und unechten messianischen Weissagungen des Alten Testaments zu scheiden. Der bei solchen Gelegenheiten wortkarge, jetzt aber durch den Wein beredte Schmidt bemerkte zu den Subtilitäten dieser kritischen Scheidung: „Ich glaube an gar keine messianischen Weissagungen im Sinne der Dogmatiker". Ruhe liebend und das Recht Anderer, ihrer Ueberzeugung ungehemmt folgen zu dürfen, anerkennend, unternahm indessen

---

brauchen, was der Familienfreund, der Bekannte aus Rücksichten auf die Seite schiebt. De mortuis et absentibus nil nisi *vere*, ist der Wahlspruch Dessen, von dem nun noch Manches folgt, welchem wir Anführungszeichen vor- und nachgefügt haben. Dieser „nicht Genannte" aber ist ein Ehrenmann, und der Verf. würde gern ihn diese Biographie ganz haben aufsetzen und vollenden lassen, wenn nicht Rücksichten dies unmöglich gemacht hätten.

Schmidt nie einen Angriff gegen Diejenigen, welche einen dogmatiſchern Glauben halten als er".

„In ſeinen Schriften wie in ſeinen Vorträgen wußte S. die wahrhaft chriſtlichen und fruchtbringenden Lehren von Menſchenſatzungen und ſymboliſchen Spitzfindigkeiten wohl zu ſcheiden und die wahrhaft praktiſchen Momente jeder religiöſen Lehre ſowie die Gründe der Vernunft und das in der Menſchenſeele dafür ſprechende Bedürfniß licht und ergreifend darzuſtellen, und deswegen ſind ſeine Schriften werthvoll für Den, welcher die Theologie nicht als ein Steckenpferd ſpitzfindiger Gelehrſamkeit oder als ein Mittel der Volksverdummung betrachtet. Aber Schmidt reichte nur ſeinen Jünglingen die Waffe des chriſtlichen Geiſtes; er hatte ſie zu ſtählen, zu ſchärfen gewußt, ſprang jedoch nicht ſelbſt mit vollem, warmem Herzen in den Kampf. Er war nur Waffenmeiſter geweſen, trat nicht ſelbſt in die ſtaubige, unerquickliche Bahn. In ſeiner Kirchengeſchichte ſagt Schmidt: „Bei den Reformirten iſt mehr Licht, bei den Lutheranern mehr Wärme; warum nicht beides in ſchönem Verein?" Aber Schmidt that nichts für die Vereinigung der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, obgleich dieſe Vereinigung auch in Oberheſſen angeregt wurde".

„Schmidt lobte und liebte das Gute, aber ſeine Liebe zeigte ſich nicht ſtark durch die That; er erkannte und verachtete das Schlechte, aber er bekämpfte es nicht mit Eifer und Thatkraft. Nach dem Urtheile ſehr vieler Geiſtlichen und Lehrer der Provinz Oberheſſen wirkte er als Mitglied des Kirchen- und Schulrathscollegiums in Gießen nur wenig für das Beſſere. Zwar wollte bei der Zweifelhaftigkeit des Erfolgs auch Kühnöl trotz wiederholter Anträge in jene Behörde ſich nicht aufnehmen laſſen; aber Schmidt, bei ſeinem großen Anſehen und Einfluſſe, ſeinem geiſtigen Uebergewichte und ſeinen mannichfaltigen Verbindungen, hätte demungeachtet reichlich ſäen und ernten können. Hierhin hätten gehört: die Einführung einer Synodalverfaſſung und die Wahl der geiſtlichen Inſpectoren durch die Pfarrer: zwei Mittel, die geiſtige Unabhängigkeit der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche zu ſichern, welche gewiß ebenſo zweckmäßig als nicht länger zu entbehren ſind".

„Schmidt achtete gute Lehrer; er hielt hoch gute Schulen. In dieſem Sinne war ſein Mitwirken am friedberger Schullehrerſeminar gut und kräftig. Aber er that nichts dafür, daß auch nur in Gießen, der Provinzialhauptſtadt und dem Sitz des Kirchenraths, die Schulen wären verbeſ-

fert worden. In vier Schulen (wenigstens wäre die doppelte Zahl erfoderlich!) blieb die Jugend zusammengedrängt, und zwar in einer Baracke zwischen den Cloaken der Stadt. Wie ganz anders wirkte man in dieser Periode anderwärts, z. B. im Herzogthum Nassau, für das Volksschulwesen!"

Schmidt ist als Lehrer der treuen Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler und der Bewunderung für seine Kenntnisse stets versichert gewesen. Vielleicht wie kein anderer akademischer Lehrer wußte er zu den Zeiten der sogenannten demagogischen Umtriebe, welche namentlich in Gießen längere Untersuchung, vielfache Erbitterung und Parteiung erregten, die eigne unabhängige Stellung beizubehalten. Ohne einer Partei zu huldigen, hatte er sich dennoch keine Partei zur Feindin gemacht; ja, eine jede glaubte, daß er im Herzen ihr gewogen sei. Es lag dies ebenso sehr in seinem Charakter und seiner geistigen Eigenthümlichkeit als in seinen äußern Verhältnissen. Sein hoher Standpunkt, seine genauen Beziehungen zur Regierung, seine Neigung zur Ruhe, seine Abgezogenheit ließen ebenso wenig den Verdacht aufkommen, daß er sich mit aller Schwere persönlicher Bedeutung in die Arme des Radicalismus und Liberalismus werfe, als auf der andern Seite seine philosophische Denkungsart, seine Neigung zum Skoptisiren, seine geläuterte wissenschaftliche Bildung, sein Versichertsein, überall wieder eine Heimath zu treffen, wo Kenntniß und Anerkennen des Verdienstes heimisch wären, ihn nothwendig von Obscuranten und politischen Zionswächtern entfernten.

Aber ein Anderes ist die Frage, ob diese politische Neutralität, dieses passive Zu-Beiden-Gehören, welches klug und erklärlich gewesen sein mag, auch da vorhanden war, wo Schmidt, ohne dadurch Parteimann zu werden, wenn er überhaupt tüchtig wirken wollte, in einem bestimmten politischen Geiste zu wirken genöthigt war. Diese Frage läßt sich so ziemlich bejahen; nur daß, wenn ein positives Ueberschwanken stattfand, dieses mehr im Sinne des Illiberalismus als des Liberalismus, mehr des Stabilismus als eines freisinnigen Vorwärtsschreitens geschah. Belege hierzu geben die unten folgenden Auszüge seines ständischen Thuns und Wirkens, obgleich man allerdings hierbei in Anschlag bringen muß, daß Schmidt, der Gelehrte, der Bürgerliche — also in beiden Beziehungen der Natur der Sache nach liberal und, um uns eines neuen politischen Ausdrucks zu bedienen, der Bewegung angehörend —, doch in der Kammer des Stabilismus seinen Platz gefunden hatte und so auch in sich — denn er war

doch einmal organiſches Glied der ganzen Kammer — leicht die Bewegung beſiegte.

In Vorſtehendem gab Schreiber dieſer Zeilen die billigſte Meinung über Schmidt und ſein politiſches Treiben und Wirken. Andere Meinungen äußern ſich ſtrenger und ſtärker.

„Am tiefſten", äußert ſich der „nicht Genannte", „ſtand Schmidt als deutſcher Vaterlandsfreund. Die großen Zeiten, die allen deutſchen Patrioten einmal tiefen Schmerz, dann Freude, dann Unwillen brachten, berührten ihn nicht. Keine Spur von thatkräftiger Begeiſterung für ein deutſches Vaterland! Seine politiſchen Anſichten waren durch die Regierungsanſichten beſtimmt. Daß ihm der Fürſt Alles, Volksvertretung und öffentliche Meinung ſo wenig galt, lag wol allerdings auch in der edeln und wahrhaft fürſtlichen Geſinnung des verewigten Großherzogs Ludewig I., an welchen er durch das Band der Dankbarkeit und der innigſten Verehrung gefeſſelt war, und nicht blos in ſeiner, jeder Oppoſition abholden Neigung zu ungeſtörter Ruhe. Der hochherzige Fürſt achtete die Rechte des freien Menſchengeiſtes in allen Verhältniſſen und hemmte weder die Entwickelung des religiöſen noch des politiſchen Sinnes, und ſo konnte man unter ihm auch ohne Volksvertretung die höchſten Güter des Lebens geſichert glauben. Aber auch unter einem andersgeſinnten Fürſten würde Schmidt ſchwerlich außer ſeinem nächſten Berufskreiſe den ernſten Kampf für öffentliches Recht und Wahrheit gewagt haben. Ob Schmidt Sätze, wie die der preußiſchen Hofagende: „daß durch die Taufe Chriſti im Jordan das Waſſer der Taufe zu einer ſeligen Vertilgung der Sünden von Gott geheiligt und eingeſetzt worden ſei"; daß der ſchuldloſe Täufling „dem Böſen und ſeinen Werken und ſeinem Weſen entſagen" ſolle; daß der Eheſtand „den heiligen Bund Chriſti und ſeiner Kirche ſinnbildlich bezeichne u. ſ. w.", als ſeinen Glauben beſchworen haben würde, möge dahingeſtellt ſein: aber den Ordinationseid der Hofagende: „die königliche (hier großherzogliche) Macht und Würde, wie es in der preußiſchen heilſamen monarchiſchen Regierungsform feſtgeſtellt iſt, zu vertheidigen", und „es zu rechter Zeit aufzudecken, wenn etwas obhanden (!) ſein ſollte zur Aenderung oder Aufhebung dieſer trefflichen Grundverfaſſung", würde er wol abgeleiſtet, aber ſich nicht bemüht haben, ſolche Aufdeckungen zu rechter Zeit zu machen. Dieſer politiſche Indifferentismus, wie er das Object vernachläſſigte, machte ihn auch gleichgültig bei den Männern ſeines Umganges, welchem politiſchen Glauben ſie huldigten".

„Daß übrigens Schmidt ſo wenig als deutſcher Vaterlandsfreund leiſtete, muß zum Theil auch dem in Gießen herrſchenden politiſchen Geiſte beigemeſſen werden. Freiſinnige Discuſſionen über höhere Ereigniſſe der Zeit ſind hier beinahe unerhört. Unterhaltungen über die Freuden der Tafel, die Trefflichkeit des Weins und dahin zielende Scherze gelten dagegen als laufende Artikel, und die Theilnahme an einem ſchmackhaften patriotiſchen Mahle iſt die beliebteſte Aeußerung des Patriotiotismus.*) Dies letztere zog zwar Schmidt nicht an; aber er war ein Freund von Geſellſchaften, für welche das griechiſche *συμπόσιον* nach Cicero der bezeichnende Ausdruck iſt. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte ſich auch am liebſten Schmidt's attiſcher Witz in Scherzen und Neckereien zu zeigen". Sein großer klarer Geiſt ſpiegelte ſich dann gewiſſermaßen wie die Sonne in den träufelnden und auftanzenden Weintropfen und brachte die bunteſten, luſtigſten kleinen Regenbogengeſtalten der Laune und des gefälligen Aufziehens hervor. Selbſt ſein parlamentariſches Leben gab davon Beiſpiele, und noch in der letzten Ständeſitzung ſehen wir ihn gegen ſeinen Collegen, den Freiherrn von Gagern, der Planck in Göttingen geſtorben ſein ließ, und gelegentlich der Frage, ob das Geſetz über Aufhebung von Fornicationsſtrafe und Fornicationsproceß einer Reviſion unterliegen ſolle (vgl. unten), ſich ſcherzend äußern.

„Hierbei folgen einige Anekdoten. Schmidt's College, der gutmüthige und redliche Superintendent Buff, gleich Schmidt ein Freund des obenerwähnten griechiſchen Ausdrucks, ſollte einen Geiſtlichen wegen Trunkliebe verwarnen. Schmidt ſagte neckend: „Aber Buff, wenn er Dir entgegnet, daß Du ſelbſt da und dort dem Weine zu ſehr gehuldigt?" „Er wird ja nicht", antwortete Buff zum großen Ergötzen des Neckenden. — Einen Schullehrer, den Schmidt zu prüfen hatte, ließ er bei der Prüfung ſingen, und als dieſer ſeine Kunſt durch die Stärke der Geſanges bewähren wollte, redete er ihm wiederholt zu: „Lauter! Lauter!" ſodaß zuletzt der Geſang ein furchtbares Geſchrei wurde".

Viele Bonmots von Schmidt circulirten beſtändig in Gießen. Er war in dieſer Beziehung der gießener Talleyrand. Bald auf dem Katheder, bald im Studirzimmer, bald im Examen, bald, wie oben erwähnt, in heiterer Geſellſchaft geſprochen, bald nur leichte einzelne heitere Züge, die aber trotz

*) Leider auch anderwärts!

dieſem einer beſtimmten und ſeelenvollen Geſtalt ſich erfreuten, gab ihm namentlich auch oft ein gewiſſer heiterer Conflict mit ſeinen Collegen-Profeſſoren und Collegen-Kirchenräthen hinlängliches Material.

„Geld achtete Schmidt gering. Er hatte ſelbſt in Erfahrung gebracht, wie Armuth enge und ſchmerze; aber um ſo ehrenvoller war für ihn, daß er, zu Anſehen und Vermögen gekommen, dieſer Erfahrung ſich nicht entſchlug, ja, ſie zum rechten Motiv der Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit machte. Nie hat Schmidt einen Studenten, der das Honorar nicht freiwillig bezahlte, mahnen laſſen; und doch bezahlten die Studirenden keinem Profeſſor pünktlicher das Honorar als ihm. Wohlthätigkeit war Schmidt's thätige Nächſtenliebe. Seine paſſive Tugend war: er haßte und grollte nicht. Zwar konnte er zu großer Heftigkeit angeregt werden, wenn ihn Jemand in ſeinen Studien und in ſeiner Ruhe ſtörte; aber es war nur eine augenblickliche Aufwallung, und er ſuchte ſpäter dem durch ſeine Heftigkeit etwa Gekränkten begütigende Beweiſe ſeines Wohlwollens zu geben. So verſtimmten ihn, während er die Leitung der Angelegenheiten der geiſtlichen Witwenkaſſe hatte, die einlaufenden Klagen und Beſchwerden ſo, daß er einem verdienſtvollen Geiſtlichen eine höchſt unwürdige Antwort reſcribirte. Später erneuerte er ihm die Beweiſe ſeines Wohlwollens".

Schmidt, obgleich vom Glücke begünſtigt, aber kein Glückspilz und nur durch eignes Verdienſt zu ſo hoher Stufe bürgerlicher Wirkſamkeit hinangeſchritten, war nicht ſtolz, nicht albern-eitel, nicht wegwerfend gegen Geringere. „Er ehrte ſelbſtändigen Werth; doch zollte er Achtung vorzüglich den Höhergeſtellten in der Geſellſchaft und den Verſtändigen, und dies erklärt ſich leicht".

Schmidt war ſehr zart organiſirt und oft krank. Hierdurch weniger zur Arbeit aufgelegt, ſehen wir ihn bisweilen durch äußere Reizmittel die innere geiſtige Thätigkeit erſetzen, welche aus ſich ſelbſt Kraft und Nahrung zieht und die Erholung mehr als willkürliches, angenehmes Spiel denn als baare, trübe Nothwendigkeit ſich zu Nutze macht. Beſonders in den letzten Jahren hatten das Alter und jener fortwährend ſich verſchlimmernde Krankheitszuſtand die leiblichen und geiſtigen Kräfte Schmidt's ſehr geſchwächt und in ihrer Thätigkeit gehemmt. „Die Zahl ſeiner Vorleſungen ſchmolz jetzt ſehr zuſammen, und die Lehrſtunden wurden abgekürzt. Er bedurfte jetzt des Weines, um ſeine geſunkenen Kräfte zu erregen, und dies führte manchmal komiſche Auftritte herbei,

wie z. B. den Wortwechſel, den er in mitternächtlicher Stunde aus dem Fenſter heraus mit dem Nachtwächter führte, weil ihm dieſer, der jedoch ſein Recht hartnäckig vertheidigte, nicht die rechte Stunde anzublaſen ſchien".

Schmidt war nicht nur als theologiſcher Schriftſteller thätig, ſondern er trieb auch Profanhiſtorie. Die Kirchengeſchichte war hier verbindendes Glied. Als heſſiſchem Hiſtoriographen, wofür er jährlich 500 Gulden Gehalt bezog, lag ihm ob, heſſiſche Geſchichte zu ſchreiben. Aber ſein Vorgänger, der treffliche Helfrich Bernhard Wenck in Darmſtadt (geſt. 27. April 1803), hatte ihm das Gewebe zu breit angelegt. Alſo lieferte Schmidt im Jahre 1818, nachdem er 15 Jahre lang heſſiſcher Hiſtoriograph geweſen war, den erſten Band eines kürzern Werks nach verändertem Plane, und im Jahre 1819 folgte der zweite Band. Nach der Vorrede dieſes zweiten Bandes ſollte der dritte Band im Sommer 1819 in die Druckerei gegeben werden; aber er erſchien bis jetzt nicht, und ſo iſt dies Werk ein Torſo geblieben, wie es das frühere war. Nur im vorigen Jahre entſtand noch ein Streit in den gelehrten Zeitungen, wo Wenck's Materialien zur Fortſetzung ſeines Werks hingekommen ſeien. Profeſſor Dilthey in Darmſtadt hatte in einem Schulprogramme behauptet, ſie ſeien Schmidt ausgeliefert; dies verneinte Schmidt durch Profeſſor Adrian in Gießen öffentlich, und alle Anſtrengungen waren bisher umſonſt, den Weg aufzufinden, welchen nach Wenck's Tode jenes koſtbare Material genommen. Uebrigens möchte Schmidt der letzte heſſiſche Hiſtoriograph geweſen ſein, da die Landſtände des Großherzogthums auf dem letzten Landtage ſich eifrigſt gegen dieſe Stelle erklärten, und da der für ſie ausgeſetzte Gehalt dem ohnedies ſo dürftigen Etat der Hofbibliothek in Darmſtadt abgeht.

Es iſt ſoeben angedeutet worden, daß Schmidt an ſeiner heſſiſchen Geſchichte nicht ſehr fleißig geſchrieben habe, ſowie früherhin dieſes Anführung fand, daß zunehmendes Alter und Kränklichkeit ihm öfters bei ſeinen Arbeiten im Wege geſtanden. Ueberhaupt läßt ſich nicht leugnen, daß Schmidt's arbeitſamſte, ſchöpferiſchſte Periode nicht viel mehr als einen Zeitraum von zehn Jahren umgreift, welcher etwa mit dem Jahre 1793 oder 1794 beginnt. Allerdings, ſein „Handbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte", dasjenige Werk, worin der verklärteſte Focus ſeines ungeheuern Wiſſens, ſeiner trefflichen Behandlungsweiſe und ſeines großen Scharfſinnes wie mit Glutſchrift unſterbliche Züge eingetragen hat, gehört dem

jetzigen Jahrhunderte an; aber man betrachte nur mit einiger Aufmerkſamkeit die Bändejahreszahlen der erſten Auflage dieſes Werks! Der erſte Band trägt die Jahreszahl 1801; der zweite 1802; der dritte 1804; der vierte 1806; der fünfte 1813; der ſechſte 1820. Welche größere Zwiſchenräume plötzlich! Und damals hatte noch nicht die Herausgabe der verbeſſerten Auflage begonnen, damals noch nicht der dreijährig wiederkehrende heſſiſche Landtag!

Auch noch in ſpäterer Zeit arbeitete Schmidt in Journale; ſo z. B. in Keil's und Tzſchirner's „Analekten für das Studium der Theologie" und in das „Kirchenhiſtoriſche Archiv" von Stäudlin, Tzſchirner und Vater (im Jahre 1828 erſchien zugleich noch ſein „Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte"); aber die volle, breite, quellende Strömung von früher war nicht mehr. Wirkliche Dürftigkeit der Production ſiedelte ſich an die Stelle ſo reichen und kräftigen Thuns. Strenge Beurtheilung im Publicum fanden ſeine „Perſonalien der am 24. Oktober 1829 verſtorbenen Großherzogin von Heſſen". Sie waren ſehr flüchtig, meiſt nach Klüber's Notizen bearbeitet und hatten namentlich aus dieſen auch die Unrichtigkeit mitgebracht, die Verſtorbene ſei in Frankfurt a. M. geboren geweſen. (Darmſtadt war ihr Geburtsort.) Als vortrefflicher dagegen wurden erkannt Schmidt's „Perſonalien des am 6. April 1830 verſtorbenen Großherzogs Ludewig I. von Heſſen". Geiſtvoll, gedrängten Styls und freiſinnig (in den „Perſonalien" der verſtorbenen Großherzogin hatte man auch mehre Ausdrücke allzu tiefer Devotion anſtößig gefunden), lieferten ſie treffliche Grundzüge zu einer wirklichen Biographie der Verſtorbenen. (So weit es paſſend ſchien, iſt dieſer Stoff zur Lebensbeſchreibung Ludewigs I. in Nr. XV der „Zeitgenoſſen" benutzt worden, als deren Autor der Verfaſſer dieſer Biographie ſich wol gelegentlich hier bekennen darf.)

Als Landſtand hatte ſich Schmidt in ganz neue Fächer zu werfen. Aber nicht unbequem und ſchwer, wie der feſtgeſeſſene Stubengelehrte, bewegte er ſich darin, ſondern mit Feuer und Energie wurde das Ungewohnte von ihm ergriffen, ſelbſtändig das Ergriffene betrieben und wenn auch nicht immer in der Wirklichkeit, doch im geiſtigen Ideengange und in lebhafter Darſtellung durchgeſetzt. Es wird dies am einfachſten daraus hervorgehen, wenn zuerſt hier der wichtigern Gegenſtände, welche Schmidt als Ausſchußreferent behandelte, kurze Erwähnung nach ihren Rubriken geſchieht

und dann einer Anzahl wichtigerer Aeußerungen in Bericht oder Discuſſion, welche zugleich Anhaltspunkte für ſein politiſches Glaubensbekenntniß im Allgemeinen ſind.

Als wichtigere Gegenſtände jener Art können gelten, auf dem erſten Landtage: die Oeffentlichkeit der Sitzungen in der zweiten Kammer; die würdige Feier der Sonn- und Feiertage; die Verbeſſerung des Schulweſens; die Verbeſſerung der proteſtantiſchen Kirche und Aufſtellung eines Etats über das proteſtant. Kirchenvermögen; die Gemeindeordnung; wegen der Sorge für die Waiſen; der Zuſtand der Staats- und Privatrenten in Rheinheſſen; — auf dem zweiten Landtage: Reviſion der Gemeindeordnung im Allgemeinen und mehre hierauf bezügliche Anträge von Mitgliedern der erſten Kammer; das Viehſchlachten der Juden; die Aufhebung der Claſſenlotterie in Darmſtadt; die Ausgaben in Geſchäftszweigen des Miniſteriums des Innern und der Juſtiz (auch auf den folgenden beiden Landtagen); die Brandverſicherungsanſtalt; die Vergütung der Brandſchäden (zwei Vorträge); die Feldfrevel; die neunte und elfte Hauptabtheilung des Voranſchlags der Staatsausgaben; der Wegebau (zwei Vorträge); die Entlaſſung der Diſtriktseinnehmer und deren Erſetzung durch die Gemeinderechner; die Wiedereinſetzung der mit dem Orden der Ehrenlegion decorirten Militairperſonen in den Genuß ihrer mit dieſem Orden verbundenen Penſionen (auch auf den folgenden Landtagen); die Errichtung von Sicherheitswachen in allen Gemeinden des Großherzogthums; die Heirathsconceſſionen; die Verwandlung der Privatzehnten in Grundrenten; die Communalſchulden; die ſogenannten reinkäuflichen Copulationen; die Geſindeordnung; Reviſion der Medizinaltaxordnung vom 14. Auguſt 1822; der Octroi (zwei Vorträge); die Aufhebung der Jagdfrohnden; die Vollendung des Immobiliarcataſters (zwei Vorträge); die Staatsſchuldentilgung (zwei Vorträge); die Weideberechtigungen; — auf dem dritten Landtage: die Wieſencultur; die bei Kirchweihen und Tänzen auf dem Lande ſtattfindenden Misbräuche; Exportation eines Theils der fiscaliſchen Früchte; Feſtſetzung eines fixen Gehalts für alle Bedienſtete ohne Unterſchied; der Kirchen- und Schulfonds der Provinz Rheinheſſen (zwei Vorträge); die Verbeſſerung der geiſtlichen Witwencaſſe der Provinz Oberheſſen; die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit durch allzu große Vermehrung der Lumpenſammler; die langſame und koſtſpielige Rechtspflege; die ſtaatsbürgerliche Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden; der Abkauf der fiscaliſchen Grundzinſen in den Provinzen Starkenburg und Ober-

heſſen; die Errichtung mehrer Freiplätze im Seminar zu Mainz; das Schullehrerſeminar in Friedberg; — auf dem vierten Landtage: die Aufhebung des Sperrgeldes an den Thoren von Darmſtadt; Vervollſtändigung des Gewerbſteuertarifs; Verwandlung der fiscaliſchen Zehnten in Grundrenten; die Aufhebung der Claſſenlotterie in Darmſtadt; Transportkoſten für Schublinge und Vagabunden; die Fleiſchbeſchau in der Provinz Starkenburg; Streunutzung im Odenwalde; die Stellung der Rechnungskammer zum Staatsminiſterium und den Ständen; Errichtung einer Landescreditanſtalt; Heilighaltung des Eides; Verwandlung der Pfarrin Gemeindeſchulen u. ſ. w.

Als Berichterſtatter über die Oeffentlichkeit der Sitzungen in der zweiten Kammer glaubte Schmidt nicht, daß die Gründe, welche die zweite Kammer hierfür angeführt habe, hinreichend ſeien; die Verhandlungen derſelben würden ja gedruckt. „Indeſſen", ſetzt er dann hinzu, „iſt nicht zu leugnen, daß die in unſern Tagen herrſchende Meinung für die Oeffentlichkeit der Sitzungen ſpricht, und daß ein Theil des größern Publicums ſich nicht befriedigt hält, wenn ihm die Verhandlungen blos gedruckt dargeboten werden. Durch die öffentlichen Sitzungen wird Alles weit anſchaulicher und lebendiger. Die Zuſchauer und Zuhörer werden näher mit der Individualität der Mitglieder bekannt. Sie unterſcheiden, wem die Gabe der Rede im höhern Grade zu Gebote ſteht, wer unerwartete Einwürfe in der Schnelle mit Geiſtesgegenwart ſiegreich zu Boden zu ſchlagen vermag, wer das Talent beſitzt, den Mangel der Gründe durch witzige Wendungen kunſtvoll zu verbergen u. ſ. f. Es erwächſt hierdurch ein Intereſſe theils für, theils wider die Mitglieder, welches auf keine Weiſe durch den todten gedruckten Buchſtaben hervorgebracht werden kann".*) (Schmidt vergaß das viel wichtigere Intereſſe für oder wider die Sache ſelbſt; die Unmöglichkeit, Protokolle ſo richtig und vollſtändig zu redigiren, als der urſprüngliche freie Strom der Rede war; die Controle der Stände durch das Volk u. dgl.: aber freilich, die erſte Kammer hatte damals keine öffentlichen Sitzungen, wie ſie jetzo keine ſolche hat und haben will; man durfte nicht zu reizend ihre Vortheile ſchildern, ſondern mehr durch ihre Unterſtützung den Mitgliedern der zweiten Kammer einen Gefallen damit erzei-

*) Verhandlungen in der erſten Kammer der Landſtände des Großherzogthums Heſſen im Jahre 18$\frac{39}{41}$. Erſtes Heft, S. 105.

gen wollen als einen für erste und zweite Kammer geltenden allgemeinen Begriff ins Leben führen.) Die zweite Kammer erhielt öffentliche Sitzungen, oder behielt sie vielmehr fort.

Als Berichterstatter über den in der zweiten Kammer gestellten Antrag wegen würdiger Feier der Sonn- und Feiertage sagt Schmidt u. A.: „Die Klagen über Vernachlässigung der Sonntagsfeier sind in ganz Deutschland allgemein. Dennoch dürfte kein Land zu finden sein, worin es an Verordnungen über diesen Gegenstand fehlt. Allein schon ein flüchtiger Blick auf diese Verordnungen offenbart, worin der Grund hiervon zu suchen sei, nämlich darin, daß sie zu streng sind".

„Die Enthaltung von der Arbeit an Sonn- und Festtagen ist dem Christenthum ursprünglich fremd. Erst dadurch kamen die Christen zur Enthaltung von der Arbeit, daß sie die jüdischen Sabbathsgesetze ins Christenthum übertrugen. Eine Verordnung Konstantins des Großen, durch welche die Sonntage zu Gerichtsferien erhoben wurden, wirkte mit, um die Anwendung jener jüdischen Gesetze auf die Christen zu befördern".

„Dem Einflusse jener jüdischen Gesetze ist es auch zuzuschreiben, daß die vorliegenden Verordnungen über die Sonntagsfeier allzu streng sind".

„Es müssen Tage für die Erbauung festgesetzt sein, damit das Volk über seinen gewöhnlichen Gesichtskreis erhoben und an seine höhere Bestimmung erinnert werde. Ein Mittel, diese Erbauung zu befördern, ist der öffentliche Gottesdienst".

„Es muß daher Dasjenige abgehalten werden, was das Volk unfähig macht, dem Gottesdienste in der gehörigen Stimmung beizuwohnen, was während des Gottesdienstes den Eindruck desselben stört, was nach dem Gottesdienste die Wirkungen desselben vernichtet oder doch schwächt. Aber weiterzugehen und mehr noch zu untersagen, ist kein Grund vorhanden. Es ist Foderung der Natur selbst, daß der Mensch sich auch Stunden der Erholung verstatte. Dem, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwerben muß, bleibt an den sechs übrigen Wochentagen oft keine Stunde zur Erholung übrig. Es würde zu hart sein, wenn man ihnen nicht gestatten wollte, einen Theil des Sonntags zur Erholung zu verwenden".*)

---

*) A. a. O. S. 118, 119.

Auf einem spätern Landtage bemerkte Schmidt bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Es ist übrigens nicht verkannt worden, daß es hart sein würde, wenn man den Landmann, dem so wenig Freude zu Theil wird, in seinen Vergnügungen zu sehr beschränken wollte. Referent will es bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß es ein in der Geschichte der christlichen Kirche ausgezeichneter Mann, nämlich Papst Gregor I. gewesen ist, der als Menschenkenner die Kirchweihfeste zugleich zu Freudentagen für das Volk bestimmt hat".

Bei der Discussion des Gesetzentwurfs über Verantwortlichkeit der Minister erklärte sich Schmidt gegen das großherzogliche Oberappellationsgericht in Darmstadt als richtende Behörde.

„Es könne dieses Gericht in Zukunft ausarten; die Vorschläge des Ministeriums äußerten auf dessen Besetzung den größten Einfluß, also fehle vielleicht das Vertrauen des Volkes, was doch durch den constitutionnellen Ausspruch einer Verantwortlichkeit der Minister vorzugsweise eingeflößt werden solle. Es sei möglich, daß das Staatsministerium das ihm auch übers höchste Justiztribunal zustehende Recht der Aufsicht nicht pflichtgemäß übe, und es werfe sich daher von selbst die Frage auf, bei welchem Gerichte alsdann das Ministerium von den Ständen belangt werden solle". Doch trug Schmidt nicht auf Errichtung eines besondern Staatsgerichtshofes an; „er sei vielmehr überzeugt, daß dieser Einrichtung noch stärkere Gründe entgegenstünden". *) (Nachher wurde wirklich durchs Gesetz das großherzogliche Oberappellationsgericht competente Gerichtsstelle.)

Wegen Verbesserung des Schulwesens sehen wir Schmidt mit Tüchtigkeit und Umsicht auftreten. „Wenn der Schulunterricht", sagt er, „verbessert werden soll, so ist erfoderlich, daß tüchtige Lehrer angestellt werden. Dies kann aber nur dann geschehen, wenn hinreichende Besoldungen für dieselben ausgesetzt sind. So lange noch die Möglichkeit bleibt, daß ein Schullehrer sein Amt niederlege, um die einträglichere Stelle eines Viehhirten zu übernehmen (dieser Fall ist in der Provinz Oberhessen vorgekommen), so lange muß die Verbesserung des Schulwesens zunächst von der Verbesserung der Besoldungen ausgehen".**)

Freiherr von Gagern trug in der zweiten Kammer auf

---

*) A. a. O. S. 38, 39.

**) A. a. O. Zweites Heft, Beil., S. 9.

Verbesserung der protestantischen Kirche an. Schmidt gibt über die Vorfrage, ob dieser Gegenstand sich für die Beschäftigung der Ständeversammlung eigne, Folgendes als seine Ansichten:

„Die protestantische Kirche kann nicht Gegenstand der Beurtheilung einer so zusammengesetzten Versammlung sein, insofern sie protestantische Kirche ist. Ihre Lehre als protestantische Lehre, ihre Verfassung als protestantische Verfassung, die Amtsthätigkeit ihrer Lehrer als protestantischer Lehrer sind ihr alleiniges Eigenthum, und nur ihr allein kann ein Urtheil hierüber zustehen".

„Dagegen ist aber die protestantische Kirche eine vom Staate in Schutz genommene Kirche. Sie wird nicht blos vom Staate tolerirt, sondern sie wird von demselben unterstützt. In dieser Hinsicht kann sie allerdings ein Gegenstand für die Beschäftigung der Ständeversammlung werden".

„Wenn der Staat eine Kirche in seinen Schutz nimmt, so kann dies nur geschehen, weil er dieselbe als eine Anstalt betrachtet, welche dem Zwecke des Staates dient, d. h. als eine Anstalt, durch welche Sittlichkeit und Religiosität befördert wird. Dem Staate, als solchem, liegt an der Rechtlichkeit seiner Bürger; die Rechtlichkeit hat aber ihr sicherstes Fundament in der Sittlichkeit und Religiosität: eine Anstalt, die den Zweck hat, Sittlichkeit und Religiosität zu befördern, verdient darum die Unterstützung des Staates, wenn derselbe sein eignes Interesse nicht verkennen will. Es entsteht für ihn hierdurch das Recht, eine solche Anstalt zu beobachten, ob sie den vorgesetzten Zweck nicht aus den Augen verliere; aber es ergeben sich hieraus zugleich die Grenzen, innerhalb welcher dieses Recht beschränkt werden muß. Hierbei muß übrigens ganz davon abgesehen werden, ob die in Frage stehende Kirche dieselbe ist, zu welcher sich auch das Oberhaupt des Staates bekennt; dieselbe zwischen welcher und dem Oberhaupte des Staates um des willen noch ein engeres Verhältniß stattfindet. Es ist hier die protestantische Kirche ganz aus demselben Standpunkte zu betrachten, aus welchem auch die katholische betrachtet werden müßte".*) Schmidt's Vortrag geht dann ins Detail, welches mit Sachkenntniß abgefaßt ist. Als gelegentliche Ansicht gibt Schmidt, daß auch Juden in der Wahlkammer sitzen könnten.

Ueber den Antrag wegen Aufstellung eines Etats über das protestantische Kirchenvermögen berichtet Schmidt u. A.:

*) A. a. O. Zweites Heft, Beil., S. 48—53.

„Je wichtiger dem Staate die Sittlichkeit und Religiosität seiner Bürger sein müssen, um so gewisser erfodert es sein Interesse, dafür zu sorgen, daß der geistliche Stand nicht durch den Druck von Nahrungssorgen dahin gebracht werde, daß er in der öffentlichen Meinung sinke und dadurch an seiner Wirksamkeit verliere".*)

Als Berichterstatter über den aus der zweiten Kammer gekommenen Antrag wegen Verbesserung des Jugendunterrichts bei den Juden meint Schmidt u. A.: „Alle Maßregeln müßten hier ihres Zweckes verfehlen, welche als Zwangsmaßregeln erscheinen". Dann sagt er: „Die Frage, welche Rechte der Staat hinsichtlich des Jugendunterrichts der Juden hat, ist keineswegs die, welche hier allein oder zunächst aufgeworfen werden muß, sondern vielmehr die Frage, welche Mittel die Erreichung des beabsichtigten Zweckes am sichersten erwarten lassen".

„Bei einem Volke von diesen Eigenheiten kann eine höhere Cultur sich nur dann befestigen, wenn ihm der Glaube gelassen wird, es habe sich aus eignem Gefühl des Bedürfnisses, durch eigne Anstrengung zu derselben erhoben. So lange es dieselbe als etwas ihm von Fremden Aufgedrungenes betrachtet, wird es ihr keinen Werth beilegen, wenn es sie nicht selbst haßt. Darum wird ein Staat, der mit bleibendem Erfolg zur Verbesserung der Juden wirken will, sich darauf beschränken müssen, der Cultur keine Hindernisse in den Weg zu legen, die vorhandenen wegzuräumen, die Strebungen zum Bessern aber nur insofern zu unterstützen, daß den Juden der Glaube nicht entrissen wird, daß ihre Verbesserung von ihnen selbst ausgehe".

Schmidt findet dabei nicht für räthlich, den Juden aufzugeben, ihre Kinder in Christenschulen zu senden; hofft viel von der zunehmenden Anzahl derjenigen Juden, welche sich auf gelehrten Anstalten ausbilden, und hält für ungerathen, daß ein Staat die jüdischen Lehrer einer Prüfung unterwerfe, ehe er noch im Stande ist, die untüchtigen durch tüchtigere zu ersetzen.**)

Es war von der zweiten Kammer, hauptsächlich um Zeit und Geld zu ersparen, der Vorschlag ausgegangen, sogleich nach der Discussion die Abstimmung vorzunehmen. Schmidt trat diesem Antrage, welcher in der ersten Kammer

*) A. a. O. Zweites Heft, Beil., S. 53, 54.

**) A. a. O. Zweites Heft, Beil., S. 114—117.

durch den Baron Mappes und den Prinzen Emil unterſtützt wurde, eifrig entgegen. „Es iſt nun ſo", ſagte er u. A. in ſeiner hierüber gehaltenen Rede; „der Sterbliche iſt dem Irrthume ausgeſetzt; die Kraft der Rede greift mächtig in den Menſchen ein. Wem möchte es nicht begegnet ſein, daß er, wenn über einen Gegenſtand gut und warm geſprochen wurde, bisweilen alsdann für die Anſicht des Redenden gewonnen wurde, aber ſpäter gleichwol einſah, daß dieſe Anſicht nicht die richtige war".

„Die Gegenſtände, die im Geſchäftskreiſe der Ständeverſammlung vorkommen, ſind ſo verſchiedenartig, daß nicht Alle mit Allem ohne Weiteres hinlänglich bekannt ſein können".

„Um ſo gewiſſer iſt es, daß auch der Ueberlegung die ihr gebührenden Rechte zugeſtanden werden müſſen. Die Berichte der Ausſchüſſe ſind nicht immer zureichend, um die in Frage ſtehenden Gegenſtände von allen Seiten ins Licht zu ſetzen. Nicht ſelten werden bei den Discuſſionen neue Geſichtspunkte eröffnet. Nur erſt nach vorausgegangenen Discuſſionen kann ein Gegenſtand als gehörig von allen Seiten berückſichtigt angeſehen werden. Hier alſo iſt erſt der Zeitpunkt, wo die Ueberlegung eintreten kann, und wo ihr daher auch die erfoderliche Zeit geſtattet werden muß".

„Es iſt daher eine ſehr weiſe Beſtimmung der heſſiſchen landſtändiſchen Geſchäftsordnung, daß erſt drei Tage nach den Discuſſionen abgeſtimmt wird; und auf die Einrede, daß es doch in andern Staaten anders ſei, dürfte man erwidern können, daß die heſſiſche Geſetzgebung außer dieſem wol auch noch andere Vorzüge beſitze".

„Die Frage, die vorliegt, um es kurz zu faſſen, iſt keine andere als die, ob die Abſtimmungen über die wichtigſten Intereſſen des Vaterlandes der Gefahr bloßgeſtellt werden ſollen, abhängig zu werden von dem vorübergehenden Eindrucke der Wohlredenheit; ob es wol beruhigend ſein kann für ein Volk, welches von ſeinen Vertretern ſo viel zu fodern berechtigt iſt, wenn dieſe, um Zeit zu gewinnen und Koſten zu erſparen, ihm dafür die Beſorgniß ſchenken, daß ihre Beſchlüſſe das Product redneriſcher Talente und Künſte ſeien".*)

Schmidt war hier zu beſorgt; er ſah nur die Dornen und nicht die Roſen jener Einrichtung. Richtiger mochte wol die Anſicht des Baron Mappes ſein, die wir auch u. A.

*) A. a. O. Zweites Heft, Beil., S. 112—115.

in den badischen Kammern mit Glück angewandt sehen*); indessen erklärte sich die erste Kammer für die Schmidt'sche.

Als Berichterstatter über die Gemeindeordnung sagte Schmidt viel Kluges, weniger Wahres und noch weniger Enthusiasmirtes. Der Bericht ist zu lang und dabei, wenn auch zu 97 §§. gefertigt, doch zu zusammenhängend, um einigermaßen wiegende Proben zu geben. Schmidt ging bei seinen Beurtheilungen von der Ansicht aus, der Staat müsse äußerst vorsichtig verfahren; die Gemeinden zu größerer Freiheit erziehen; sie als Minderjährige behandeln und dgl.; fand aber, namentlich hinsichtlich dieses letztern, im Regierungscommissair selbst einen Opponenten: „Man habe es in Gemeinden nicht mit Minderjährigen, sondern mit besonnenen, großjährigen Männern zu thun u. s. w. Die ganze Analogie passe also hier nicht". Andere Ideen Schmidt's — z. B. daß es räthlich sei, in größern Gemeinden statt dreier Candidaten zur alsbaldigen Bürgermeisterauswahl nach Verhältniß der Bevölkerung deren 4, 5 oder 6 der Staatsregierung vorzuschlagen, oder daß die Staatsregierung zu berechtigen sei, falls sie keinen der vorgeschlagenen Candidaten geeignet finde, eine andere Wahl anzuordnen — fanden gleichfalls damals (1821) keinen Anklang, und noch weniger wäre dies im J. 1831 der Fall.**)

Gelegentlich des auf dem zweiten Landtage in der zweiten Kammer gestellten Antrags wegen Aufhebung der Classenlotterie in Darmstadt sagte Schmidt u. A.: „Es wäre allerdings wünschenswerth, wenn nie der Gedanke entstanden wäre, dem Staate durch Lottos und Lotterien Finanzquellen zu öffnen. Doch muß ein kleinerer Staat milder beurtheilt werden, wenn er in der Nachbarschaft von andern, in wel-

*) Baron Mappes äußerte a. a. O. S. 115: „Eine gleich baldige Abstimmung entspreche nicht blos allen bestehenden Gesetzgebungen, sondern auch ganz der Natur der Sache. Werde nämlich sogleich nach der Discussion abgestimmt, so sei die ganze Verhandlung den Mitgliedern der Kammer noch in ganz frischem Andenken, und es werde ihnen ebendadurch das klare Auffassen der zur Abstimmung vorgelegt werdenden Fragen sehr erleichtert". (Dabei ist der Präsident genauer controlirt, daß er die Fragen richtig und überhaupt die erfoderlichen Fragen stelle; das Interesse des Publicums ist lebhafter und zusammenhängender. Dabei hat der Moment, selbst das Erregtsein, häufig mehr Vernunft als das Spätere, Erkaltete und in die Länge Gezogene!)

**) A. a. O. Drittes Heft, Beil., S. 71—86. Der weitere Vortrag hierüber, viertes Heft, Beil., S. 37—41.

chen dergleichen Anstalten bestehen, sich bewogen findet, ähnliche zu errichten. Um den stattfindenden Klagen über die nachtheiligen Einwirkungen des Lotteriespielens zu begegnen, können Mittel von verschiedener Art angewendet werden".

„Die Mittel der einen Art sind durchgreifend und würden unter den vorliegenden Verhältnissen darin bestehen, daß 1) die Classenlotterie in Darmstadt aufgehoben und 2) das Collectiren für die frankfurter Lotterie (sowie für jede andere) gänzlich untersagt würde".*)

„Ein Verbot des Spielens selbst würde weder rathsam noch nöthig sein. Nicht rathsam, weil es überhaupt nicht rathsam sein kann, Gesetze zu geben, von denen man zum Voraus weiß, daß sie im Geheimen werden übertreten werden; nicht nöthig, weil die Zahl Derer, die sich aus eignem Antriebe an auswärtige Collecteurs wenden würden, nicht groß sein dürfte".

Als Mittel der andern Art, durch welche den stattfindenden Klagen begegnet werden könne, bezeichnet Schmidt mehre; z. B. daß man den Collecteurs untersage, mit Loosen zu hausiren, Loose Jemanden unverlangt zuzusenden, Loose gemeinschaftlich mit den Abnehmern zu spielen, Loose in kleinere Theile als ein Viertel zu vertheilen, anstatt baaren Geldes Getreide u. dgl. anzunehmen. Doch bekennt S., die Befolgung dieser Vorschriften sei nicht zu bewachen. „Es handelt sich hier von schachernden Juden, die, zufrieden mit jedem, noch so kleinem Gewinnste, sich rastlos unter dem Volke umhertreiben, keine Gelegenheit und oft auch kein Mittel, um zu gewinnen, verabsäumen, die an Pfiffigkeit dem Landmanne überlegen sind, durch unverschämte Dreistigkeit den Unerfahrnen betäuben und so immer tiefer und tiefer in ihre Schlingen hineinziehen".**)

Ueber einen aus der zweiten Kammer gekommenen Antrag auf Erhöhung des Werths des preußischen Geldes hielt Schmidt eine Rede.***)

---

*) Das letztere ist mittlerweile geschehen.

**) Im Jahre 1830 auf dem vierten Landtage, wo die Sache wieder zur Sprache kam, und wo auch ein Gesetz wegen Zusendung unbestellter Lotterielose veranlaßt wurde, ist Schmidt für Aufhebung der Classenlotterie in Darmstadt (die auch wol 1832 zu Stande kommen wird!), aber nicht für ein Verbot des Spielens (in andern Lotterien).

***) Verhandlungen der ersten Kammer u. s. w. im Jahre 18$\frac{1}{2}$. Erstes Heft, S. 28 — 31.

Hinsichtlich eines Antrags des Abgeordneten Keller auf Abstellung des durch herumziehende Marionettenspieler, Seiltänzer u. s. w. verursachten Unfugs bemerkte Schmidt: „Ihm scheine der Gegenstand der Motion nicht wichtig genug, um desfalls eine besondere Adresse an den Großherzog zu erlassen und zu veranlassen, daß die Marionetten und Drehorgeln in dem Landtagsabschiede figurirten. Er glaube nicht, daß die Sittlichkeit der Bewohner des Großherzogthums auf so schwachen Füßen stehe, daß sie durch Drehorgeln erschüttert werden könne".*)

Der Abgeordnete André hatte in der zweiten Kammer drei Mittel zur Verbesserung des staatsbürgerlichen Zustandes der Juden in Vorschlag gebracht. Schmidt sagte hierüber als Berichterstatter in der ersten Kammer:

„Das erste ist die Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag. Hierdurch würden allerdings für das bürgerliche Leben die Juden den Christen weit mehr angenähert. Da aber die Sabbathsfeier mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte in so engem Zusammenhange steht, so würde die Mehrheit der Juden eine Verlegung der Sabbathsfeier als einen Angriff auf ihren religiösen Glauben ansehen".

„Das zweite Mittel soll in der Verschiebung der Beschneidung auf eine spätere Zeit bestehen. Es haben sich jedoch schon sowol christliche wie israelitische Aerzte dafür ausgesprochen, daß die Beschneidung der Gesundheit der Knaben nicht nachtheilig sei".**)

„Als das dritte Mittel wird die Gestattung der Ehe zwischen Christen und Juden angegeben. Die nähere Prüfung dieses Vorschlags würde aber zu der tiefer liegenden Frage führen, ob es überhaupt im Interesse des Staats sei, die Ehe zu einer blos bürgerlichen Verbindung herabzusetzen: eine Frage, über welche sich leichter ein Buch als ein kurzer Vortrag schreiben ließe".***)

Ueber den Antrag des Abgeordneten v. Bibra, den kirchlichen Zustand des Landes (des Großherzogthums Hessen) betreffend, hielt Schmidt eine Rede****); ebenso über den An-

*) A. a. O. Erstes Heft, S. 81.

**) Anders sagt v. Wedekind. Siehe das Juliheft des „Hesperus" s. 1831.

***) Verhandlungen der ersten Kammer u. s. w. im Jahr 18¼. Viertes Heft, S. 46, 47.

****) A. a. O. Protokolle: Erstes Heft, S. 71—73.

trag des Abgeordneten Goldmann auf eine gleichförmige Organiſation der Pfarr- und Schulſtellen*) und den Geſetzesentwurf wegen Beſteuerung der Pfarr- nnd Schulbeſoldungsgüter.**)

Als Berichterſtatter über den aus der zweiten Kammer gekommenen Antrag auf Verwandlung ſämmtlicher Pfarr- in Gemeindeſchulen bemerkte Schmidt u. A.: daß hierdurch ſehr leicht Reibungen zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionsverwandten entſtehen könnten, durch welche das gute Vernehmen, was gegenwärtig beſtehe, geſtört werden dürfe. Er trug darauf an, der Motion keine Folge zu geben.***)

Lebhaften Antheil nahm Schmidt an Berathung des Geſetzentwurfs zur Sicherung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck, am 11. Dezember 1829.****)

Der Abgeordnete v. Bibra hatte in der zweiten Kammer auf Reviſion des Geſetzes über Aufhebung der Fornicationsſtrafen und des Fornicationsproceſſes angetragen. Er hatte dabei einige ſtatiſtiſche Notizen gegeben, welche begründen ſollten, ſeit Publication jenes Geſetzes hätte ſich die Zahl der unehelichen Kinder und namentlich derer von ihnen gehäuft, zu denen auch ſpäterhin ſich der Vater nicht bekannte. Schmidt bringt direct entgegengeſetzte Thatſachen und bemerkt ſkoptiſch: „Vielleicht liege der Grund der Abweichung in dem Umſtande, daß der Herr Proponent ſeine Verzeichniſſe aus dem genannten Inſpectorate von dem verſtorbenen Inſpector Victor in Alsfeld erhalten habe, einem 84jährigen faſt blinden Manne, welcher deshalb leicht 632 Kinder habe überſehen können".

Bei der Discuſſion in der erſten Kammer über den aus der zweiten Kammer gekommenen Antrag wegen Freiheit der Preſſe erklärt ſich derſelbe Schmidt, welcher Gedankenfreiheit ſo hoch achtete, Schmidt, der Lichtfreund, Schmidt, der in ſeinen „Perſonalien des Großherzogs Ludewig I. von Heſſen" ſo hoch von dieſem gerühmt hatte, daß freies Wort und freie Preſſe von ihm begünſtigt worden ſeien, Schmidt erklärte ſich gegen den Antrag. „Es beſtünden gegenwärtig

*) A. a. O. S. 77—79.

**) A. a. O. Zweites Heft, S. 130—132.

***) Verh. der erſten Kammer u. ſ. w. im Jahre 18$\frac{32}{33}$. Beil., erſter Band, S. 442—444.

****) A. a. O. Prot., S. 25—43.

im Großherzogthume keine die Freiheit der Presse beschränkenden Vorschriften als die bekannten Beschlüsse der Bundesversammlung vom 11. Oktober 1819 (sollte heißen vom 20. Sept. 1819) und 16. August 1824. In keinem deutschen Staate habe man also (warum: also?) weniger Veranlassung, eine Ausdehnung der Preßfreiheit zu fodern, als in diesem".*)

Schmidt war übrigens selbst Censor für die Provinz Oberhessen; vielleicht machte dies in doppelter Hinsicht sein Urtheil in jener Sache befangen. Einmal, weil er nicht streng censirte, oder weil er nicht strenge censirt haben würde, wenn der rechte Stoff hierzu vorhanden gewesen wäre; dann weil dieser rechte Stoff (periodische Schriften) in Gießen nicht vorhanden war, und in dieser Hinsicht sich kein Bedürfniß fand. Aber nicht blos das gestillte, das wohlthätig gesättigte Bedürfniß schweigt, sondern auch das, dessen Reden man bedroht.

Bei der Discussion über die Cölibatsfrage**), über die Frhr. v. Gagern einen der Abschaffung des Cölibats höchst ungünstigen, die Sache so recht en bas behandelnden Bericht erstattet hatte, sagte Schmidt — nichts, obgleich sein College, der katholische Bischof Burg, eine Rede gegen Abschaffung hielt, und es für den ersten protestantischen Geistlichen des Großherzogthums angemessen gewesen wäre, sich mindestens zu äußern. Doch seine Abstimmung holte dies nach. Er stimmte gegen den Antrag der zweiten Kammer.***)

Ebenso stimmte Schmidt gegen die zweite Kammer hinsichtlich des Graf-Lehrbach'schen Antrags wegen Ueberlassung von zwei Drittel der Domainen an den Großherzog statt der Civilliste.

Nichts äußerte er bei der Discussion über die Civilliste, die 2 Millionen und Apanagen nebst Deputaten. Da die Abstimmungen in der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen wie in der zweiten Ständekammer dieses Landes (anders in den beiden Ständekammern Badens!) geheim sind, so weiß man nicht, wie er bei einzelnen Positionen in Beziehung auf diese letzterwähnten Angelegenheiten stimmte.

---

*) A. a. O. Protokolle, S. 532. Vergleiche über die Frage selbst den Aufsatz im Juliheste des „Hesperus" (1831): „Das Großherzogthum Hessen und die Censur".

**) A. a. O. S. 673—675.

***) A. a. O. S. 695.

Als Schmidt's, des Staatsmannes und Landſtandes, Laufbahn begann, war er übrigens ſchon ſchwächlich: ein Umſtand, der bei Beurtheilung jener Laufbahn allerdings von Wichtigkeit iſt.

Nun zum Schluſſe noch eine Parallele, welche, Manches anſchaulicher machend, zugleich uns Gelegenheit gibt, manches Factiſche nachzuholen und mit dem Ganzen in Verbindung zu bringen.

Schmidt und Hebel waren aus dürftigen ländlichen Verhältniſſen zu der höchſten geiſtlichen Würde ihres Landes und ihrer Kirche, der Prälatenwürde, emporgeſtiegen. Aber Hebel hatte hier die größern Schwierigkeiten zu beſtehen. Vielleicht nur das Kind einer Mutter, arbeitete er als Knabe in den Bergwerken ſeiner Gegend für Tagelohn, ſtill und vereinſamt. Schmidt, in gewiſſer Art nicht weniger einſam, pochte und hämmerte in Büchern und traf oftmals edle Adern ſelbſt im unedelſten Geſtein. Hebel, durch Gönner aus dem Bürgerſtande, Schmidt, durch ſeinen Fürſten unterſtützt, ſtudirten Theologie und traten bald in eine praktiſche Laufbahn. Beide gehörten ſpäterhin Kirchenrathscollegien an; aber Hebel blieb der Hauptſache nach Schulmann (er ſtarb auf einer Schulviſitationsreiſe), Schmidt Docent. Beide hatten keine Kinder; aber Schmidt lebte in kinderloſer, recht freundlicher Ehe, während Hebel den Junggeſellenſtand nie aufgab. Hebel und Schmidt waren Mitglieder von erſten Kammern; Hebel und Schmidt waren mit Ordenskreuzen, jener des Zähringer Löwenordens, dieſer des heſſiſchen Hausordens geziert; aber Beide konnten ſich nie, trotz ihrer hohen Stellung, einer gewiſſen Schüchternheit entſchlagen, welche bei Schmidt noch vom älterlichen Hauſe ſich herſchrieb, wo er ſich verſteckte, wenn Beſuch kam, und die namentlich, wenn Frauen ſich einfanden, ihn befiel. Hebel, ungenirter und bei Frauen wohlgelitten, wie ſich ſelbſt wohl bei Frauen fühlend, litt beſonders an jener Schüchternheit als Mitglied der erſten Kammer, wo er demnach, obgleich liberal handelnd und ſtimmend, doch überhaupt nur wenig ſprach. Schmidt und Hebel, im Beſitze ſehr vieler Kenntniſſe und auch ſolcher, die nicht zu ihrem nächſten Geſchäfte gehörten; aber Schmidt mehr dieſe ordnend, leitend, fachend, Hebel mehr mit ihnen ſpielend, ſich an ihnen und durch ſie Andere ergötzend. Schmidt mehr großartig, Hebel mehr liebenswürdig; Schmidt ſtärker in Begriffen, Hebel in Allegorien; Schmidt mehr Gelehrter, Hebel mehr Dichter; Schmidt mehr Mann der Hohen, Hebel mehr

des Mittelſtandes; Hebel ſcherzender, Schmidt ſchärfer; Hebel mehr Süd-, Schmidt mehr Norddeutſcher; Hebel unterſetzt und ziemlich ſtark, Schmidt hager, lang, geiſterhaft: aber Beide dem Guten gut, dem Geiſtigen wahlverwandt; Beide wohlthätig; Beide von unendlicher Wirkung bei großer Schülerzahl; Beide hochgeehrt; Beide kaum über die Schwelle ihres Landes gekommen, und doch Beide im Gebiete freier Forſchung wohlbekannt und Nigerquellenentdecker.

Johannes Schweighäuser.*)

Johannes Schweighäuser, der ehrwürdige Nestor der europäischen Gelehrten, beschloß seine ruhmvolle Laufbahn den 19. Januar 1830 in einem Alter von 87 Jahren.

Er ward zu Strasburg den 26. Juni 1742 geboren, der Jüngste von 14 Geschwistern, deren jedoch nur fünf das reife Alter erreichten. Sein Vater, Johann Georg Schweighäuser, Pfarrer an der Thomaskirche und Canonicus des dasigen Stifts, hatte bei seinen theologischen Studien großen Fleiß auf die orientalischen Sprachen verwandt, vorzüglich zu Jena 1710 unter Dantz und Ruß, nach welches Letztern Lehren er zuerst die Accentuation der hebräischen Sprache in Strasburg bekanntmachte, wie eine noch zu Lebzeiten des Vaters von dem ihn hochverehrenden Sohne verfaßte lateinische Biographie desselben erzählt. Die Mutter war Prisca Barbara Ehrlen, Tochter des Pfarrers der Aurelienkirche und Canonicus des Thomasstifts.

Ein fünfjähriger Knabe, kam Johannes Schweighäuser in das Gymnasium zu Strasburg; die frühe geäußerten Fähigkeiten bewährten sich und gestatteten ihm schon in seinem dreizehnten Jahre den Uebertritt zu den akademischen Studien auf der Universität der Vaterstadt (1755).

Seine erste Lebensbahn, seine gelehrte Entwickelung und seine Reisen finden wir von ihm selbst in dem Inauguralprogramm zu seinem Antritt der Professur der griechischen und orientalischen Sprachen an gedachter Universität anziehend geschildert. Er vergißt keines der akademischen Lehrer,

*) Eine kürzere biographische Skizze theilten wir in Nr. XV (II. 7) mit. D. Red.

unter denen er hier, bei raſtloſem Fleiß und unbegrenzter Wißbegierde, den ſoliden Grund zu dem hohen Standpunkt, auf den er ſich ſeitdem emporſchwang, gelegt hatte.

Indeſſen er fortfuhr bei ſeinem frühern Privatlehrer Kampmann, deſſen Anleitung er ſehr rühmt, und der ſich nachher als Lehrer des Gymnaſiums verdient machte, ſich Raths zu erholen, führten ihn Rang und deſſen Nachfolger, J. M. Lorenz (eigentlich als Hiſtoriker bekannt), in das höhere Studium der lateiniſchen, ſowie Joh. Friedr. Scherer in das der griechiſchen Sprache ein, welcher Letztere ihn auch mit den Elementen der hebräiſchen Sprache bekannt machte. Später betrieb er noch ſorgfältig das Studium der claſſiſchen Schriftſteller und die Ausbildung ſeiner eignen Schreibart unter Anleitung von Siegesmund Fr. Lorenz, einem Bruder des Hiſtorikers und nachherigem Dr. und Profeſſor der Theologie, der ſich als Kanzelredner eines großen Publicums erfreute und eine Schweſter Schw.'s ehelichte.

Die Geſchichte hörte er bei gedachtem Joh. Mich. Lorenz, da ihm bei Schöpflin nur die einzelnen Vorleſungen über gewiſſe Gegenſtände, wie dieſer allein noch hielt, zu beſuchen vergönnt war. Die reine Mathematik lehrte Brackenhoffer, die Phyſik, Grauel; letztere Wiſſenſchaft zog ihn beſtändig ſehr an, und er ſuchte jederzeit mit ihren Fortſchritten vertraut zu bleiben.

Für theoretiſche Philoſophie, Geſchichte der Philoſophie und Literaturgeſchichte fand er Heuß als Lehrer vor; Joh. Friedr. Frid für Moralphiloſophie und Naturrecht, welche Studien ihm als Einleitung und unzertrennliche Gefährtinnen der Theologie von höchſter Wichtigkeit waren.

Das Studium der Theologie, dem er ſich nun mit gleichem Eifer widmete, vollbrachte er unter den Doctoren Luft, Reuchlin (einem Manne von patriarchaliſchen Sitten, der das hohe Lebensziel von 93 Jahren erreichte und im höchſten Alter noch mit Beifall die Kanzel betrat) und Beykert. Jetzt erhielt Schw. die Befugniß, öffentlich zu predigen, von welcher er mehre Jahre hindurch, ſo oft ſich Gelegenheit bot, Gebrauch zu machen nicht verſäumte.

Den Wunſch, auswärtige Univerſitäten zu beſuchen und ſeine Kenntniſſe durch gelehrte Reiſen zu vervollkommnen, hieß ihn kindliche Liebe und Sorgfalt für den theuern 80jährigen Vater mehre Jahre lang verſchieben.

Das Sprichwort docendo discimus erprobend, fing Schw. in dieſem Zeitraum an, Jünglingen auf der Akademie Unterricht,

vorzüglich in der Philosophie zu ertheilen; zugleich aber benutzte er seine Muße, sich noch in mehren Fächern des menschlichen Wissens umzusehen. Bei Brackenhoffer holte er die Astronomie nach und brachte es dahin, daß er, wie er oft erzählte, eine Sonnenfinsterniß berechnete; Botanik studirte er unter Reinbold Spielmann, den er eifrig auf allen botanischen Excursionen begleitete; bei demselben hörte er Chemie und materia medica; Anatomie bei Pfeffinger. Zu dieser Zeit eröffnete sein besonderer Freund Hermann zum ersten Mal einen vollständigen Cursus über die gesammte Naturgeschichte, dem er, nach seinem eignen Ausdruck, zuflog.

Die Naturgeschichte sprach ihn so lebhaft an, daß er sich eine lehrreiche Sammlung von Naturalien bildete, die er auf seinen nachherigen Reisen mit mehren seltenen Stücken vermehrte; zuletzt machte er mit gesammten Naturalien Hermann ein Geschenk, wodurch er dessen nachher so ausgezeichnetes Cabinet, wo nicht zuerst gründete, doch wesentlich gründen half, daher er auch jederzeit für sich und seine Freunde unbedingten Zutritt darin behielt. Mit demselben Naturforscher durchstrich er die elsassischen Vogesen in allen Richtungen, Naturalien sammelnd; und dahin richteten sich meist, bis in sein spätes Alter, seine Ausflüge mit den Gliedern seiner Familie und seinen Freunden, so oft er von seinen angestrengten Arbeiten Erholung bedurfte. Da war ihm der Standort der interessantesten Pflanzen bekannt sowie alle Punkte, wo merkwürdige Fossilien, besonders Versteinerungen zu finden sind. Ungeachtet seines kurzen Gesichts hatte er durch den ihm eignen, keinen Gegenstand unberücksichtigt lassenden Beobachtungsgeist sich aller Gegenden und Wege so kundig gemacht und sie sich so ins Gedächtniß geprägt, daß, wenn er sich auch nicht selbst mit an Ort und Stelle begab, er doch den Fleck, wo dieses und jenes Naturproduct angetroffen werden müsse, unfehlbar zu bezeichnen verstand. Wir zweifeln nicht, daß dieselbe umsichtige, Alles auffassende Forschungsweise, bei seinen kritischen Arbeiten in Anwendung gebracht, das eigenthümliche Verdienst seiner philologischen Werke begründen half.

Seine Excurse in die Naturwissenschaften verbanden sich übrigens innig mit seinen philosophischen Studien, sodaß er diese letztern nicht nur darüber nicht vernachlässigte, sondern sie vielmehr jenen zum Beleg dienen ließ, sowie er auch die Verbindung der Philosophie mit der Theologie und ihre praktische Anwendung auf diese immer im Gesichte behielt. Die erste Frucht hiervon war die philosophisch-theologische Dis-

sertation, die er 1767, bald nach dem Ableben seines verehrten Vaters, unter dem Titel: „Systema morale hujus universi, sive de extremo omnium rerum fine“, zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde herausgab. Bereits in dieser Schrift zeigte sich die Hinneigung des Verf. zu der Schule der schottischen Moralphilosophen, der er fortan huldigte.

Ein Ausflug nach Basel und ein anderer nach Frankfurt über Manheim, woselbst er einer Sitzung der pfälzischen Akademie, der Schöpflin präsidirte, beiwohnte, gingen seiner längst vorgehabten größern Reise voraus.

Endlich begab er sich 1767 nach Paris, in welchem Wohnsitz der Künste und Wissenschaften sowie der Urbanität er zehn Monate verbrachte. Es läßt sich denken, wie unersättlich er sich an allen den in den verschiedenen Museen aufgeschichteten Wundern der Natur und Kunst weidete. Vorzüglich aber nahmen ihn ausgezeichnete Gelehrte und die Bibliotheken in Anspruch. Vor Allem fand er die zuvorkommendste Aufnahme bei Deguignes, der ihm seinen Unterricht in den orientalischen Sprachen, hauptsächlich dem Arabischen und Syrischen, anbot, was er mit Begierde ergriff und sowol dessen öffentliche Vorlesungen im Collège royal — zugleich mit dem bekannten schwedischen Reisenden Biörnstahl — als auch dessen besondere Anleitung in täglichen, freundschaftlichen Privatunterhaltungen genoß.

Im folgenden Frühjahre stand er eben im Begriff, nach England überzusetzen, als Hassencamp, nachmaliger Professor in Marburg, der eben aus jenem Lande nach Paris kam, ihm zusprach, vor Allem bei seinem eignen Lehrer, dem berühmten Michaelis zu Göttingen, in das bei Deguignes begonnene Studium der orientalischen Sprachen tiefer einzudringen, was erst seinen Aufenthalt in England recht ersprießlich machen würde.

Dahin eilte er also und war zu Göttingen nicht nur Michaelis' eifriger Schüler im Arabischen und Hebräischen, sondern auch sein Hausgenosse. Die Reichthümer der Bibliothek benutzte er nicht weniger zu seinen Zwecken. Indessen verlor er sich nicht so sehr in den orientalischen Sprachen, um nicht auch den Vorlesungen anderer ausgezeichneter Lehrer dieses Musensitzes beizuwohnen und sich ihres persönlichen Umganges zu erfreuen: unter Andern Walch's und Miller's, Pütter's, Achenwall's, Heyne's, Feder's, Dietze's u. s. w. Bei Leß verbrachte er täglich mehre Stunden, und die Freundschaft, die sie aneinanderknüpfte, wurde auch später durch die Entfernung nicht gelöst.

Ende Sommers 1768 reiſte Schw. über Halle, wo er die Theologen Semler und Nöſſelt und den Lehrer der Chirurgie, Murſinna, begrüßte, nach Leipzig, um Dath's und vorzüglich Reiske's Unterricht zu genießen. Bei Letzterm verfolgte er das Studium des Arabiſchen, las aber zugleich unter ſeiner Leitung die griechiſchen Claſſiker, wobei er die geiſtreiche und gelehrte Gattin ſeines Lehrers zur intereſſanten, ſeinen Eifer noch mehr anregenden Genoſſin hatte.

Im Arabiſchen war ſein Mitſchüler der nachherige Profeſſor und einſtige Kanzler der Univerſität Tübingen, Schnurrer, mit dem er eine innige Freundſchaft ſchloß, die ſich ins hohe Alter fortſetzte und ſich auf alle Glieder beider Familien erſtreckte. Auch den berühmten Griesbach lernte er hier kennen, den ſchon damals ſeine Talente für philologiſche Kritik bemerkbar machten. Im Syriſchen nahm Schw. von Dath Privatunterricht. In ſeinen Freiſtunden beſuchte er die ausgezeichneten Männer der leipziger Univerſität, ſo beide Erneſti, Gellert, Clodius, den Naturforſcher Ludwig u. A. m.

Gleich Anfangs 1769 ging er nach Dresden, wo er Rabener und den Autodidakten Lippert beſuchte und auch die Kunſt- und Naturalienſammlungen ſowie die kurfürſtliche und die Brühl'ſche Bibliothek beſah.

Von hier wandte er ſich nach Berlin, wo er zwar nur 16 Tage verweilte, allein die Zuvorkommenheit, mit der er bei einem Sulzer, Lambert, Merian, Mendelſohn, bei Spalding, Büſching, Teller aufgenommen wurde, nicht genug rühmen konnte und auch einer Verſammlung der königlichen Akademie beiwohnte. Er verſäumte nicht, Baſedow, der ſich eben in Berlin aufhielt, bereits durch ſeine philoſophiſchen Anſichten Aufmerkſamkeit erregte und über den großen Plänen ſeiner Jugendzeitung brütete, perſönlich kennen zu lernen.

Ueber Potsdam kehrte er nach Leipzig zurück und eilte mit beginnendem Frühjahr 1770, da er ſich nach England ſehnte, über Halle nach Niederſachſen. Unterwegs beſuchte er die Herrnhutercolonie zu Barby, wo ihn vorzüglich der im Arabiſchen ſehr bewanderte Pilder anzog; dieſer hatte mit andern Mitgliedern der Brüdergemeinde, die ans rothe Meer geſandt worden waren, zwei Jahre in Arabien verlebt. In Braunſchweig ging er zu Jeruſalem, Rautenberg, Ebert und beſah in der Nachbarſchaft die Bibliothek zu Wolfenbüttel. Nachdem er in Hamburg bei Leſſing und Alberti eingeſprochen, ſchiffte er ſich auf der Elbe nach England ein; ungünſtiger Wind verzögerte die Fahrt, ſodaß er erſt am ſechs-

zehnten Tag in London eintraf. Diese Seereise und die mancherlei Naturbeobachtungen dabei gaben ihm noch im Alter öftern Stoff zur Unterhaltung.

Welche neue Ausbeute gewährte nun nicht die blühende Hauptstadt des Welthandels Schw.'s unbegrenzter Wißbegierde! bald an Festtagen der glänzende Hof; bald die Sitzungen des Parlaments; bald das britische Museum und die königliche Bibliothek, zu welcher ihm der tägliche Zutritt gestattet ward. Manche Stunde verbrachte er in den reich ausgestatteten Buchläden. Durch Turton ward er in eine Sitzung der königlichen Societät eingeführt, was ihn wieder mit mehren ausgezeichneten Gelehrten bekanntmachte. Unter diesen bewies ihm besonders Anton Askew, Doctor der Arzneiwissenschaft, viele Gewogenheit; es gelang Schw., die etwas erkaltete Freundschaft zwischen demselben und Reiske wieder aufzufrischen; ja er brachte es dahin, daß Askew den von Johann Taylor ererbten Apparat zur Herausgabe der griechischen Redner, nach welchem es Reiske schon lange gelüstete, zu billigen Bedingungen demselben überließ.

Nach Oxford empfahl ihn der gelehrte und besonders in den orientalischen Sprachen sehr bewanderte Wood an seinen Freund Benjamin Wheeler, der ihn dann wieder bei ihren gemeinschaftlichen Freunden einführte. Mehre Gelehrte waren der Ferien wegen abwesend; doch traf er Hunt, Kennicot, Swinton an. Mit Joseph Whit, der nachher Hunt auf dem Lehrstuhl der arabischen Sprache folgte, befreundete er sich näher. Dem gelehrten Lowth, der damals in Oxford, später in London Bischof war, und dem man eine interessante Abhandlung über die hebräische Poesie verdankt, wartete er auf seinem bischöflichen Sitz einige Meilen von Oxford auf. Was ihm von Muße übrigblieb, brachte er meistens auf der Bodley'schen Bibliothek zu.

Zu Ende 1769 trat er die Rückkehr in die Heimath an. Er wählte den Weg durch Holland, wo er Ruhnken, Schultens, Sax, Eberhard Scheld u. s. w. besuchte, und kam über Antwerpen, Brüssel und Metz nach der Vaterstadt zurück.

Zu Strasburg gesellten sich bald zu der Zahl seiner alten Gönner und Freunde mehre neue Bekanntschaften, unter denen ihm ein Mann mit vorzüglichem Wohlwollen entgegenkam, der nachher einen entschiedenen Einfluß auf die Laufbahn hatte, in welcher Schw. seine glänzendsten literarischen Lorbern ernten sollte. Es war dies der Kriegscommissair Brunck, der durch seine durchgreifende, geistvolle, oft gewagte Kritik eine so ausgezeichnete Stelle

unter den Philologen erschwang. Man weiß, daß Brunck selbst durch einen zufälligen Aufenthalt bei einem Professor zu Gießen während der hannöverschen Feldzüge von dem bloßen Geschäftsleben zum Studium der Classiker zurückgeführt wurde, wobei ihn besonders der Reichthum der griechischen Dichtersprache und ihr musikalischer Rhythmus bezauberte; seine feine Empfänglichkeit ward ihm auch nachgehends der unbedingte Wegweiser seiner kritischen Behandlung.

Vor Allem beschäftigte sich nun Schw., die Früchte seiner Reisen für orientalische Sprachkenntniß ins Reine zu bringen, und fing an den dafür empfänglichen Jünglingen Unterricht im Hebräischen und Arabischen zu ertheilen.

Nichtsdestoweniger nahm er hauptsächlich das Studium der Philosophie wieder vor und bewarb sich um den durch Heuß's Tod erledigten Lehrstuhl dieses Fachs. Die Professur selbst erhielt jedoch Phil. Jak. Müller; ihm wurde nur die Adjunctur mit Zusicherung des Lehrstuhls selbst bei erster Vacanz zu Theil. In der Inauguraldissertation handelte er die Frage ab: „**Clariorne certiorque homini data sit rerum corporearum quam propriae mentis cognitio?**“ und löste sie verneinend.

Er hielt wechselsweise mit Müller öffentliche und Privatvorlesungen über Logik und Metaphysik; ferner las er Geschichte der Philosophie und Literaturgeschichte und übte die Studirenden im Lesen der sich auf Philosophie beziehenden Werke der Alten. Zugleich ertheilte er in der englischen Sprache Anleitung und suchte sonst auf jede Weise den jungen Musensöhnen nützlich zu werden. Da ihm oblag, bei den Disputationen der Candidaten zur Erlangung der Magisterwürde in der Philosophie zu präsidiren, so gab er bei diesem Anlaß eine Dissertation: „**De sensu morali**“, worin er fast überall mit Hutcheson übereinstimmt; ferner drei Fascikeln **sententiarum philosophicarum**.

Fast ganze acht Jahre hindurch, während welcher ihm dieses Lehrfach anvertraut blieb, trachtete er dahin, die Jünglinge nicht blos in die Vorhalle der Philosophie einzuführen und sie sich nur gewisse Meinungen und Sätze dieses oder jenes Meisters ins Gedächtniß einprägen zu lassen, sondern sie zu gewöhnen, der Sache selbst auf den Grund zu gehen, die Beweise abzuwägen und von allen Seiten zu betrachten, endlich die daraus hervorgehende eigne Meinung klar auszudrücken und tüchtig zu verfechten.

Wie tief er selbst in die innerste Natur der Sache eindrang, ihren ganzen Umfang in seinem Geiste umfaßte, wie

sorgfältig er sie in alle ihre Theile zerlegte, und in welcher lichtvollen Ordnung er dieselben auseinandersetzte und das Ganze ebenso klar als geschmackvoll darstellte, beweisen seine obenerwähnten Abhandlungen. Daß Schw., wie schon früher erwähnt wurde, dem System der schottischen Moralphilosophie vorzüglich beipflichtete, erhellt sowol aus dem Beifall, den er derselben in eben diesen Abhandlungen ertheilt, als aus seinen eignen Lehrsätzen. Er ließ daher auch Hutcheson's „Compendium logicae" und die „Synopsis metaphysicae" nach der glasgower Ausgabe zu Strasburg (1771) aufs Neue abdrucken, um sie in dieser Gegend bekannter zu machen. Ersterm Compendium schickte er eine Dissertation über den Ursprung dieser Philosophie und ihre hauptsächlichsten Urheber voran. Es versteht sich, daß er keineswegs fremden Fußstapfen sklavisch folgte, sondern seinen eignen Weg einschlug. Die Vorlesungen über Logik und Metaphysik dictirte er nach einem selbstverfaßten Compendium.

Noch während dieser Adjunctur im Jahr 1775 verehelichte sich Schw. mit Katharina Salome Häring, der Tochter eines angesehenen Einwohners von Strasburg, einer geistreichen Frau, die ebenso durch Einbildungskraft und Witz glänzte, wie ihr Gatte durch eindringenden Verstand und gründliche Gelehrsamkeit. Ihre unversiegbare Laune, verbunden mit dem Talent, jeder Sache die komische Seite abzugewinnen, würzte seine ernste Laufbahn und mischte den ermüdenden Arbeiten die Erheiterung und Abwechselung bei, die vor hypochondrischem Trübsinn bewahrt. Sowie Schw. mit dem Fortgang der Wissenschaften und der gründlichen Studien Schritt hielt, so war sie mit den Erzeugnissen der Poesie und der schönen Literatur in ihrem ganzen Umfange vertraut. Ihrem sich hingebenden Gefühl und ihrer höchst regen Phantasie hielt ihr eindringender Geist und ihr muthwilliger Witz die Wage; so urtheilte sie scharf, ja beißend, erkannte aber mit sicherm Blick und feinem Geschmack Talent und wahres Genie; so folgte sie mit Entzücken Schiller's glänzendem Entfalten und spürte späterhin Jean Paul in seinem labyrinthischen Eldorado nach; in Manchem congenialisch mit Frau von Stael, wurde sie von den Werken derselben vielfach ergriffen. Sinnvoll wußte sie von den duftendsten Blüten so viel zu pflücken, als es ihrem Gemahl behagen mochte.

Ein solches Zusammentreffen eines reifen männlichen Verstandes mit dem phantasievollsten weiblichen Witze, verbunden mit der angenehmsten Mittheilungsgabe, machte dieses Haus, bei Schw.'s Grundsatz und Neigung, die im Aus-

lande genossene Freundschaft gegen verdiente Ausländer durch gleiche Liberalität zu vergelten, bald zum Vereinigungspunkte aller Reisenden, die sich durch Geist und Gelehrsamkeit auszeichneten, sowie der Jünglinge, die Unterricht und Bildung suchten.

Alle nahmen die Erinnerung des lehrreichsten, unterhaltendsten Umgangs und der unbefangensten, anspruchlosesten Freundschaft mit sich. Auch nachdem die vielgeliebte Gattin und Mutter nach 31jähriger Ehe den Ihrigen viel zu frühe geraubt ward, fuhr Schw. fort bis ins hohe Alter mit seiner gewohnten Urbanität dieselbe Gastfreundschaft auszuüben.

Als nun der Lehrstuhl des Griechischen und der orientalischen Sprachen durch Scherer's Tod erledigt wurde, glaubte Schw., dieser müßte Müller, der der Logik und Metaphysik ihm selbst bestimmt werden. Allein Müller trat in die theologische Facultät über, und der philologische Lehrstuhl ward Schw. zuerkannt. Bei diesem Anlaß zeigte er in der Inauguralrede aus dem Vergleich des Studiums der Philosophie und dem der Sprachen, daß dieselben nicht so entfernt von einander seien, als es Manchem scheine, da hier wie dort, um zweckmäßig zu sein, die Natur des menschlichen Geistes und seiner Verhältnisse berücksichtigt und zum Grund gelegt werden müsse.

In der That befolgte auch Schw. eben diese Grundsätze sowol bei seinen nachherigen Ausgaben als bei seinem akademischen Sprachunterricht. Er führte seine Zuhörer dahin, den wahren Sinn jeder Stelle aufzufassen, den eigenthümlichen Sprachgebrauch der Griechen zum Ausdruck ihrer Begriffe sowie die verschiedenartige Anwendung derselben Wörter und die Regeln ihrer Abstammung, Zusammensetzung u. s. w. kennen zu lernen. Ebenso behandelte er die orientalischen Sprachen.

Nichtsdestoweniger hatte Schw. eine so bestimmte Vorliebe für das Studium der Philosophie, daß er bis in sein spätes Alter öfters sein Bedauern ausdrückte, daß er sich von Amtswegen habe der Philologie widmen müssen. So glänzende Lorbern er auch in diesem Fache pflückte, so gab er doch nie die Ueberzeugung auf, daß er in der Philosophie ebenso viel, ja ungleich Mehres und Wesentlicheres würde geleistet haben.

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht eine Stelle der Vorrede zur Sammlung seiner verschiedenen akademischen Abhandlungen, die er 1806 veranstaltete, und deren erster Theil

die philosophischen begreift. Er bekennt zwar gern, daß er bei der nunmehr wieder vorgenommenen sorgfältigen Durchlesung Manches fände, was richtiger ausgedrückt, was angemessener und scharfsinniger erklärt werden könnte; es bedünke ihm jedoch, daß nach den seit deren Erscheinung vorzüglich in Deutschland vorgefallenen Bewegungen, welche die ganze Philosophie von Innen und Außen umgestalten zu wollen schienen, dennoch manche philosophische Köpfe eben diese Abhandlungen, wie sie nun einmal wären, nicht ohne einige Frucht lesen dürften; ja er glaube, Manche würden einsehen, daß — wenn unstreitig in der vor etlichen 30 Jahren in Deutschland im Schwunge gewesenen Weise, die speculative und praktische Philosophie zu lehren, sich nicht Weniges befunden habe, was anders gelehrt und vorgetragen werden sollte; wenn ferner hinwieder auch in der seit 20 — 25 Jahren von einem hochgenialen Mann ausgegangenen, wie epidemisch in Deutschland verbreiteten neuen Philosophie viele höchst wahre Lehrsätze und zweckmäßige Ansichten vorhanden seien — nicht der geringste Theil eben dieser letztern bereits von ihm vorgesehen und aufgestellt worden, und zwar mit glücklicher Vermeidung derjenigen Klippen, an welchen sehr berühmte Männer angestoßen seien, sowie der von Stacheln strotzenden Dornsträuche, womit man die nackte und klare Wahrheit zu umzäunen für nöthig erachtet habe.

Ja die Liebe zur Philosophie und zur praktischen Anwendung derselben waltete so sehr bei Schw. vor, daß, während er sich eben mit voller Thätigkeit den philologischen Arbeiten überließ, er für das Gymnasium eine Art kleiner Encyklopädie unter dem Titel: „Deutsches Lesebuch", herausgab, worin er von dem menschlichen Körper, der menschlichen Seele, von Gott, von den Himmelskörpern und dem Weltall, von der Erde und der Atmosphäre, den drei Reichen der Natur und von der Geschichte des Menschengeschlechts handelte. Alles ist hier der jugendlichen Fassungskraft angepaßt und auf die einfachste, faßlichste Weise vorgetragen. Seine philosophischen Ansichten und Methode walten jedoch so vollkommen darin ob, daß er eine lateinische Uebersetzung des Abschnitts über die menschliche Seele: „De mente humana", in die eben gedachte Sammlung seiner „Opuscula academica" einrückte.

Man darf nicht zweifeln, daß, wenn Schw. seine ganze Denk- und Thatkraft auf Philosophie gewandt hätte, er mehr als Gewöhnliches würde geleistet haben; doch dürfte er vielleicht eine gewisse Abgeschlossenheit in einem übrigens wohlüberdachten und vielfach praktischen System nicht ver-

mieden haben. Auf der andern Seite trug er unverkennbar die Anlagen zur Sprachforschung in sich; nicht nur strebte er überall selbst nach richtiger, dem Geist einer jeden der ihm bekannten Sprachen gemäßer Anwendung derselben in Rede und Schrift, sondern er hatte auch ein sehr feines Gehör für richtige Aussprache, auf die er in seinen Umgebungen jederzeit sehr hielt; die etymologischen Sprachforschungen drangen sich ihm gleichfalls fast unwillkürlich, doch ohne Pedanterie auf. Der Gang seiner Erziehung, verbunden mit dem Beispiel seines Vaters, dessen mit Glück auf die orientalischen Sprachen verwandten Fleißes er selbst in dessen Biographie gedenkt; das vorherrschende Ziel seiner Reisen, wo sich überall die philologischen Studien in erster Linie zeigen: Alles vereinte sich, ihn vorzüglich für diese Studien zu eignen. So verkannte doch wol der akademische Senat Schw.'s eigentlichen Beruf nicht, als er ihm den Lehrstuhl der Philologie übertrug, und wahrlich der Erfolg entsprach dieser Entscheidung.

Bei Schw.'s Thätigkeit und gelehrter Ausbildung ließ sich leicht erwarten, daß er sich nicht auf den akademischen Localunterricht beschränken, sondern auch einem größern Publicum nützlich zu werden sich bestreben würde. Die schon erwähnte Verbindung mit Brunck ward ihm dazu die nächste Veranlassung. Aus dessen philologischem Vorrathe gab er zuerst zum Behuf seiner Vorlesungen einige griechische Tragödien mit kritischen Noten in niedlichem Druck heraus; nämlich: „Sophoclis Electra et Euripidis Andromache, ex optimis exemplaribus emendata“ (Strasburg, 1779), und in demselben Jahre einen andern Band: „Sophoclis Oedipus tyrannus et Euripidis Orestes“.

Eben jetzt gedachte Samuel Musgrave, Doctor der Arzneiwissenschaft zu London, der jede Muße, die er seinen ärztlichen Pflichten abgewinnen konnte, der griechischen Literatur widmete, nat Beendigung seiner trefflichen Ausgabe des Euripides sich mich einer neuen, sorgfältigen Ausgabe der römischen Geschichte Appian's aus Alexandrien zu beschäftigen, um diesen unverdienterweise fast ganz vernachlässigten Schriftsteller bei den Gelehrten in besseres Ansehn zu bringen. Zu dem Behuf schrieb er an Brunck, um durch dessen Vermittelung eine Vergleichung der vorzüglich scheinenden Handschrift zu Augsburg, wonach David Höschel Appian's römisch-illyrische Geschichte herausgegeben hatte, zu erhalten. Brunck besprach sich darüber mit Schw., der willig seine Mitwirkung zusagte. Ihm gelang es auch durch seine Freunde Hörner und Mer-

tens sich diese treffliche Handschrift zu verschaffen, die er sogleich mit seinem Exemplar der Ausgabe von Heinrich Stephanus zu vergleichen anfing.

Bei dieser Arbeit wurde in Schw. ein doppeltes Gefühl rege: zuerst das Behagen an der edeln, klaren Einfachheit des Styls, mit hohem Ernst glücklich gepaart; sodann das Erstaunen über die Entstellung des Werks in allen vorhandenen Ausgaben. Auch überzeugte er sich, daß die augsburger Handschrift allerdings die Mittel zur Verbesserung vieler der verdorbensten Stellen darböte, viele andere aber sich durch eine in kritischen Arbeiten geübte Hand leicht und genügend herstellen ließen. Voll Freude schrieb er dies an Musgrave, mit Beifügung mehrer Belege für die mit Recht auf die augsburger Handschrift gesetzten Hoffnungen. Zugleich schilderte er demselben den Genuß, den ihm dieser Schriftsteller in der unverfälschten Handschrift gewährt habe, was ihm, wenn die bezweckte Ausgabe nicht in so vorzüglichen Händen sich befände, wol selbst die Lust, sich damit zu befassen, eingeflößt hätte. Musgrave dankte Schw. für die ihm zu Liebe unternommene Bemühung, mit dem Beifügen, er habe bis zum Augenblick, da er an Brunck geschrieben, an die Ausgabe des Appian nur wie an eine entfernte Sache gedacht und erst Weniges dafür vorbereitet; seitdem aber habe ihn ein zugestoßenes Uebel an die kurze Dauer des menschlichen Lebens erinnert und verbiete ihm jedes weitaussehende Unternehmen; deswegen freue es ihn sehr, wenn Schw. die Vormundschaft über den verlassenen Schriftsteller übernehmen wolle. Er munterte ihn auf, ehestens Hand ans Werk zu legen, und bot ihm das Wenige, was er zum Appian angemerkt hatte, zum unbedingten Gebrauch an.

Die Aussicht, sich durch Musgrave's Rath und Vorarbeit unterstützt zu sehen, bestimmte Schw. um so zuversichtlicher sich diesem gelehrten Unternehmen zu unterziehen. Er theilte Musgrave ungesäumt seinen Entschluß mit, indem er sich angelegentlich die angebotenen Vorarbeiten sowie überhaupt seinen Rath über die angemessenste Weise, zu Werke zu schreiten, erbat. Allein statt einer Antwort traf die Nachricht von Musgrave's Tod ein, und so sah sich Schw. des so sehr erwünschten Raths des trefflichen Gelehrten beraubt, und auch die versprochenen Vorarbeiten schienen unwiederbringlich verloren, denn Tyrwhitt, Musgrave's Freund und Testamentsvollzieher, antwortete auf Schw.'s Nachfrage wegen derselben, alle von Musgrave's Hand geschriebenen Blätter, wenige in seinem Testamente bezeichnete ausgenommen, worunter

keine den Appian beträfen, seien seinem ausdrücklichen Willen gemäß kurz nach seinem Tode verbrannt worden.

Fast zwei Jahre später erst ward Schw. von unbekannter Hand das Exemplar von Karl Stephanus' Ausgabe des Appian, welches Musgrave gehört hatte, zugestellt, am Rand mit seinen eigenhändigen Anmerkungen ausgestattet; einige beiliegende Blätter enthielten seine kritischen Verbesserungen zu den in dieser Ausgabe nicht begriffenen drei Büchern der Geschichte der in Spanien, Illyrien und mit Hannibal geführten Kriege; endlich lag ein von Musgrave mit zitternder Hand (vom 26. Juli 1780) wenige Tage vor seinem Tode an Schw. geschriebenes Briefchen dabei, wodurch er ihm dieses Geschenk zuwandte. Schw. zweifelte nicht, das Buch müsse ihm durch Tyrwhitt zugekommen sein und drückte ihm dafür öffentlich seinen Dank in der Vorrede zum Appian (Bd. III, Th. 1, S. xx) aus. Allein Tyrwhitt schrieb nachher an Schw., daß diese Gabe nicht durch seine Hände gegangen sei. Es schien somit, der Käufer des Exemplars müsse es sich, durch das vorgefundene Briefchen von Musgrave's Willen belehrt, zur Pflicht gemacht haben, diesen aufs uneigennützigste zu erfüllten, wie sich Schw. in der Anmerkung zu der 1806 veranstalteten Sammlung seiner „Opuscula academica" (Th. II, S. 6) hierüber äußert.

Sobald Musgrave die zu veranstaltende Ausgabe Schw. überlassen hatte, bestrebte sich dieser, alle möglichen Hülfsmittel zur würdigen Ausführung seines Unternehmens zu vereinigen; und je schmerzlicher ihm die Entbehrung von Musgrave's Rath und der anscheinende Verlust seiner Vorarbeiten fiel, je mehr wandte er die Energie seines Geistes, die unbedingte Thätigkeit, die in seiner Handlungsweise lag, auf die Erreichung seines Ziels.

Der Gebrauch der erwähnten augsburger Handschrift ward ihm bis zur Vollendung der ganzen Ausgabe gestattet; ebenso wurden ihm drei Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris zum beliebigen Gebrauch anvertraut. Zu demselben Behuf verglich Bandini die zu Florenz befindlichen Handschriften, sowol aus eigner Zuvorkommenheit als auf die Empfehlung des französischen Ministers Vergennes, dessen Theilnahme für Schw. der damalige den Wissenschaften sehr ergebene königl. Prätor Gérard zu Strasburg in Anspruch genommen hatte. Der Verwendung desselben Ministers bedurfte es, um einige Schwierigkeiten, die der Benutzung der vaticanischen Handschriften im Wege standen wegzuräumen, worauf der gelehrte Spaletti selbst die wesentlichsten für Schw.

verglich. Einige andere verglich für ihn Andreas Birch von Kopenhagen, dem Heyne die Sache empfahl. Ueber die zwei in Venedig befindlichen Handschriften gab ihm Villoison die erste Auskunft; die eine, die am meisten mit der augsburger übereinstimmt, verglich für ihn Bleſſing von Ulm, dem es ſein Lehrer, Prof. Schnurrer, ans Herz legte. Der gelehrte Wyttenbach theilte ihm die Vergleichung der amſterdamer Handſchrift mit; Aloys Baron von Locella ſchrieb ſelbſt für ihn die zwei Handſchriften von: **Georgii Gemisti s. Plethonis excerpta ex Syriaca Appiani historia**, ab; das einzige Hierhergehörige, was die Bibliothek zu Wien enthielt. Eine bairiſche Handſchrift: „**De legationibus variarum gentium ad Romanos**“, wichtige Bruchſtücke aus dem Appian, beſonders zum Buch römiſcher Geſchichte enthaltend, ließ ihn der Kurfürſt Karl Theodor zur Benutzung einhändigen, ebenſo der Magiſtrat von Breslau, auf die Verwendung des daſigen Geiſtlichen Hieronymus Scholtz, eine dortige Handſchrift. Endlich lieh ihm der däniſche Geheimerath Suhm Reiske's eigenhändige **animadversiones in Appianum**, deren Beſitzer er war. Auch die alten lateiniſchen Ueberſetzungen benutzte Schw. ſorgfältig; ja aus der älteſten, äußerſt mangelhaften des Candidus, der aber doch eine hier und da ſehr ſchätzbare Handſchrift vor ſich mußte gehabt haben, wußte er eben aus vom Ueberſetzer ganz misverſtandenen und daher dunkel und verſchroben gegebenen Stellen den griechiſchen Satz wieder herauszuleſen.

Mit dieſen Hülfsmitteln ausgeſtattet, trachtete Schw. fürs erſte, Alles zu ſammeln, was vom Appian noch vorhanden war. So gelang es ihm, das Buch illyriſcher Geſchichte ganz zu geben und in der karthaginenſiſchen Geſchichte eine bedeutende Lücke auszufüllen. Er reihte die Bücher wieder in die vom Verfaſſer ſelbſt gewählte Ordnung, ſowol in Rückſicht der noch vollſtändig vorhandenen als derjenigen, von denen nur Fragmente übrig ſind, welche er ſämmtlich ſeiner Ausgabe einverleibte. Das Buch parthiſcher Geſchichte, welches hauptſächlich bisher Appian als einen ſchalen Compilator hatte verſchreien machen, erkannte Schw. für ein ihm ganz fremdes geiſt- und geſchmackloſes aus Plutarch zuſammengeſtoppeltes Machwerk, das er daher von Appian's echten Werken trennte und blos in einem Anhang folgen ließ.

Ein zweites Augenmerk war, den Text möglichſt von Schlacken zu reinigen und ſo viel als möglich herzuſtellen. Aus den verſchiedenen Lesarten der Handſchriften wählte alſo

Schw. die nach scharfer Prüfung wahrscheinlichsten, dem Geist und der Schreibart des Verfassers angemessensten, ließ aber jedes Mal sowol die in den frühern Ausgaben angenommenen als auch die in andern Handschriften vorfindlichen Abweichungen, wenn sie nur irgend Aufmerksamkeit verdienten, unterhalb des Textes beidrucken. So viel es der Raum gestattete, bezeichnete er auch die Handschriften, auf welche sich seine Wahl stützte; hauptsächlich gab er immer die Gründe derselben an. Wo alle zu Rathe gezogenen Handschriften nicht hinreichten, eine mangelhaft scheinende Stelle mit Zuverlässigkeit herzustellen, behielt er im Texte die gewöhnlich angenommene Lesart bei, fügte aber die von ihm oder einem andern Gelehrten vorgeschlagene, auf Muthmaßung beruhende Verbesserung in einer Anmerkung unter dem Text kurz hinzu; weitläufigere Erörterungen gab er in dem am Ende beigedruckten Anmerkungen. Nur wo eine Stelle des Textes erwiesen unrichtig war, und irgend eine Verbesserung bis zur Evidenz richtig schien, nahm er diese selbst in den Text auf, ermangelte aber niemals in der Anmerkung unter dem Text die Lesarten der Handschriften und frühern Ausgaben beizufügen und die Sache in einer Schlußanmerkung zu besprechen. Fand er im Verfolg der Arbeit, daß ihn der Schein betrogen, so eilte er, ebenfalls in den Schlußanmerkungen seinen Irrthum zu bekennen und seine frühere Meinung zu berichtigen.

So verband Schw. die strengste Gewissenhaftigkeit, Behutsamkeit (hierin vortheilhaft von der zu großen Kühnheit Brunck's abweichend) und Bescheidenheit mit der durch seine ganze gelehrte Bildung erworbenen Sprachkenntniß, mit seinen vielseitigen übrigen Kenntnissen, mit einem angeborenen Scharfsinn und Untersuchungsgeist und der seltensten Beharrlichkeit und Thätigkeit. Auch krönte der Erfolg sein Werk; die Gediegenheit seiner innerhalb fünf Jahren vollendeten Leistung ward allgemein anerkannt und wies ihm sofort seine Stelle in der ersten Reihe der Philologen an. Dieselben Grundsätze befolgte er bei allen seinen nachherigen Ausgaben, nur daß ihm die Uebung noch mehr Fertigkeit und Sicherheit gab, und seine eindringende Sprachkenntniß durch die Arbeit selbst immer noch zunahm.

Er begleitete die Ausgabe mit einer sorgfältigen lateinischen Uebersetzung, wobei er die besten frühern, vorzüglich die von Gelenius zum Grunde gelegte, doch überall, um Einklang in den Styl zu bringen, mit angemessener Ueberarbeitung. Die „Ecloga de legationibus“ übersetzte er zum ersten Mal.

Zwei akademische Thesen: „Exercitationes in Appiani Alexandrini Romanas historias“ und „De impressis ac manuscriptis historiarum Appiani codicibus“ (Strasburg, 1781), gingen der Ausgabe voran. Sie enthielten die Resultate der bis dahin über den Schriftsteller selbst, die vorhandenen Handschriften und die bisherigen Ausgaben gemachten Forschungen und foderten das Gutachten und die Bemerkungen der Gelehrten zum Besten des Unternehmens auf.

Die hochachtbare Buchhandlung: Weidmann's Erben und Reich, übernahm die Ausgabe Schw.'s Verhältnisse mit derselben waren die angenehmsten. Den trefflichen Reich nennt er optimum dilectissimumque (Th. III, S. xxxv); Reich dagegen, in einem Schreiben, worin es sich um die nachher unternommene Ausgabe des Polybius handelte, antwortete in folgenden Worten auf einige über deren Erfolg von Schw. geäußerte Zweifel: „Mit einem Manne, wie Sie sind, setzt der Rechtschaffene seinen Weg gern fort, unbekümmert, ob die Reise mit Gewinn oder Verlust geendet werden möchte! Das Vergnügen Ihres Umganges und das Gefühl Ihrer Freundschaft hält ihn schadlos“ (Leipzig, den 21. Sept. 1785).

Ermuntert durch die günstige Aufnahme seines Appian hatte Schw. seine Blicke auf Herodian gerichtet, verließ aber die begonnenen Vorarbeiten, um seinen ganzen Fleiß dem Polybius zuzuwenden, in dessen Rücksicht Heyne („Götting. gel. Anz.“, 1783, S. 114 und 1138) das Bedürfniß einer ähnlichen Ausgabe wie die eben von Appian erschienene aussprach.

Hier hatte Schw. bereits die von Isaak Casaubonus mit kritischer Sachkunde veranstaltete Ausgabe vor sich (Paris, 1609, und, vermittelst Buchhändlerübereinkunft, derselbe pariser Abdruck mit einem andern Titelblatt, als ob er in der Wechel'schen Officin in Frankfurt erschienen sei, wie Schw. sich überzeugte), von welcher Jakob Gronov noch in den Jünglingsjahren auf den Wunsch der Buchhändler einen neuen Abdruck (Amsterdam, 1670) besorgte, mit den von Valesius nach der Peiresci'schen Handschrift herausgegebenen, viele Fragmente aus Polybius enthaltenden Eclogis de virtutibus et vitiis vermehrt und mit seiner Vorgänger und seinen eignen Anmerkungen versehen; Gronov fühlte aber hierbei die Nothwendigkeit einer nach den Handschriften und frühern Ausgaben kritisch revidirten Ausgabe, die er selbst veranstalten wollte, und zu der er auf seinen Reisen einen

reichen Apparat zu Stande brachte. Auch die leipziger Ausgabe, die Joh. Aug. Ernesti's Namen an der Stirne trägt, ist, was den griechischen Text betrifft, nur wieder ein Abdruck der Gronov'schen, sowie die fast zu gleicher Zeit mit der von Schw. zu Oxford erschienene nur ein Abdruck der Ernesti'schen ist. Aber eben Ernesti hatte in seiner gelehrten Vorrede die Nothwendigkeit einer kritischen Durchsicht am treffendsten erwiesen.

So viel namentlich Casaubonus durchgängig Seite für Seite zur Herstellung des Textes geleistet, so blieb doch eine Menge lückenhafter oder fehlerhafter Stellen, die sich aus bessern Handschriften oder nach Conjecturen verbessern ließen; ja mehre, wie vorzüglich Reiske erwiesen, die durch frühere Ausgaben richtiger gegeben waren, hatte Casaubonus mit Unrecht abgeändert. Vorzüglich aber bedauerte man, daß dieser Kritiker in seiner Ausgabe nicht anzeigte, welche Stellen er nach Handschriften gegeben, und welche, wie gar häufig der Fall ist, er nach seiner Muthmaßung abgeändert habe.

Schw. hatte daher bei seinem Bestreben, den ursprünglichen Text herzustellen, noch die besondere Aufgabe, die Stellen zu erkennen, die Casaubonus nach seinen Conjecturen verändert, welches ihm jedoch durch den Umstand, daß es ihm glückte, sowol die von demselben als auch die von den frühern Herausgebern benutzten Handschriften selbst wieder vergleichen zu können, erleichtert ward.

Denn abermals ruhte Schw. nicht, bis ihm alle Quellen flossen. Die bairische Handschrift, dieselbe, welche, wie sich Schw. überzeugte, der editio princeps von Obsopöus (deren erhebliche Verdienste Schw. vielfach würdigte, und die Casaubonus zu viel vernachlässigte) zu Grunde lag, ward ihm auf mehre Monate anvertraut; und die augsburger, welche bei der basler oder Hervag'schen Ausgabe gedient, gestattete ihm der dasige Stadtrath zu unbeschränkter Benutzung. Durch Vermittelung seines Freundes Brunck erhielt er alle drei pariser Handschriften, wovon Casaubonus eigentlich nur eine einzige ausschließlich bei seiner Ausgabe benutzte. Die vaticanische, die älteste von allen, verglich Spaletti aufs sorgfältigste für Schw.; diese Handschrift dürfte aus dem elften Jahrhundert sein und zeigte sich fast überall vorzüglich; leider hat sie aber die Lücke im Anfange des ersten Buchs wie die andern, nur ist in ihr an dieser Stelle ein leerer Raum gelassen. Auch die vaticanische Handschrift, die die Excerpte aus dem Polybius enthält, verglich ihm Spaletti. Ganz vorzüglich kam noch Schw. Gronov's er-

wähnter Apparat zu ſtatten, den der berühmte Ruhnken aufgefunden und der leidener Bibliothek zugewandt hatte, nun aber Schw. mittheilen ließ; eben da fand er die Varianten der florentiner Handſchriften.

Endlich überzeugte ſich auch Schw., daß ſchon Suidas zu ſeinem Lexikon nicht den vollſtändigen Text des Polybius, ſondern nur die von Conſtantinus Porphyrogenetes veranſtalteten Auszüge vor Augen gehabt habe. Die Vergleichung der ältern Ausgabe mit Caſaubonus' hatte ſein Freund und vormaliger Zögling, der gelehrte Dahler, für ihn vorbereitet.

Schw. nahm bei der gegenwärtigen Ausgabe mit mehr Entſchiedenheit als bei Appian alle diejenigen Verbeſſerungen in den Text auf, die ſich aus den bewährteſten Lesarten der Handſchriften ergaben, ſowie die nach allen kritiſchen Regeln als wahrhaft zu erachtenden Conjecturen; unter dem Text fügte er alle abweichenden Lesarten der Handſchriften bei und diejenigen von Andern angenommenen oder vorgeſchlagenen Conjecturalverbeſſerungen, über deren Vorzüglichkeit noch ein Zweifel obwaltete. Die Rechenſchaft über alle andere Verbeſſerungen verwies er in die am Schluſſe beigefügten Commentare und Anmerkungen. Mit nicht minderm Beifall empfing die gelehrte Welt dieſe, ebenfalls zu Leipzig bei Weidmann's Erben und Reich in 9 Theilen 1789—95 erſchienene Ausgabe.

Während Schw. mit dieſem Werk beſchäftigt war (die Vorrede im erſten Bande iſt vom März 1789), brach die franzöſiſche Revolution aus. Die leuchtenden Grundſätze, die dieſer unermeßlichen Begebenheit zum Grunde lagen, der Uebergang eines großen Volks aus den Banden einer willkürlichen Regierung und Geiſtesſklaverei zu einer auf Geſetze gegründeten Verfaſſung und angemeſſenen Denk- und Glaubensfreiheit mußte den mit den Vorbildern des claſſiſchen Alterthums genährten Geiſt innig ergreifen; die Mäßigung, die überhaupt Anfangs ſelbſt in den Volksbewegungen nicht zu verkennen war, die ſeltene Entfaltung der glänzenden Talente, die ſich bei der conſtituirenden Verſammlung vereinigt befanden, Alles mußte Schw. zu einem warmen Freunde einer ſich in ſo ſchöner Geſtalt ankündigenden Staatsveränderung ſtempeln; faſt noch in höherm Maße fand ſich die Phantaſie ſeiner geiſtreichen Frau angeregt. Dieſelben Geſinnungen hegte in ganzer Fülle Schw.'s Freund und Geiſtesverwandter Brunck; ja ſie waren allen hellen Köpfen gemein, wo nicht Privatabſichten und Rückſichten im Wege ſtanden. Schw. griff auch hier mit ſeiner ganzen Regſamkeit und Energie ein; wo er zur

Beförderung der wohlthätigen Neuerungen durch eigne That oder durch Aufmunterung Anderer wirksam sein konnte, war er nicht müßig. Das Zutrauen seiner Mitbürger rief ihn in den Gemeinderath.

Als im Jahre 1792 der Krieg ausbrach, ermunterte er selbst seinen ältesten Sohn Gottfried Schw., der seitdem in der gelehrten Welt ruhmvoll bekannt geworden, sich in die Reihen der Krieger zu stellen. Sobald aber der herrliche Gang der Staatsveränderung, durch den Unsinn theoretischer Schwärmer, durch die aufgerüttelten Volkshefen, durch die geheimen Agenten der in Verwirrung und Uebertreibung ihren Vortheil findenden Revolutionsfeinde getrübt, auf Irrwege geleitet ward, sah man Schw. in dem Bunde der gemäßigten Freiheitsfreunde, der Vertheidiger der Constitution von 1791 und des constitutionnellen Königs. In den Sectionen, in welchen die rechtlichen Einwohner sich im Gegensatz des Jakobinerclubs und zum Widerstand gegen denselben vereinten, stand Schw. mit unerschütterlicher Kraft. So wurde er auch bei dem höllischen Triumph der Anarchisten ins Gefängniß geworfen; doch gelang es der Gewandtheit seiner Gattin, das Gefängniß in ein Exil ins Innere in einer gewissen Entfernung von der Grenze zu verwandeln. Er fand für sich und seine Familie einen gemüthlichen und ruhigen Zufluchtsort in dem angenehmen Städtchen Bacarat in Lothringen, einige Stunden von Luneville. Hier fuhr er mit philosophischem Gleichmuth fort an seinem Polybius zu arbeiten, oft bis tief in die Nacht beschäftigt: eine Arbeit, die bei der Unterbrechung aller Einnahme und der Vermögenszerrüttung durch das Papiergeld für den Unterhalt einer zahlreichen Familie ein dringendes Bedürfniß geworden. Wie konnten aber bei einem aus Strasburg verwiesenen Verdächtigen diese nächtlichen Arbeiten etwas Anderes sein als gefährlicher Briefwechsel mit den Aristokraten, ja mit dem Feinde? So lautete die beim Comité de surveillance révolutionnaire eingegangene Bezüchtigung.

In demselben Augenblick traf ein Schreiben des allmächtigen Wohlfahrtsausschusses oder gar des Präsidenten und Secretairs des Convents selbst ein, worin ihm für die demselben eben übersandten, bis dahin erschienenen Bände des Polybius ehrenvoll gedankt ward.

Dieser Brief ward zuerst bei dem Revolutionscomité eröffnet. Eilig ließ ihn der ihm wohlwollende Maire dahinberufen; alle Anwesenden wünschten ihm zu dem hohen Beifall mit dem Geständniß Glück, daß ohne diese factische Erläuterung über seine nächtlichen Arbeiten seine Verhaftung,

als eines Staatsverräthers, unmittelbar erfolgt wäre. Bald darauf redete ihn der arme Tagelöhner, den sein patriotisches Gewissen zur Angabe getrieben hatte, an, bat ihn um Verzeihung und versicherte ihm, daß er forthin solche Arbeiten fürs Vaterland bis zum anbrechenden Morgen ungestört, so viel er wolle, fortsetzen könne.

Bald nach Robespierre's Sturz im Jahr 1794 kehrte Schw. in seine Vaterstadt zurück.

Da das Lexikon des Suidas zahlreiche Stellen aus dem Appian und Polybius anführt und erläutert, so fand Schw. im Laufe seiner Arbeit, während welcher es ihm beständig zur Seite lag, Gelegenheit, eine Menge Stellen dieses reichhaltigen, aber von den Abschreibern sehr verunstalteten Werks zu verbessern und zu erklären. Zwei Fascikeln solcher Verbesserungen und Anmerkungen erschienen 1789 in Gestalt akademischer Dissertationen; einige Exemplare wurden unter dem bloßen Titel: „Emendationes et observationes in Suidam", ins Ausland verschickt. Beide Fascikeln, mit einem dritten vermehrt,, sind in den mehr erwähnten Opusculis academicis, Th. 2, abgedruckt.

Kaum war ein so umfassendes Werk wie die Ausgabe des Polybius vollendet, so sah sich Schw. nach einer neuen Unternehmung um. Seine Wahl fiel auf Epiktet, dessen Lehren, wie sie Arrian aus dem Munde seines Meisters rein und ohne Zweifel mit dessen Zustimmung aufgefaßt, Schw. von Jugend auf so lebhaft angezogen, und die er sich so ganz zu eigen gemacht.

So verbreitet Epiktet's „Enchiridion" ist, so selten sah Schw. die „Diatriben" in den Händen nicht nur der Studirenden, sondern selbst der Lehrer der Philosophie, ob sie gleich dem „Enchiridion" zum unentbehrlichen Commentar dienen. Denn gibt dieses gleich die Quintessenz, so scheinen in seinem Lakonismus viele Sätze gar zu schroff und abschreckend, die, durch die „Diatriben" erläutert, sich humaner und praktischer gestalten. Dem aus dem Mangel einer neuern, leicht zugänglichen Ausgabe hergeholten Vorwand dieser Vernachlässigung wollte Schw. begegnen, obgleich er einen tiefern Grund derselben in der Unbehaglichkeit einer so strengen Moral, wie die des Epiktet ist, vermuthete.

Upton's treffliche, zu London 1741 erschienene Ausgabe, die Englands Grenzen wol nur selten überschritt, ward zum Grunde gelegt; doch abermals mit gründlicher Benutzung aller möglichen Hülfsmittel, um höhere Vollendung zu erstreben. Alle vorhandenen Ausgaben, die Schw. sich verschaffen

konnte, wurden mit größter Sorgfalt verglichen. Von den „Diatriben" verglich er sieben (es fehlte ihm eine in Salamanca gedruckte), die alle zugleich das „Enchiridion" enthalten; die Menge der Ausgaben des letztern ist so groß, daß Schw. sie stammweise aufzählt.

Durch Villebrune's drei Ausgaben des „Enchiridion" (Paris, 1782, 83 und 95) wurde Schw. auf die von den zahlreichen pariser Handschriften zu hoffende Ausbeute aufmerksam gemacht, zugleich aber von der Nothwendigkeit überzeugt, dieselben aufs Neue zu erforschen. Denn verbesserte auch Villebrune hier und da etwas aus so reichen Quellen, so zeigte sich im Ganzen, daß er die Lesarten wie von ungefähr aufgegriffen, ohne sich über den Grund des Vorzugs Rechenschaft zu geben, sodaß man ungewiß bleibt, ob er aus eigner Unwissenheit, ja aus vollkommener Unkunde aller Obliegenheiten des Kritikers gehandelt, oder ob er sich über den Leser lustig machen gewollt und ihm nur die Scherben des Topfes, worin er seinen Schatz gefunden, hinzuwerfen für gut gefunden habe.

Schw. ward nun eine der pariser Handschriften zur Selbstansicht anvertraut, zu welcher noch eine aus der strasburger Bibliothek kam. Hingegen sandte er seinen ältesten Sohn Gottfried nach Paris, dessen frühzeitige Talente der Leitung eines solchen Führers, wie sein Vater war, in vollem Maße entsprachen, ungeachtet der militairischen Unterbrechung, die das Vaterland geboten. Von den Bibliothekaren Laporte-Dutheil und Millin aufs freundschaftlichste aufgenommen und unterstützt, vollbrachte er die Aufgabe zur höchsten Zufriedenheit seines Vaters und Lehrers.

Die pariser Handschrift, welche Schw. selbst verglich, obgleich erst im sechzehnten Jahrhundert und zwar sehr elegant, aber äußerst fehlerhaft geschrieben, erwies sich dennoch als einer sehr alten vorzüglichen Urschrift entnommen; ja er entdeckte darin die Ergänzung einer wesentlichen Stelle (Cap. 31, S. 156, in Heinsius' Ausgabe) von Simplicius' Commentar des „Enchiridion", die bis dahin nicht nur lückenhaft war, sondern sogar einen Widersinn gab. Sie handelt von den Verhältnissen des Philosophen zum Staat. Es wird bemerkt, daß in einer wohlgeordneten Staatsverfassung der Philosoph sich zu den wichtigsten Aemtern eigne und sie mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit verwalten werde, wie sich an Xenophon erwiesen habe; unter einer verdorbenen Regierung hingegen werde er sich aller öffentlichen Geschäfte entschlagen, um nicht der Schlechtigkeit huldigen zu müssen; ja er werde,

wenn es noth thut, sich aus einem solchen Staat entfernen. Schw. sandte diese Stelle seinem Sohne nach Paris, der sie ins Französische übersetzte und, mit einer Notiz begleitet, im Nationalinstitut vorlas. Da damals die Emigration in Frankreich noch mit der Todesstrafe und Güterconfiscirung verpönt war, die Regierung auch noch nicht dafür galt, von uneigennütziger Tugend beseelt zu sein, so contrastirten die Grundsätze des alten Philosophen mit den Meinungen des Tages, und die pikante Stelle machte nicht wenig Aufsehen.*)

Ueberhaupt wurden neun pariser Handschriften verglichen, deren sechs zugleich Simplicius' Commentar enthalten und drei auch die „Diatriben"; neben diesen neun eine zehnte, mit dem von Nilus dem Ascetiker zum Behuf der Christen eingerichteten „Enchiridion", ferner vier andere mit einer christlichen Paraphrase des „Enchiridion", welche beide Bearbeitungen gar manche richtige Lesarten des Urtextes aufbewahren, wie es auch mit Simplicius' Commentar der Fall ist. Die Lesarten der in Italien vorfindlichen Handschriften gibt Upton selbst; auch unter diesen traf er eine Auswahl.

Die Gesammtausgabe, wieder von der Weidmann'schen Buchhandlung übernommen, besteht in 5 Theilen, die 1799—1800 erschienen. Der erste Theil enthält den von Schw. kritisch verbesserten Text der „Diatriben" mit der von ihm gleichfalls neu überarbeiteten lateinischen Uebersetzung; der zweite (in 2 Bänden) Upton's und früherer Gelehrten von Schw. beträchtlich vermehrte Anmerkungen; der dritte das „Enchiridion", nach Upton abgedruckt, wie auch die lateinische Uebersetzung und unter dem Text die von Schw. vorgezogenen Lesarten (die in der besondern, sogleich zu erwähnenden Ausgabe in den Text aufgenommen sind), ferner die Epiktet'schen Fragmente und endlich den von Schw. beträchtlich vermehrten Index graecitatis etc.; der vierte Simplicius' Commentar zum „Enchiridion"; der fünfte die christliche Paraphrase mit Meric Casaubonus' lat. Uebersetzung, Nilus' „Enchiridion", Anmerkungen zu Simplicius.

Noch vor dieser Gesammtausgabe ließ er eine besondere Ausgabe des „Enchiridion" (nämlichen Formats) erscheinen, in welcher die von ihm vorgezogenen Lesarten in den Text eingerückt, und alle erheblichen Varianten der Handschriften und

*) Die Notiz befindet sich in den „Mémoires de l'institut" (an IV, Thl. I, S. 470) und in Millin's „Magasin encyclopédique" desselben Jahres.

frühern Ausgaben, aber systematisch und kritisch beleuchtet, unten beigedruckt sind. Die lateinische Uebersetzung steht dem griechischen Text gegenüber. Dem Wunsche der Verleger zufolge fügte er auch Cebes' Tafel bei. Er wollte sie Anfangs nur nach der glasgower Ausgabe, der die Gronov'sche zum Grunde liegt, abdrucken lassen; da er jedoch der Gronov'schen Ausgabe, der er ermangelt hatte, noch habhaft wurde, als welche die Lesarten dreier pariser Handschriften angibt, so verbesserte er den Text nicht nur vermittelst dieser Beihülfe, sondern der würdige Dutheil verglich in der Handschrift selbst zweifelhafte Stellen und schickte ihm die Lesarten einer vierten. Endlich benutzte er die Varianten einer trefflichen Handschrift, die Meibomius ausgezogen, und Reland im Anhang der sonst nicht ausgezeichneten Meibom'schen Ausgabe, worin diese Lesarten nicht benutzt sind, beidrucken ließ. Zu gleicher Zeit ließ Schw. zwei Ausgaben in Duodez erscheinen, die eine nur den griechischen Text enthaltend, die andere mit beigefügter lateinischer Uebersetzung.

Nicht sobald hatten sich übrigens Schw. und einige seiner Collegen, von denen einige geflüchtet, andere eingekerkert gewesen, wieder in Strasburg zusammengefunden, als sie die durch ihr Alter noch vom Kriegsdienste freien Jünglinge um sich versammelten und Lehrvorträge eröffneten. Weder die erlittenen Drangsale und die fortwährend wogende Revolution, noch die Vermögenszerrüttung der meisten jener Professoren, veranlaßt durch das Papiergeld, die Revolutionstaxen und die Stockung fast aller Einkünfte, welche die Dotation der protestantischen Universität bildeten, deren Lage selbst mehr als schwankend war, vermochten ihren Eifer zu hemmen. Sie ernteten den schönen Lohn, daß die meisten dieser Jünglinge, diese Aufopferung ihrer Lehrer erkennend, auch ihre Kräfte verdoppelten, sodaß eben aus diesem kleinen Zirkel mehre ausgezeichnete Gelehrte und Geschäftsmänner hervorgingen, mit Glück eine empfindliche Lücke ausfüllend, die der Revolutionssturm der unmittelbar vorhergehenden Generation in Strasburg verursacht.

Doch vom Staat aus begann endlich wieder für wissenschaftliche Bildung ein freundlicher Stern zu leuchten. Durch das Gesetz des Nationalconvents vom 25. Oktober 1795 (3. Brumaire IV) über den öffentlichen Unterricht ward unter Anderm für jedes Departement eine Centralschule errichtet, die, über den Secundarunterricht hinausreichend, einen ziemlich vollständigen Uebergang zu den Fachstudien gewährte. Die zu Strasburg, die bald in Activität trat,

zeichnete sich vorzüglich durch die Anstellung mehrer Professoren der protestantischen Universität aus. Schw. ward Professor der alten Sprachen; er bildete hier mehre Zöglinge, die ihm bis ins späte Alter Liebe und Dankbarkeit zollten.

Dasselbe Gesetz bildete auch das Nationalinstitut; Schw. wurde sogleich bei dessen erster Organisation als correspondirendes Mitglied der dritten Classe desselben (Littérature et beaux arts) aufgenommen.

Noch war die Herausgabe des Epiktet nicht ganz vollendet, als sich Schw. die von Athenäus' von Naukratis Werk: „Die gelehrten Tischgesellschafter (deipnosophistae)" unwillkürlich aufdrang: ein so weitläufiges als von Schwierigkeiten strotzendes Unternehmen, da die encyklopädische Beschaffenheit des Werks selbst schon die umfassendste Vielseitigkeit erfoderte. Hier handelt es sich namentlich um alle Theile der Naturgeschichte, um die Aussprüche aller Aerzte über Gebrauch und Kräfte des Lebensmittel, die Denk- und Lebensweise vieler Philosophen und anderer merkwürdiger Männer, die menschlichen Kunstwerke und Erfindungen, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten im Privatleben, besonders der Griechen, und noch eine Menge wissenswürdiger Dinge; endlich gilt es grammatische Untersuchungen und Erklärungen ungewöhnlicher und schwieriger Worte und Redensarten: über alle diese Gegenstände sind unzählige Stellen angeführt, deren viele nur noch aus dieser Ueberlieferung bekannt sind.

Ein ums Jahr 1796 zu Leipzig begonnener und unbeendigt gebliebener Abdruck der Casaubonus'schen Ausgabe hatte eben das Augenmerk der Gelehrten wieder auf Athenäus geleitet. Dies veranlaßte einen bedeutenden pariser Philologen, der seit 30 Jahren seine vorzügliche Aufmerksamkeit dem Athenäus geschenkt, die Sammlung seiner Bemerkungen und Verbesserungen dem damals on der Spitze der zweibrücker Ausgaben alter Classiker *) stehenden Professor Exter durch Schw. zur Herausgabe anzubieten. Allein Exter, der die Stockung des leipziger Unternehmens ahnete, hielt für angemessener, statt sich mit diesem einzelnen Beitrag zu begnügen, eine neue kritische Ausgabe unter Benutzung aller Hülfsmittel, begleitet mit einer neuen lateinischen Uebersetzung und einem vollständigen kritischen Com-

*) Die dazu gehörige Druckerei war einige Zeit vorher nach Straßburg verlegt worden.

mentar, zu veranstalten. Diesen Vorschlag theilte Schw. dem pariser Gelehrten mit, der ihn billigte, jedoch nur ungern Hoffnung gab, sich selbst der Arbeit zu unterziehen. Zugleich übernahm es Gottfried Schw., der eben seine zweite Reise nach Paris antrat, die dasigen Handschriften, die eine neue Ausbeute versprachen, zum Behuf der neuen Ausgabe sorgfältig zu durchforschen. Je glücklicher dieser in Auffindung zweier vorzüglicher Handschriften war, um so unerwarteter lehnte jetzt der pariser Philolog die Herausgabe bestimmt von sich ab, sodaß nun Exter nicht aufhörte in Schw. zu dringen, sich selbst damit zu befassen, bis dieser endlich einwilligte, ob er gleich erst die letzte Hand an den Simplicius gelegt hatte.

Schw. gesteht unbefangen in der Vorrede, daß beiweitem der größere Theil der Gegenstände, die Athenäus behandelt, außer seinem Studienkreis gelegen sei, auch daß er in den griechischen Dichtern, die hier jede Seite füllen, durchaus nicht die Uebung gehabt, die ihm etwa in Ansehung der Historiker und Philosophen zu statten komme. Indessen tröstete er sich mit der Hoffnung auf mehre Stützen, auf die er zählen zu können glaubte; aber sie entgingen ihm unter der Hand.

So hatte er auch auf den Beistand seines bewährten Freundes Brunck gezählt; allein dieser stand jetzt im Greisenalter; die Greuel der Revolution hatten ihn um so härter berührt, je wärmer er ihrem reinen Anfang gehuldigt; auch sein Bücherschatz war beschädigt worden. Der Ueberdruß, womit ihn dies erfüllte, erstreckte sich auch auf das Griechische. Als daher Schw. ihn um sein Gutachten über einige schwierige Stellen anging, bat Brunck diesen: „Wenn er ihn lieb habe, ihn mit Athenäus und jedem andern griechischen Schriftsteller zu verschonen, da er diesem, einst seinem Hochgenuß, auf immer entsagt habe". Ja da Brunck sich zur Veräußerung seiner Bibliothek entschloß, ward solche in ein anderes Local verlegt, wo sie nachher für Schw. so gut als unzugänglich blieb.

Ueber naturhistorische Gegenstände hatte er sich bei seinem Busenfreunde, dem auch in der classischen Literatur trefflich bewanderten Hermann, Raths zu erholen gehofft; diesen entriß ihm der Tod.

Endlich lehnte der pariser Philolog, der selbst dem Unternehmen den Anstoß gegeben, die Mittheilung seiner Sammlungen ab, da dieselben doch nur auf eben den Handschriften beruhten, die Schw. jetzt selbst zu vergleichen im Begriff stehe.

Mußte Schw. dieser gehofften Beihülfe entbehren, so begünstigte ihn andererseits wieder das Glück. So hatte er in Brunck's Bibliothek zwei Exemplare der Casaubonus'schen Ausgabe vorgefunden, deren einem von Brunck's Hand theils aus andern Büchern entnommene, theils auf seinen eignen Einsichten beruhende Anmerkungen am Rande beigefügt waren; dem andern aber Vergleichungen aus einer schätzbaren pariser Handschrift, auf die Schw. durch den französischen Uebersetzer des Athenäus (eben den bei Epiktet erwähnten Villebrune) aufmerksam geworden, und welche die zwei ersten Bücher nach der Epitome und von Hermolaus Barbarus' Hand das dritte bis neunte Buch des vollständigen Textes enthielt. Diese Anmerkungen hatte Schw. in Eile vollständig abgeschrieben. Einige der ihm unentbehrlichen Bücher, die er sich hier nicht verschaffen konnte, erhielt er durch Heyne von der göttinger Bibliothek, andere aus Paris. Mehre schätzbare Anmerkungen theilte ihm Laporte-Dutheil mit, andere der rühmlich bekannte Neugrieche Korais.

Vorzüglich aber leuchtete ein günstiger Stern den Bemühungen seines Sohnes auf der pariser Bibliothek. Denn außer der eben erwähnten Handschrift fand dieser fürs erste eine sehr gute, die ganze Epitome enthaltende, ehemals in Sedan befindliche Handschrift, die Schw. äußerst gewünscht, da diese Epitome auf eine viel zweckmäßigere Art als die späterhin von Constantinus Porphyrogenetes veranstalteten Auszüge verfaßt ist, indem sie nicht wie letztere einzelne Gegenstände zwar systematisch, aber verstümmelnd zusammenfaßt, sondern dem Originalwerk im ganzen Zusammenhang, nur stellenweise abkürzend, folgt. Einen höchst wichtigen Schatz aber entdeckte Gottfried Schw. in einer kürzlich aus der St.-Marcusbibliothek in die pariser übergegangenen Handschrift, welche vom dritten Buch an den vollständigen Text des Athenäus enthält.

Diese Handschrift, die einst dem Cardinal Bessarion gehörte, kam bei seinem 1472 erfolgten Tode mit seinem übrigen Büchervorrath, seinem Testament gemäß, auf die St.-Marcusbibliothek. Hier ruhte sie seitdem drei Jahrhunderte über in tiefer Verborgenheit, von Niemanden benutzt, ja nicht einmal erblickt. Gottfried Schw. erwarb sich bald die erfreuliche Ueberzeugung, daß diese Handschrift, die ins zehnte Jahrhundert hinaufreicht, zuverlässig die Urquelle aller andern noch vorhandenen Abschriften sein müsse, und zwar aus dem augenscheinlichen Grunde, daß, wo hier durch mangelnde

Blätter oder durchs Verbleichen Lücken entstanden sind (denn sonst sind hier keine befindlich), sich in allen spätern dieselben Lücken befinden, aber ohne Unterbrechung der Schrift, zum Beweis, daß der Fehler nicht am Abschreiber, sondern an der ihm dienenden Urschrift lag. Es läßt sich ferner wahrnehmen, daß diese Handschrift einst auch die zwei ersten Bücher begriff, die aber schon viel früher durch den Zahn der Zeit oder auf sonst eine Art zerstört wurden, da man an der Beschmuzung der ersten Blätter bemerkt, daß sie lange ohne Einband gelegen haben mußte. Diese Entdeckung machte daher das Vergleichen aller derjenigen Handschriften, die als Abschriften davon zu betrachten waren, überflüssig.

Ueber die erschöpfende Weise, mit der der tüchtige Sohn die Vergleichung dieser kostbaren Handschrift vollbrachte, hören wir den erfreuten Schw. selbst. „Nicht nur", bezeugte er, „verzeichnete derselbe an den Rand des Exemplars der Casaubonus'schen Ausgabe die geringsten Abweichungen, sondern er gab auch die einsichtsvollste Rechenschaft über die Eigenthümlichkeiten der Handschrift mit Beifügung sorgfältiger Facsimiles" (besonders derjenigen Theile, wo bei den spätern Handschriften Lücken sind, hier aber erloschene Stellen oder sonst schadhafte Blätter; oder der Enden und Anfänge der Seiten, wo Blätter dazwischen fehlen); „mit einem Wort", ruft Schw. aus, „so oft ich diese Arbeit erblicke, so glaube ich die Handschrift selbst vor Augen zu haben".

Es versteht sich, daß alle vorhandenen Ausgaben und Uebersetzungen Schw. zu Gebote standen: namentlich die venetianische Urausgabe (1514) der Aldus; die nur nach dieser, ohne Zuziehung von Handschriften veranstaltete basler (1535), die jedoch viele glückliche Conjecturen und Verbesserungen darbietet; die sehr mislungene lat. Uebersetzung des Venetianers Natalis, die aber auf eine gute Handschrift hinweist (1556); die des französischen Arztes Daleschamp aus Caen (Lyon, 1583), der den Sinn einer Menge verdorbener Stellen glücklich enträthselte; endlich die kritische Ausgabe Casaubonus' (zuerst in der Druckerei von Paul Stephanus, Casaubonus' Schwager, zu Genf 1597 erschienen, auf Kosten des heidelberger Bibliothekars Commelinus) und dessen „Animadversiones", die erst später (Lyon, 1600) gedruckt wurden.

Casaubonus benutzte mehre Handschriften und viele bis zu seiner Zeit von verschiedenen Gelehrten herausgegebene einzelne Verbesserungen und Ergänzungen; schon in der Aus-

gabe berichtigte er eine Menge Stellen, und noch mehre in den Animadversionen. Dieser Ausgabe Casaubonus' folgten noch zwei Auflagen, die letzte zu Lyon 1664. Seit Casaubonus sind nur wenige auf Handschriften beruhende Fragmente, Vergleichungen von Handschriften und Bemerkungen hier und da von Gelehrten bekanntgemacht worden, worunter die von Ruhnken die neusten und erheblichsten waren. Zuletzt erschien eine französische Uebersetzung zu Paris (1789—91) von dem mehrerwähnten Villebrune. Schw. ward, wie gedacht, durch dieselbe besonders auf die von Hermolaus Barbarus geschriebene pariser Handschrift aufmerksam gemacht; sonst fand er sich veranlaßt, die ungebührliche Herabwürdigung zu rügen, die sich Villebrune gegen Casaubonus, der doch so viel für Athenäus geleistet, erlaubt hat.

So ausgestattet, ging Schw. auch aus dieser herkulischen Arbeit ruhmvoll hervor: ein Unternehmen, das einst sein Vorgänger Casaubonus unter die schwierigsten gerechnet, an die er sich je gewagt, und über dessen mühsames Vollbringen er sich selbst Glück gewünscht und sich durch seine gelehrten Freunde hat wünschen lassen. Schw.'s Ausgabe besteht aus 14 Bänden, deren 5 den griechischen Text mit der neuen lat. Uebersetzung, die 9 folgenden die Animadversionen enthalten nebst Registern aller Art, die dem Leser zu statten kommen können. Der erste Band erschien 1801, der letzte 1807.

Während Schw. noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, ließ er 1806 in derselben Officin der zweibrücker Ausgaben, die mehrerwähnte Sammlung seiner „Opuscula academica" erscheinen, deren erster Theil, wie schon gesagt, die philosophischen, der zweite die philologischen Abhandlungen enthält. Auch gab Schw. in eben diesem Jahre (Strasburg, 1806, 12.) eine neue Ausgabe von Cebes' „Tafel", da seit der 1798 mit dem „Enchiridion" zu Leipzig herausgekommenen Hr. Gottfried Schw. die vier pariser Handschriften vollständig verglichen, und Schw. den Text danach vollends verbessert hatte; es ist derselben eine kleine griechische Anthologie zum Schulgebrauch angehängt.

Endlich beschrieb er in demselben Jahre im Namen der protestantischen Akademie das Leben seines als Archäolog und Sprachforscher (vornemlich des Altdeutschen und der romanischen Dialekte) auch durch Herausgabe mehrer lateinischer Classiker rühmlich bekannten Collegen Oberlin, der im Oktober desselben Jahres starb. Diese Biographie ist ihres Verfassers durch Gediegenheit und classische Latinität würdig.

Die Periode der Herausgabe des Athenäus — denn

Schw.'s Leben dürfte sich nach dem in jedem Lustrum vollbrachten Hauptwerke für die classische Literatur ebenso eintheilen lassen wie das des Kriegers nach Feldzügen — ließ ihn abermals den Wechsel des menschlichen Lebens in bedeutsamer Folge empfinden.

Hatte die vormalige protestantische Universität in der Gestalt einer Akademie oder eines Seminariums für die Bildung der protestantischen Theologen kraft des in Folge des Cultgesetzes vom 18. Germinal X (8. April 1802) erlassenen Decrets des ersten Consuls vom 3. Floreal XI (20. Mai 1803) eine neue Existenz erhalten (was also Schw. im Besitz des Lehrstuhls bei dieser Anstalt, den er schon so lange glänzend füllte, erhielt), so gingen hingegen die Centralschulen ein, die kraft eines Gesetzes über den öffentlichen Unterricht vom 11. Floreal X (1. Mai 1802) durch Lyceen ersetzt wurden, die nur den Secundarunterricht und zwar nach einem äußerst dürftigen Zuschnitt begriffen; namentlich ward hier kein eigner Lehrer der griechischen Sprache angestellt. So verlor Schw. die an der Centralschule gehabte einträgliche Anstellung in einem Augenblick, wo die durch die Revolution erlittenen Einbußen keineswegs ersetzt waren, und wo die Erziehung noch unerwachsener Kinder und die Versorgung erwachsener große Opfer foderte. Es bedurfte daher der angestrengtesten Arbeiten, diese Lücken zu ersetzen. In England würden sie glänzender belohnt worden sein, wenn Schw.'s Patriotismus den Einladungen, den Ruhm seiner Arbeiten dorthin zu verpflanzen, hätte folgen wollen; doch vereinigte sich die Würdigung, die seine Verdienste daselbst fanden, mit seinen frühern Erinnerungen, ihn England in wissenschaftlicher Hinsicht eine besondere Vorliebe zollen zu lassen.

Sonst erhielt er von der Regierung zu dieser Zeit eine kleine Hülfspension; auch verstand er sich dazu, auf Einladung des Vorstehers des Lyceums, einigen wißbegierigen Jünglingen Privatunterricht zu ertheilen.

Im Frühjahr 1807 ward ihm seine Gattin in Folge eines langsamen Schlags entrissen, sie, die ihm so manche erheiternde Stunde bereitet hatte. Sie hatte noch auf ihrem Sterbebette die Freude, zu erfahren, daß ihr zweiter Sohn, Karl, der sich ganz der militairischen Laufbahn gewidmet, eben zum Offizier der reitenden Artillerie ernannt worden war.

Im Jahr 1806 folgte Schw. seinem Collegen Oberlin als Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek. Hier beschäftigte ihn hauptsächlich die Anordnung der ausehemaligen Klosterbibliotheken gebildeten, äußerst zahlreichen, von Napoleon der Stadt zum

Eigenthum übergebenen Centralbibliothek. Auch ihren, zu
größtentheils von Oberlin bewerkſtelligten Transport volle
dete Schw. Dahin gehört vorzüglich eine früher beina
überſehene Abtheilung, die beſonders durch ſpaniſche We
aus dem ſechszehnten u. ſiebzehnten Jahrhundert, worunter m
re Hiſtoriker und Reiſebeſchreibungen, intereſſant war. S
nicht weniger eifriger College, der als Phyſiker ſo geſchä
Prof. Herrenſchneider, unterſtützte ihn thätigſt.

Nach vollendeter Ausgabe des Athenäus beſchäftigte
Schw., wie um auszuruhen, mit einer Ausgabe der Br
des L. Annäus Seneca. Er ward dazu hauptſächlich du
den tüchtigen Philologen Fried. Chriſt. Matthiä, damalig
Rector des Gymnaſiums und Bibliothekar zu Frankfurt, v
anlaßt, der eben eine Schulausgabe derſelben veranſta
hatte, und der aus Fabricius' „Bibliotheca latina“ dara
aufmerkſam geworden war, daß ſich auf der ſtrasburger Bi
bliothek die vermuthlich älteſte Handſchrift befinde. Di
Handſchrift, die ſpäteſtens aus dem neunten, vielleicht auch
aus dem achten Jahrhundert iſt; verglich Schw. mit zwe
andern guten Handſchriften der ſtrasburger Bibliothek; die ein
aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, die andere aus
dem vierzehnten oder dem Anfang des funfzehnten. Drei
pariſer Handſchriften verglich für ihn der mit ſo reichen Ta
lenten ausgeſtattete Timoth. Emmerich, nachher Prof. der
Kirchengeſchichte am ſtrasburger proteſtantiſchen Seminarium
und Prediger an der Thomaskirche. Schw. freute ſich, die-
ſem ſeinen ehemaligen Zögling nicht nur ſeinen Dank in
in der Vorrede zollen, ſondern ihn auch als einen ſeiner theuer-
ſten Freunde bezeichnen zu können; ihn, den leider bald ein
frühzeitiger Tod noch im Jünglingsalter und in der ſchönſten
Entfaltung ſeiner Wirkſamkeit hinwegraffte.

Die Ausgabe erſchien 1809 zu Strasburg in der zwei-
brücker Officin in 2 Theilen; die nicht zu überſehende Vor-
rede befindet ſich im zweiten Theil.

Nachdem das kaiſerliche Decret vom 17. März 1808
das große Unterrichtsſyſtem unter dem Namen der kaiſerli-
chen Univerſität für das ganze Reich, wovon die Grundlage
durch das Geſetz vom 10. Mai 1806 ausgeſprochen worden,
entwickelt hatte, geſtand man Strasburg eine mit allen Facultäten
ausgeſtattete Akademie (was nicht überall der Fall war) zu.
Bei ihrer Einrichtung, die 1809 ins Leben trat, wurde Schw.
als Prof. der griechiſchen Sprache bei der literariſchen Fa-
cultät mit der Würde eines Decans derſelben angeſtellt (do-
yen de la faculté des lettres). Dies glich die unbegreif-

Vergessenheit aus, in welcher gewissermaßen die Staatsbehörde diesen, einen europäischen Ruf genießenden Gelehrten mehren Jahren schmachten zu lassen schien; freilich hieß es, hätte ihn schicklicherweise nicht zu dem Secundarunterst eines Lyceums berufen dürfen. Fortan sah sich Schw. einer seinen Verdiensten angemessenen Stellung und in einer genügenden ökonomischen Lage. Wie wenig sonst übrigens der eigentliche Werth gründlicher Philologie damals bemessen wurde, beweist das kaiserliche Decret über die Decenpreise vom 28. September 1809, das zwar dergleichen Preise für die besten franz. Uebersetzungen alter Classiker ausgesetzt, keinen aber für die kritische Herstellung des Textes.

Im Laufe eben dieses Jahres, 1809, hatte Schw. den Verlust seines zweiten Sohnes, Karl, zu betrauern, dem eine Kanonenkugel in der mörderischen Schlacht von Eßlingen am 17. Mai einen Fuß zerschmetterte. Ungeachtet der unter den merkwürdigsten Umständen glücklich überstandenen Amputation starb er einen Monat darauf in Wien am Tetanos. Das zum Lohn seiner im ganzen Feldzug bewiesenen Tapferkeit ihm ertheilte Capitainspatent und das Ehrenkreuz, welche beide erst nach seinem Tode eintrafen, waren die ehrenvollen Trauerdenkmale.

Bereits in seinem achtundsechzigsten Lebensjahr, 1810, warf sich Schw. dennoch nicht vor dem abermals umfassenden Beginnen einer neuen Ausgabe des Herodot zurück, die Treuttel und Würtz, welche kurz vorher den Verkauf der zweibrücker Ausgaben übernommen, zu veranstalten beabsichtigten, da die treffliche Wesseling'sche so sehr selten geworden. Diese ward zwar durchaus zum Grunde gelegt, allein Schw. ließ sich nicht abhalten, wie jederzeit, alle ihm zugänglichen Hülfsmittel herbeizuschaffen, um eine noch höhere Vollendung zu erstreben. Diese Hülfsmittel bestanden hauptsächlich in den Vergleichungen von fünf Handschriften der pariser Bibliothek, die ein Jüngling aus Thessalonich, Georgiades, auf Empfehlung des ausgezeichneten Philologen Boissonade besorgte; ferner in der einer pariser Handschrift, die zwar nur Fragmente, aber sehr schätzbare enthielt; endlich in der Benutzung einer höchst alten Handschrift aus Italien, woraus zuerst der treffliche Hofrath Creutzer, der mit Schw. die freundschaftlichste Verbindung unterhielt, demselben merkwürdige Varianten mittheilte, ja zuletzt den Eigenthümer derselben, Hrn. Baron von Schellersheim in Westfalen, vermochte, den kostbaren Schatz Schw. selbst zur vollständigen Einsicht anzuvertrauen. Endlich fügte er alle nur irgend

eine Aufmerksamkeit verdienenden Ausgaben bei, deren er habhaft werden konnte.

Schw. gelang es vermittelst der sorgfältigsten und, wie immer, der gewissenhaftesten Benutzung dieser kritischen Vorrüstungen viele von Wesseling aufgenommene Lesarten aus den Handschriften zu bestätigen, manche andere, die jener bezweifelt oder gar beseitigt, als echt zu bewähren, viele zuerst nach den Handschriften als zuverlässig einzuführen; manche Stellen hingegen, die Wesseling oder Valckenaer für verdorben oder unecht erachtet, entweder als dennoch richtig zu erhärten, oder vermittelst einer nur ganz leichten Verbesserung zu berichtigen. Mit Conjecturalverbesserungen war Schw., nach Wesseling's Vorgang und seiner eignen Gewohnheit, äußerst sparsam. Ueberall strebte Schw., dem Styl Herodot's, dieses Vaters der Geschichte, seine eigenthümliche Farbe wiederzugeben, daher auch viele ionische Sprachformen, wo sie in den Handschriften vorhanden sind, herzustellen, worin Wesseling noch eine große Nachlese übriggelassen. Doch erwies sich auch aus den Handschriften, daß Herodot, gleich Homer, sich nicht überall der ionischen Mundart bediente, sondern hierin nach Gutdünken verfuhr, eine Thatsache, worüber Schw. noch andere Gewährsmänner anführt.

Wesseling hatte sich begnügt, Laurentius Valla's lateinische Uebersetzung beizufügen; allein Schw., der sich bald von ihrer Unzulänglichkeit überzeugte, stattete die Ausgabe mit einer sorgfältigen neuen in dieser Sprache aus. Schw. rühmt hier und da, bei schwierigen Stellen Larcher's französische Uebersetzung mit Nutzen zu Rathe gezogen zu haben.

Wesseling's und Valckenaer's kritische Anmerkungen wurden vollständig beibehalten, die von Jakob Gronov großentheils als wenig erheblich beseitigt, dafür viele andere, besonders die ihm von Boissonade schriftlich mitgetheilten und seine eignen beigefügt.

Besonderer Forschungen über die älteste Geschichte, Chronologie und Geographie in Beziehung auf Herodot entschlug sich Schw. absichtlich, um dieses Feld ganz dem reichen Geist seines vielverehrten Freundes Creuzer zu überlassen.

Schw. versäumte nicht, die ihm bei zunehmender Augenschwäche in der schwierigen Correctur des Drucks von Hrn. Daniel Wätjen aus Bremen (der eben in Folge der damaligen politischen Verhältnisse beim strasburger protestantischen Seminarium seine theologischen Studien absolviren mußte) geleistete Hülfe dankbar anzuerkennen; so arbeitete derselbe

auch das der Wesseling'schen Ausgabe beigefügte, von Jungermann herrührende Sach- und Personenregister aufs Neue um und richtete es zweckmäßiger ein.

Die ganze vorbereitete Ausgabe erschien auf einmal im Jahr 1816 (Strasburg u. Paris bei Treuttel u. Würtz) in 6 Bänden. Die 4 ersten enthalten den Text mit der lateinischen Uebersetzung, nebst den erheblichsten Varianten, ferner das zwar irrig Herodot beigelegte, aber doch sehr alte Leben Homer's, endlich die Excerpte aus Ktesias über persische Geschichte, von da an, wo Herodot aufhört. Die 2 letzten Bände begreifen die kritischen Anmerkungen und das alte Glossarium Herodot'scher Wörter, worauf Wesseling sich oft bezieht.

Im Laufe der Arbeit bereitete Schw. die Materialien zu seinem „Lexicon Herodoteum". Ungeachtet seines hohen Alters und der überhandnehmenden Augenschwäche vollendete der seltene Greis auch noch diese Aufgabe in seinem zweiundachtzigsten Jahre. Das Lexikon erschien bei Treuttel und Würtz (Strasburg, London und Paris, 1824) in 2 Bänden, und zwar für alle Ausgaben des Herodot angepaßt. Man findet darin gründlichen Aufschluß über die Eigenthümlichkeit des Herodot'schen Styls und die Erläuterung der schwierigsten Stellen; zugleich vertheidigt Schw. hier und da seine Auswahl der Lesarten des griechischen Textes sowie seine lateinische Uebersetzung, oder gibt Verbesserungen. Das sehr ähnliche Bildniß Schw.'s ziert das Lexikon; es ist nach dem genommen, welches Lewis verfertigte, der geschickte Zeichner, welcher den berühmten Bibliographen Dibdin auf seiner Reise durch Frankreich und Deutschland im Jahr 1819 begleitete. Schw. befand sich eben in Baden, wo ihn Dibdin aufsuchte und es dahin brachte, die Abneigung Schw.'s, sich portraitiren zu lassen, zu überwinden. Das Urbild befindet sich in Dibdin's „Bibliographical etc. tour in France and Germany" (London, 1821), Th. 3, S. 110.

Mit diesem „Lexicon Herodoteum" schloß Schw. seine philologische Laufbahn, die er seit 44 Jahren so rühmlich durchlaufen.

Welch eine Folge der schwierigsten und umfassendsten Ausgaben, mit ebenso viel gewissenhafter Gründlichkeit als kritischem Scharfsinn gelöst! Bei allen seinen Unternehmungen hatte übrigens Schw. nur die Beförderung der Sache im Gesicht. Daher betrachtete er seine Arbeiten ohne Eigendünkel, mit Bescheidenheit; jedes Mal erbat er sich zum voraus Beistand und Rath der Kenner; war sein Werk erschie-

nen, so freute es ihn, wenn es zu weitern Forschungen und Aufschlüssen Anlaß gab. Kritische Beurtheilungen empfing er mit Dank und Wohlwollen, prüfte unbefangen die Bemerkungen und Einwendungen, die sie enthielten, und benutzte sorgfältig, was er darin gegründet fand.

Als in seinem hohen Alter, wo ihn überall verdiente Verehrung umgab, sich eine in ungebührlichem, verunglimpfendem Tone verfaßte Recension seines Herodot's in kritischen Blättern vorfand, was ihm früher nie widerfahren, so veranlaßte sie bei ihm nicht die geringste Aufwallung; er verschmähte, sie öffentlich zu widerlegen, sondern begnügte sich, ein Exemplar derselben, von seinen schriftlichen Bemerkungen begleitet, worin er die hämische Absicht des Recensenten aufdeckte, auf der öffentlichen Bibliothek zur Einsicht der Sachkundigen niederzulegen.

Die Vorbereitung einer neuen Ausgabe des „Lexici Herodotei", deren baldiger Nothwendigkeit die Buchhandlung von Treuttel und Würtz entgegensah, übernahm Professor Dahler, der alle ihm dienlich scheinenden Zusätze und Anordnungen Schw.'s Gutachten vorlegte, sodaß diese noch zu erwartende Ausgabe nichts, als was dieser gebilligt, enthalten wird.

Im Laufe seiner Arbeiten am Herodot sandte Schw. mehre Jahre hindurch eine Menge wichtiger Beiträge an den englischen Buchhändler Valpy für die zu London veranstaltete Ausgabe des „Thesaurus Stephanianus". Valpy's Briefe athmen dieselbe Freundschaft und Hochachtung für Schw., die ehemals die von Reich auszeichneten.

Alle diese vielfältigen, so viele Anstrengung erfodernden Arbeiten hatten Schw. nie gehindert, sein doppeltes Lehramt bei der königlichen Akademie und dem protestantischen Seminarium sowie alle übrigen mit seinen akademischen Würden verbundenen Pflichten aufs thätigste und sorgfältigste zu erfüllen. Das eintretende Alter und mehr noch die Verschlimmerung seines von Natur kurzen, doch dauerhaften Gesichts (da sogar 1811 sich Flecken auf den Augen bildeten, die zwar den angewandten Mitteln etwas wichen, doch nie ganz verschwanden) zwangen ihn endlich nach und nach, sich einiger seiner Amtsgeschäfte zu begeben.

Von nun an theilte sich sein verdienter Sohn Gottfried, der ihm bereits 1810 bei der literarischen Facultät adjungirt ward, mit ihm in die griechischen Vorlesungen; bald darauf trat derselbe auch in die protestantische Facultät als Professor neben seinem Vater ein. Doch erst 1824, in seinem

zweiundachtzigsten Jahre, hörte Schw. mit seinen griechischen Vorlesungen ganz auf; aber auch nachher freute es ihn noch lange, schon reife Gelehrte in Abendunterhaltungen in die tiefern Geheimnisse der griechischen Sprache einzuführen. Den Decanat der literarischen Facultät legte er im Jahre 1824 nieder, blieb aber als professor honorarius mit vollem Gehalt der Facultät beigesellt. Bereits 1815 hatte er auf die Bibliothekarstelle verzichtet, worin ihm ebenfalls sein Sohn nachfolgte. Schon früher, während ihn noch Athenäus beschäftigte, hatte Prof. Dahler an seiner Statt den Unterricht in der hebräischen Sprache bei dem protestantischen Seminarium übernommen.

Bei der neuen Einrichtung des Nationalinstituts in vier Akademien durch die königliche Verordnung vom 21. März 1821 befand sich Schw. als freier Akademiker der Akademie der Inschriften und schönen Literatur inbegriffen. Seit 1802 war er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste von Nancy sowie, seit ihrer Entstehung, der der Wissenschaften, des Ackerbaus und der Künste zu Strasburg; von dieser wurde er 1819 zum Präsidenten erwählt, lehnte es aber ab. Im J. 1821 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Endlich verlieh ihm im Jahre 1826 die etwa zwei Jahre früher gegründete königliche Gesellschaft der classischen Literatur zu London die eine der zwei großen Medaillen*), die sie jährlich zuerkennt; die andere in demselben Jahre ward dem berühmten Angelo Majo bestimmt.

Der achtzigste Geburtstag des damals noch in mannichfaltiger Wirksamkeit thätigen Greises ward von der akademischen Jugend mit einer Feierlichkeit begangen, welcher ein nicht weniger herzliches Familienfest entgegenkam; mit dankbarer Rührung empfing Schw. die ihm dargebrachten Liebesbezeugungen; unter mehren sehr ansprechenden Gedichten war eines seines Lieblingszöglings, Hrn. Schnitzler's, dessen steigender literarischer Ruf sich unter Anderm durch eine so gedrängte als reichhaltige Statistik von Rußland bewährt.

Dieselbe Thätigkeit, mit welcher Schw. seine philologischen Arbeiten und alle seine Berufsgeschäfte betrieb, brachte er auch in alle andern Angelegenheiten des menschlichen Lebens; wenn es galt, einen würdigen Freund, einen fähigen

*) Diese Medaille wurde nach Schw.'s Tode von der Familie der öffentlichen Bibliothek zum Geschenk gemacht.

Jüngling in seinem Unternehmen, in seinem Fortkommen zu unterstützen, kannte Schw. keine Mühe, keine Anstrengung. Denselben Eifer in den Studien und allen wesentlichen Angelegenheiten des menschlichen Lebens suchte er in seinen Zöglingen, oder wer sonst seiner Einwirkung offenstand, aufzuregen. Der warme Antheil, den er an dem Wohle des Vaterlandes genommen, erkaltete bei keiner der mancherlei Umgestaltungen, die es erfuhr, und deren Zeuge er war, ungeachtet der Unbilden, die er erlitten. Wo es darauf ankam, nützliche Anstalten zu befördern, zweckmäßige Wohlthätigkeit zu üben, klopfte man nie umsonst bei ihm an, selbst zur Zeit, wo seine ökonomische Lage höchst beschränkt war. An dem Wiedererstehen des griechischen Volks nahm er noch in der letzten Zeit ganz den Antheil eines Mannes, der tief von dem Werthe der Werke durchdrungen ist, wodurch die Ahnen dieses Volks den Grund der europäischen Bildung gelegt und ihr unvergängliche Vorbilder aufgestellt haben; mehre hoffnungsvolle griechische Jünglinge, die an ihn empfohlen wurden, fanden Aufnahme in sein Haus und Anweisung zu ihrem fernern Fortkommen; seine Beiträge flossen bei jedem Aufruf.

Mit inniger Zärtlichkeit umfing er die Glieder seiner Familie; der Zweck seiner unbegrenzten Anstrengung war ja ihrem Gedeihen gewidmet; kein Opfer sparte er, wenn es ihre Wohlfahrt betraf, wenn es galt, ihnen in irgend einer Noth beizustehen. Er hatte acht Kinder, von denen zwei in der Kindheit starben. In seinem ältesten Sohn, Gottfried, erblickte er den Erben seines literarischen Ruhms, und wenn diesen ein von Jugend auf vorhandenes Augenübel bald hinderte, die so schön begonnene philologische Laufbahn, insofern es kritische Arbeiten betraf, fortzusetzen, zeichnete er sich um so mehr in archäologischen Studien und Untersuchungen aus, worin er Visconti zum trefflichen Lehrer hatte; auch vererbte sich auf ihn, gelehrte Arbeiten geistvoll belebend, die Phantasie der Mutter, wie hinwieder die mannichfaltigste Gelehrsamkeit sich in seinen poetischen Ergießungen spiegelt. Seine Gattin, eine Tochter des berühmten Anatomen Thomas Lauth, vereint mit der vielseitigsten Bildung die feinste Sitte der vornehmsten Welt. Mit der Thätigkeit und dem durchdringenden und umfassenden Beobachtungsgeist des Vaters begabt, steht der dritte Sohn, Franz, als gebildeter, mit allen naturwissenschaftlichen Sachkenntnissen ausgestatteter Kaufmann und Fabrikant da. Seiner höchst glücklichen Ehe mit Henriette Lauth, der Tochter eines der angesehnsten Rechtsgelehrten und Nichte des Anatomen, mit mehren liebenswür-

digen Kindern gesegnet, verdankte der würdige Greis erst im hohen Alter das erwünschte Glück, sich als Großvater begrüßen zu sehen. Die älteste Tochter, Charlotte, als Erbin der mütterlichen Phantasie auch dem Genius der Poesie in freundschaftlichem Kreise unbeschadet der häuslichen Pflichten huldigend, ist die Gattin von Moriz Engelhardt, der auch Chef des strasburger Polizeibureaus und Einnehmer der verschiedenen protestant. Stiftungen sowie Verf. mehrer Schriften über Archäologie des Mittelalters und Mitglied der frankfurter Gesellschaft für deutsche Geschichte ist. Wir haben den rühmlichen Tod des zweiten Sohnes, Karl, erwähnt; ein jüngster Sohn, der sich dem Handel gewidmet, erlag dem mörderischen Klima Louisianas.

Als sorgsame Pflegerin des ehrwürdigen Vaters stand ihm seine jüngste Tochter, Sophie, zur Seite, treu den Wünschen, die ihre sterbende Mutter ausgesprochen. Durch die fast erblindeten Augen gehindert, sich ferner mit seinen Studien zu beschäftigen, aber für seinen thätigen Geist immerwährend Nahrung bedürfend, hatte sie Schw. mehre Jahre hindurch zur unermüdeten Vorleserin von politischen und literarischen Reisen u. Lebensbeschreibungen und allen sonstigen Schriften, die ihn anziehen konnten. Mit allen seinen Bedürfnissen genau bekannt, verstand sie es, mit sorgsamer Hand so viel als möglich Alles aus dem Wege zu räumen, was sein Wohlsein gefährden, seine Gemächlichkeit stören konnte. Sie war im vollen Sinne seine Antigone, wie er sie selbst mit Liebe nannte; ihr gebührt der Dank aller ihrer Angehörigen für die treue Pflege, die sie an dem hochverehrten Patriarchen der Familie geübt.

Schw. war von großer Statur, festem Körperbau und ernstem Ansehen, das sich aber im vertrauten Umgang mit Freunden und seiner Familie in Zutrauen einflößende Freundlichkeit auflöste. Er genoß im Ganzen eine feste Gesundheit, die er durch Mäßigkeit und zweckmäßige Vorsicht erhielt. Spannten sich durch angestrengte Arbeit seine Nerven ab, so brach er auf und machte eine Fußreise ins Gebirge; die körperliche Anstrengung erkräftete alsdann seinen Geist, sodaß er, wenn auch noch so müde zurückgekehrt, noch tief in die Nacht, stehend an seinem Pulte, sich der Arbeit überließ.

Nur in langen Zwischenräumen war er ernsthaften Brustfiebern mit Kopfentzündungen ausgesetzt gewesen; eine rheumatische Anlage vermehrte sich bei steigendem Alter und artete 1806 in förmliche Gliederschmerzen aus; eine Badecur in Baden wirkte aber so vollkommen, daß er sie nachher viele

Jahre, das letzte Mal 1821, wiederholte. Auch hier sammelten sich um ihn die Gelehrten, die diesen schönen Badeort besuchten; vorzüglich fand sich mehrmals Creuzer, der ihn so sehr anzog, mit ihm zusammen. Uebrigens durch seine Stellung den gelehrten Parteiungen fremd, hatte er auch die Freude, Voß bei sich zu sehen.

Als er die Wirkungen der Altersschwäche fühlte, zog er dieser Badecur die stärkende Luft der Vogesen vor; er nahm zuerst seinen Aufenthalt in Barr, von wo er noch in seinem achtzigsten Jahre den Odilienberg bestieg. Nachdem er seine Amtsgeschäfte gänzlich niedergelegt, brachte er den ganzen Sommer auf dem Lande zu, in den letzten Jahren zu Waßlenheim. Das hohe Alter machte ihn keineswegs mürrisch; an allen gelehrten und politischen Begebenheiten Antheil nehmend, blieb sein Umgang bis an das Ziel seines Lebens unterhaltend. Seine strasburger gelehrten Freunde und Collegen machten ihm wechselsweise Besuche, und auch auswärtige Gelehrte, darunter der berühmte Akademiker Letronne, kehrten auf seinem ländlichen Sitz bei ihm ein.

Die Wechsel des Lebens hatte er von jeher mit philosophischer Fassung und christlicher Ergebung getragen. Wiewol dem stoischen Grundsatze huldigend, das Gute und Rechte zu thun, welche Opfer es auch koste, und ohne Vergeltung zu bezwecken, suchte er doch keineswegs die stoische Unempfindlichkeit an den Tag zu legen. Er gab dem Schmerze seine Thränen, der Freude ihr Lächeln.

Nach so manchen Prüfungen genoß Schw. ein ruhiges und gemüthliches Alter, freilich durch den Verlust manches werthen Freundes, dem nicht gleiche Lebensdauer beschieden war, getrübt. Zwei herbe Ereignisse aber erschütterten tief sein Innerstes: der Tod seines Oskars, eines hoffnungsvollen achtjährigen Enkels, ganz mit der Alles aufgreifenden Fassungsgabe des Großvaters ausgestattet, neben der zartesten Blüte eines fühlenden Gemüths; noch schmerzlicher traf ihn das Schicksal seines Sohnes Gottfried, dem nach einer dreijährigen schleichenden Krankheit im Jahre 1829 ein Schlag die ganze linke Seite seines Körpers lähmte und ihn seiner Wirksamkeit entriß.

In den ersten Tagen des Jahres 1830, während der strengen Kälte, ward Schw. von einem Brustfieber befallen, das nach einer trüglichen Genesung seinem Leben ein Ziel setzte. Er starb den 19. Januar.

Schon 1821 hatte er für seine Familie einen kurzen Aufsatz verfaßt, wie es bei seinem Tode gehalten werden sollte.

„So wie ich", schreibt er, „in meinem ganzen Leben niemals irgend eine Art von Gepränge geliebt habe, so wünsche ich auch, und ist mein ernstlicher Wille, dessen Befolgung ich hiermit meinen Kindern anempfehle, daß nach meinem Abschied aus dieser Welt bei der Beerdigung meiner irdischen Hülle Alles, was von jener Art ist, gänzlich vermieden werde. Also kein öffentliches Leichenbegängniß, noch viel weniger Glockengeläute oder andere leere Ceremonien!" Nach der Vorschrift für das einfachste, nur von den nächsten Verwandten und Freunden zu bildende Leichenbegängniß folgt die Bitte an seinen bewährten Freund Dr. Dahler, oder Hrn. Schuler, Pfarrer an der Nikolaikirche, in seinem Hause oder am Grabe wenige Worte zu sprechen, vorzüglich, oder ausschließlich, folgenden Inhalts: einestheils den Anwesenden in seinem (des Verewigten) Namen die Versicherung zu geben, „daß er im Gefühl des innigsten Dankes gegen Gott, in dem festen Vertrauen auf seine durch Jesu Tod und Auferstehung bekräftigte Verheißung und in der frohesten Erwartung, aus dem Reiche der Dunkelheit in das Reich des Lichtes befördert zu werden, seinen Geist in seine Vaterhand übergeben habe; anderntheils, seinen hinterbliebenen Verwandten und werthen Freunden ebenfalls in seinem Namen für alle ihm in seinem Erdenleben erwiesene Liebe und Freundschaft den herzlichsten Dank abzustatten".

Diese Wünsche wurden pünktlich erfüllt. Prof. Dahler wiederholte in einer bündigen Anrede die Worte des Verewigten, fügte jedoch über die mannichfachen Verdienste desselben bei, was die Gefühle des Redners und der Zuhörer unwiderstehlich foderten. Am Grabe sprach Pfarrer Schuler mehre eindringende Worte.

Nur auf officielle Mittheilung des ausdrücklichen Verlangens ihres berühmten Mitgliedes verzichtete die königliche Akademie auf das Recht, seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen. Statt dessen wurde in einer eigens veranstalteten Versammlung in Anwesenheit der Behörden sein Gedächtniß in einer von Hrn. Cuvier (Prof. der Geschichte und nahem Verwandten des berühmten Staatsraths und Naturforschers) gehaltenen so gefühlvollen als sachreichen Rede gefeiert.

Prof. Dahler gab im Namen des protestantischen Seminariums eine gediegene Biographie Schw.'s in lateinischer Sprache heraus, in der besonders seine literarischen Verdienste sorgfältig aufgezeichnet und gewürdigt sind. Sie liegt gegenwärtiger Arbeit überall zum Grunde und ist nur vermittelst der persönlichen Verhältnisse des Verfassers zum Ver-

Friedrich Hölderlin's

Leben, Dichtung und Wahnsinn.

Von

Wilhelm Waiblinger.

Es ist schon lange Zeit her, daß ich mir vorgenommen, der Welt etwas von Hölderlin's Vergangenheit, seinem jetzigen Leben, oder vielmehr Halb- und Schattenleben, und besonders von dem furchtbaren Zusammenhange mit jener mitzutheilen, und ich wurde von mehr als einer Seite durch Freunde seiner Muse dazu aufgefodert. Denn ein langer fünfjähriger Umgang mit dem Unglücklichen hat mich mehr als jeden Andern in Stand gesetzt, ihn zu beobachten, ihn kennen zu lernen, seinem so wunderlichen Ideengange und selbst den ersten Ursprüngen und Ursachen seines Wahnsinns nachzuspüren. Ich gab mir mehr als Andere Mühe, seine Launen zu ertragen, und während die Wenigen seiner vormaligen Freunde, die ihn in seiner nun mehr als zwanzigjährigen Einsamkeit besuchten, nur ein paar Augenblicke verweilen mochten; sei es, daß ihr Mitleid zu rege wurde, daß sie von der Erscheinung eines so beklagenswerthen geistigen Verfalls sich zu tief erschüttert fühlten, oder daß sie schnell damit fertig waren, indem sie vermeinten, man könne nun schon einmal kein vernünftiges Wort mehr mit ihm reden, und es verlohne sich der Mühe nicht, dem psychischen Zustande des Verwirrten einige Aufmerksamkeit zu schenken: so hielt ich keine Stunde für verloren, die ich ihm widmete, besuchte ihn ununterbrochen mehre Jahre lang, sah ihn oft bei mir, nahm ihn auf einsame Spaziergänge, in Gärten und Weinberge

mit mir, gab ihm zuweilen Papier zum Schreiben, durchsuchte seine noch übrigen Schriften, brachte ihm Bücher, ließ mir vorlesen und bewegte ihn unzählige Mal, Klavier zu spielen und zu singen. So wurde ich nach und nach an ihn gewöhnt und legte das Grauen ab, das wir in der Nähe solcher unfreien Geister fühlen, sowie er seinerseits sich an mich gewöhnte und die Scheu ablegte, die ihn von jedem ihm nicht ganz bekannten Menschen trennte. Ich hatte nun wol im Sinne, zu versuchen, ob es mir nicht gelänge, seinen jetzigen Geisteszustand zu zergliedern und die Entstehung dieser bedauernswürdigen Verwirrung seines Innern in einer strengern, wissenschaftlichern Form von den ersten Anlässen und Motiven herzuleiten und bis auf den Punkt hin zu verfolgen, wo das Gleichgewicht entschieden verloren ging; allein es wurde mit hundert andern flüchtigen Entwürfen im Drängen und Treiben eines allzu unruhigen Lebens vergessen. Nun, da mir der wunderbare schwermüthige Freund so fern gerückt ist, und das traurige Bild des Einsamen mir eben unter süßem, südlichem Lichthimmel untergegangen war, ist es eine seltsame Anregung, die ich vom Vaterlande aus erfahre, wie ich aufgemuntert werde, meinen alten Vorsatz doch endlich einmal auszuführen. Ich widerstehe denn nicht länger, wiewol ich mir nicht vornehme, eine philosophische Zergliederung von Hölderlin's Innern zu wagen, sondern mich blos anheischig mache, die Beobachtungen und Bemerkungen schlechtweg mitzutheilen, welche sich mir im Umgang mit ihm aufdrangen. Freilich werden uns diese zuweilen nöthigen, ein wenig zu speculiren; allein wir werden uns immer innerhalb der Grenzen einfacher Beobachtung halten, keine psychologische Untersuchung, sondern eine schlichte Charakterschilderung entwerfen; und somit hoffen wir, den Vielen, die für Hölderlin interessirt sind, die seine Muse schätzen und gern Genaueres über ihn selbst hörten, einen nicht unangenehmen Dienst zu thun, wenn wir etwas von ihm erzählen und zeigen, wie sich dieser Geist verirrte, und wie er sich nun in und zu sich selbst sowie zu seiner Vergangenheit und zur Außenwelt verhält. Dabei müssen wir natürlich auch einige Worte über seine Poesie sagen, deren schönste und reifste Blüten und Früchte endlich die so ehrenwerthen Dichterfreunde, Ludwig Uhland und Gustav Schwab, gesammelt, gereinigt und ans Licht der Welt gestellt haben. Da wir in der That nicht wissen, ob er nur noch am Leben ist*), indem wir schon seit Jahres-

*) Er lebte allerdings noch zu Ostern 1830, als diese Note geschrie-

friſt durch weite Strecken von ihm getrennt ſind, und da er bei einer nun wenigſtens vierundzwanzigjährigen Abgeſchloſſenheit von aller und jeder Berührung mit Welt und Menſchen faſt nicht mehr wie ein Lebendiger zu betrachten iſt, ſo wird es kein Verſtoß gegen Gefühl und Schicklichkeit ſein, wenn wir ſeinen Zuſtand öffentlich ſchildern. Denn wie ſeine Dichtung gehört auch ſein Leben unſerer Zeit, unſerm Vaterland, unſerer Kenntniß an; genug, daß wir uns hüten, dem Unglücklichen zu nahe zu treten, und daß uns die ſcheue, düſtere Ehrfurcht vor der unbekannten Macht, mit der er ſein Lebelang gerungen, deren deſpotiſche, grauenweckende Kraft uns in ſeinen hinterlaſſenen Werken ſo oft als Gegenſtand ſeiner Klagen und ſeines Kampfes entgegentritt, abhalte, mit ungebührlicher, ja frevelhafter Uebereilung ein allgemeines Urtheil über eine geiſtige Erſcheinung zu wagen, die für uns am Ende doch ein Räthſel iſt, wir mögen uns mit unſerer Weisheit geberden, wie wir wollen, um ſie in ihrem Weſen, in ihren Urſachen und Folgen zu zergliedern und zu beſchreiben.

Wir theilen zuerſt Einiges über ſein früheres äußeres Leben mit und hängen dem ſogleich unſere Bemerkungen an, ſobald wir etwas finden, was auf ſein ſpäteres Schickſal bezogen werden muß. Denn die Keime, die erſten Gründe und Urſachen deſſelben ſind in den früheſten Entwickelungsjahren ſeines Lebens, ja gewiſſermaßen einzig und allein in der unſelig feinen geiſtigen Organiſation zu ſuchen, die bei allzu vielen Täuſchungen, harten Ereigniſſen und traurigen Combinationen äußerer Umſtände ſie endlich in ſich ſelbſt zerſtörte.

Friedrich Hölderlin iſt im Jahr 1770 zu Neiſlingen*) in Schwaben geboren. Seine erſte Erziehung ſcheint äußerſt gut, zart, liebevoll und fein geweſen zu ſein. Hölderlin behielt immer eine große Liebe zu ſeinem Geburtsort und zu ſeiner Mutter, welche noch am Leben war, als ich Deutſchland verließ Die unendliche Zartheit, mit welcher der junge Geiſt organiſirt war, die edle, feine, tiefſühlende, aber allzu empfindliche Natur, eine kecke, verwegene Phantaſie, die ſich von den früheſten Knabenjahren an ſchon in dichteriſchen

---

den ward, während ſein Biograph ſchon mondenlang hinübergeſchieden war in das ſelige Jenſeits. D. Herausg.

*) In dem Pierer'ſchen „Encyklop. Wörterbuche" iſt Lauffen als Geburtsort angegeben. D. Herausg.

Träumen wiegte und nach und nach eine Welt aufbaute, die der reifere Jüngling zu seinem bittersten Schmerze nur als Geschöpf seines Innern und als schweren, schroffen Gegensatz zur wirklichen erkannte, ein äußerst lebendiger Sinn für Musik und Dichtkunst, das waren Dinge, welche sich bald in dem Knaben zeigen mußten, und welche, wie es scheint, durch eine zarte Behandlung der Aeltern gewartet, genährt und erhalten wurden. Schon die äußere Bildung Friedrichs war liebenswürdig über die Maßen; ein tiefes, glühendes, schönes Auge, eine hohe Stirne, ein bescheidener, geistreicher, unwiderstehlich einnehmender Ausdruck gewann ihm alle Herzen. Die Herzensgüte, der angeborene Adel, die warme, lebhafte Denk- und Empfindungsweise und eine natürliche Grazie machten ihn so angenehm, als seine Fassungskraft und seine hervorleuchtenden Talente Lehrer und alle Umgebungen mit den besten Hoffnungen erfüllten. Ein reiner Sinn und ein unbeflecktes, durchaus jungfräuliches Gemüth erwarben ihm Achtung und Liebe, sowie er diese denn auch noch in seinen spätern Jahren beibehielt, als er anfing aus dem lautern Quelle seines Innern zu schöpfen, als er sich entschieden der Poesie widmete, ja noch da, als schon ein harter Schicksalsschlag um den andern an der Zerstörung seines Geistes arbeitete. Hölderlin mußte rein und ohne Flecken in seiner fast weiblich sanften Seele bleiben, wenn er nicht untergehen sollte; für ihn konnten die wilden Vergnügungen, der taumelnde Rausch der Sinne nur Verderben und Tod sein. Der Erfolg lehrte es.

Talentvoll, von dem besten Herzen, von den einnehmendsten Manieren, von der ausdrucksvollsten und gefälligsten Gesichtsbildung, konnte der junge Hölderlin nur gefallen und Alt und Jung an sich fesseln. Hätte man jetzt nach dieser glücklich gelebten Jugend den aufstrebenden Jüngling in eine Richtung gebracht, die seinen Neigungen und Wünschen, seinen Träumen und Talenten angemessener gewesen, so wäre wol sein Geist ewig klar geblieben. Allein es sollte anders werden. Hölderlin's böses Geschick führte ihn in ein Seminarium, worin junge Leute für das Studium der Theologie vorbereitet und erzogen wurden. Er wurde, wie er selbst in seinen spätern Jahren, ja noch zur Zeit seines Irrens sagte, von Außen bestimmt und gezwungen, sich der Theologie zu widmen. Dies widersprach gänzlich seiner Neigung. Er hätte sich gern dem Studium der alten Literatur, den schönen Künsten, vorzüglich der Poesie, und auch der Philosophie und Aesthetik ausschließlich überlassen mögen. Nun

mag es wol auch die Art, wie man Wissenschaft und Sprachen treibt und lehrt, gewesen sein, die unserm ungeduldigen, besser begabten Jünglinge harte Fesseln anlegte. Man mag über dererlei Erziehungsanstalten sagen, was man will, so bleibt es immer wahr, daß dem einzelnen Lehrer zu viel Gewalt überlassen ist. Sieht man, wie oft ein solcher Lehrer von äußerst beschränktem Geiste, wenn auch von vielem Wissen ist; wie unklar, zwecklos, mit welchen Umwegen zum Ziele gearbeitet wird; wie man Alles erschwert; wie selten die Lehrer von hellem Kopf und Urtheil sind; wie wenig sie die Mittel verstehen, um die Jugend zu leiten; wie wenig sie Talent und Kraft haben, um aufkeimende Fähigkeiten zu wecken, zu nähren, auf guten Weg zu bringen; wie gänzlich solche Stubenmenschen mit dem Leben unbekannt sind; wie wenig sie den Menschen kennen: so kann man begreifen, wie es möglich ist, daß oft Talente von Bedeutung gänzlich irregeleitet und in Gefahr gebracht werden, nie mehr durch eigne Selbsterziehung verbessern zu können, was in frühern Jahren durch die Engbrüstigkeit und Unfähigkeit der Lehrer an ihnen verdorben wurde. Statt daß ein solcher im Stande sein sollte, jede Eigenthümlichkeit der Schüler herauszufinden und je nach der Beschaffenheit des Individuums so oder anders auf seine Receptivität zu wirken, macht er keinen Unterschied, sondern treibt die Zöglinge mechanisch auf eine Art zu einer Arbeit an, als wenn sie nichts als gleichgebaute Uhren wären, deren Stahlfeder des Lebens man nach Belieben aufzöge. Diese traurige Erfahrung mag auch auf das ohnedies so verletzbare und empfindliche Wesen unseres jungen Dichters gewirkt haben. Jedoch studirte er mit Eifer die alten Sprachen, gehörte zu den Besten und war besonders für das Griechische eingenommen.

Der Zufall fügte es, daß ich von einem artigen Geschichtchen hörte, das Hölderlin in dieser Zeit vielfach bewegte. Die Mutter eines Freundes von mir erzählte diesem einmal von einer Neigung, die der junge, schöne, liebenswürdige Hölderlin zu ihr gehabt, als sie noch halb Kind gewesen. Wiewol im Kloster, nährte das reizbare Gemüth des sechzehnjährigen Jünglings doch eine zarte Flamme für das Mädchen; es war ihm wieder gut, und sie kamen oft in einem hübschen Garten zusammen. Dieses geheime Verhältniß beschäftigte seine Phantasie aufs lebendigste und nährte und erfüllte ihn mit jenen süßen Empfindungen, welche uns die Jugend so reizend verzaubern und verschönern. Hölderlin's Empfindungsweise, seine Natur, sein ganzes Wesen wurde

dadurch nur noch gefährlicher verfeinert und verzärtelt. Seine Poesie aber erhielt Nahrung und Leben.

Jedoch waren seine Gedichte nur Nachahmungen und uneigenthümliche Hervorbringungen; es scheint, daß er Schiller und Klopstock vor sich hatte.

Die Erzeugnisse während seiner Universitätsjahre haben schon einen eigenthümlichen Charakter. Die Begeisterung für das griechische Alterthum, das Studium der alten hellenischen Meisterwerke gaben ihnen einen gewissen Ton, wie selbst seine spätern und vollkommenern haben. Seine ganze Seele hing an Griechenland, er saugte mit unbefriedigter Begier an jenen Quellen reiner Schönheit, an jenen Producten der gesundesten Natur, der einfachsten Denkweise, des großartigsten Ehrgeizes. Hölderlin selbst war nicht wenig erfüllt von Ruhmbegierde und trug den Kopf voll Entwürfe, seinen Namen bekannt und unsterblich zu machen und sich zunächst aus diesem beengenden Wirkungskreise, aus diesen für ihn so widrigen und spannenden Verhältnissen zu befreien. Der Umgang mit talentvollen Männern, mit strebenden Jünglingen befeuerte seine Ungeduld. Er faßte den Gedanken zu seinem „Hyperion", schrieb auch etwas daran, was jedoch später gänzlich verändert wurde. Das Stück, welches in Schiller's „Horen" abgedruckt ist, hat auch nicht eine Zeile von dem spätern „Hyperion". Man sieht daraus, wie lange er dieses Gedicht in sich herumtrug, und es ist hier am Ort, zu bemerken, daß er nicht schnell arbeitete, daß er nicht ohne Noth sich von seiner Geburt losrang, daß er seinen Gedanken oft mehrmals, und immer in anderer Wendung und Form zu Papier brachte, bis er glaubte, daß er nun am reinsten und vollkommensten ausgedrückt sei. Dies erhellt aus seinen Papieren, wo man dasselbe Gedicht ein halb Dutzend Mal, und immer verbessert, finden kann.

Seine Universitätsgenossen schätzten ihn sehr, wiewol sie ihn wunderbar und zuweilen allzu zart und melancholisch fanden. Hölderlin war übrigens nicht ungesellig, wenn er auch sich wenig unter die wilde Schar der Studenten mischte. Manchmal, wurde mir erzählt, konnte er sich wochenlang zurückziehen, und er unterhielt sich alsdann fast einzig mit seiner Mandoline, zu der er sang. Er klagte viel und schmerzlich, und Leiden einer allzu zärtlichen, sentimentalen Liebe, Eifer und ungestümer Drang nach Ruhm und Ehre, die Gehässigkeit seiner Lage, die Abneigung gegen sein Facultätsstudium konnten wol das Einzige sein, was ihm bis jetzt zu Klagen nöthigte, wenn es nicht mehr als alles dies seine

allzu kindliche, schwächliche, gereizte, weichnervige Natur war, die ihn zu offen für jeden Eindruck, zu nachgiebig gegen rauhe und trübe Ereignisse machte. Er gewöhnte sich nach und nach an, mit dem gesammten Zustand aller menschlichen Dinge, wie sie heutzutage sind, unzufrieden zu werden, und schöpfte außer der Bildung, die er aus dem Studium der Alten gewann, noch eine für ihn nur zu gefährliche unnatürliche Verachtung der Mitwelt aus der Quelle, aus der so Manchem Gesundheit und frischer, ewig heller Sinn hervorgegangen.

Diese ausschließliche Verehrung der Griechen hatte sofort auch Unzufriedenheit mit dem Lande zur Folge, wo er geboren ward, und brachte endlich jene Ausfälle gegen das Vaterland hervor, die wir im „Hyperion" finden, und die für mein Gefühl so empörend sind.

Wir sehen in diesem allmälig immer feindseligern Verhältnisse, in das er sich zur Welt stellte, und das ihm gar nichts weniger als natürlich war, schon die ersten Anlässe zu dem traurigen Zustande, der sich auf diese Weise schon in der Blüte seines Lebens, unter Umständen, die allerdings für seine Phantasie, für seinen Stolz, seinen Ehrgeiz, seine Traumwelt nichts Reizendes hatten, die aber keineswegs unglücklich und unerträglich waren, ehe nur etwas Erhebliches gethan und geleistet worden, trotz einer Zukunft voll weiter und schöner Hoffnungen allmälig vorbereitete. Hätte er einen Reichthum von Humor, hätte er Witz und jene glückliche Gabe gehabt, sich und Welt und Menschen zu parodiren, so würde er ein Gleichgewicht für die Seite besessen haben, die ihn unabwendbar dem Verderben entgegenführte; aber seine Natur war nicht damit ausgestattet, seine Muse konnte nur klagen und weinen, ehren und preisen oder verachten, aber nicht im heitern Scherze spielen und stechen.

Indessen dachte in dieser Zeit noch keine Seele daran, daß dem schönen, herrlichen Jünglinge ein solches Alter voll Jammer bevorstehe, und Friedrich von Matthisson sagte oft, daß er nicht wol einen angenehmern und einnehmendern jungen Menschen gesehen, als Hölderlin etwa um diese Zeit war.

Wie weit sein „Hyperion" schon auf der Universität gedieh, konnte ich nie gewiß erfahren. Sicher ist nur, daß der Gedanke, der Entwurf und einzelne Stücke dieser Epoche seines Lebens angehören. Manche lyrische Gedichte, die am Ende zu Stande kamen, zeigen schon ganz die volle, reine, schöne Seele seiner vollendetern, jener eigenthümlichen so tiefen und rührenden Bilder, jene flammende frische Liebe zur

Natur und ihren ewigen heiligen Freuden, sind aber auch schon erfüllt von Schicksalsideen und erregen düstere Besorgnisse durch die gesteigerte, oft überspannte Empfindungsweise, in die ihn sein reizbares, wunderliches Wesen hineinzog, trotzdem, daß es immer die Natur war, die er verehrte und anbetete.

Nach Vollendung seiner Studien verließ er Würtemberg und ward Hofmeister in einem angesehenen Hause in Frankfurt. Ein junger Mann, der Ansprüche aller Art machen konnte, von einem unermüdet strebenden Geist, den empfehlendsten körperlichen Eigenschaften, Dichter und Musiker: so konnte es nicht fehlen, er mußte sein Glück machen. Die Mutter seiner Zöglinge, ein junges Weib, wie es scheint, von schwärmerischer Seele und feurigem, lebendigem Gemüth, fühlte die Macht der Liebenswürdigkeit in dem leidenschaftlichen jungen Manne nur allzu sehr, und es währte nicht lange, so hatte Hölderlin's Flöte, Klavierspiel und Mandoline, sein zärtliches Lied, seine Sentimentalität im Umgang, seine artige, feine Person, sein schönes Auge, seine Jugend, sein ungewöhnlicher Geist und sein ausgezeichnetes Talent das phantasiereiche, für alle diese Vorzüge gleich empfängliche Weib bis auf den höchsten Grad entzündet. Hölderlin liebte gleich stark, gleich schwärmerisch; sein ganzes Gemüth gerieth in Brand und Glut. Noch zu Zeiten seines Wahnsinns, wol nach mehr als 20 Jahren, wurden Briefe bei ihm aufgefunden, die ihm seine geliebte Diotima geschrieben, und die er bis jetzt verborgen gehalten. Der junge Enthusiast spannte seine Kräfte bis zur überschwenglichsten Exaltation, seine Tage verflossen in diesem Liebeswahnsinn. Die höchste Gedankenwelt Platon's erfüllte ihn; er verließ die Wirklichkeit, schmachtete in einer träumerischen, genußvollen Gegenwart und bereitete sich eine entsetzliche Zukunft.

Dieses Liebesverhältniß, von beiden Seiten mit gleicher Leidenschaft betrieben, konnte nicht lange währen, und Hölderlin mußte endlich auf eine höchst unangenehme Weise das Haus verlassen, da es der Gemahl seiner Diotima bemerkte. Hölderlin's Schmerz war unsäglich; der verwöhnte, im süßen Sinnenrausch einer so sublimen Liebe verzärtelte Jüngling mußte ins rauhe Leben hinaus. Doch wurde noch nicht Alles unterbrochen, man unterhielt noch einen Briefwechsel, man verabredete, sich zu gewissen Zeiten in einem Stern zu finden, den man in demselben Augenblick ansah, und man kam sogar auf einem Gute Diotima's noch zusammen. Aber Hölderlin hatte doch einen Riß in seinem Innern, der im-

mer gefährlicher wurde; sein Gemüthszustand war von nun an mehr als je exaltirt, seine Klage bitterer und reicher, je mehr sie einen wahren Gegenstand für ihren Schmerz hatte, und es war nun allein noch die Befriedigung seines auf den höchsten Gipfel gestiegenen Ehrgeizes übrig, die ihn hätte retten können.

Sein „Hyperion" wurde vollendet: eine Dichtung, über die wir nichts sagen, weil sie Jedem vorliegt. Nur sei es uns vergönnt, zu erinnern, daß in ihr ein dumpfer, fürchterlicher Schmerz vorherrscht, und daß seine ganze poetische Welt von einem drückend schweren Nachthimmel überhangen ist. Es lassen sich auf jeder Seite beinahe einige Gedanken finden, die gleichsam Prophezeihungen seiner eignen schrecklichen Schicksale sind. Jede Blume darin neigt ihr Haupt. Trotz der allebendig schönen Bilder und der glühenden Liebe zur Natur, zur Vorwelt und zu Griechenland ist der Geist dieses Romans, oder vielmehr dieser Sammlung lyrischer Gedichte, eine tiefe unheilbare Krankheit, die selbst aus der Schönheit einen tödtlichen Stoff zieht, ein unnatürliches Ankämpfen gegen das Verhängniß, eine wunde Sentimentalität, eine schwarze Melancholie und eine unselige Verkehrtheit, mit welcher der Dichter sich gewaltsam in den Wahnsinn hineinarbeitet.

Hölderlin kam nun nach Weimar und Jena, eben als sich der großen Männer so viele daselbst aufhielten. Er glühte von Ruhmbegier, von Drang, sich auszuzeichnen. Seine vollendetsten Gedichte fallen in diese Zeit. Ein so seltenes Talent, verbunden mit der Grazie seiner Erscheinung, konnte nicht anders als Eindruck machen. Jetzt kam Alles darauf an, daß sein Ehrgeiz befriedigt wurde. Wund wie er war, gereizt und erbittert, konnte er es nicht tragen, wenn ihm Hindernisse in den Weg traten. Man sagt, daß seine geliebte Diotima durch Verbindungen, die sie mit einigen angesehenen Männern hatte, für ihn wirkte. Der edle Schiller hatte ihn äußerst liebgewonnen, achtete sein Streben ungemein und sagte, daß er weit der talentvollste von allen seinen Landsleuten sei. Er suchte ihm Gutes zu thun und zu einer Professorstelle zu verhelfen. Wäre das geschehen, so hätte Hölderlin einen bestimmten Wirkungskreis gehabt, er hätte sich beschränken lassen, wäre gesund geworden, wäre nach und nach erstarkt, seine geistige Ueberspannung hätte nachgelassen, er wäre nützlich geworden, und ein Weib an seiner Seite hätte vollends jede unnatürliche Richtung seiner Gemüthskräfte zerstört und ihn gelehrt, wie man leben, ar-

beiten und sich behelfen müsse, wenn man mit Menschen menschlich leben wolle. Aber Hölderlin's unglückliches Schicksal und die Misgunst seiner Feinde lenkte es anders. Es wurde ihm ein Anderer vorgezogen, und er sah sich hintangesetzt. Man sagt, daß ihm Göthe nicht gut gewesen. Dies scheint wahr zu sein, denn so oft ich von Göthe mit ihm zu sprechen anfing, wollte er ihn schlechterdings nicht kennen, was bei ihm immer der Ausdruck einer feindlichen Gesinnung ist. Schiller's dagegen und vieler anderer Männer erinnerte er sich oft.

Dies war ein entscheidender Schlag für Hölderlin's ganzes Wesen. Er sah seine besten Hoffnungen vereitelt, fand seinen Stolz, sein lebhaftes Selbstgefühl beleidigt, sein Talent, seine Kenntnisse hintangesetzt, seine Ansprüche als unzulänglich erklärt und fand sich abermals wieder aus dem Traum einer wirksamen, thätigen, glücklichen Zukunft als ein einsamer, verlassener Pilgrim in ein Leben hineingestoßen, für dessen Unglimpf er kein starkes Gegengift in sich hatte, dessen Unbill zu ertragen er viel zu weichlich, viel zu zart eingerichtet war.

Er kam nun in die Schweiz, wo er Lavater, Zollikofer und Andere kennen lernte, dichtete kräftige schöne Lieder und entwarf auch den Plan zu einer Tragödie. Sie auszuführen konnte ihm aber nie möglich werden; denn es ist wol unbestreitbar, daß sein poetisches Talent kein dramatisches, sondern ein rein lyrisches war. Auch die Philosophie beschäftigte ihn, und die beginnende Schelling'sche Lehre scheint großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, wie er mir denn unter dem unverständlichsten Wortschwall später zuweilen von Kant und Schelling erzählte. Es hatte sich seiner aber schon eine tiefe Melancholie bemeistert, sodaß er die Menschen floh, sich einschloß, seiner Trauer überließ und so gleichsam mit Fleiß und Absicht jenem Zustande vorarbeitete, der nicht länger mehr ausbleiben konnte, wenn nur auch Eins hinzugekommen wäre. Ich meine das verzweifelte Unternehmen, sich im Sinnentaumel, in wilden, unordentlichen Genüssen, in betäubenden Ausschweifungen zu vergessen.

Das blieb nicht aus. Hölderlin ward abermals Hofmeister, und zwar in Frankreich. Er konnte unmöglich ein wüstes Leben ertragen. Er war für ein reines, geordnetes, thätiges Leben geboren, seine geistige und körperliche Natur mußte zu Grunde gehen, wenn er besinnungslos genug war, nun genießen zu wollen, ohne zu fühlen, wie er vorher fühlte, ohne zu genießen. Es währte kurze Zeit, so gerieth sein

Geist durch die Schwächung eines so unordentlichen Verhaltens dermaßen aus den Fugen, daß er Anfälle von Wuth und Raserei bekam.

Auf eine unerklärbare Weise, plötzlich und unvermerkt, ohne Geld und Habseligkeiten, erschien er in seinem Vaterlande. Matthisson erzählte mir einmal, daß er ruhig in seinem Zimmer gesessen, als sich die Thüre geöffnet, und ein Mann hereingetreten, den er nicht gekannt. Er war leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und gekleidet wie ein Bettler. Erschrocken steht Matthisson auf, das schreckliche Bild auffassend, das eine Zeitlang verweilt, ohne zu sprechen, sich ihm sodann nähert, über den Tisch hinüberneigt, häßliche, ungeschnittene Nägel an den Fingern zeigt und mit dumpfer, geisterhafter Stimme murmelt: „Hölderlin". Und sogleich ist die Erscheinung fort, und der bestürzte Matthisson hat Noth, sich von dem Eindrucke dieses Besuchs zu erholen. In Neisslingen bei seiner Mutter angelangt, jagte er sie und sämmtliche Hausbewohner in der Raserei aus dem Hause.

Er hielt sich einige Zeit bei ihr auf und hatte helle und gute Augenblicke, wiewol er immer von der schwärzesten Melancholie geplagt war. Abermals, aber nun zum letzten Male, sollte sein für die Liebe so offenes, unglückliches Herz entzündet werden. Allein man war genöthigt, ihm den Gegenstand seiner Neigung und Verehrung zu entreißen, und ein sehr naher Blutsverwandter von ihm heirathete das Frauenzimmer. Dies fehlte noch, um Hölderlin's Raserei zu vollenden. Nie mehr in seinem Leben wollte er diese Person kennen, wiewol sie oftmals um ihn war. Hölderlin behauptete schlechterdings, daß er nicht die Ehre habe, Seine Majestät jemals gesehen zu haben.

Nun hörte ein wohlwollender, gutgesinnter Prinz, der Hölderlin in Jena kennen gelernt hatte, von seiner unseligen Lage und nahm sich vor, ihn durch eine angemessene Beschäftigung zu zerstreuen und, wenn es möglich wäre, zu retten. Er wurde von ihm zur Stelle eines Bibliothekars berufen. Aber Hölderlin war verloren. Seine Anfälle von Raserei waren ungestümer und häufiger als je. Er beschäftigte sich mit einer Uebersetzung des Sophokles, die des Wunderbaren und Närrischen schon Manches enthält. Genug, Hölderlin konnte nicht mehr zu Hause behalten werden; unter dem Vorwand, daß er Bücher in Tübingen einkaufen müsse, ward er dahin geschickt, dort aber in das Klinikum gebracht, wo man versuchen wollte, ihn medizinisch zu curiren.

Zwei Jahre verweilte er hier; allein sein Geist ward nicht mehr hell, seine Denkkraft zerstört, seine Nerven unglaublich zerrüttet, und er sank endlich in den schrecklichen Zustand, in dem er sich nun befindet. Er wurde im Hause eines Tischlers aufgenommen, wo er in einem kleinen Zimmerchen, ohne etwas Anderes als ein Bett und einige wenige Bücher zu haben, nun schon über 20 Jahre lebt.

Tritt man nun in das Haus des Unglücklichen, so denkt man freilich keinen Dichter darin zu treffen, der so gerne mit Platon am Ilyssus wandelte; aber es ist auch nicht häßlich, sondern die Wohnung eines wohlhabenden Tischlers, eines Mannes, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung hat, und sogar von Kant, Fichte, Schelling, Novalis, Tieck u. A. spricht. Man fragt nach dem Zimmer des Hrn. Bibliothekars — so läßt er sich noch immer gern tituliren — und kommt auf eine kleine Thüre zu. Schon hört man innen reden, man glaubt, daß dort Gesellschaft sei. Der brave Tischler sagt aber, er sei ganz allein und rede Tag und Nacht mit sich selbst. Man besinnt sich, man zaudert anzupochen, man fühlt sich innerlich beunruhigt. Zuletzt klopft man an, und ein heftiges, lautes „Herein!" wird gehört. Man öffnet die Thüre, und eine hagere Gestalt steht in der Mitte des Zimmers, welche sich aufs tiefste verneigt, nicht aufhören will, Complimente zu machen, und dabei Manieren zeigt, die voll Grazie wären, wenn sie nicht etwas Krampfhaftes an sich hätten. Man bewundert das Profil, die hohe gedankenschwere Stirne, das freundliche, freilich erloschene, aber noch nicht seelenlose liebe Auge; man sieht die verwüstenden Spuren der geistigen Krankheit in den Wangen, am Mund, an der Nase, über dem Auge, wo ein drückender, schmerzlicher Zug liegt, und gewahrt mit Bedauern und Trauer die convulsivische Bewegung, die durch das ganze Gesicht sich zuweilen verbreitet, die ihm die Schultern in die Höhe treibt und besonders die Hände und Finger zucken macht. Er trägt ein einfaches Wamms, in dessen Seitentaschen er gern die Hände steckt. Man sagt einige einleitende Worte, die mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Schwall von Worten empfangen werden, die ohne allem Sinn sind und den Fremden verwirren. Hölderlin fühlt jetzt, artig, wie er war, und wie er der Form nach es noch ist, die Nothwendigkeit, dem Gaste etwas Freundliches zu sagen, eine Frage an ihn zu richten. Er thut es; man vernimmt einige Worte, die verständlich sind, die aber meist unmöglich beantwortet wer-

den können. Hölderlin selbst erwartet nicht im mindesten Antwort und verwirrt sich im Gegentheil aufs äußerste, wenn der Fremde sich bemüht, einen Gedanken zu verfolgen. Darüber später, wenn wir zu unsern eignen Unterhaltungen mit ihm kommen; für jetzt nur die flüchtige Erscheinung. Der Fremde sieht sich Eure Majestät, Eure Heiligkeit, gnädiger Herr Pater betitelt. Allein Hölderlin ist äußerst unruhig; er empfängt solche Besuche sehr ungern und ist nachher immer verstörter als früher. Ich that es deswegen jederzeit ungern, wenn mich Jemand bat, ihn zu Hölderlin zu führen. Doch war mir dies noch lieber, als wenn man allein zu ihm ging. Denn alsdann war die Erscheinung für den Einsamen, von allem Menschenumgang Abgeschlossenen zu neu, zu störend, und der Fremde wußte ihn nicht zu behandeln. Hölderlin selbst fing auch bald an, für den Besuch zu danken, sich abermals zu verbeugen, und es war alsdann gut, wenn man nicht länger verweilte.

Länger hielt sich auch Keiner bei ihm auf. Selbst seine frühern Bekannten fanden eine solche Unterhaltung zu unheimlich, zu drückend, zu langweilig, zu sinnlos. Denn eben gegen sie war der Bibliothekar am wunderbarsten. So war einmal Friedrich Haug, der Epigrammatiker, bei ihm, der ihn von lange her kannte. Auch er wurde königliche Majestät betitelt und Herr Baron von Haug geheißen. Wiewol der alte Freund versicherte, daß er nicht geadelt sei, so ließ Hölderlin dennoch schlechterdings nicht ab, ihm jene vornehmen Titel zu spenden. Gegen ganz Fremde kehrt er absolute Sinnlosigkeit vor. Aber wir wollten zuerst nur zeigen, wie er sich äußerlich darstellt, und wir gehen nun ins Genauere ein, zuförderst blos erzählend.

Anfänglich schrieb er viel und füllte alle Papiere an, die man ihm in die Hand gab. Es waren Briefe in Prosa oder in Pindarischen freien Versmaßen, an die theure Diotima gerichtet, häufiger noch Oden in Alcäen. Er hatte einen durchaus sonderbaren Styl angenommen. Der Inhalt ist: Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit Gott, Feier der Griechen. Ueber die Gedankenfolge für jetzt noch nichts.

In der ersten Zeit bei dem Tischler hatte er noch sehr viele Anfälle von Raserei und Wuth, sodaß jener nöthig hatte, seine derbe Faust anzuwenden und dem Wüthenden tüchtig mit Schlägen zu imponiren. Einmal jagte H. ihm

seine sämmtlichen Gesellen aus dem Hause und schloß die Thüre. In Zorn und Convulsionen gerieth er gleich, wenn er Jemand aus dem Klinikum sah. Indem er oft frei herumging, war er natürlich dem Spott heilloser Menschen ausgesetzt, deren es überall gibt, und deren Bestialität auch ein so furchtbarer, durch das Unglück geheiligter geistiger Zufall ein Gegenstand des dummen Muthwillens ist. Das machte nun Hölderlin, wenn er's bemerkte, so wild, daß er mit Steinen und Koth nach ihnen warf; und dann war es ausgemacht, daß er noch einen Tag lang fortwüthete. Mit tiefem Bedauern haben wir bemerken müssen, daß selbst Studirende thierisch genug waren, ihn zuweilen zu reizen und in Zorn zu jagen. Wir sagen nichts darüber, als daß von allen Bübereien, welche auf Universitäten die Faulheit hervorbringt, diese wol eine der nichtswürdigsten ist.

Oft nahm die Frau des Tischlers oder eine der Töchter und Söhne den Armen in die Gärten und Weinberge hinaus, wo er sich alsdann auf einen Stein setzte und wartete, bis man wieder nach Hause ging. Es ist zu bemerken, daß man ganz wie mit einem Kinde mit ihm verfahren mußte, wenn man ihn nicht störrisch machen wollte. Wenn er so ausgeht, so muß man ihn zuvor anmahnen, sich zu waschen und zu säubern, indem seine Hände gewöhnlich schmuzig sind, weil er sich halbe Tage lang damit beschäftigt, Gras auszureißen. Wenn er alsdann angekleidet ist, so will er durchaus nicht vorausgehen. Seinen Hut, den er tief aufs Auge hinabdrückt, lupft er vor einem zweijährigen Kinde, wenn er anders nicht zu sehr in sich vertieft ist. Es ist sehr lobens- und erwähnenswerth, daß die Leute in der Stadt, die ihn kennen, ihn nie ausspotten, sondern ruhig seines Weges gehen lassen, indem sie oft zu sich sagen: „Ach, wie gescheut und gelehrt war dieser Herr, und jetzt ist er so närrisch". Allein läßt man ihn aber nicht ausgehen, sondern nur in dem Zwinger vor dem Hause spazierenwandeln.

Im Anfang kam er manchmal zu dem unlängst verstorbenen trefflichen Conz. Dieser fleißige und thätige Freund der alten Literatur hatte einen Garten vor dem Hirschhauerthore in Tübingen, wo er nach einer Gewohnheit von Jahrzehnten täglich eine Stunde vor Mittag seinen Gang hinrichtete. Ein Vierteljahrhundert hindurch sah man ihn um diese Zeit seinen schweren Körper hinaustragen und sofort am Thore halten, wo ihm der Thorwart regelmäßig die Pfeife anzünden mußte. Alsdann ging der Dichter ruhig und langsam weiter und hielt sich einige Stunden draußen im Freien

oder im Gartenhause auf. Als er den Aeschylos übersetzte, kam Hölderlin, der damals noch mehr Feuer und Kräfte hatte, oftmals zu ihm hinaus. Er unterhielt sich alsdann mit Blumenpflücken, und wenn er einen tüchtigen Strauß beisammen hatte, so zerriß er ihn und steckte ihn in die Tasche. Conz gab ihm auch zuweilen ein Buch hin. Einmal, erzählte er mir, bückte sich Hölderlin über ihn her und las einige Verse aus dem Aeschylos herunter. Sodann aber schrie er mit einem krampfigen Lachen: „Das versteh' ich nicht! das ist Kamalattasprache"; denn zu Hölderlin's Eigenheiten gehört auch die Bildung neuer Wörter.

Diese Besuche hörten mit der Zeit auf, je schwächer und dumpfer er wurde. Ich hatte Noth, ihn zuweilen zu bewegen, daß er mit mir einen Spaziergang in den Conz'schen Garten machte. Er hatte allerlei Ausreden; er sagte: „Ich habe keine Zeit, Eure Heiligkeit" — denn auch ich bekam alle Titel durchweg —; „ich muß auf einen Besuch warten"; oder er brauchte eine ihm gewöhnliche, höchst sonderbare Form, indem er sagte: „Sie befehlen, daß ich hier bleibe". Manchmal aber, wenn das Wetter schön und hell war, brachte ich ihn doch zum Anziehen, und wir gingen hinaus. Einmal an einem Frühlingstage war er höchlich erfreut über die reichen Blumenbüsche und die Fülle der Blüten. Er lobte die Schönheit des Gartens auf die artigste Weise. Sonst war er aber immer unvernünftiger, als wenn ich ihn allein bei mir hatte. Conz bemühte sich, ihn an Vergangenes zu erinnern, jedoch umsonst. Einmal sagte er: „Herr Hofrath Haug, dessen Sie sich noch gut erinnern werden, hat unlängst ein sehr schönes Gedicht gemacht". Hölderlin, wie gewöhnlich ganz und gar unachtsam auf Das, was man zu ihm spricht, versetzt: „Hat er eins gemacht?" sodaß Conz herzlich darüber lachte. Wir gingen sodann nach Hause, und Hölderlin küßte beim Abschied auf der Straße Herrn Conz die Hand aufs eleganteste.

Sein Tag ist äußerst einfach. Des Morgens, besonders zur Sommerzeit, wo er überhaupt viel unruhiger und gequälter ist, erhebt er sich vor oder mit der Sonne und verläßt sogleich das Haus, um im Zwinger spazieren zu gehen. Dieser Spaziergang währt meist vier bis fünf Stunden, sodaß er müde wird. Gern unterhält er sich damit, daß er ein Schnupftuch in die Hand nimmt und auf die Zaunpfähle damit zuschlägt, oder das Gras ausrauft. Was er findet, und sollte es nur ein Stück Eisen oder ein Leder sein, das

steckt er ein und nimmt es mit. Dabei spricht er immer mit sich selbst, fragt sich und antwortet sich, bald mit Ja, bald mit Nein, häufig mit beidem; denn er verneint gern.

Alsdann geht er ins Haus und schreitet dort umher. Man bringt ihm sein Essen aufs Zimmer, und er speist mit großem Appetit, liebt auch den Wein und würde so lange trinken, als man ihm gäbe. Ist er mit dem Essen zu Ende, so kann er keinen Augenblick länger das Geschirr in seinem Zimmer leiden, und er stellt es sogleich vor die Thürschwelle auf den Boden. Er will durchaus nur drin haben, was sein ist; alles Andere wird auf der Stelle vor die Thüre gelegt. Der übrige Theil des Tages verfließt in Selbstgesprächen und Auf- und Abgehen in seinem Zimmerchen.

Womit er sich tagelang beschäftigen kann, das ist sein „Hyperion". Hundert Mal, wenn ich zu ihm kam, hörte ich ihn schon außen mit lauter Stimme declamiren. Sein Pathos ist groß, und „Hyperion" liegt beinahe immer aufgeschlagen da; er las mir oft daraus vor. Hatte er eine Stelle weg, so fing er an mit heftigem Geberdenspiel zu rufen: „O schön, schön, Eure Majestät!" — dann las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: „Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!" Er las mir auch oft aus andern Büchern vor, die ich ihm in die Hand gab. Er verstand aber nichts, weil er zu zerstreut ist und nicht einmal einen eignen Gedanken, geschweige einen fremden verfolgen kann. Jedoch lobte er seiner gewöhnlichen Artigkeit zufolge das Buch immer über die Maßen.

Seine übrigen Bücher bestehen aus Klopstock's Oden, Gleim, Cronegk und dergleichen ältern Poeten. Klopstock's Oden liest er oft und zeigt sie gleich vor.

Ich sagte ihm unzählige Mal, daß sein „Hyperion" wieder neu gedruckt worden, und daß Uhland und Schwab seine Gedichte sammelten. Ich erhielt aber nie eine andere Antwort als eine tiefe Verbeugung und die Worte: „Sie sind sehr gnädig, Herr von Waiblinger! Ich bin Ihnen sehr verbunden, Eure Heiligkeit". Oft wollte ich, wenn er eine Frage auf diese Weise abschnitt, mit Gewalt auf eine vernünftige Antwort dringen, drehte meine Worte, ließ nicht ab, brachte immer wieder dasselbe in anderer Wendung vor und hörte erst auf, als er in heftige Bewegung gerieth und einen fürchterlich kunterbunten, sinnlosen Wortschwall hervorbrachte.

Der Tischler verwunderte sich bald, daß ich so viele Gewalt über ihn ausüben konnte, daß er mit mir ging, sobald ich wollte, und daß er sich auch in meiner Abwesenheit so

viel mit mir beschäftigte. Womit ich ihn am meisten vergnügte, das war ein hübsches Gartenhaus, das ich auf dem Oesterberg bewohnte, dasselbe, worin Wieland die Erstlinge seiner Muse niederschrieb. Hier hat man Aussicht über grüne, freundliche Thäler, die am Schloßberg emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alp. Es wird nun mehr als fünf Jahre, daß ich hier einen angenehmen Sommer verlebte, mitten im Grün, bei so erquickender Aussicht, beinahe ganz im Freien. Leider lastete damals ein so gefährlicher Druck auf meinem Geiste, daß selbst der Genuß dieser freundlichen Natur nicht im Stande war, mich innerlich zu erheitern und zu stärken, und ich hier einen Roman schrieb, den ich bald darauf für werth hielt, verbrannt zu werden, und in dem nur Weniges enthalten war, dessen ich mich nicht jetzt schäme. Doch kam später noch der Gesang der Kalonasora hier zu Stande, der, als er drei Jahre darauf gedruckt wurde, wenigstens dem Verfasser den Beifall der gerühmtesten Kenner und Freunde der Poesie erwarb. Hier aber war es, wo ich Hölderlin jede Woche einmal hinaufführte. Oben angelangt, und ins Zimmer eintretend, verneigte er sich jedes Mal, indem er sich meiner Gunst und Gewogenheit aufs angelegentlichste empfahl. Höflichkeitsfloskeln bringt er allenthalben an, und es ist wirklich oft, als ob er damit geflissentlich Jedermann recht fern von sich halten wollte. Hat er einen Grund, so ist es gewiß dieser; es ist aber vielleicht zu viel, Allem und Jedem eine tiefere Ursache zuschreiben zu wollen als die bloße Sonderbarkeit und Curiosität.

Hölderlin öffnete sich das Fenster, setzte sich in seine Nähe und fing an in recht verständlichen Worten die Aussicht zu loben. Ich bemerkte es überhaupt, daß es besser mit ihm stand, wenn er im Freien war. Er sprach weniger mit sich selbst, und dies ist mir ein vollkommener Beweis, daß er klarer wurde; denn ich habe mich überzeugt, daß jenes unabläßige Selbstgespräch nichts anders als eine Folge der Unstätheit seines Denkens und der Ohnmacht ist, einen Gegenstand festzuhalten. Davon hernach. Ich versorgte ihn mit Schnupf- und Rauchtaback, an welchem er eine große Freude hatte. Mit einer Prise konnte ich ihn ganz erheitern, und wenn ich ihm nun gar eine Pfeife füllte und ihm Feuer machte, so lobte er den Taback und die Maschine aufs lebhafteste und war vollkommen zufrieden. Er hörte auf zu sprechen, und wie er sich nun so am besten fühlte, und es nicht gut war, ihn zu stören, so ließ ich ihn, indem ich etwas las

Womit er viel zu schaffen hatte, das war das pantheistische Ein und All, mit großen griechischen Charakteren über meinem Arbeitstisch an die Wand geschrieben. Er sprach oft lange mit sich selbst, immer das geheimnißvolle, vielbedeutende Zeichen anschauend, und einmal sagte er: „Ich bin nun orthodox geworden, Eure Heiligkeit! Nein, nein! ich studire gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant, und beschäftige mich viel mit der neuen Philosophie". Ich fragte ihn, ob er sich Schelling's erinnere. Er sagte: „Ja, er hat mit mir zu gleicher Zeit studirt, Herr Baron!" — Ich sagte, daß er nun in Erlangen sei, und Hölderlin erwiderte: „Vorher ist er in München gewesen". Er fragte, ob ich ihn schon gesprochen, und ich sagte ja.

Freilich auf die wunderbarste Weise von der Welt. In Stuttgart schon war mir einmal seine Bekanntschaft entgangen, indem ich sein Hiersein eben erfuhr, als er im Begriff war abzureisen, und Herr Hofrath Haug, der mich zu ihm führen wollte, mir nur einige für mich sehr schmeichelhafte Worte von ihm sagte. Als ich später einmal nach Erlangen kam, wollte ich ihn besuchen. In seinem Hause angekommen, fand ich Niemand, der mich gemeldet hätte. Alles war todtenstill. Ich wußte weder Stockwerk noch Thüre und stand lange Zeit in einem Gange, indem ich über dieses sonderbare Warten lachen mußte. Nein, dachte ich, ich gehe dem großen Philosophen nicht aus dem Hause, bis ich endlich einmal zu seiner Bekanntschaft gekommen bin, und einmal muß sich ja doch etwas Lebendiges hier regen, wo Alles zu Hause ist, was sich im Himmel und auf Erden beweget. Plötzlich hört' ich husten. Das war Schelling! sagte ich mir, Das war er! Das muß er gewesen sein! und nun keck und ohne Weiteres auf die Thüre zu, von wo der Schall herkam, und angepocht. Das geschah. In demselben Augenblicke fast stand auch schon eine Person vor der Thüre, deren Physiognomie durchaus mir den Philosophen zeigte. Schelling fragte mich heftig, ob ich ein Fremder sei, und bat mich in ungestümer Schnelligkeit, ihn nach dem Essen zu besuchen, indem er jetzt gebunden sei. Ich schaute ihm ruhig ins Gesicht, empfahl mich und ging. Nun, sagte ich zu mir selbst, habe ich ihn gesehen und gesprochen, aber ich bin ihm doch recht zur Unzeit gekommen! Ich hatte ihm nicht einmal meinen Namen gesagt. Ich weiß nicht, welche Wunderbarlichkeit mich trieb, meinen Besuch nicht zu wiederholen, sondern augenblicklich abzureisen, zufrieden, den großen Philosophen nun doch gesprochen und eben in einem Moment

gesehen zu haben, wo er vielleicht in der Begeisterung seines Weltalls brannte.

Doch ich kehre zu Hölderlin zurück. Er erinnerte sich Matthisson's, Schiller's, Zollikofer's, Lavater's, Heinse's und vieler Anderer, nur, wie ich schon bemerkt, Göthe's nicht. Sein Gedächtniß zeigte noch Kraft und Dauer. Ich fand es einmal befremdend, daß er das Portrait Friedrichs des Großen an der Wand hängen hatte, und fragte ihn deshalb. Er sagte mir: „Das haben Sie schon einmal bemerkt, Herr Baron"; und ich erinnerte mich nun selbst, es wol viele Monate vorher bemerkt zu haben. So erkennt er auch Alle wieder, die er gesehen. Er vergaß nie, daß ich Dichter bin, und fragte mich unzählige Mal, was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sei. Dann konnte er aber freilich sogleich hinzusetzen: „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno. Oui, Eure Majestät: Sie sagen so, Sie behaupten so! es geschicht mir nichts!"

Dies letztere überhaupt hörte ich häufig bei ihm. Es ist, als ob er sich dadurch versichern und beruhigen wollte, indem er sich immer den Gedanken vorhält: es geschieht mir nichts.

Ich gab ihm auch Papier zum Schreiben. Alsdann setzte er sich an den Schreibtisch und machte einige Verse, auch gereimte. Sie waren jedoch ohne Sinn, besonders die letztern, übrigens metrisch richtig. Er erhob sich sodann und überreichte sie mir mit großen Complimenten. Einmal schrieb er darunter: „Dero unterthänigster Hölderlin".

Eines Tages hatte ich ihm gesagt, daß auf den Abend Concert sei. Ich hatte daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, ihm diesen Genuß zu verschaffen. Allein man konnte es nicht wagen. Vielleicht hätte die Musik zu starken Eindruck auf ihn gemacht, auch war von der Ungezogenheit der Studenten zu befürchten. Genug, ich verließ mit ihm das Gartenhaus. Er war ganz in sich versunken und sprach keine Sylbe. Als ich schon mit ihm in der Stadt war, sah er mich plötzlich an, als ob er aufwachte und sagte: „Concert". Gewiß, daß er unterdessen daran gedacht.

Denn die Musik hat ihn noch nicht ganz verlassen. Er spielt noch richtig Klavier, aber höchst sonderbar. Wenn er darankommt, so bleibt er tagelang sitzen. Alsdann verfolgt er einen Gedanken, der kindisch simpel ist, und kann ihn viele hundert Mal hindurch drehen und dermaßen abspielen, daß man es nicht mehr aushalten kann. Zudem kommt noch ein

Digitized by Google

schnelles Aufzucken von Krampf, das ihn nöthigt, manchmal blitzschnell über die Tasten wegzufahren, und das unangenehme Klappern seiner langgewachsenen Nägel. Diese nämlich läßt er sich höchst ungern schneiden, und es sind eine Menge Kunstgriffe nöthig, um ihn zu bewegen, wie man sie bei störrischen und eigensinnigen Kindern anwendet. Hat er eine Zeitlang gespielt, und ist seine Seele ganz weich geworden, so fällt plötzlich sein Auge zu, sein Haupt richtet sich empor, er scheint vergehen und verschmachten zu wollen, und er beginnt zu singen. In welcher Sprache, das konnte ich nie erfahren, so oft ich es auch hörte; aber er that es mit überschwenglichem Pathos, und es schauderte Einen in allen Nerven, ihn so zu sehen und zu hören. Schwermuth und Trauer war der Geist seines Gesanges; man erkannte einen ehemals guten Tenor.

Kinder liebt er sehr. Aber sie haben Angst vor ihm und fliehen ihn. Den Tod fürchtet er ausnehmend, wie er überhaupt sehr furchtsam ist. Bei seiner entsetzlichen Nervenschwäche ist er leicht zu erschrecken; er fährt beim kleinsten Geräusch zusammen. Wenn er in Bewegung, in Zorn, oder nur in übler Laune ist, so zuckt sein ganzes Gesicht, seine Geberden sind heftig, er dreht die Finger so krampfig zusammen, als ob keine Gelenke drin wären, und schreit auch wol laut, oder tobt in ungestümen Discursen auf sich selbst. In einem solchen Moment muß man ihn allein lassen, bis sich die Wallung gelegt hat, sonst wird man am Arm hinausgeführt. Ist er ganz aufgebracht, so liegt er im Bett und steht einige Tage lang nicht mehr auf.

Einmal kam es ihm plötzlich in den Sinn, nach Frankfurt zu gehen. Man nahm ihm nun die Stiefeln weg, und das erzürnte den Herrn Bibliothekar dergestalt, daß er fünf Tage im Bette blieb. Im Sommer plagt ihn die Unruhe oft so, daß er Nächte lang im Hause auf- und abgeht.

Ich wollte ihm andere Bücher geben und dachte, den Homer, der ihm noch im Gedächtniß sei, werde er doch lesen. Ich brachte ihm eine Uebersetzung, aber er nahm sie nicht an. Ich ließ sie beim Tischler und sagte diesem, er solle behaupten, daß sie ihm gehöre. Dennoch nahm sie Hölderlin nicht an. Der Grund davon ist nicht Stolz, sondern Furcht, sich zu beunruhigen, indem er sich mit etwas Fremdem einläßt. Nur das Gewohnte konnte ihn in Ruhe lassen, „Hyperion" und seine bestäubten alten Poeten; Homer war ihm seit 20 Jahren fremd geworden, und alles Neue störte ihn.

Ich lud ihn auch ein, mit mir in einen Garten zu gehen, wo Weinschank war. Die Aussicht war hier sehr hübsch und man gänzlich unbeobachtet. Hölderlin trank männlich. Auch das Bier schmeckte ihm; er vertrug mehr, als man glauben sollte. Ich sorgte aber, daß nie die Grenze überschritten wurde. Er fühlte sich ganz behaglich, wenn er so eine Pfeife rauchte; denn er sprach nicht mehr und verhielt sich ruhig.

Seiner alten Mutter schrieb er, aber man mußte ihn immer mahnen. Diese Briefe waren nicht unvernünftig; er gab sich Mühe, und sie wurden sogar klar, aber nur so, auch dem Styl nach, wie ein Kind schreibt, das noch nicht fertig denken und schreiben kann. Einer war einmal in der That gut, endete aber so: „Ich sehe, daß ich aufhören muß". Hier verwickelte er sich schon, fühlte es selbst und schloß. Man kann diesen Zustand am besten mit der Störung im Denken vergleichen, die man bei Krankheiten, bei starkem Kopfweh, heftiger Schläfrigkeit und des Morgens nach einem allzu unmäßigen Abend beim Weine in sich gewahrt.

Mein Gartenhaus war ihm so theuer geworden, daß er nach Jahren, da ich es nicht mehr bewohnte, sich noch danach erkundigte und, wenn er mit der Tischlersfrau in einen in seiner Nähe gelegenen Weinberg ging, mehre Male vor die Thüre hinaufstieg und schlechterdings behauptete, daß hier Herr von Waiblinger wohne.

Die Natur, ein hübscher Spaziergang, der freie Himmel that ihm immer gut. Ein Glück für ihn ist es, daß er von seinem Zimmerchen aus eine wirklich recht lachende Aussicht auf den Neckar, der sein Haus bespült, und auf ein liebliches Stück Wiesen und Berglandschaft genießt. Davon gehen auch eine Menge klarer und wahrer Bilder in die Gedichte über, die er schreibt, wenn ihm der Tischler Papier gibt.

Merkwürdig ist, daß er nicht auf Gegenstände zu sprechen gebracht werden konnte, die ihn ehedem in bessern Tagen sehr in Anspruch genommen. Von Frankfurt, Diotima, von Griechenland, seinen Poesien und dergleichen ihm sonst so wichtigen Dingen redet er kein Wort; und wenn man auch geradezu fragt: „Sie waren wol schon lange nicht mehr in Frankfurt?" so antwortet er blos mit einer Verbeugung: „Oui, Monsieur, Sie behaupten das"; und dann kommt eine Flut von Halbfranzösisch.

Eine ungemeine Freude hat man ihm damit gemacht, daß man ihm endlich in den letzten Jahren ein kleines Sopha in sein Zimmerchen that. Das verkündete er mir

mit einem kindischen Entzücken, als ich zu ihm kam, indem er mir die Hand küßte und sagte: „Ach sehen Sie, gnädiger Herr, nun hab' ich ein Sopha". Ich mußte auch gleich Platz nehmen, und Hölderlin traf ich eine Zeitlang nachher meist auf ihm an, wenn ich ihn besuchte.

Ich machte in der Zeit, da ich mit ihm umging, viele Reisen nach Italien, in die Schweiz und ins Tirol, und wenn ich zurückkam, so wußte er immer, wo ich gewesen, und äußerte sich besonders gern über die Schweiz, wo er die schöne Gegend von Zürich und St.-Gallen lobte und von Herrn Lavater und Zollikofer sprach. Einmal sagte ich ihm, daß ich nun nach Rom gehe und sobald nicht mehr zurückkehren werde, und lud ihn scherzhaft ein, mein Reisegefährte zu sein. Er lächelte so liebenswürdig verständig als nur ein Weiser lächeln kann und sagte: „Ich muß zu Hause bleiben und kann nicht mehr reisen, gnädiger Herr!"

Zuweilen gab er Antworten, worüber man fast durchaus lachen mußte, zumal da er sie mit einer Miene gab, als ob er wirklich spottete. So fragte ich ihn einmal, wie alt er sei, und er versetzte lächelnd: „Siebenzehn, Herr Baron". Dies ist aber keine Ironie, sondern gänzliche Zerstreuung. Nie gibt er Acht auf Das, was man zu ihm spricht, weil er immer in sich selbst mit seinen unvollkommenen, unklaren Gedanken kämpft; und will man ihn nun plötzlich mit einer Frage aus diesem dumpfen Brüten herausreißen, so muß man mit dem Nächsten zufrieden sein, was ihm auf die Zunge kommt. So ging ich einmal mit ihm über eine Wiese spazieren; ich ließ ihn lange in sich versenkt neben mir hergehen, als ich ihn schnell auf ein neugebautes Haus aufmerksam machte und sagte: „Sehen Sie, Herr Bibliothekar, dieses Gebäude haben Sie gewiß noch nicht bemerkt?" Hölderlin wachte plötzlich auf und sagte mir mit einem Ausdruck, als hänge das Wohl der Welt davon ab, „Oui, Eure Majestät".

Von seinen schriftlichen Sachen und dem Vielen, was er während seines traurigen Lebens geschrieben, besitze ich eine Menge in Deutschland und würde gern etwas davon mittheilen, wenn es mir möglich wäre. Ich erinnere mich nur einer Ode in Alcäischem Versmaß, die mit folgenden rührend schönen Zeilen beginnt:

An Diotima.

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,
Ich Dir noch kennbar bin, Dir Vergangenheit,

O Du Theilhaber meiner Schmerzen,
Einiges Gute bezeichnen Dir kann — —

In der letzten Zeile sieht man schon, wie er den Gedanken nicht mehr erfassen konnte, und wie es ihm gerade ging, wie einem angehenden oder schlechten Dichter, der sich nicht ins Klare darüber bringen kann, was er sagen will, und nicht Meister genug darüber ist, um es so stark auszudrücken, als er es empfindet.

In seinen Briefen ist durchgehends der Inhalt ein Kampf und ein Anringen gegen die Gottheit oder das Schicksal, wie er sie gern nennt. Eine Stelle lautet folgendermaßen: „Himmlische Gottheit, wie war es unter uns, da ich Dir noch verschiedene Schlachten und einige nicht unbedeutende Siege abgewann!"

Ein schreckliches, geheimnißvolles Wort fand ich einmal in seinen Papieren. Nach vielem Ruhmwürdigen, was er von griechischen Heroen und alter Götterschönheit sagt, beginnt er: „Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich fern von ihm und in der Einsamkeit lebe!"

Naturanschauungen sind ihm noch vollkommen klar. Es ist ein großer, erhebender Gedanke, daß die heilige, allebendige Mutter Natur, die Hölderlin mit seiner gesundesten, schwungvollsten, frischesten Poesie feierte, auch da, wo ihm die Welt des bloßen Gedankens in einem unseligen Wirrwar unterging, und es ihm nicht mehr gegeben war, etwas rein Abgezogenes consequent zu erfolgen, noch von ihm verstanden wird. Das beweist sein Benehmen im Freien, der Eindruck und die wohlthätige, beruhigende Wirkung, welche die Natur auf ihn äußert, und besonders manche schöne Bilder, er sich frischweg aus ihr holte, indem er von seinem Fenster aus den Frühling kommen und gehen sah. So malte er in einem Verse auf eine Homerisch anschauliche Weise, wie Schafe über einen Steg wandern. Das sah er oft vom Fenster. Er kam auf einen ganz sublimen Gedanken, indem er die silbernen Regentropfen von seinem Dache fallen sah.

Der Zusammenhang wird aber freilich vergebens gesucht, und bemüht er sich, etwas Abstractes zu sagen, so verwirrt er sich, wird lahm und hilft sich am Ende blos mit einer ungewöhnlichen Wortfügung.

Der größte Irrthum, in den manche flüchtige Beobachter dieses verwirrten Seelenzustandes gefallen sind, ist der, daß sie glauben, Hölderlin habe die fixe Idee, mit nichts als

Königen, Päpsten und vornehmen Herren umzugehen, weil er Jedermann und auch den Tischler jene hohen Titel gibt. Allein das ist ganz falsch; Hölderlin ist ohne eine durchgehends ihn beherrschende fixe Idee. Er ist mehr in einem Zustande der Schwäche als der Narrheit, und Alles, was er sinnlos vorbringt, ist eine Folge jener geistigen und körperlichen Erschöpfung. Erklären wir uns deutlicher.

Hölderlin ist unfähig geworden, einen Gedanken festzuhalten, ihn klar zu machen, ihn zu verfolgen, einen andern ihm analogen anzuknüpfen und so in regelmäßiger Reihenfolge durch Mittelglieder auch das Entfernte zu verbinden. Sein Leben ist, wie wir gesehen, ein ganz inneres, und dies ist gewiß eine der Hauptursachen, daß er in diesen Zustand der Abstumpfung versunken, aus dem sich herauszuarbeiten ihm schon seine physische Erschlaffung und die unglaubliche Schwäche seiner Nerven unmöglich macht. Es fällt ihm etwas ein, sei es eine Erinnerung, sei es vielleicht eine Bemerkung, die ihm ein Gegenstand der Außenwelt erweckt, er fängt an zu denken. Aber nun mangelt ihm alle Ruhe, alles Stete und Feste, um zu erfassen, was nur wie im Dunst in ihm werden wollte. Er sollte ausbilden, und es fehlt die Kraft, auch nur einen Begriff in seine Merkmale zu zerlegen. Er will bejahen; aber wie es ihm nicht um die Wahrheit zu thun ist, denn diese kann nur das Product eines gesunden, geordneten Denkens sein, so verneint er im Augenblick, denn die gesammte Welt der Geister ist ihm Schein und Nebel, und sein ganzes Wesen ist ein entschiedener, freilich schrecklicher Idealismus geworden. Sagt er zum Beispiel zu sich selbst: Die Menschen sind glücklich; so mangelt es ihm an Halt und Klarheit, um sich zu fragen, warum und wie; er fühlt eine dumpfe widerstrebende Empfindung in sich, er widerruft und sagt: Die Menschen sind unglücklich, ohne sich darum zu bekümmern, warum und wie sie es sind. Diesen unglückseligen Widerstreit, der seine Gedanken schon im Werden zernichtet, konnte ich unzählige Mal bemerken, weil er gewöhnlich laut denkt. Gerieth er auch wirklich so weit mit dem Festhalten eines Begriffs oder einer Idee, so schwindelte ihm sogleich der Kopf, er verwirrte sich nur desto stärker, es zuckte eine convulsivische Bewegung durch seine Stirne, er schüttelte mit dem Haupt und rief: „Nein! nein!" Und um sich aus diesem Schwindel, der ihn allzu sehr beunruhigt, herauszuretten, verfiel er nun alsobald in ein Delirium und sagte Worte ohne Sinn und Bedeutung, gleichsam als ob sein Geist, allzu angestrengt durch jene zu lange

Function des Denkens, sich erholen sollte, während der Mund Worte aussprach, bei denen jener nichts zu thun hatte. Dies wird ferner auch klar aus seinen Papieren. Es ist ihm noch gegeben, einen Satz hinzuschreiben, der etwa das Thema sein soll, das er ausführen will. Dieser Satz ist klar und richtig, wiewol er meist doch nur eine Erinnerung ist. Allein wenn er ihn durchführen, ausarbeiten, entwickeln soll, sodaß es darauf ankommt, zu zeigen, wie weit er im Stande sei, jene noch gebliebene Erinnerung durchzudenken und den neu ergriffenen Gedanken gleichsam wiederzuerzeugen, so fehlt es ihm sogleich; statt Eines Fadens, der das Vielfache verknüpfen sollte, gehen ihrer so viele durcheinander und verlieren sich mithin in einem wüsten Gespinnst, wie in einer Spinnenwebe. Er wird sogleich matt; er kommt von Einem aufs Andere und spricht nun endlich mit derselben Mühseligkeit seine Worte aus, mit der ein im Denken und Schreiben noch ungeübtes Kind sich anstrengt, um sich schriftlich zu erklären. Nun aber sind ihm, wie wir eben sagten, noch eine Menge sublimer metaphysischer Gedanken im Kopf, es ist ihm ferner noch ein gewisser Sinn für poetischen Anstand, für originellen Ausdruck geblieben, und er äußert sich sofort dunkel und höchst abenteuerlich, gleich unfähig, seine dunstigen aufgestiegenen Geistesblasen festzuhalten, oder jenen Erinnerungen eine neue Wendung oder eine klare Consistenz zu geben, als auf der andern Seite bemüht, durch eine noch in seiner Macht gebliebene ungewöhnliche Form und Ausdrucksweise wie mit Absicht seine Verlegenheit zu verdecken.

Zu dieser Art Poesien gehören selbst schon einige Stücke, welche in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Wiewol sie des Schönen, Frischen und Klaren viel enthalten, ja sogar herrliche, schwungvolle Stellen zeigen, so findet man doch hier und da Untiefen, welche wie schattige Flecken auf einer glatten sonnigen Wasserfläche aussehen. Hier hatte sich Hölderlin's Geist, dessen Leiden eben zu jener Zeit begannen, wo er diese Gedichte schrieb, schon verwickelt und ist nicht mehr im Stande, den Stoff ganz zu bemeistern. Es wären daher gut gewesen, wenn die Herausgeber, Uhland und Schwab, die sonst mit so vieler Sorgfalt und Mühe auswählten, diese Stücke entweder weggelassen oder wenigstens für Solche, die mit Hölderlin's Zustande unbekannt sind, mit einer Bemerkung versehen hätten. Die zartfühlenden Herausgeber hielt wol eine Rücksicht für den noch lebenden Dichter ab, der übrigens für die Erscheinung seiner Gedichte gar kein Interesse zeigte.

Auf diese Art ist er immer mit sich selbst beschäftigt, wenn er nicht etwa in einem Zustand vollkommener Stumpfheit ist. Kommt er nun mit einem Menschen zusammen, so erscheinen die verschiedensten Motive, die ihn so unzugänglich und unverständlich machen. Fürs erste ist er gewöhnlich dergestalt in sich versenkt, daß er nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf Das hat, was außer ihm ist. Es ist eine unermeßliche Kluft zwischen ihm und der ganzen Menschheit; er ist entschieden aus ihr herausgetreten; es findet keine Verbindung mehr mit ihr statt, als etwa die der bloßen Erinnerung, der bloßen Angewöhnung, des Bedürfnisses und des nie ganz zu ertödtenden Instinkts. Er erschrak zum Beispiel einmal aufs äußerste, als er ein Kind in einer gefährlichen Stellung am Fenster sah, lief schnell hin und nahm es weg. Diese scheinbar menschliche Theilnahme am Menschlichen ist von seinem einst so tieffühlenden, so aufgeschlossenen warmen Gemüthe zurückgeblieben; aber auch nichts Anderes als dieser instinktmäßige Trieb. Es wäre ihm gleichgültig, wenn man ihm sagte, die Griechen seien bis auf den letzten Sprößling ausgerottet, oder sie hätten vollkommen obgesiegt und beständen nun als selbständiger Staat; ja, er würde es nicht einmal in sich aufnehmen, würde es nicht einmal denken, denn es liegt ihm zu fern, ist zu fremd, stört ihn zu sehr. So würde er, wenn man ihm gesagt hätte, ich sei gestorben, mit großem Affect gerufen haben: „Herr Jesus, ist er gestorben?" — aber er hätte im ersten Moment nichts gefühlt und nichts gedacht, jene scheinbar theilnehmenden Worte wären blos Form gewesen, die er immer beobachten möchte, und erst später, wenn er nach und nach Eingang in ihr gefunden hätte, würde er von meinem Tode gesprochen haben; weiter übrigens gewiß nichts, denn er kann sich Anderer schlechterdings nicht mehr annehmen.

Schon diese unabläſſige Zerstreuung, diese Beschäftigung mit sich selbst, dieser totale Mangel an Theilnahme und Interesse für Das, was außer ihm vorgeht, diese seine Abneigung und Unfähigkeit, eine andere Individualität zu erfassen, anzuerkennen, zu verstehen, gelten lassen zu wollen, schon diese Gründe machen eine genaue Communication mit ihm unmöglich.

Nun ist nicht zu vergessen, daß noch eine starke Eitelkeit und eine Art von Stolz und Selbstgefühl in ihm zurückgeblieben. In seiner zwanzigjährigen Einsamkeit fand er nur Nahrung: weil er von aller Welt abgeschieden lebte, so gewöhnte er sich daran, sie nicht mehr nöthig zu haben;

weil keine Möglichkeit einer frohen Berührung mit ihr vorhanden war, so tröstete und beruhigte er sich selbst mit stolzen Vorspiegelungen, und er hielt sich, wie früher in der offenen halb anerkennenden äußern Welt durch Thätigkeit und Wirken, so nun in seinem abgeschlossenen Leben, wo er sich selbst Ich und Nichtich, Welt und Mensch, erste und zweite Person war, für etwas Hohes oder Höchstes. Diese große Meinung von sich ist aber durch die liebenswürdigste Grazie und die unverkennbare Güte seiner Natur verdeckt; Erziehung, angeborener, natürlicher Anstand, ein Sinn für Schicklichkeit, der jetzt nur hier und da durch Geistesabwesenheit und Zerstreuung unbemerkbar wird, Umgang mit trefflichen Männern aller Art und selbst mit Leuten von hohem Stande ließen sie nie hervortreten, und Hölderlin benahm sich daher mit einer Bescheidenheit, mit der er sich viele Herzen gewann. Alle diese Formen der Höflichkeit und Artigkeit sind ihm so angewöhnt, daß er sie jetzt noch gegen Jedermann beobachtet. Allein wie er bei so zerstörtem geistigen Leben, bei so langer Abgeschiedenheit auf die absurdesten Dinge kommen muß, so übertreibt er auch jene Convenienzen und Ceremonien und nennt die Leute bald Majestät, bald Heiligkeit, bald Baron und bald Pater. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß er bei Hofe war, als seine Raserei gewaltsam und entschieden ausbrach, und daß wol auch etwas Stolz und Eitelkeit mitunter ihr Spiel haben können sowie seine auffallende Neigung, sich Jedermann in einer unübersteigbaren Ferne zu halten. Aber daß er wirklich mit Königen umzugehen glaubt, daran ist nicht zu denken; denn, wie ich oben bemerkte, er ist kein Narr, hat keine fixe Idee, und sein Zustand ist nur der einer Geistesschwäche, welche durch ein zerstörtes Nervensystem zu einer unheilbaren Krankheit geworden ist.

Wie er Alles meidet, was ihn plagt, was ihm die Denkfunction in noch größere Verwirrung bringt, so erinnert er sich auch weniger gern an die wichtigern Gegenstände seines frühern Lebens, die seine Krankheit veranlaßt haben. Kommt er aber darauf, so wird er entsetzlich unruhig, er tobt, er schreit, er geht Nächte lang umher, er wird unsinniger als gewöhnlich und läßt nicht eher nach, bis seine allzu geschwächte physische Natur ihre Erhaltungsrechte ausübt. Ist er erzürnt und gereizt, wie zum Beispiel damals, als es ihm in den Kopf kam, plötzlich nach Frankfurt zu gehen, so sucht er aus Bitterkeit sich sein Zimmerchen, auf das er die ganze weite Welt reducirt hat, auf einen noch kleinern Raum zu

reduciren, als wie wenn er dann sicherer, unangefochtener wäre und den Schmerz besser aushalten könnte. Dann legt er sich zu Bette.

Das viele Sinnlose, was er zu sich selbst und Andern spricht, ist die Folge seiner Art, sich zu unterhalten. Er ist allein, er hat Langeweile, er muß sprechen. Er sagt etwas, das vernünftig ist, er kann es nicht weiter ausbilden, es kommt ihm etwas Anderes im Sinn, und das wird Schlag auf Schlag von einem Dritten und Vierten verdrängt und zernichtet. Jetzt kommt eine schreckliche Confusion heraus, er fühlt sich übel darin, er redet Unsinn, plaudert Bedeutungsloses, während sein Geist wieder ausruht. Ist er mit Andern zusammen, so glaubt er artig und gesellig sein zu müssen, er fragt also, sagt etwas, aber ohne alles Interesse an dem Fremden sowie ohne Interesse an Dem, was dieser gegen ihn äußert. Er ist unterdessen so mit sich selbst verwickelt, daß er den Zweiten gleich annullirt und mit sich selbst spricht. Befindet er sich nun in der Verlegenheit, antworten zu müssen, so mag er nicht denken, er versteht nicht, was man ihm sagt, weil er es nicht beachtet, und er fertigt demnach den Gesellschafter mit Unsinn ab.

Die unzähligen närrischen Curiositäten sind größtentheils eine leicht erklärbare Ausgeburt seines Einsiedlerlebens. Kommen ja sogenannte vernünftige Menschen, die viele Jahre lang sich zurückziehen, besonders wenn sie nichts arbeiten, auf Dinge, die kaum einem ausgemachten Narren anstehen würden; um wie viel mehr ein Unglücklicher, der nach einer Jugend voll Hoffnungen und Freuden, voll Schönheit und Reichthum durch eine unglückselige Combination der Umstände, ein allzu reizbares geistiges Wesen und einen allzu straff gespannten Geist ganze Jahrzehnde fern von jeder Berührung mit der Welt lebt und nichts mehr besitzt, um sich seine Zeit zu vertreiben, als das zerstörte Uhrwerk seines Denkvermögens.

Sollen wir nun unsere Antwort auf eine Frage geben, die sich uns so unwiderstehlich bei der Betrachtung des herzerschütternden Schicksals dieses einst so viel verheißenden Geistes aufdrängt, ob er nämlich noch genesen, ob er erwachen und zum vollkommenen Gebrauch seiner geistigen Kräfte gelangen werde, so müssen wir mit dem tiefsten Schmerz gestehen, daß uns eine solche Veränderung seines psychischen Lebens zwar wünschenswerth, aber nicht glaubwürdig ist. Hölderlin's körperliche Verfassung ist dergestalt zerstört, daß er andere Nerven bekommen müßte, um den Geist von sei-

nen Fesseln zu befreien. Das aber, was wir hoffen und elbst nach manchen Erfahrungen glauben, ist eine momentanes Genesung, die dem Unglücklichen kurz vor der Auflösung der für ihn so schrecklich gewordenen Verbindung zwischen Leib und Seele vielleicht zu Theil werden wird. Aber gewiß könnte dies nur ein Augenblick sein, und nur der letzte. Als ich Deutschland verließ, hatte Hölderlin schon bedeutend abgenommen, er war erschöpfter als gewöhnlich und auch stiller. Vor sechs Jahren hatte sein Auge noch Feuer und Kraft, und sein Gesicht noch Leben und Wärme. Es wurde aber zuletzt auch matter und abgelebter. Es ist nun lange her, daß ich nichts mehr von ihm hörte. Er hat sein Leben nun auf 57*) Jahre gebracht, von denen ihm nur die ersten drei Jahrzehnde nicht verloren gehen sollten. Keiner Seele ist der Abschied von einem Körper mehr zu wünschen, der ihre Thätigkeit, ihre schönsten Kräfte, ihren kühnsten Flug hemmt, als jener allzu fein und verletzbar gewebten, die der Sturm des Verhängnisses zerrissen! Hoffen wir darum, daß jener einzige und letzte Augenblick dem edeln, nun aus unserer Gesellschaft getretenen Freunde werde, und daß ihm vor der Wanderung in ein anderes Leben das schwermüthige Räthsel des vergangenen noch klar und die Hoffnung des zukünftigen neu lebendig werde!

---

*) Jetzt also über sechszig. D. Herausg.

Adolf Gottlob Lange,

Rector und erster Professor der königl. Landschule Pforte.

Von

Karl Georg Jacob,

Doctor der Philosophie und Professor an der Landschule Pforte.

Das Leben eines Schulmannes ist in der Regel einfach und bietet nach Außen hin nur wenige bemerkenswerthe Ereignisse dar. Um so wichtiger aber ist das innere Leben des Lehrers und Erziehers, und es verdient daher eine langjährige, gesegnete Wirksamkeit ein dankbares Andenken in dem Gedächtnißbuche der Zeitgenossen. Der Name des Mannes, zu dessen Erinnerung diese Blätter bestimmt sind, sowie seine lange und erfolgreiche Wirksamkeit an einer der ersten Schulen Deutschlands war nicht blos den zünftigen Philologen bekannt; denn seit Jahren ehrten in ihm viele Gebildete im deutschen Vaterlande den geistreichen Gelehrten und warmen Freund alles Guten und Schönen. Sein früher Tod hat mithin Trauer und Betrübniß verbreitet; mögen daher die Verehrer und Schüler in diesen wenigen Blättern die Grundzüge seines Lebens und Wirkens wiederfinden. Eine ausführlichere Darstellung seiner Amtsführung und seiner gelehrten Thätigkeit muß einer andern Gelegenheit aufbehalten bleiben.

Adolf Gottlob Lange war zu Weißensee im jetzigen Herzogthum Sachsen am 22. April 1778 geboren. Sehr früh entriß ihm der Tod seinen Vater, den allgemein geachteten Archidiakonus in seiner Vaterstadt; die Mutter, eine durch viele Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnete Frau, erzog mit kräftigem, ja fast männlichem Geiste der

hinterlaſſenen Sohn und deſſen vier Geſchwiſter und hat die Freude erlebt, ein hohes Alter unter trefflichen, die theure Mutter mit echter Pietät ehrenden Kindern zu erreichen. Lange's Vater und Großvater hatten ihre Bildung zu Schulpforte erhalten, aus ihren Geſprächen war in dem Sohne ſchon früh die Sehnſucht nach jener berühmten Lehranſtalt erwacht, und mit wahrer Freude ſah er ſich in ſeinem elften Jahre unter die Zöglinge derſelben aufgenommen. Sechs glückliche Jahre verlebte er hier im Genuſſe der Natur, Wiſſenſchaft und Freundſchaft; mit hoher Freude gedachte er noch in ſpätern Jahren ſeines Lebens dieſer Zeit, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die ganze Individualität Lange's durch dieſe Erziehung eine feſte und beſtimmte Richtung erhalten hat.

Zu Oſtern 1795 bezog er die Univerſität Leipzig mit den ehrenvollſten Zeugniſſen und begleitet von der Liebe ſeiner Lehrer, unter denen er ſich beſonders ſtets ſehr dankbar an den geiſtlichen Inſpector Schmieder und an den Conrector Weiske erinnerte. Hier ſtudirte er Theologie, ward jedoch bald weit mehr von der Philologie angezogen und gehörte daher zu den fleißigſten Zuhörern Beck's und zu den erſten Schülern Hermann's. Schon damals nahmen Lange's philologiſche Studien jene beſondere Richtung auf die Archäologie, der er während ſeines ganzen Lebens treugeblieben iſt. Bei ſehr beſchränkten Mitteln ſah er ſich genöthigt, Privatunterricht in mehren Familien zu ertheilen, am längſten in der Familie des Kaufmanns Schilling, wo er zugleich in ſehr angenehmen Verhältniſſen lebte. Im J. 1800 ward er Doctor der Philoſophie und ging darauf im J. 1801 auf Hermann's Empfehlung als Hülfslehrer an das Gymnaſium zum grauen Kloſter nach Berlin. Seine amtliche Stellung war zwar hier beengt und untergeordnet, er fand jedoch dafür im Umgange mit Spalding, Gedicke, Heindorf, Buttmann, Nieräſe und andern gelehrten und hochgeachteten Männern hinlängliche Entſchädigung. Seine Talente als praktiſcher Schulmann entwickelte Lange hier in einem ausgezeichneten Grade, wie uns mehre ſeiner noch lebenden Collegen und Schüler verſichert haben; überdies erwarb ihm ſein wiſſenſchaftliches Streben und ſeine angenehme Perſönlichkeit große Achtung.

Im Jahre 1804 ward Lange, durch Spalding an den damaligen Oberhofprediger Reinhard zu Dresden warm empfohlen, von dem kurfürſtl. ſächſ. Oberconſiſtorium als Tertius nach Schulpforte berufen und trat noch in demſelben Jahre

sein Amt an. Der gelehrte Ilgen stand damals als Rector dieser Anstalt vor; unter ihm begann Lange eine vielseitige, segensreiche Thätigkeit, die er 27 Jahre lang mit immer gleicher Liebe und mit rastlosem Eifer, der durch Krankheit zwar öfters geschwächt, aber nie unterbrochen werden konnte, fortgesetzt hat. Eine große Anzahl berühmter Männer aus allen Fächern wissenschaftlicher Ausbildung zählt sich unter seine Schüler und verehrte ihn mit derselben Dankbarkeit, mit welcher Lange seine eignen Lehrer geehrt hatte. Unter den ersten jener Schüler waren Thiersch, Dissen, Jacobs (einst in Halle), Ehrenberg; von den spätern nennen wir hier nur die Gebrüder Nizsch, Näke, Schilling, Köster, Meineke, Bachmann, Spitzner, von Ammon, Spohn.

Als im Jahre 1815 Pforte mit dem Herzogthum Sachsen an den König von Preußen überging, weihte Lange dem neuen Landesherrn dieselbe Liebe und Verehrung, mit welcher er dem Könige von Sachsen, auf dessen Schulen und Universitäten er seine Bildung erhalten hatte, ergeben gewesen war. Dieselbe Anerkennung seiner Verdienste ward ihm aber auch von den neuen Behörden zu Theil, die seinen Werth vollkommen zu schätzen verstanden und ihm ein Vertrauen schenkten, wie es nicht leicht ein anderer Schulmann in diesem Umfange genossen hat. Je länger die vorgesetzten Behörden Lange's Wirksamkeit kennen lernten, um so mehr stieg auch ihre Achtung gegen ihn: so, als er im J. 1825 in die Stelle des zweiten Professors einrückte; so, als er vier Jahre darauf unter der aufrichtigsten Theilnahme der Lehrer, Beamten und Schüler von Pforte sowie vieler auswärtiger Freunde und Schüler sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte; so endlich im J. 1831 bei seiner Ernennung zum Rector der Landschule. Als der hochverdiente Ilgen nach langjähriger Dienstzeit seines Amtes entbunden zu sein wünschte, ward Lange mit der einstweiligen Verwaltung seiner Geschäfte beauftragt. Durch seine geschickte Amtsführung konnte der einstimmige Wunsch seiner Collegen, gerade ihn zum Rector ernannt zu wissen, nur gesteigert werden, und die Behörden, die keinen Würdigern kannten, trafen deshalb die nöthigen Einleitungen. Schon im J. 1820 war an Lange ein ähnlicher Ruf ergangen, jedoch von ihm bei veränderten Verhältnissen abgelehnt worden. Er kannte Pforte wie Wenige, nebst allen seinen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten, er wußte, welche Verwickelungen er als Rector zu lösen haben würde, er fürchtete, mit seiner oft angegriffenen Körperkraft nicht ausreichen zu können. Er kämpfte lange mit sich selbst, und die ver-

rautern Freunde, denen er sich ganz mittheilte, wissen, vie streng er es mit sich meinte, wie gewissenhaft er sich rüfte, und wie er ganz fern von allen äußern Vortheilen los das Wohl der Anstalt berücksichtigte. Endlich ent= chied die Liebe zu Pforte, er entschloß sich das Rectorat inzunehmen.

Am 19. April 1831 ward Lange feierlich in sein neues Amt eingeführt. Von allen Seiten zeigte sich dabei die herz= ichste Theilnahme, Lehrer, Schüler, Freunde von nahe nd fern wetteiferten, ihm Beweise ihrer Freude zu geben. In einer gehaltvollen Rede (die nach seinem Tode gedruckt vorden ist) sprach Lange so über sein neues Amt, daß Alle von den herrlichsten Erwartungen sich erhoben fühlten und iner schönen Zeit mit der größten Zuversicht entgegensehen u können glaubten.

Doch diese Hoffnungen sollten bitter getäuscht werden. Kaum zwei Monate lang vermochte er mit Ernst und Milde einem Amte vorzustehen; eine kurze Zeit, die aber hinlänglich eigte, was man von Lange zu erwarten hätte. Ein Wech= elfieber überfiel ihn, und das alte Unterleibsübel, das schein= ar unterdrückt schien, brach mit neuer Heftigkeit aus. Seine Kräfte vermochten nicht diesem doppelten Angriffe zu wider= tehen, die Krankheit stieg mit reißender Geschwindigkeit, und chon am Morgen des 9. Juli verschied er im Kreise seiner Familie und treu ergebener Freunde bei vollem Bewußtsein nd mit echt christlicher Ergebung. Sein Ende war in jeder Beziehung das Ende des Gerechten. Am 11. d. M. wurde nit der untergehenden Sonne seine irdische Hülle in das Grab gesenkt, zahlreiche Freunde begleiteten die Leiche, von Halle und Leipzig waren viele seiner dort studirenden Schü= er herbeigeeilt; die Thränen der Liebe, des Dankes und der eißesten Sehnsucht nach dem Verstorbenen waren seine schön= te Leichenfeier.

So viel über Lange's Leben. Was sich aus Briefen nd andern freundschaftlichen Mittheilungen über einzelne Ab= chnitte desselben hätte vollständiger beibringen lassen, würde ür den Zweck dieser Blätter zu ausführlich gewesen sein.

Lange war von Gestalt groß und gut gebaut, ein geist= eiches Auge belebte das wohlgeformte Gesicht, sein Aeuße= es war nie vernachlässigt, sondern stets mit Anstand und Geschmack geordnet. Aeltere Bekannte nennen ihn einen ra= chen und zierlichen Tänzer, er saß ferner sehr gut zu Pferde nd wußte gymnastische Uebungen mit Geschicklichkeit und Nutzen zu leiten.

Sowie Lange stets körperlich edel und anmuthig erschien, so war dies Edle auch in allen seinen Handlungen und Bestrebungen sichtbar. Wir möchten behaupten, daß eine edle Liberalität und ein höchst ausgebildetes Gefühl für das Schöne die vorherrschenden Züge in Lange's Charakter gewesen sind. Hierin zeigte er sich als einen echten Zögling des Alterthums; alles Gemeine, Niedere, Unedle war ihm in tiefster Seele verhaßt, den Mangel an Zartgefühl bei Andern empfand er höchst schmerzhaft, die Sucht nach Geld und Gewinn, das Streben nach äußerer Auszeichnung erschien ihm als etwas höchst Kleinliches. Dafür klang alles Große und Schöne in seiner Seele wieder; so erfüllten ihn die deutschen Freiheitskriege mit großer Freude, und die muthvolle Erhebung der Griechen begeisterte ihn zu lebhafter Theilnahme. Und wie er die Musik sehr liebte und mit Vergnügen musikalischen Unterhaltungen beiwohnte, so hatte er auch, um mit Shakspeare zu sprechen, Musik in sich selbst und besaß jene innere Harmonie, die nur edeln und guten Menschen zu Theil werden kann.

Diese echte Liberalität — wir sind weit davon entfernt, dies schöne Wort in dem verunstaltenden, französischen Sinne zu nehmen — sprach sich auch in allen Beziehungen, in welchen Lange zu seinen Schülern als Lehrer und Erzieher stand, aus. Von seiner Amtsführung in Berlin wird nur Gutes und Rühmliches berichtet; Pforte aber bot ihm ein weit schöneres Feld zur Ausübung seiner liberalen Gesinnungen dar; dieser Anstalt gehörte mit aufopfernder Liebe sein ganzes Wesen an. Er wußte wohl, was ihr Noth that, daher suchte er, so lange er noch nicht Rector war, stets dahin zu wirken, daß die Liebe zu dem classischen Alterthume, als der Quelle der edelsten Jugenderziehung, warm und lebendig erhalten werde, daß die Pietät der Jünglinge gegen Pforte, von der er selbst in einem so hohen Grade erfüllt war, zunehme, und daß unter ihnen immer mehr die Meinung abnehme, als wären sie hier nur in einem engen Gewahrsam und zu anstrengender Arbeit verurtheilt. Er wünschte auf das lebhafteste, daß die Schüler den Vortheil einsehen möchten, hier während einiger Jahre in Ruhe und Heiterkeit, abgetrennt von der Welt und ihrem Treiben, leben zu können; und bei recht vielen ist dies gelungen, die jetzt sein Andenken segnen. Für die entferntere Umgebung hat Lange seine Ansichten in einer lateinischen Rede*) entwickelt, die er

*) De servitute disciplinae Portensis. 1821. 4.

auf höheres Verlangen dem Druck übergab, und die von Keinem, der über Pforte nicht aus eigner Anschauung sprechen kann, ungelesen bleiben sollte. Als er Rector geworden war, entging es ihm nicht, daß die ihm untergebene Anstalt mancher zeitgemäßer Veränderungen bedürfe. Manches ward daher von ihm vorbereitet, wobei er der Zustimmung der Behörden gewiß war; da riß ihn der Tod von einer Stelle, die er als ein geborener Rector von Pforte so würdig ausfüllte wie nur sehr Wenige vor ihm.

Die Zöglinge von Pforte und besonders diejenigen, welche nach der dortigen Einrichtung seiner besondern Aufsicht empfohlen waren, fanden ihn stets sehr sorgsam und aufmerksam für ihr geistiges und körperliches Wohl. Auch hier verband er Ernst mit Milde, vernünftige Strenge mit nachsichtiger Beurtheilung jugendlicher Gemüther; die Fröhlichkeit der Jugend, insofern sie rohe Ausbrüche vermied, war ihm sehr lieb, und mehr als einmal hat man ihn an ihren Belustigungen Theil nehmen sehen und auf dem Spielplatze ihre jugendlichen Vergnügungen leiten. Auch hier zeigte es sich deutlich, wie so jung sein Herz trotz der vorgerückten Jahre geblieben war.

Als Lehrer zeichnete sich Lange ganz besonders durch die Gabe der Anregung und Belebung seiner Schüler aus. Ueber seine gründliche Gelehrsamkrit, seine vielseitige Bildung, seinen gediegenen Geschmack ist nur Eine Stimme unter den Gelehrten Deutschlands; es begreift sich also auch leicht, daß diese Eigenschaften die Grundlage seiner Lehrmethode waren. Aber nicht alle Männer vermögen so anzuregen, wie Lange in seinen öffentlichen Lehrstunden und in den Privatstunden, die er viele Jahre lang wenigen auserlesenen Schülern ertheilte, es vermocht. Manche treffliche literarische Erzeugnisse verdanken ihre Entstehung der Liebe, welche Lange seinen Schülern in diesen Stunden für einzelne Gegenstände des classischen Alterthums einzuflößen wußte. Wir wollen hier nur an die Vorrede von Nizsch zu seinen „Erklärenden Anmerkungen zu Homer's Odyssee" erinnern; viele andere Schriften wurden ihm in anerkennender Dankbarkeit gewidmet, welche der Raum aufzuzählen verbietet. Ein besonderes Verdienst hat sich Lange durch seine Vorträge über Archäologie und Geschichte der alten Literatur während einer Reihe von Jahren erworben. Die geistreiche Art des Vortrags, das gereifte Urtheil, die Verbindung grammatischer Gründlichkeit mit einem lebendigen Gefühle für das Schöne haben diesem Unterrichte eine verdiente Berühmtheit

gegeben und den Altmeister der heutigen Archäologie, unsern Böttiger, zu mehrmaliger öffentlicher Erwähnung desselben veranlaßt.*)

Mit dieser kräftigen Belebung des Studiums der altclassischen Literatur war bei Lange eine echt christliche Gesinnung und wahre Frömmigkeit verbunden. Der gottgeweihte, geistliche Sinn seines Vaters war ihm durch sein ganzes Leben als ein kostbares Erbtheil geblieben, ihn suchte er auch in seinen Schülern zu wecken, und es ist ihm bei vielen derselben gelungen, die es dankbar bezeugen, wie viel sie seinem Religionsunterrichte, den er eine Zeitlang ertheilte, verdanken, wie gerührt und wahrhaft erbaut sie aus seinen religiösen Vorträgen gegangen sind. Seine ganze Seele war in solchen Augenblicken betheiligt, und man konnte ihn nicht sehen, ohne sich zu überzeugen, daß er ein sehr frommer Mann war. Das zeigten auch die letzten Augenblicke seines Lebens, die Ruhe und Ergebung, mit welcher er aus einem Leben, das ihm so viel Schönes bot, schied, das fromme Vertrauen, mit welchem er die Seinigen dem Schutze der göttlichen Vorsehung empfahl. Das von ihm veranstaltete Schulgesangbuch**) wird den Schülern von Pforte und Allen, die ihn näher kannten, stets ein Andenken edler und echter Religiosität sein.

Freundschaft war Lange kein Alltagswort. Die Freunde seiner Jugend liebte er warm und herzlich und war zu jeder Aufopferung für sie bereit; sein Eifer, ihnen zu dienen, kannte keine Grenzen. Auch im schon vorgerückten Alter schloß er sich noch gern an jüngere Männer an; war auch gleich sein Benehmen Anfangs etwas kalt und zurückhaltend, so erwärmte sich doch sein Herz bald im nähern Umgange, er fand gern gegenseitige Berührungspunkte, und die Liebe zum Edeln und zum Guten vereinigte ihn leicht mit den Gleichgesinnten. Davon zeugte die herzliche Trauer, die über seinen Tod in so vielen Gegenden Deutschlands sich aussprach; seine Freunde wußten, was „es für eine Gottesgabe um einen so weisen und sorgfältigen Freund sei".***) Im geselligen Umgange war Lange heiter, belebt und Andere belebend. Mit der Art unserer heu-

*) In den Anmerkungen zu Elise von der Recke's „Tagebuche", Th. III, S. 121, und dann in der Vorrede zum ersten Hefte von „Archäologie und Kunst", S. xv.

**) Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauche für Schulen. Leipzig, 1827.

***) Worte Schiller's an Göthe in deren Briefwechsel, Th. IV, a. E

tigen großen Gesellschaften, am Spieltische Unterhaltung zu finden, hat er sich nie befreunden können, wenngleich er in vertrautem Kreise nicht selten dem Kartenspiele ein Stündchen widmete, jedoch blos als Erholung nach einem mühsamen und anstrengenden Tagewerke. Seine Unterhaltung suchte er vorzugsweise in geistreichem Gespräche, in anmuthigen Scherzen, in einer sehr geschickten Verpflanzung wissenschaftlicher Gegenstände in den Kreis der Gesellschaft, wo er zugleich belehrte und unterhielt. Manches schöne Gedicht, manches scharfsinnig erfundene Räthsel, manche populaire Darstellung alterthümlicher Gegenstände verdankten dem gesellschaftlichen Kreise ihre Entstehung und dürften für die Widersacher zünftiger Philologen ein genügender Beweis sein, wie wenig die Beschäftigung mit den Wissenschaften der Vorzeit seinen Blick für die heitere Gegenwart getrübt hatte.

In den Beziehungen zu seinen Collegen herrschte bei Lange, wie in seinen andern Lebensverhältnissen, jene schöne Liberalität ganz vorzüglich. Gefällig und dienstfertig, wo es von ihm verlangt ward, aushelfend mit Rath und That, wissenschaftliche Bestrebungen nach Kräften durch freundschaftliche Besprechung fördernd, so haben ihn alle Die gekannt, welche mit ihm in collegialischen Verhältnissen zu stehen das Glück hatten. Sein eignes Interesse, seinen eignen Vortheil machte er nie geltend, mit außerordentlicher Delicatesse wußte er die verschiedenen Ansichten zu behandeln, endlich mit einer Kunst, die Wenige so gut wie er verstehen, die schroffsten Gegensätze auszugleichen und sie trotz ihrer Verschiedenheit zum Heile der Schule zu benutzen. Seine amtlichen Verhältnisse waren mehr als einmal sehr schwierig, mehr als einmal hatte er mit Launen und mit Eigensinn zu kämpfen; aber er hat von seinem wohlbegründeten Rechte nie einen zu großen Gebrauch gemacht und suchte lieber auf freundlichem Wege, durch Beschwichtigung der Verstimmung Anderer Das zu erlangen, was er nach seiner amtlichen Befugniß hätte fodern können. Diese glückliche Mischung von Ernst und Milde, diese Klugheit in Behandlung verschiedenartiger Charaktere hatte ihm das festeste Zutrauen seiner Collegen erworben, und sie bedauern es daher um so schmerzlicher, eines solchen heil- und friedebringenden Vorstandes beraubt zu sein.

Bei etwaigen Mishelligkeiten und Reibungen aber fand Lange stets seine beste Erholung in seinem Familienkreise. Im Jahre 1807 hatte er sich verheirathet, und durch die herzliche Liebe seiner edeln Gattin, ihre treue Sorgfalt für des Gatten und der Kinder Wohl und ihre immer gleiche

Freundlichkeit war dieſe Ehe eine der glücklichſten geworden. Sechs Kinder entwickelten ſich auf das ſchönſte um die liebenden Aeltern. Lange war ein höchſt zärtlicher Familienvater, der ſtets die Seinigen gern um ſich hatte und niemals durch die dringendſten Geſchäfte ſich in der Sorge für ſeine Kinder ſtören ließ. Tief trauert die Gattin um den Verluſt eines ſolchen Gatten und Vaters ihrer Kinder; dieſen, die zum größten Theile noch unerzogen und alle noch unverſorgt ſind, bleibt das Andenken des verſtorbenen Vaters dafür ein ſchönes Vorbild, welches die Erinnerungen der trefflichen Mutter um ſo lebendiger in ihnen erhalten werden.

Es iſt nun noch übrig, von Lange's ſchriftſtelleriſchen Verdienſten zu reden. Die Zahl ſeiner Schriften iſt nicht groß, denn Lange's Zeit war durch vielfache Obliegenheiten in Anſpruch genommen, da er von dem Grundſatze ausging, daß ein Schulmann, der ſich ernſtlich um ſeine Schüler bekümmert, in ihnen jeden Funken des Guten anzufachen bemüht iſt und, mit einem Worte, ſie nicht blos lehrt, ſondern auch bildet, nur wenige Zeit zu literariſcher Thätigkeit übrigbehält. Um ſo größere Anerkennung fand aber Alles, was von ihm geſchrieben ward, und die unparteiiſche Kritik hat die gründliche und geſchmackvolle Gelehrſamkeit in ſeinen Schriften ſtets des größten Lobes werth gefunden. Seine archäologiſchen Arbeiten waren ſtets auf philologiſche Studien begründet; jenes vornehme Weſen, welches mit techniſcher Fertigkeit ſich breitmacht, war ihm bei archäologiſchen Unterſuchungen ganz zuwider. Philologiſche Kritik und Exegeſe übte Lange mit vieler Geſchicklichkeit, ſeine Latinität war rein und fließend, ſein Urtheil über Bücher zeigte durchgängig von einem ſehr gebildeten Geſchmacke und vielſeitiger Auffaſſung des behandelten Gegenſtandes. Eine reiche und wohlgeordnete Beleſenheit war nicht die kleinſte Zierde von Lange's literariſchen Erzeugniſſen; er prunkte nie damit, aber ſie ſtand ihm ſtets zu Gebote. Wir müſſen es beklagen, daß von ſeinen Sammlungen, z. B. über die Homeriſchen Gedichte, über des Tacitus „Germania", nicht mehr zur öffentlichen Kunde gekommen iſt. Die Geſtalt, welche er dieſen Collectaneen gegeben haben würde, läßt ſich aus ſeinen Papieren nicht füglich herſtellen.*)

*) Seine archäologiſchen Schriften ſind: Luigi Lanzi, „Ueber die Sculptur der Alten. Aus dem Ital. überſetzt mit Zuſätzen des Ueberſetzers" (Leipzig, 1816, 4.); „Ueber den Schild des Sci-

In den Literaturen der neuern Sprachen war Lange kein Fremdling; auch dem auflebenden Studium der altdeutschen Literatur wandte er seine Theilnahme zu, wie unter Anderm die Rede zeigt, welche er bei der Versammlung des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins hielt.*) Er dachte hier mit Göthe**), daß es gut sei, in einem uns sonst unbekannten Felde einen Pfahl zu schlagen und eine Stange aufzustellen, nach der man sich gelegentlich orientiren kann. Die Geschichte und die Alterthümer Thüringens hatten überhaupt einen großen Reiz für ihn, und seine Freunde erinnern sich mancher werthvollen, noch ungedruckten Abhandlungen über diese Gegenstände. Für die Geschichte von Pforte sammelte er mit unermüdlichem Fleiß; seine sämmtlichen, dahin einschlagenden Papiere und Druckschriften hat er der Bibliothek der Anstalt geschenkt. Möchten sie doch dereinst in seinem Geiste würdig benutzt werden!

So war der Mann, dessen frühzeitiger Verlust viele Hunderte, denen er Lehrer und Vorbild war, beklagen, um

---

pio", im zweiten Hefte von Welcker's „Zeitsch. für alte Kunst"; „De Minerva, Erichthonium a terra tollente" (Naumburg, 1831), zur Erläuterung eines Vasengemäldes. Noch gehört hierher eine Abhandlung über den Drudenfuß im ersten Hefte von Böttiger's „Archäologie und Kunst", S. 56—68; „Ueber die Augen der alten Statuen" im „Deutschen Mercur", 1803, St. 5, 6; sowie mehre Recensionen in der „Leipziger Literaturzeitung". Die philologischen Schriften sind: „Vindiciae tragoediae Romanae" (Leipz., 1822, 4.); ein ohne seinen Namen besorgter Abdruck des Isokratischen „Archidamus" (Leipz., 1827, 12.); eine von ihm, dem Prof. Wolff und dem Vf. dieses Aufsatzes herausgegeb. Chrestomathie: „Crustula seu excerpta e variis scriptoribus Latinis. In usum scholae Portensis" (Leipzig, 1826, 12). In den von Beck herausgegebenen „Act. semin. reg. philog. Lips." findet sich die Abhandlung: „Dialogus de oratoribus Tacito vindicatus" (Th. I, S. 77 fg.), die neuerdings in Dronke's Ausgabe mit Zusätzen abgedruckt ist; ferner philologische Bemerkungen: „Silvulae Portenses", in Th. II, S. 174 fg. Aehnlichen Inhalts sind die „Silvae Portenses" in Thiersch's „Act. philol. Monacens.", Bd. II, Th. 4, S. 595 fg. und Bd. III, Th. 1, S. 45—60. Endlich war Lange Mitarbeiter an den Heidelberger und Berl. Jahrbüchern, am „Deutschen Mercur", am „Morgenblatt" und „Kunstblatt", früher an den „Annalen des Theaters" in Berlin, der „Zeitung für die elegante Welt" und einigen Provincialblättern. Eine geistreiche freimaurerische Schrift: „Der Hammer", ist neuerdings besonders zu Altenburg gedruckt worden.

*) Im zweiten Jahresbericht des genannten Vereins (Naumburg, 1822), S. 1—30.

**) Im Briefwechsel mit Schiller, VI. 117.

den seine Freunde, seine Familie, die Anstalt, die an ihm so viel verloren hat, und Alle, die wahre Geistesbildung zu schätzen wissen, tief und herzlich trauern. Von diesen Allen wird er nicht vergessen sein, denn

Wer im Gedächtniß seiner Lieben lebt,
Ist ja nicht todt. Er ist nur fern. Todt nur
Ist, wer vergessen wird; er aber wird,
Ich weiß es, nicht vergessen sein von uns.
(Lope de Vega.)